Die Grenzboten

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

49. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1890

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1890. Erstes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen und Unterrichtswesen

Ein Blick auf das vergangene Jahr. S. 1.
Deutsch-Ostafrika. S. 49.
Die Furcht vor deutscher Kolonisation in Rußland. S. 94.
Zur Charakteristik der Deutschfreisinnigen. S. 201.
Die Ansiedelung deutscher Landwirte in Lothringen. S. 206. 253.
Die Nationalliberalen und die Sozialistenvorlage. S. 249.
Das soziale Kaisertum. S. 297.
Weiteres zur Charakteristik der Deutschfreisinnigen. S. 379.
Die Sozialdemokratie auf dem Lande und die evangelische Kirche. Aus Hessen. S. 441.
Nach den Reichstagswahlen. Von A. Gehlert. S. 489. 537.
Die zukünftigen Parteien. S. 585.
Fürst Bismarcks Rücktritt. S. 624.

Die Pforte, Frankreich und der Sklavenhandel. S. 105.
Verlegenheiten in Spanien. S. 153.
Französische Abneigung gegen England. S. 302.
Stoffels Flugschrift. S. 345.
Randglossen zum böhmischen Ausgleich. S. 393.

Die Wohnungsnot der Beamten. S. 112.
Die Wohnungsfrage S. 170.
Der Zunftzwang. S. 447.
Die Arbeiterbewegung in England. S. 174.
Die Bauerntumulte in der Lombardei. S. 352.

Das Neueste der Strafrechtswissenschaft. S. 158.

Ein militärfreier Stand? S. 17.
Die allgemeine Wehrpflicht in den Wehrgesetzen Deutschlands und Frankreichs. Von Hans Idel. S. 60.
Zur Reform der Militärstrafprozeßordnung. S. 307. 355.
Die Militärpflicht der Mediziner. Von Robert Maner. S. 549.

Die Ausbildung für das Lehramt an den höhern Schulen. S. 360.
Unsre Lehrerinnenseminare. S. 398.
Der Verein für Schulreform. S. 592.

Geschichte

Ein Original aus den Befreiungskriegen. S. 497.
Beobachtungen und Urteile eines sächsischen Diplomaten. 1. S. 78. — 2. S. 119.
Sybel über die Gründung des Reiches. 1. S. 218. — 2. S. 262.
Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg. S. 404.

Sprach- und Litteraturwissenschaft

Phonetik. Von O. Schulze. S. 20.
Bedenken über die Sprachverbesserung. S. 273.
Allerhand Sprachdummheiten. S. 313. 412. 513. 610.

Neue Briefe von Goethes Mutter. Von Karl Heinemann. S. 28.
Jean Paul. S. 85.
Zur Erinnerung an Otto Ludwig. S. 424.
Ars militans — Ars triumphans? S. 527.
Neue Romane. S. 553.
Drei Dichterinnen. Von Moritz Necker. S. 601.

Studien zur englischen Litteratur der Gegenwart. Von E. J. Groth. S. 127. 181.
Italienische Dichter. S. 324.

Zur Geschichte von dem kranken Königsohn. Von F. Kuntze. S. 227. 287.
Vorhang und Drama. Von K. Heinemann. S. 459. 520.

Kunst und Altertumswissenschaft, Kunstpflege

Schliemanns Ausgrabungen und Ägypten. S. 452.
Humor und Komik in der griechischen Kunst. S. 328. 367.

Die Kennzeichenlehre Giovanni Morellis. Von Adolf Rosenberg. S. 431.
Antoine Watteau. Von Adolf Rosenberg. S. 190.

Wiener Volksstücke. S. 562.

Verschiednes

Das Nationalgefühl. S. 8. 69.
Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. 15. Ein Wunschzettel an den Zeitgeist. S. 39.
Das Wetterrätsel. S. 374.
Wie ich Herrn Madsen kennen lernte. Eine kleine Jägergeschichte von Sophus Bauditz. Übersetzt von Therese Lorck. S. 468. 567.
Wie man auf dem Lande wählt S. 615.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Korpsstudententum. 1. Aus dem Süden. S. 96. 2. Aus Breslau. S. 97. — Eine Jubelausgabe von Bürgers Gedichten. S. 97. — Der Bürgermeister von Longerich. S. 141. — Theodor Fontane. S. 143. — Zum deutschen Wörterbuch. S. 144. — Wo hinaus? S. 239. — Die Poesie der märkischen Landschaft. S. 241. — Erinnerungen an die Kaiserin Eugenie. S. 293.

— Das Zwiebelmuster. S. 295. — Aus dem sächsischen Landtage. S. 336. — Vierter Klasse. S. 338. — Jüdische Selbstbespiegelung. S. 340. — Das Richtersche A B C-Buch. S. 385. — Eine Judenschule. S. 387. — An die Redaktion der Grenzboten. S. 389. — Die Fremdwörter und die Sozialdemokratie. — S. 440. — Der alte und der neue Sultan von Sansibar. S. 474. — Zur Charakteristik Kaiser Josefs des Zweiten. S. 477. — Von Leipzig über Australien ins Fichtelgebirge. S. 479. — Suggestion. S. 481. — Zur Beurteilung Anzengrubers. S. 482. — Auch eine Verdeutschung. S. 483. — Moral und Kunst. S. 534. — Noch drei Epiloge zu den Wahlen. S. 573. — Deutsche und Polen. S. 580. — Die kaiserliche Verordnung über den Unterricht. S. 581. — Ein Brief Friedrich Wilhelms IV. S. 583. — Bismarck vor der Reichstagsopposition geflüchtet. S. 628. — Die Parteien in Hannover. S. 629 — Die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen. S. 631.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*B. Suphan, Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe. S. 28.
C. A. Mc Murry, Die Organisation des höhern Schulwesens in den Vereinigten Staaten Amerikas und in England. S. 48.
R. Biese, Grundzüge moderner Humanitätsbildung. S. 48.
*B. Förster, Deutsch-Ostafrika. S. 49.
*Vitzthum von Eckstädt, London, Gastein und Sadowa, 1864 bis 1866. 1. S. 78. — 2. S. 119.
*P. Nerrlich, Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. S. 85.
E. Griesebach, G. A. Bürgers sämtliche Gedichte. S. 97.
W. Preyer, Biologische Zeitfragen. S. 100.
M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel. S. 104.
Th. Fontane, Gedichte. S. 143.
J. Herrmann, Sein und Werden in Raum und Zeit. S. 145.
E. Curtius, Unter drei Kaisern. S. 147.
O. Fleischmann, Das Christentum und seine Gegner. S. 147.
J. Schiller, Probleme aus der christlichen Ethik. S. 148.
C. F. G. Heinrici, D. August Twesten. S. 149.
O. Mejer, Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. S. 149.
O. Kunzemüller, Die Überfüllung der gelehrten Fächer. S. 150.
E. du Bois-Reymond, Adalbert von Chamisso als Naturforscher. S. 150.
E. Reich, Grillparzers Kunstphilosophie. S. 151.
*E. Hannover, Antoine Watteau. S. 190.
M. Schwalb, Elias der Prophet. S. 196.
F. Studniczka, Kyrene, eine altgriechische Göttin. S. 197.
Th. Heyse, Catulls Buch der Lieder. S. 197.
E. Hallier, Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. S. 198.
O. Mejer, Wolf Goethe. S. 199.
A. Charpentier, Russische Wanderbilder. S. 199.
E. Wichert, Littauische Geschichten. S. 199.
H. Arnold, Neue Novellen. S. 200.
J. Frapan, Hamburger Novellen. S. 200.
E. Ziel, Moderne Xenien. S. 200.
*H. v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. 1. S. 218. — 2. S. 262.
O. Henne am Rhyn, Kulturgeschichtliche Skizzen. S. 242.
O. Efferts, Arbeit und Boden. S. 243.
Th. Hertzka, Freiland. S. 245.
R. Abendroth, Das Problem der Materie. S. 246.
L. Fischer, Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. S. 248.
Michel, Die römische Kirche. S. 248.
M. Carette, La Veille de la chûte d'un empire. S. 293.
*P. Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. S. 324.
Chr. Schrempf, Zur Psychologie der Sünde, der Bekehrung und des Glaubens. Zwei Schriften Sören Kierkegaards. S. 341.
Luthers Werke für das christliche Haus. S. 342.
A. Stölzl, Fünfzehn Vorträge. S. 342.
F. Bornhak, Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern. S. 343.
A. Stern, Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. S. 343.
*Stoffel, De la possibilité d'une alliance Franco-Allemande. S. 345.
*G. Lamprecht, Wetter, Erde und Erdenringe. S. 377.
K. Wippermann, Deutscher Geschichtskalender für 1889. S. 390.
W. Pierson, Preußische Geschichte. S. 390.
A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. S. 390.
*G. Morelli, Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München u. s. w. S. 431.
*C. Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen. S. 452.
M. Reichardt, Christliche Lebensbilder. S. 484.
W. M. Salter, Moralische Reden. S. 485.
F. Harms, Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. S. 485.
F. Kalle und O. Kamp, Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen. S. 486.
P. Müller-Walde, Lionardo da Vinci. S. 487.
*W. Raabe, Unsres Herrgotts Kanzlei, Die Leute aus dem Walde, Der Lar. S. 553.
*O. von Redwitz, Glück. S. 559.
*J. Kurz, Florentiner Novellen. S. 602.
*A. v. Puttkamer, Akkorde und Gesänge. S. 604.
*A. v. Hörmann, Oswald von Wolkenstein. S. 607.



Ein Blick auf das vergangne Jahr

Geraume Zeit sind wir im deutschen Reiche nicht in der Lage gewesen, einem scheidenden Jahre mit solcher fast ungeteilten Zufriedenheit nachzublicken, wie jetzt dem Jahre 1889. Wir haben es doppelt glücklich zu preisen, wenn wir ihm den unmittelbar vorausgegangnen Zeitabschnitt an die Seite stellen, in dem uns rasch nach einander zwei Kaiser entrissen wurden, und in dem uns, wenigstens in seiner ersten Hälfte, nicht bloß von außen, vom östlichen wie vom westlichen Teile unsers Gesichtskreises, schwere Gefahr drohte, sondern sich auch im Innern ein Umschwung der Dinge vollziehen zu wollen schien, der, so kurze Dauer er auch voraussichtlich nur haben konnte, doch ernste Bedenken erwecken mußte, da er die Möglichkeit eines Systemwechsels in der innern wie in der äußern Politik nahe rückte, bei dem in wenigen Tagen vieles beeinträchtigt und geschädigt werden, ja ganz verloren gehen konnte, was sich im Laufe der Zeit von der Gründung des Reiches an immer und ohne Unterbrechung als heilsam für die Nation erwiesen hatte. Das Jahr 1888 war in seinen ersten Monaten ein Jahr der Trauer, der Beklemmung, der ängstlichen Fragen. Dann hellte es sich auf, und die Sonne der Hoffnung stieg langsam wieder empor. Das Jahr 1889 wurde beinahe nach allen Richtungen hin ein Jahr der Bestätigung, der Befestigung, der frohen Zuversicht, und wir haben uns nur zu hüten, daß wir uns nicht zu großer Sicherheit überlassen und in die Überhebung verfallen, die den „Neid der Götter" weckt. Der Staatsmann, dem wir unser Glück nächst Gott am meisten zu danken haben, kann uns dabei als Beispiel dienen; er, der vor allen durch seine Erfolge zu solcher Überhebung hätte gebracht werden können, kennt Gefühle der Art gar nicht, leidet also auch nicht an ihren Folgen und erfreut sich

daraufhin allenthalben an maßgebender Stelle des Vertrauens, das der leitende Politiker besitzen muß, wenn er mit Nutzen wirken und schaffen will. Dieses Vertrauen hat der Kanzler sich sowohl bei dem Kaiser Wilhelm wie ein Erbteil aus der Hinterlassenschaft seines verewigten Großvaters bewahrt, als auch bei einer starken Mehrheit der politischen Körperschaften, die verfassungsmäßig bei der Gesetzgebung für Deutschland und Preußen mitzuwirken berufen sind, ebenso bei den befreundeten Mächten, die mit uns im Dreibunde zur Wahrung des Friedens und unsrer Errungenschaften von 1864 bis 1871 zusammengehen, endlich auch trotz mancher Gegenwirkung von zeitweiligem Erfolge bei der maßgebenden Persönlichkeit in dem großen Reiche, das sich im Osten unsrer Grenzen ausdehnt, und diese glückliche Lage der Dinge ist im verflossenen Jahre nicht bloß erhalten geblieben, sondern in allen Beziehungen gestärkt und befestigt worden, sodaß wir aus ihm in das neue die möglichst starke Wahrscheinlichkeit, im Bereiche der innern Angelegenheiten aber geradezu die unzweifelhafte Gewißheit mit hinübernehmen, die gedeihliche Entwicklung des Reiches werde trotz mancher Anfeindung weiter ihren Fortgang nehmen und uns neue Blüten und Früchte schenken. Die Enthüllungen, die das Jahr 1888 brachte, hatten sehr befremdliche Streiflichter auf geheime Vorgänge geworfen, die mit einer schweren Krisis drohten, einer so schweren und gefährlichen, wie sie dem deutschen Staate seit seiner Erneuerung in den Tagen von Versailles noch niemals beschieden gewesen war. Der kranke Kaiser Friedrich ahnte vielleicht nicht, als er am 12. März dem Reichskanzler in seiner Antrittsproklamation seine Regierungsgrundsätze übergab, daß daneben ein andres Programm bestand, das sich auf verschiednen Wegen und mit verschiednen Mitteln bei ihm Geltung und unter seinem Namen Deckung zu erschleichen suchte. Ein gefährlicher demokratischer Freisinn, unterstützt von höfischen Kreisen im Innern, und noch gefährlichere ausländische Einflüsse hatten sich zu diesen Bestrebungen verbündet, deren erstes Ziel die Entfernung des hier wie dort bitter gehaßten, weil hier wie dort den verfolgten Interessen im Wege stehenden Kanzlers war. Kaiser Friedrich hatte die Ränke der Verschwörung, die gegen die Grundsätze, aus denen das Reich erstanden und mit deren Ausführung es gesichert worden war, gesponnen wurden, nicht zu erkennen vermocht. Wohl aber war die Lage für die Fürsten, die sich am Sarge seines Vaters in Berlin versammelt hatten, Gegenstand ernster Beunruhigung gewesen, die sie dem Kanzler nicht verhehlt hatten, und es war ihm dabei versichert worden, daß die deutschen Regierungen fest entschlossen seien, durch unbedingtes Festhalten an der bisherigen Politik des Leiters der Reichsangelegenheiten das Erbe des Verewigten sich und der Nation zu bewahren. Noch in heller Erinnerung steht ferner der Trinkspruch, mit dem der Kronprinz Wilhelm den Kanzler an dessen 73. Geburtstage als den Bannerträger ehrte, der, nachdem der älteste Führer gefallen und der nächste schwer getroffen sei, starken Fußes voranschreite. Er war ein politisches

Glaubensbekenntnis und eine Verheißung, die den Eingeweihten nicht neu, aber den weitern Kreisen der Reichsfreunde ein Trost war. Der Redner hat dann, als er den Thron bestiegen hatte, am Jahrestage der Schlacht bei Mars la Tour unumwundener ausgesprochen, was er an jenem denkwürdigen 1. April bekundet hatte, und dem sind seitdem zahlreiche andre öffentliche Äußerungen des jungen Monarchen gefolgt, nach denen er sich klar bewußt ist und bleibt, wessen Verdienst es war, wenn er die Kaiserkrone trägt, und wenn er sie ohne Schmälerung der mit ihr verbundnen Ehren und Rechte geerbt hat. Es ist, wie das letzte Jahr bestätigt hat, ein Verhältnis aufrichtiger Dankbarkeit und unbedingten Vertrauens, ein nicht bloß auf politischer Überzeugung beruhendes Verhältnis, das den Kaiser mit dem Kanzler verbindet, sondern zugleich ein solches, das von warmherziger, tiefwurzelnder Anhänglichkeit begleitet wird und hiermit unauflöslich erscheint. Ganz abgesehen von der Demokratie, die sich in den 99 Tagen im Hinblick auf ihre einflußreiche Gönnerschaft am Hofe so hoffnungsfreudig geberdete und schon am Anfang der Erfüllung ihrer Wünsche zu sein wähnte, hat auch die Partei des unbedingten Gegenteils, dem Kanzler in ihren Bestrebungen nicht viel weniger in seinem Wirken hinderlich und zuwider, den Kaiser nicht für sich zu gewinnen vermocht, sondern auch im letzten Jahre mit stillem Verdruße sehen müssen, wie er mit seinem bewährten Ratgeber ging, der mit seiner Politik keiner Partei folgt, wenn sie von der Richtschnur sich entfernt, die sein Genius ihm vorgezeichnet hat und einzuhalten gebietet, der aber das Gute bei allen Parteien anerkennt und nach Möglichkeit berücksichtigt, wenn sie sich zu den Zwecken des Reiches bekennen und bei deren Erreichung ehrlich und kräftig zu dienen versprechen. Es unterliegt jetzt, nach anderthalbjähriger Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten, keinerlei Zweifeln mehr, daß die Elemente, als deren Wortführerin die Kreuzzeitung angesehen werden muß, sich durch den Gang der Dinge seit der Thronbesteigung des neuen Herrschers in ihren Hoffnungen, die sie wiederholt äußerten, vollständig getäuscht haben. Mit eben so viel Halsstarrigkeit als Mangel an Einsicht, was heutzutage im Staate erreichbar oder unerreichbar, möglich oder unmöglich ist, hatten die Herren gemeint, das neue Regiment werde ihnen erfüllen, was sie bisher nicht hatten durchsetzen können, das Einlenken der Staatsmaschine auf das hochkirchliche und hochkonservative Geleise; und von dem Augenblick an, wo man sich überzeugte, daß der Monarch, die Meinung seines Kanzlers und Ministers vollkommen teilend, die Wege der Doktrinäre von der äußersten Rechten nicht einschlagen werde, begann die frühere Wühler- und Hetzerarbeit gegen den Fürsten Bismarck aufs neue. Das Jahr 1889 aber hat es bei mehreren Gelegenheiten zur klaren Thatsache erhoben, daß alle Versuche der Art ihre Wirkung am Throne verfehlt haben und nur zur Ursache geworden sind, daß eine Verschärfung des von 1872 her bestehenden Gegensatzes zwischen der Deklarantensippe und dem Kanzler eingetreten ist, und daß anderseits sich die Aussichten

der Kartellmehrheit, der Verbindung der staatserhaltenden liberalen und konservativen Parteigruppen, auf Zusammengehen mit der Regierung fortwährend gebessert haben. Der Kaiser hat sich zuerst in Breslau offen und unbedingt für die im Kartell vereinigten Parteien ausgesprochen und noch in der letzten Zeit des zu Ende gegangnen Jahres einem hervorragenden Führer des gemäßigt liberalen Flügels in Frankfurt erklärt, er erkenne in ihm „seinen Mann." Anderseits drang in den letzten Monaten die Überzeugung, daß die reichs- und staatstreuen Parteien sich den Luxus, sich wegen Fragen, die vorläufig Nebensachen sind, zu bekämpfen und zu schwächen, nicht weiter gestatten dürfen, auch in den Kreisen des Volkes immer mehr durch, und man vernahm seltener als noch vor kurzem von einzelnen Verstößen gegen diesen Grundsatz, der nur von einer verhältnismäßig kleinen Schar Unbekehrbarer noch lebhaft bestritten wird. Das Kartell ist auf dem besten Wege, im neuen Jahre noch klarer und allgemeiner als im alten als die Form begriffen zu werden, in die der allein fruchtbare, für die Zukunft Deutschlands einzig maßgebende Gedanke und Vorsatz, praktische und nutzbringende Politik zu treiben, gegossen ist. Er wird zunächst die bevorstehenden Wahlen für die neue Periode des Reichstags beeinflussen und uns ein Parlament geben, worin der Regierung in allen Hauptfragen für ihre Reformen auf Jahre die Mehrheit gesichert bleibt, wie im letzten Jahre, wo der Reichstag diese Thatsache in hocherfreulicher Weise ausprägte. Der Reichstag hat bis zu seinem Schlusse am 24. Mai in etwa sechsmonatlicher Dauer den achtzehn Gesetzentwürfen, die ihm von der Regierung vorgelegt wurden, mit einer einzigen Ausnahme seine Zustimmung erteilt, darunter dem über die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter, hinsichtlich dessen der Staatssekretär von Bötticher im Namen des Kaisers ihm die Anerkennung aussprach, er habe unter lebhafter und opferfreudiger Teilnahme seiner Mitglieder ein Gesetzgebungswerk gefördert, das, so eifrig auch um seine Gestaltung gestritten worden sei, doch in seinem auf die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen gerichteten Ziele die Zustimmung der Vertreter der Nation in seltenem Grade gefunden habe, und diese Zustimmung biete Gewähr dafür, daß die noch ungehobnen Bedenken gegen einzelne Bestimmungen des Gesetzes bei der Durchführung zurücktreten und daß alle hieran beteiligten Volkskreise gern und verständnisvoll dazu mitwirken würden, den angestrebten Erfolg in möglichst weitem Umfange zu erreichen. Es war eins der größten Ereignisse des verflossenen Jahres, diese Krönung des von Fürst Bismarck entworfenen Gebäudes, das selbst Windthorst als eine Schöpfung bezeichnete, die bisher ohne Beispiel in der Welt dastehe, und von dessen Abschlusse Bennigsen äußerte: „Ich stehe nicht an, zu erklären, daß wir seit der deutschen Verfassung mit einem so wichtigen und verantwortlichen Gesetze noch nicht wieder befaßt worden sind. Ich behaupte, es giebt in der ganzen europäischen Gesetzgebung kaum einen Akt von so tiefgreifender Bedeutung, wie dieses Gesetz. Bundesregierungen

und Reichsrat aber," fügte er ebenso bezeichnend für die Lage als tröstlich hinzu, „können diesen Versuch trotz seiner großen wirtschaftlichen, politischen und finanziellen Bedeutung und Verantwortlichkeit wagen, weil wir in Deutschland noch gesunde und sichere Zustände haben in unsrer Verfassung, unsrer Gesetzgebung und namentlich in den festen Wurzeln, welche die Monarchie in Deutschland hat, denn der Monarch steht über den Parteiinteressen."

Was Deutschland nach außen stark und sicher hinstellt, ist dreierlei: die Eintracht seiner Fürsten, die sie mit ihren Völkern um den Mittelpunkt in Preußen schart, und zwar infolge der erfahrungsmäßigen Erkenntnis, daß so ihre Interessen am besten gewahrt sind, ferner die Bande, die uns jenseits unsrer Grenzen an die beiden starken Nachbarmächte im Südosten und Süden zu Schutz und Trutz verknüpfen, endlich die Erhaltung möglichst guter Beziehungen zu den übrigen europäischen Nachbarn, vor allen zum Zaren, der nicht so stark sein mag, daß er allein uns Furcht einflößen könnte, und nicht so geneigt zu sein scheint, seine Kraft mit den Kräften der Republik unsers Erbfeindes an einen Kriegswagen zu spannen, als es von Zeit zu Zeit scheinen will, der aber in solcher Vereinigung gegen den Dreibund Mitteleuropas immerhin eine gewaltige Macht darstellen würde. Die Eintracht unserer Fürsten, ihre Liebe und ihr Vertrauen zu dem preußischen Mittelpunkte unter den Fittichen des Kaiseradlers, den sie in großer Zeit schaffen halfen, hat sich von Jahr zu Jahr inniger gestaltet, deutlicher kundgegeben und weiter ausgedehnt. Vertrauen erweckt wieder Vertrauen, sorgsame Pflege des Verhältnisses von preußischer Seite schlichtete, ergänzte und hob, sodaß wir zuletzt Störungen und Lücken bedenklicher Art kaum noch in Gestalt von entlegnen Möglichkeiten sahen. Die kaiserlichen Reisen des letzten Jahres waren in ihrer Gesamtheit ein Zeugnis, ein Bekenntnis allseitiger Befriedigung, ein einziger großer Triumphzug, als dessen Ergebnis der Kaiser die Überzeugung mit heimbrachte: es ist alles wohl bestellt und besser, als man zu Anfang geglaubt hätte; das Werk wird auch in Zukunft seine Probe bestens bestehen. Der zweite Kreis der Rüstung, mit dem die diplomatische Kunst Bismarcks die Errungenschaften des neuen Deutschlands umgeben hat, der Dreibund, ließ uns im abgelaufenen Jahre ähnliches freudig gewahren. Der Kaiser stattete seinen fürstlichen Bundesgenossen in Wien und in Italien im Angesicht Europas politische Besuche ab und empfing solche von ihnen, hier wie dort nicht sowohl um das Bündnis inniger zu machen, sondern als ein Zeichen vor der Welt, daß man auf beiden Seiten mit Erfolg bestrebt sei, die Vereinigung zu bewahren und zu einer untrennbaren zu gestalten. Wenn sich die beiden Bundesgenossen des Reiches im Laufe des letzten Jahres bemüht haben, mit Deutschland nach dem Grundsatze: Si vis pacem, para bellum ihre Kraft zur Abwehr feindlicher Angriffe wesentlich zu erhöhen — es sei namentlich an das Wehrgesetz in Österreich und Ungarn erinnert —, so ist neben der Un-

trennbarkeit des Dreibundes auch dessen Unbesiegbarkeit gestiegen, und es ist nicht mehr so sehr wie vorher zu befürchten, Deutschland werde bei einem Kampfe der Bundesgenossen mit den Feinden im Osten und Westen doch wohl das Beste thun und von allen dreien die schwerste Last tragen müssen. Wenn man einmal beim Zurückblicken in die weitere Vergangenheit sich des Verhaltens der Berliner Politik gegen das werdende Italien erinnert, so kann nichts den Unterschied zwischen damals und heute besser bezeichnen, als die Worte, die Kaiser Wilhelm an den König Umberto bei dessen Anwesenheit in Berlin richtete. Es war nur ein Trinkspruch, aber ein hochbedeutsames Wort, wenn er sagte: „Ich trinke auf die unwandelbare Freundschaft mit dem Hause Savoyen, dessen Devise: Sempre avanti, Savoia! zur Einigung des Königreichs Italien geführt hat.“ Immer vorwärts, Savoyen — das durfte man jetzt laut auch nach Österreich hinausrufen, dessen Besitz und Einfluß in Italien unter dieser Devise so viel verloren hatten, und das noch vor wenigen Jahren unter ihr von der Irredenta mit weitern Verlusten, ohne daß von der königlichen Regierung eingeschritten worden wäre, offen bedroht wurde. Der Toast war geradezu ein Ereignis. Wie viel mußte in Wien vergeben und vergessen sein bis zu ihm, wie fest mußte der dritte Bundesgenosse, auf alles fernere Begehren verzichtend, inzwischen in den Verband der beiden andern Glieder eingewachsen sein! Betrachten wir endlich die Stellung, die Deutschland im letzten Jahre zu den hauptsächlichsten Mächten außerhalb des Dreibundes einnahm, so war ihr ein starker Wechsel vorangegangen. Hatte der Kompaß des Staatsschiffes sich in den 99 Tagen mit seiner Nadel sehr merklich nach England drehen wollen, so begann er sofort nach dem Regierungsantritte des Kaisers Wilhelm nach Petersburg hinzuweisen. Der junge Monarch trat seine Fahrten nach den verschiednen Nachbarhöfen an, und die erste ging zum Zaren, um ihm und der Welt darzuthun, daß ihm und seinem obersten Rate nichts ferner liege als eine grundsätzlich russenfeindliche Politik und nichts näher als der Wunsch, ihn vom Gegenteile zu überzeugen und zu der alten Freundschaft unter Wilhelm dem Ersten und Alexander dem Zweiten zurückzuführen. Das schien gelungen zu sein, aber nicht für die Dauer; wenigstens ließ der Gegenbesuch des Zaren bis tief in das nächste Jahr auf sich warten. Man konnte freilich auch warten. Dennoch war die endliche Ankunft Kaiser Alexanders willkommen, zumal da sie zu einer Unterredung desselben mit Bismarck führte, die den Gast über gefährliche Mißverständnisse aufklärte und dann in einer bessern Stimmung und Auffassung heimkehren ließ, als in der er gekommen war. Die Königin von England war das Ziel des letzten kaiserlichen Besuches im verflossenen Jahre. Aber auch nach dieser Richtung können wir auf das alte Jahr mit Befriedigung zurücksehen. Wir sind in Ostafrika mit den Engländern vereinigt, um den Sklavenhandel nach der See zu unterdrücken, und wir haben vielleicht Hoffnung, sie einmal anderwärts mittelbar uns zur Seite zu sehen, wenn auch immer unter der Voraussetzung,

daß die jetzt herrschende Partei nicht durch Gladstone mit seinem Hasse gegen Deutschland und Österreich und seiner schwer begreiflichen Vorliebe für die Franzosen verdrängt wird, und daß es immer nur von einem alles überwiegenden zeitweiligen englischen Interesse abhängen wird, wenn wir England als Kriegsgenossen neben uns sehen sollen. In Frankreich trieben der Verdruß über die Verluste von 1870 und der Rachegedanke im vorigen Jahre ihre Thorheiten fort, ebenso die Liebäugelei mit den Russen; doch nahm die drohende Gefahr in dem Maße ab, wie das Ansehen und die Aussichten Boulangers schwanden, der jetzt durch seine Verurteilung, seine Selbstverbannung und seinen geringen Erfolg bei den letzten Wahlen endgiltig beseitigt zu sein scheint. Von überseeischen Ereignissen des letzten Jahres sind der Beginn des panamerikanischen Kongresses in Washington und die Revolution in Rio mit ihrer Verjagung der Dynastie Braganza und ihrer neuen Republik hier nur kurz zu erwähnen. Dagegen haben wir etwas ausführlicher noch einer verdrießlichen Störung zu gedenken, die innerhalb der letzten zwölf Monate in das sonst gute Einvernehmen zwischen dem Reiche und der benachbarten Eidgenossenschaft kam. Wir meinen die Wohlgemuthsche Angelegenheit, die Thatsache, daß ein kaiserlicher Polizeibeamter unter Mitwirkung schweizerischer Behörden auf Schweizergebiet gelockt und dort eingesperrt wurde, und daß die Zentralbehörde in Bern sich dem anschloß, indem sie den kaiserlichen Beamten mit Ausweisung bestrafte. Die Schweizer hätten bedenken sollen, daß ihre Neutralität ihnen nicht bloß Rechte giebt, sondern auch Pflichten auferlegt, daß wir uns ihren Übermut und bösen Willen merken werden, und daß noch lange nicht aller Tage Abend ist, weil kleine Leute, Söhnlein von Fabelhelden wie Tell und Winkelried, so glauben und handeln. Mit jener Ausweisung hat man seinen Entschluß bekundet, unsern Beamten, die beauftragt sind, Erkundigung über die in der Schweiz lebenden deutschen sozialistischen Reichsfeinde einzuziehen, nicht dieselbe Duldung zu gewähren, die jenen in so vollem Maße bewiesen wird, daß der Sozialismus dort seine Hauptlager hat und seine Haupthebel zum Umsturze des Reiches ansetzt. Das wird anders werden müssen. Die Kleinheit des Kantönlibundes darf nicht länger ein Schutz sein für Mißwollen seiner Freiheitsphilister gegen den großen und darum hier zur Großmut geneigten Nachbarn. Aber diese Pygmäen waren die einzigen Feinde, die im letzten Jahre eine Störung in das Leben des neuen Reiches brachten und uns damit eine unerfreuliche Erinnerung wurden.

Das Nationalgefühl

Vielleicht behält der einmal Recht, der hie und da schon wahrzunehmen und herauszufühlen glaubt, daß wir in Deutschland jetzt im ersten Beginn eines Zeitalters leben, in dessen Verlauf es dahin kommen wird, daß der einzelne Bürger sich kühl und einfach entscheidet, ob er national gesinnt sein will oder nicht, oder, anders gesagt, daß im Kampfe der Meinungen und Wünsche über staatliche, bürgerliche, soziale und wirtschaftliche Angelegenheiten zwei große Lager entstehen werden, von denen das eine vor allem den vaterländischen Mittelpunkt bekämpfen wird, um den sich die Gedanken, Bestrebungen und Ziele des andern herumschließen. Freilich werden die Ansätze zu einer offnen Scheidung der Art heute noch durch sehr vieles verdeckt, insbesondre dadurch, daß, ebenso wie in religiösen Dingen, sehr wenige gegen sich selbst und gegen andre aufrichtig und ehrlich sind, es immer noch eine fast von allen beobachtete Form äußerlichen Anstandes ist, wenigstens bei öffentlicher Festgelegenheit national zu sein. Dazu noch durch sehr viele andre hergebrachte Dinge: durch die zum Teil den Inhalt nicht mehr deckenden Benennungen der politischen Parteien und durch die innern Unmöglichkeiten innerhalb und unter diesen Parteien, zu denen z. B. das frohe preußische Herz gehört, das so manchem Berliner im Grunde doch unter dem freisinnigen Rocke klopft, zu denen weiter auch der äußere Anschein der Einheitlichkeit des Zentrums und der vollkommen diametrale Gegensatz der sozialen Ziele bei dem Fortschrittler und dem Sozialisten gehören, ferner die vor der Hand auch von einer gemeinsamen antinationalen Gesinnung nicht zu überbrückende Kluft zwischen dem in römisch-universalen Anschauungen stehenden Ultramontanismus und der kosmopolitisirenden oder noch lieber im Auftreten französelnden Spielart des Freisinnes u. s. w. Dann, abgesehen von den verschiedenartigen zukunftslosen Trotzgebilden politischer Anschauung oder vielmehr Nichtanschauung, von denen verschiedne auch der kleinern Einzelstaaten noch ein wenig geplagt sind, die aber das Ganze längst nicht mehr berühren, durch die glückliche Form des Doppelverhältnisses, in dem jeder zu seinem Staate und zum Reiche steht, vor allem aber auch durch das unvollendete Schicksal der verschiednen fremden Bestandteile innerhalb der deutschen Grenzen und ihre eigne Unentschiedenheit, welche Stellung sie schließlich einnehmen wollen, und

durch andres mehr. Wir leben mitten in einem Chaos politischer Gedankenströmungen — das Chaos dabei nur auf die letztern selbst bezogen und noch ganz abgesehen von dem blinden Zeitungsglauben, der Wahlmacherei und der sich bei so breiten, geschlossenen Schichten der Bevölkerung offenbarenden trostlosen politischen Unselbständigkeit. Überall aber in dem Gewirr sind die Genossen einer weitgedehnten, zunächst nur innerlich zusammenhängenden Partei verteilt, deren gemeinsames Band weltbürgerliche, internationale Tendenzen und die unbequeme Empfindung der nationalen Grenzen sind. Das wird zum Teil gewiß verursacht durch edlere Anschauungen und Regungen, z. B. durch bestimmte Auffassung über Glaubenspflicht, durch Bildungsart, Richtung der geistigen oder künstlerischen Interessen, Ehrfurcht vor dem vielberufenen reinen Menschentum, zum Teil aber auch durch minder ehrende Gründe und Hinneigungen. Wird der Kampf beider Weltanschauungen einmal deutlicher und weniger verhüllt entbrennen, so kann darin aus unsern modernen Rechtsanschauungen von dem gleichen Werte jeder einzelnen Ansicht heraus an sich kein Unrecht gefunden werden. Er wird vielmehr das Gute bringen, daß die unermüdlich nagende Maulwurfsarbeit, die gerade unter den Gebildeten und namentlich bei dem „gelehrten" Stande die beiden Begriffe „Vaterland" und „national" mißlich gemacht und durch Hohn verleidet hat, sodaß man sich dort im gewöhnlichen Leben scheut, sie laut auszusprechen, endlich einmal aufhören wird.

Doch fort von der Gegenwart, damit wir nicht als „national" erkannt werden. Die folgenden Zeilen wollen nur erweisen, daß schon einmal in der deutschen Geschichte das Nationalgefühl das unfähige Weltbürgertum überwunden hat, ja daß die damaligen kosmopolitischen Anschauungen, denen freilich ein gewisser Zusatz der heutigen noch nicht beigemischt war, selber in Stoff und Gedanken mit zur Ausbildung des erstern, des nationalen Sinnes der Deutschen beigetragen haben, und daß dieser den Fortschritt bedeutet.

Es war das Endergebnis einer längern Vorentwicklung, daß sich in dem weitaus größten Teile Europas und mit am meisten gerade in Deutschland das staatliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts ohne die Einwirkung irgend einer öffentlichen Meinung vollzog, und daß sich dieser Zustand noch oder vielmehr gerade in seiner schärfsten Ausprägung der Zustimmung beider Teile erfreute. Der zentralisirte Staat seinerseits hatte keinen Platz für unberufene Gedanken, für die Meinung dessen übrig, der nicht in der Verwaltungsstaffel stand, und anderseits dachte aus der Menge der Staatsangehörigen, der Unterthanen, niemand eigentlich daran, eine solche Meinung geltend zu machen. Die Wenigen, die sich irgendwie um das Vorhandensein des Staates bekümmerten, betrachteten ihn als getreue Jünger dieses physiokratischen Zeitalters unter dem Gesichtspunkt eines unvermeidlichen Übels, nur dazu gut, dem Einzelnen den erforderlichen Schutz für Person und Habe zu verleihen und ihn im übrigen so wenig als möglich zu verpflichten. Der einzige Deutsche, von

dem fest durchgebildete Ansichten über Umfang und Zweck des Staates ausgesprochen worden waren, die eine ernste, unabhängige Gedankenarbeit gewonnen hatte, war Friedrich, der große König von Preußen. Aber er stand allein. Das ist das Eigentümliche dieses Zeitalters: die Gelehrten dachten nicht daran, den Bahnen des Königs zu folgen, am wenigsten gerade die Kron- und Staatsjuristen dieser Zeit; am nächsten hätte es noch den Staatslenkern selbst, hätte es seinen fürstlichen Zeitgenossen gelegen. Aber so viele auch unter den deutschen Herren den großen König bewunderten, so manche ihm nachahmten und gleich ihm in aufrichtigem Streben ihrem Staate allein ihr Leben gewidmet hatten, sie blieben doch eben, und mit ihnen auch der edle und vortreffliche Karl Friedrich von Baden, der bedeutendste nächst dem preußischen König, nur Landesväter im besten Sinne, Praktiker ihres Jahrhunderts, aus dessen Bahnen sie sich nicht erhoben; sie hatten niemals die staatlichen Dinge wie er aus der Gedankenruhe des bloßen Betrachters, des Philosophen zu sehen vermocht. Friedrich blieb allein; er, der seinem Jahrhundert den Namen gegeben hat, er hat mehr als den Besten seiner Zeit genug gethan, hat das Jahrhundert hinter den Flügen seines Geistes weit zurückgelassen. So blieb dieses ganze geistig doch so lebhafte, so unendlich fördernde Zeitalter dem Staate völlig fern; die Abwendung vom Staate blieb, und sie war um so vollständiger, als sie, wie betont werden muß, meist unbewußt geschah. Nicht einmal das alles beherrschende und regelnde Studium des Altertums erweckte die Beschäftigung mit der modernen πολιτεία, nichts vermochte die stete Beziehung auf das vor allem staatliche Volk der Römer; man kannte wohl aus den Alten den Begriff res publica und wandte ihn auch an, wenn man in gelehrten Schriften eines Ausdruckes für den Staat bedurfte; aber niemals war weniger als gerade zu dieser Zeit der Staat eine res publica gewesen. Und so kam es denn auch dahin, daß man, weil der Staat keine öffentliche Angelegenheit war, des bisher immer noch gedankenlos angewendeten Ausdruckes für ihn ebenso unabsichtlich vergaß, und daß schließlich das Wort „Republik" in einen wirklichen und dauernden Sprachgegensatz zu der eigentlichen Erscheinungsform des Staates geriet.

Es waren ganz andre Dinge, von denen die ernsten und empfänglichen Geister dieses Zeitalters bewegt wurden, in erster Linie die reichen Früchte, die aus der schönen menschlichen Anwendung der neuen Freiheit des Glaubens und des Gedankens erwachsen waren: das neue entdeckte Ich, die Erforschung und die Ausbildung der Einzelpersönlichkeit lag aller geistigen Beschäftigung zu Grunde, nahm allen Anteil für sich hinweg, und wo dieses Ich noch nicht allein erfüllte und genügte, da gelangte doch darum der Gedanke nicht zu der im Staate dargestellten Gruppe, da fand und erkannte man nur eine einzige Mehrzahl: alle Ich, die ganze den Erdball erfüllende Menschheit. Es lag

ja auch dem, der mit geschlossenen Augen theoretisirt, so nahe, den individuellen Menschen nur als interessanten Bruchteil der ganzen gleichförmigen Menschheit, als einzelnen Genossen und Bürger des Weltkreises zu betrachten. So gehen denn neben der weitgehendsten Vereinzelung und Individualisirung in Eintracht her die größte Verallgemeinerung und der allumfassendste Kosmopolitismus, neben dem rücksichtslosen Kultus der Persönlichkeit, dem feinern Egoismus und der freiesten Selbstherrlichkeit die sentimentale und selbstlose Weltbürgerei. Selbst den Geschichtsschreibern jener Tage ist die Weltgeschichte nur eine große Schaubühne, besetzt mit den Einzelfiguren der Darstellung einer Handlung; „wenn man die verschiednen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit einem Blick übersieht" — so beginnt das so hoch austönende Nachwort, mit dem Johannes von Müller die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit" beschließt. Und brauche ich noch an die „Erziehung des Menschengeschlechts" eines Lessing, an die Geschichtsphilosophie eines Herder zu erinnern? In den damaligen Gedanken war, bis Rousseaus Contrat social und dann Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (der Titel darf hier nicht irreleiten) zum Gemeingut geworden waren, für eine Gruppe von Individuen, kürzer gesagt für den Staat überhaupt kein Platz vorhanden.

Das alles war zwar nicht bei dem Volke der Deutschen oder richtiger der deutsch denkenden und redenden ganz allein so; aber keines schien und war geeigneter, in jener eigentümlichen Gedankenwelt Führer zu sein, als gerade das unsrige, dem überdies schon die armseligen politischen Zustände es so leicht gemacht hatten, des Staates zu vergessen. Schon durch ihre geographischen Verhältnisse war den Deutschen von jeher die Rolle zugefallen, das Fremde allseitig von außen in sich aufzunehmen und zu vereinigen, es zu verarbeiten und den selbständig durchgeistigten Stoff wieder zu etwas Eigenartigem und Neuem zu gestalten. Nachdem diese abklärende Fähigkeit Jahrhunderte hindurch von der allseitig befähigten Nation geübt worden war, mußte sie allmählich in der That als die eigentliche, dem Deutschen von der Natur selbst gegebene und bestimmte aufgefaßt werden, der Deutsche erschien andern und sich selbst als der geborne Kosmopolit. Großartig und überaus ruhmvoll ist und bleibt es für alle Zeiten, was Deutschland in dieser Rolle geleistet hat, indem es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts teils aus sich selbst heraus, teils durch den Ausbau des Fremden jene erhabne geistige Periode erreichte, die als die klassische Zeit deutscher Geisteskultur bezeichnet wird, die jedoch eigentlich, obgleich sie von Deutschen zur glänzenden Höhe getragen und abgeschlossen wurde, keine bloß deutsche, sondern eine Weltkulturperiode ist, zu der alle gegeben, von der sodann alle empfangen haben. Niemand aber dachte daran, ob die Nation nicht vielleicht Näheres,

Dringlicheres beiseite habe liegen lassen, ob nicht gerade der stärkste Tragpfeiler dem herrlich anfragenden Bauwerke mangle; es kam nicht zur Erwägung, ob es überhaupt möglich sei, ohne ihn in Festigkeit und Dauer immer weiter zu bauen, ob nicht das Werk eines Tages seinen Schöpfer selber vernichten würde.

Dem Staate der Deutschen stand also jene Blütezeit deutschen Geistes fern. Wie anders in der Anwendung und Beziehung nach allen Richtungen erscheint beim Vergleiche das westliche Nachbarvolk der Franzosen! Was dort in den Werkstätten der Gedanken ausgebildet worden war, das setzte das rasche Volk in baldige Wirklichkeit um, wandte es schnell, ja überschnell an auf die Verhältnisse, in denen es lebte. Die Deutschen hatten zum Teil dieselben Gedankenkeime empfangen, aus denen in der Folge in Frankreich die Ideen und Umwandlungen von 1789 erwuchsen; aber ganz anders, in einem viel idealeren Sinne, hatten sie sie bei sich entwickelt und fortgebildet. Bei ihnen waren jene Gedanken nur übergegangen in die rein abstrakten, geistigen Güter der Nation; nur so war es möglich, daß man in Deutschland, als die Reden aus Frankreichs Konstituante in die Welt hinaustönten, bei zunächst lebhafter geistiger Teilnahme doch rein theoretisch blieb. Freudig begrüßte man in den Anfängen der französischen Umwälzung die Anerkennung der Freiheit des Ichs, man war beglückt über die Ideen der millionenumschlingenden Verbrüderung der Völker des Erdrunds, über den Idealzustand der ganzen Menschheit, der in den Versailler Beschlüssen vorgezeichnet schien, man hegte die unbestimmte Erwartung, als würde das fruchtbringende Muster einer vollkommenen Menschheit nun geschaffen werden und erstehen. Aber an praktische Folgerungen zu denken fiel bei den Deutschen niemand ein. Selbst bei den eigentlichen Beamten der deutschen Fürsten betrachtete man die Dinge in Frankreich vielfach nur aus dem Gesichtspunkte des Augenblicks; die baldige Verlegenheit des Königs von Frankreich erschien der preußischen Politik vorteilhaft, insofern er nicht mehr als Bundesgenosse Österreichs in der Frage der östlichen Angelegenheiten in Betracht kommen konnte; nur hie und da hat der eine oder der andre der deutschen Staatsmänner ein schnelles eignes Verstehen, auch selbst einen überraschenden Weitblick gezeigt. Aber dem Staate nicht unmittelbar verpflichteten Männern der geistigen und gelehrten Berufszweige und Beschäftigungen blieb das Wesen und die notwendige äußere Entwicklung der Revolution überhaupt verborgen. Sie blieben nach wie vor rein unpolitisch und allem Staatlichen gegenüber so fremd und naiv, daß sie imstande waren, aufrichtige Treue und weitgehendste Loyalität mit lobpreisender Pflege der revolutionären Ideen zu verbinden. Freilich wäre man kaum durch alle Zeit so abstrakt geblieben ohne die abstoßende Wendung, die in Frankreich so rasch die Dinge nahmen, und ohne daß man das Ideal geschändet sah, durch das man sich den dortigen Wortführern zugewandt fühlte;

jedenfalls brachte die französische Revolution so, wie sie verlief, bei den Deutschen, abgesehen von einigen flüchtigen Ordnungsstörungen, die in den Grenzgebieten durch unmittelbare Einwirkung geschahen, noch keine Hinlenkung der Gedanken auf das Staatsleben hervor.

Unterdessen aber war man unversehens stolz geworden, Deutscher zu heißen. Die deutsche Sprache, jetzt meisterlich ausgearbeitet und Siegerin über das zünftige Latein und das Französische der Konversation, war es, die der auf ihrer Höhe stehenden Bildung und Kultur den Ausdruck lieh; man hatte es doch an der Sprache bemerken müssen, daß man ein Deutscher sei; man verglich sodann und sah sich selbst, das Volk dieser deutschen Zunge in allem, was der Zeit überhaupt von Wert war, voran. Jetzt sprach man von der deutschen Muse, die stolz die Rivalin in dem Wettstreit fordere, jetzt ward man froh, als Deutscher geboren zu sein, stolz der Zugehörigkeit zu der Nation. Aber man wandte die neue Erkenntnis nicht an, dachte nicht weiter daran, was es nun bedeute, ein Deutscher zu sein, wie ein solcher der äußerlichen Betrachtung der Fremden sich darbieten möge, man blieb weit davon entfernt, die trostlose kleinstaatliche Zersplittrung des deutschen Namens zu empfinden, und fuhr immer noch fort, ein etwaiges Heimatsgefühl lediglich dem einzelnen Lande zu widmen, für dessen Regierung es eben kein wirkliches Deutschland mehr gab. So hat sich damals zwar ein gemeindeutscher Bildungsstolz, doch kein eigentliches Vaterlandsgefühl entwickelt; aber es schlummerte, der Zukunft vorbehalten, in jenem jungen Stolze der Deutschheit und es war noch ein Glück für die reine Erhaltung dieser verborgenen Keime, daß bei der völligen Abkehr von jedem politischen Wünschen und Wollen auch jenes gedankenlos übernommene kleinstaatliche Heimatsgefühl zu keiner Ausgestaltung und Wirksamkeit gelangte.

Ich wüßte keinen bessern Zeugen und Darsteller aller der sich mischenden Neigungen und Vorgänge des Gemüts des damaligen Deutschen zu finden, als den jetzt halbvergessenen Spaziergänger nach Syrakus, Johann Gottfried Seume. Es giebt damals wohl kaum einen ehrlichern und keinen stolzern Deutschen als gerade Seume, der oft genug — und dann so ganz erfolglos — darauf treuherzig pocht, daß er Deutscher ist. Und gerade an ihm ist zugleich am bequemsten das eben Besprochene zu beobachten: einerseits die Weltbürgerlichkeit, die ihn durch Italien und Frankreich begleitet, das kosmopolitische Gefühl, das bei dem einfachen, aber leicht verletzten Manne sogar eine Seitenwendung zur Naturvölkersehnsucht und zur Abkehr von „Europens übertünchter Höflichkeit" nimmt, anderseits das unablässige Betonen und Aufsuchen des Ich, der Persönlichkeit. Wie tritt dieses letztere ganz besonders hervor in dem, was er nach Paris gelangt berichtet! Als hier Bonaparte, der lange von ihm ersehnte Gegenstand der Beobachtung, ihm näher gerückt wird, als er so recht eingehend und allseitig den ersten Konsul als Menschen an den lebenden Zeugen

und Zeugnissen über ihn studiren kann, da bricht dieser beste Deutsche in die Klage aus: „Ich könnte weinen; es ist, als ob ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte. Ich wollte so gern einmal einen wahrhaft großen Mann rein verehren; das kann ich hier nicht." Und neben Seume, dem lebendigen Genossen der Zeit, steht dann, denselben Individualismus verdeutlichend, eine wunderbar gezeichnete poetische Figur: tiefer und wahrer ist wohl nie das damalige Deutschtum zusammengefaßt worden, als durch den größten der Deutschen selbst, als in Wilhelm Meister, dem dichterisch geschaffenen Einzelmanne, der ohne Familie und ohne Vaterland nur die Entwicklung seiner menschlichen Persönlichkeit in idealer Freiheit erfährt.

Aber man trat auch dann dem staatlichen Leben zunächst noch nicht näher, als sich in der Litteratur und bis zu einem gewissen Grade in der Geisteswelt überhaupt teilweise jener Umschwung vollzog, der sich an den Namen der romantischen Schule knüpft. Freilich hatte sich jetzt die Freude am Deutschtum völlig durchgerungen; so weit auch der Geist von Tieck und Schlegel schweifen mochte in alle Fernen indogermanischer Dichtung und Kultur, sie kehrten doch immer wieder von da mit neuen Schätzen auf den nationalen Boden zu Brentano und Arnim zurück. In der Hauptsache blieb durch alle Zeit der Romantik in ihr das bestimmend, was so sehr schon auf ihre Entstehung eingewirkt hatte: der Sinn, der aus den Gesängen von der Hermannsschlacht, der aus Goethes Götz von Berlichingen und auch schon aus dem Faustfragment seine Nahrung zog: ich meine die enge Verbindung ausschließlich mit der deutschen Vergangenheit. Die frische Morgenluft deutschen Wesens, von der Achim von Arnim sang, sie wehte aus der Vergangenheit her; deutsch und mittelalterlich waren in einander verschwimmende Begriffe. Wo die Burgen und die grauen Städte der Geschichte winkten, nur da konnte die Romantik ihre Anknüpfung finden; gerade durch sie, erst durch ihre Vermittlung fand sie das sehnsuchtsvolle Eindringen in die Natur, in die Poesie der Wanderstraße und der Flußfahrt, in die farbige Schönheit von Thal und Berg, und Heidelberg ward eine ihrer geliebtesten Residenzen, bezeichnenderweise gerade die Stadt, die der Fürstensitz vergangner Zeiten in einem von der neuen Zeit hinweggefegten Staate war. Die Romantiker selbst haben nicht unmittelbar an der Erweckung moderner nationaler Gedanken mitgeschaffen, aber aus ihrem Dichten und Thun ist darum doch reichliche Förderung des spätern deutschen Nationalgefühls hervorgegangen; sie hatten eben gezeigt, daß weit zurück hinter dem französisirenden Zeitraume des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine ungeahnte große Welt deutschen Lebens, eignen Geistes und eigner Gesittung ruhe und schlummre, sie hatten ferner den im wirklichen Sinne romantisch-historischen Fluß, den Rhein — und gerade in der Zeit, wo der Rhein geschichtlich am wenigsten dem Vaterlande angehörte —, in glücklicher politischer Achtlosigkeit zum deutschen Strome vor allen, zum

eigentlich vaterländischen Strome gemacht. Als dann zu gleicher Zeit die wirklichen Formen der versunkenen mittelalterlich deutschen Welt durch die Wissenschaft der Historiker und die ganze Germanistik wieder aufgegraben wurden, da boten sich denn zum erstenmale auch die staatlichen Einigungen dieser alten deutschen Zeit der allgemeinen Beachtung dar; man dachte jetzt wieder an das mittelalterlich deutsche Reich, man begann wieder zu singen und zu sagen von deutscher Kaiserherrlichkeit, man griff phantastisch zurück etwa auf die Zeiten der sächsischen Kaiser oder der glanzvollen Staufer und träumte vom Reiche, wie es zu den Zeiten gewesen sei, wo diese die Krone getragen und das Schwert der Deutschen geführt hatten. Und zuletzt noch etwas, was nicht zum wenigsten später zum mächtigen Hebel werden sollte: die Romantiker erweckten nach der langen Periode vornehmer Geringschätzung wieder den deutschen mutig religiösen Sinn, der zunächst das Schwerste dulden, in Trauer und Hoffnung ertragen, aber fähig werden sollte, aus tiefstem Elend heraus neues Wollen zu wagen und Befreiung in Todesmut zum Himmel zu schwören.

Aus beiden großen geistigen Strömungen hat, wie ich sie hier hervorhebe, die spätere Bewegung der Befreiungskriege und der nachfolgenden Jahre ihren Inhalt geschöpft, sowohl aus der klassischen Gedankenwelt der Kosmopoliten, wie aus der romantischen der Männer der deutschen Vorzeit. Von den erstern entlehnte sie das humanitäre Gefühl zugleich mit dem Drange nach Selbstbethätigung, den Willen zur Freiheit und das Sichaufbäumen gegen Einschränkung und Unterdrückung; beiden Strömungen zugleich entnahm sie den Stolz des deutschen Namens, und aus der romantischen Anschauungswelt die Sehnsucht nach dem, was gewesen und was nun verloren war, das Hegen und Pflegen des einstigen deutschen Namens, vor allem auch schon den noch so phantastischen Traum vom deutschen Reich. Nicht von selber, nicht im ruhigen Fortschreiten haben sich diese Bestandteile zusammengeschlossen, vielmehr war es ein damals ganz neuer Gedanke, der sie vereinigend in seinen Bereich zog, und dieser neu aufflammende Gedanke, der den Beginn der neuen Zeit nationalen Lebens in sich schloß, er entstand, als durch den gewaltigen Weltbrand zu Anfang unsers Jahrhunderts grell beleuchtende Schlaglichter auf die alte, so mannichfach zusammengesetzte Welt deutschen Lebens fielen, als die heimischen Dinge von einem gewaltigen Schlag erschüttert und vernichtet wurden, der von außen kam.

Aus den völkerbefreienden und völkerbeglückenden Ideen, die in den edlern Anfängen der großen Revolution lebendig gewesen waren, war in gänzlicher Verkennung dieser Ziele die bewußte Absicht des großen Eroberers, den die französische Umwälzung geboren hatte, hervorgegangen, eine gewaltige Weltmonarchie zu erschaffen: das unvermeidliche cäsarische Streben, die Gemeinschaft der Völker nun nicht mehr zu „befreien", wie einst die Aufrufe Custines und

andrer es verkündet hatten, sondern sie — trotz alles Aufputzes der tönenden Proklamationen — in unmittelbarer Unterwerfung zusammenzufassen. In raschen, wuchtigen Schicksalsschlägen war das morsche Gebilde, das sich unter dem Namen des römischen Reiches deutscher Nation noch dahinschleppte, vor den siegreichen Fahnen des Imperators zusammengesunken; und nun erschallte dem Volke der freien Denker im eignen geknechteten Lande die herrische Stimme des korsischen Kriegsmannes. Da, in dieser Zeit herbster, trostlosester Trübsal, da haben die Deutschen begonnen zu erkennen, wohin sie die kosmopolitischen Träume geführt hatten: daß Knechtschaft, daß bittere Tyrannei das Ende sei, das der That gewordene Universalgedanke beschließe; daß bloßes Menschentum und unbekümmerte Freiheit des Gedankens sich nicht zu wehren vermöchten, vielmehr unter Umständen gerade führten zu Unfreiheit schrecklichster Art, bei der sie selber in nichts zerflössen.

Was uns bleibt? – Rühmt nicht des Wissens Bronnen.
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
Aller Götter Stimmen sind verklungen
Vor dem Jammerton der Sklaverei,
Und Homer, er hätte nie gesungen:
Doch sein Griechenland war frei!

So hat es Theodor Körner, was man empfunden hatte, noch ein paar Jahre später ausgesprochen, als die Gefahr des Unterliegens der deutschen Erhebung im Sommer 1813 gespenstisch das Joch von neuem heraufzubeschwören schien, dessen Ketten Deutschland so lange getragen und in den ersten freudigen Tagen der Befreiung zu Boden geschüttelt hatte.

Und mit dieser Erkenntnis, was Unfreiheit bedeute, blitzte zugleich, wenn auch im ganzen so spät, ein Begriff auf, dem sich ein edlerer Mensch hinfort nicht zu entziehen vermochte, der Begriff politischer Ehre und politischer Schande, das Gefühl, das, in Schmerzen geboren, der großen Menge der Deutschen nun nicht wieder verloren gehen sollte. Und selbst, wer die Erniedrigung etwa noch nicht im Innern getroffen empfand, den drückte die Fremdherrschaft nieder mit bitterer persönlicher Not; auch für diesen hieß der einzige Anker der Hoffnung Befreiung des vaterländischen Bodens. Der glühende Wunsch nach Befreiung, nach Lösung von der Knechtschaft um jeden Preis ist der schon erwähnte von außen her geweckte Gedanke, der imstande war, die vorhandnen geistigen Strömungen in der Nation mit sich zu verbinden, um aus ihrer aller Vereinigung in Entwicklung und Abklärung die vaterländische Empfindungswelt unsers Jahrhunderts hervorgehen zu lassen.

Es ist außerordentlich schwer, solchen Dingen einen zeitlichen Anfangstermin zu setzen und die Stufenleiter der Verschmelzung und Entwicklung mit

Taten zu begleiten. Noch stand Preußen aufrecht da, als schon die ersten Regungen des deutschen Befreiungsgedankens Ausdruck empfingen und Schmidt von Lübeck die „deutschen Freund- und Leidgenossen“ mit fern winkender Hoffnung grüßte:

Schaut dort am Bach sich schlummernd strecken
Den Schäferknaben zart und fein;
Den Knaben mit dem Schäferstecken,
Den Knaben wird der Herr erwecken,
Der Rächer unsrer Schmach zu sein.

Im April des Jahres 1806 konnte Scharnhorst in einer Denkschrift schon auf patriotischen Opfermut Rücksicht nehmen: „Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler eines Volkes; wenn für diese kein Herz nicht mehr schlägt, so ist es schon verloren.“ Nicht mehr allein der Fürst, auch das Volk kann siegen oder erliegen, emporsteigen oder untergehn.

(Schluß folgt)

Ein militärfreier Stand?

Es ist auffallend, daß der Beschluß des Reichstags vom 12. Dezember, die Theologen auf ihren Antrag von der Militärpflicht zu befreien, im evangelischen Deutschland die Gemüter nicht mehr erregt hat. Mag die große Gleichgiltigkeit gegenüber allen kirchlichen Angelegenheiten die „Laien,“ die reichliche Arbeitslast der Weihnachtszeit die „Geistlichen“ verhindert haben, lebhaftern Anteil zu nehmen, so ist doch der einzig zureichende Erklärungsgrund dafür nur die weitverbreitete Annahme, daß der — bisher übrigens erst in zweiter Lesung erfolgte — Beschluß auf Bestätigung bei den Regierungen nicht zu rechnen habe. In Reichstagskreisen ist man vielfach ganz andrer Meinung, und so stehen wir wirklich vor der Möglichkeit, daß mitten im Volke der allgemeinen Dienstpflicht durch Volksvertretung und Regierung ein dienstfreier Stand geschaffen wird.

Im katholischen Deutschland kann man diese Aussicht nur mit Freuden begrüßen. Denn wenn auch im Mittelalter katholische Bischöfe, Priester und Mönche die allerstreitbarsten Kriegsleute gewesen sind, so hat das doch mit dem Begriff des Klerikers immer im Widerspruch gestanden. Und dieser Begriff hat sich gerade der protestantischen Lehre vom allgemeinen Priestertum gegenüber von den Tagen der Reformation an in der katholischen Kirche immer reiner und vollkommner durchgesetzt. Der katholische Geistliche, der, mit Reichensperger zu reden, „aus dem Laienstande durch sakramentale Weihe aus-

scheidet" und „zur täglichen Ausübung geistlicher Mysterien berufen" wird, kann und darf nicht in derselben Weise behandelt werden, wie „alle [andern] Weltbürger und Weltkinder." Der Krieger des Gottesstaates kann nicht zugleich Kriegsdienste beim Weltstaate thun. Es ist keine Frage: mit dem dogmatischen Begriff des katholischen Priesters verträgt sich seine Heranziehung zum Militärdienste nicht. Und so mache denn das Reich der katholischen Kirche ein Zugeständnis, das sie ihrem Wesen nach beanspruchen muß, wie ihr um dieses ihres Wesens willen schon so manches Zugeständnis gemacht worden ist. Es mache es umso lieber bei dem Mangel an Priestern, der in der That in der römischen Kirche Deutschlands zur Zeit noch vielfach vorhanden ist. Bedauern, ja beklagen muß man freilich, daß so die letzte Möglichkeit, auf den katholischen Klerus im Sinne nationaler Erziehung einzuwirken, aus der Hand gegeben wird.

Wird aber dem katholischen Theologen die Freiheit gegeben, sich der allgemeinen Wehrpflicht zu entziehen — oder vielmehr der Ausschluß von der Wehrpflicht über ihn ausgesprochen, da seine Obern ihm den Gebrauch jener Freiheit ausnahmslos auferlegen werden —, was wird aus den evangelischen Theologen? Nach der unvernünftigen Auslegung des richtig verstanden gar nicht entbehrlichen Paritätsgedankens, die leider von dem nationalliberalen Redner in jener Reichstagssitzung vertreten wurde, ist das Schicksal der evangelischen Theologen gleich mit entschieden. Sie werden einfach über denselben Kamm geschoren. Entweder — oder! Beide Konfessionen werden befreit oder beide werden gezwungen. Die evangelische Kirche heißt auch Kirche, folglich! Und der evangelische Theologe heißt auch Theologe, folglich! Innere Wesensunterschiede mögen vorhanden sein, aber sie zu beachten wäre einer paritätischen Gesetzgebung unwürdig.

In der That ist der innere Unterschied der beiden christlichen Bekenntnisse in diesem Punkte groß. Für die evangelische Anschauung giebt es keine „Geistlichen" und „Laien," sondern alle gläubigen Christen sind „Geistliche," sind „Priester"; die Pastoren haben nur in der Gemeinde ihren besondern Dienst, ihr Amt, ihren Beruf, wie auch andre ihren besondern Dienst, ihr Amt und ihren Beruf haben. Für die Pastoren giebt es keine besondre Moral, keine Frömmigkeit, zu der ein Nichtpastor nicht auch verpflichtet wäre. Wenn diese Anschauung in weiten protestantischen Volkskreisen nicht geläufig ist, so beweist das nur, wie viel katholisches Empfinden und Urteilen noch in ihnen herrscht. Nach echt evangelischem Amtsbegriff ist es für den im Amte befindlichen Pastor ebenso wenig Sünde, in ehrlichem Kriegsdienste den feindlichen Soldaten zu töten, wie es für einen andern Christenmenschen Sünde ist. Dogmatisch läßt sich überhaupt in keiner Weise die Forderung begründen, daß der Geistliche in Krieg oder Frieden anders verwendet werde als jeder Staatsbürger sonst.

Zweckmäßig mag nun vielleicht eine andre Handhabung der Militärpflicht gegenüber den evangelischen Theologen sein, wie aus Mangel den Lehrern gegen-

über, zu ihrer bessern Verwertung den Ärzten und Apothekern gegenüber. Doch haben wir unsre großen Bedenken wider den Antrag Kleist-Retzows, der die Theologen im zweiten Halbjahr dem Lazarethdienste zuweisen will. Man gebe ihnen Gelegenheit, während des aktiven Jahres oder dann in ihrer Reservezeit den Lazarethdienst kennen zu lernen und zu üben, aber man lasse sie im übrigen mit der Waffe dienen, lasse sie auch, je nach ihren Fähigkeiten, zu Reserveoffizieren aufrücken. Treten sie dann ins Amt, was nur in Zeiten des Mangels früh der Fall sein wird, so lasse man sie zwischen Kaserne und Lazareth, zwischen Feldlager und Verbandplatz wählen, oder kommandire sie, weil man sie dafür nötig hat, in den Sanitätsdienst.

Doch das sind Vorschläge, über die wir hier nicht ausreden können. Hier handelt es sich darum, womöglich noch rechtzeitig die Bedenken laut werden zu lassen, die dem Beschlusse vom 12. Dezember entgegenstehen. Für das evangelische Urteil ist eine solche Trennung der Theologen von den übrigen Staatsbürgern unerträglich. Man weise nicht darauf hin, daß sie von 1854 an auch in Preußen „Mangels halber" das fragliche Vorrecht genossen haben. Teils waren auch damals die schädlichen Folgen vorhanden; vor allem aber war damals die allgemeine Wehrpflicht noch nicht von der Wichtigkeit für den innern Zusammenhalt des Volkes wie jetzt. Mag das ältere Theologengeschlecht der drohenden Gefahr kühler gegenüberstehen — es sind aber auch darunter entschiedne Gegner des Privilegiums —, das jüngere Geschlecht ist in seinem Protest so gut wie einmütig. Schon bei frühern Gelegenheiten sind zahlreiche Petitionen in diesem Sinne beim Reichstag eingegangen, und sie fließen ihm auch jetzt wieder zu. Der evangelische Pfarrer will und muß „gedient haben," wie alle dazu tüchtigen Männer seiner Gemeinde, er will und muß dem Vaterlande dieselbe Opferfreudigkeit entgegenbringen, die er seinen Brüdern predigt. Will man ihm ein „Vorrecht" aufdrängen, das er von ganzem Herzen verschmäht? Alle Freunde des wahren Paritätsgedankens sollten einen solchen Mißbrauch mit allem Eifer abwenden, denn an seiner Karrikatur würde er schweren Schaden leiden.

Aber der Antrag Huenes stellt es ja dem Theologen frei, Dienstfreiheit zu begehren oder nicht. Das heißt aber doch wirklich, wie der Abgeordnete Delbrück ganz richtig ausgeführt hat, zu viel „in das einzelne schwache Gewissen hineinschieben." Das giebt auch minderwertigen und zweideutigen Beweggründen eine gefährliche Macht und läßt auch bei gewissenhaftester Entscheidung einem so bösen Scheine Raum, daß man hier am liebsten sagen möchte: entweder alle ausschließen oder keinen auslassen! Man mag die Militärfreiheit der Theologen fassen, wie man will, so öffnet sich für den ohne Zweifel doch für das Volksleben wichtigen Stand die Gefahr, daß sich eigennützige und charakterlose junge Leute um des gebotenen Vorteils in ihn eindrängen. Schon jetzt wird von Professoren geklagt, daß mit der Zunahme der Zahl

der Theologiestudirenden die Güte nicht zugenommen habe. Und es ist leider von den Kirchenregierungen nicht zu hoffen, daß sie dieser Gefahr mit der wünschenswerten Einigkeit und Entschiedenheit begegnen werden. Kurz, wer ein Interesse an der Tüchtigkeit des evangelischen Pastorenstandes, mithin am Gedeihen der evangelischen Kirchen überhaupt hat, kann nur von Herzen wünschen und verlangen, daß das ärgerliche Privilegium ihm niemals aufgebürdet werde.

Sollen wir noch ein Wort darüber verlieren, daß auch das Heer diesen Bestandteil nicht entbehren kann, wenn seine sittliche Gesundheit nicht Schaden leiden soll? Nicht als ob die Theologen immer die schneidigsten Soldaten wären — gewiß sind sie nicht das Gegenteil —, aber jedenfalls wohnt ihnen eine größere Widerstandskraft gegen gewisse Versuchungen inne, die das Soldatenleben mit sich bringt, als andern Einjährigen. Unter diesen sind Elemente, die die Disziplin und Moral der Truppen nicht heben, sondern verschlechtern. Den Theologen wird man das nicht nachsagen können. Wenn derselbe Geist, der jetzt ihre Petitionen erfüllt, sie auch im Rock des Kaisers beseelt, dann thut das Vaterland Unrecht, auf ihren Heeresdienst zu verzichten.

Nach alledem können wir nur wünschen und hoffen, daß die Frage im Sinne von Delbrücks Antrag entschieden werde.

Phonetik

In den letzten fünfzehn Jahren hat sich eine neue Wissenschaft ausgebildet, die bei der Erlernung einer fremden Sprache von großer Bedeutung ist und die uns in den Stand setzt, von unsrer eignen Muttersprache und ihren Mundarten uns eine bessere Kenntnis zu verschaffen, als es bis jetzt möglich war. Diese neue Wissenschaft nennt sich Phonetik. Sie beschäftigt sich mit den Lauten, sie betrachtet es als ihre Aufgabe, die Lautgebilde so scharf zu bestimmen, daß man, auch ohne vorangegangne mündliche Übermittlung, sie in ihrer ganzen Eigentümlichkeit erfassen und wiedergeben kann.

Es mag wohl an die zwei Jahrzehnte her sein, daß von verschiednen Seiten mit kräftigen Worten auf die grauenhafte Aussprache hingewiesen wurde, wie sie sich in Deutschland beim Betreiben der fremden Sprachen finde. Man

müsse, so sagte man, so schnell wie möglich Wandel schaffen, man müsse ein größeres Gewicht auf diese Seite des Unterrichtes legen, denn es sei unverzeihlich, bei einer lebenden Sprache die Aussprache in so arger Weise zu vernachlässigen. Der Vorwurf war in der That gerechtfertigt, aber es war ebenso leicht, ihn zu erheben, als es schwer war, Abhilfe zu schaffen. Nicht jeder, der Unterricht in den neuern Sprachen erteilte, war in der glücklichen Lage gewesen, einige Zeit im Auslande zuzubringen oder sich in Deutschland bei Ausländern Rats zu erholen. Nicht jeder, der wirklich bei Franzosen und Engländern gewesen war, hatte auch die Fähigkeit gehabt, die fremden Laute richtig aufzufassen. Gab es nun in zweifelhaften Fällen wirklich ein Buch, das uns genügende Auskunft hätte erteilen können?

Wir können diese Frage heute unbedenklich mit nein beantworten. Es waren allerdings einzelne Werke da, die sich eingehend mit französischer und englischer Aussprache beschäftigten, aber einige davon waren in der Einleitung schon aufrichtig genug, zu gestehen, daß man sich bei ihnen wohl über das und jenes unterrichten könne, daß es aber vieles andre gebe, „was gar nicht ohne mündliche Überlieferung gelehrt werden könne." Der letzte Satz war nun zwar für die damalige Zeit, aber nicht an und für sich richtig, und heute kann man getrost behaupten, daß die Aufgabe gelöst sei; ja es klingt gar nicht absonderlich mehr, zu sagen, daß man unter gewissen Umständen die Laute der fremden Sprache ebenso gut, wenn nicht oft noch besser aus Büchern als durch den Umgang mit Ausländern selbst erlernen könne. Es ist die alte Geschichte vom Ei des Kolumbus. Jetzt, wo man die Sache am richtigen Ende angefaßt hat, erscheint es einem wunderbar, daß man nicht schon lange auf den an und für sich so einfachen Gedanken gekommen ist.

Es giebt Leute, die ein bewundernswertes Nachahmungstalent besitzen. Sie sind imstande, die Rede eines andern täuschend nachzumachen, alle Eigentümlichkeiten, das Anstoßen mit der Zunge, das Näseln, das Sprechen mit „dicker Zunge," den Tonfall, die Klangfarbe u. s. w. aufs genauste wiederzugeben. Es ist einleuchtend, daß solche Leute besonders geeignet sind, auch die Laute einer fremden Sprache zu erfassen. Aber die wenigsten Menschen besitzen von Natur diese Fähigkeit, und selbst die, die jahrelang im Auslande gewesen sind, bieten nicht immer die Gewähr, daß sie auch ordentlich gesehen und gehört haben.

Hier setzt nun die Phonetik ein. Das, was einzelne besonders begabte Naturen ohne weiteres vermögen, dazu will sie uns durch Schulung verhelfen. Sie beschäftigt sich eingehend mit der Hervorbringung und dem Klange der Laute, sie giebt uns an, welche Organe bei der Lautbildung in Betracht kommen, welche Stellung die Zunge, die Lippen, das Gaumensegel u. s. w. bei den einzelnen Lauten einnehmen, wie sich die Stimmbänder dabei verhalten, ja sie vermag sogar die Rede musikalisch zu bestimmen und uns zu sagen,

welche Höhe der und jener Laut hat. Endlich lehrt sie uns auch, daß jede Sprache, ja jede Mundart ihre besondre „Artikulationsbasis" hat, und daß man diese beständig festhalten muß, wenn man die fremden Laute in ihrer eigentümlichen Farbe wiedergeben will.

Der letzte Punkt ist außerordentlich interessant. Hört man einen Engländer reden, so wird einem sogleich der eigentümlich dumpfe Klang auffallen. Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß dieser von der Eigentümlichkeit der Artikulationsbasis, das heißt von der eigentümlichen Lagerung der Zunge und dem Verhalten der Lippen herrührt. Beim Sprechen zieht der Engländer die Zunge zurück, verbreitert sie und richtet die Zungenspitze von den Schneidezähnen ab nach oben. Die Lippen bewegt er dabei so wenig als möglich, und sein Gesicht erhält dadurch jenen trägen, lässigen Ausdruck, der uns so oft — aber ganz mit Unrecht — als ein Zeichen der Blasirtheit erscheint. Das reine Gegenteil davon ist der Franzose. Infolge des Vorschiebens der Zunge hat er viele helle Laute, und seine Lippen bewegen sich so kräftig, daß schon allein dadurch seine Rede etwas ungemein lebhaftes erhält. Wir Deutschen stehen in dieser Hinsicht ungefähr in der Mitte, wenn sich auch in den Mundarten große Verschiedenheiten zeigen. „In der mir geläufigen niederhessischen Mundart — sagt Sievers (Grundzüge der Phonetik, S. 83), — artikulirt die Zunge schlaff und mit möglichst geringer Anspannung aller ihrer Teile, auch die Kehlkopfartikulation ist wenig energisch. Um dagegen den richtigen Klangcharakter der sächsischen Mundarten (natürlich abgesehen von den Verschiedenheiten des Lautsystems) zu treffen, muß die ganze Zunge angestrafft werden und der Kehlkopf bei stärkerm Exspirationsdruck energischer artikuliren. Daher macht auch diese Mundart einen harten, etwas schreienden Eindruck gegenüber dem dumpfen, fast verdrossen und teilnahmlos zu nennenden Charakter der hessischen Mundart." Hat man die einer Sprache oder Mundart eigentümliche Artikulationsbasis einmal gefunden, und versteht man sie festzuhalten, so entstehen die charakteristischen Lautschattirungen gleichsam von selbst Es folgt hieraus, daß beim Erlernen einer fremden Sprache gerade auf diese Eigentümlichkeit ein besondres Gewicht zu legen ist. Das Erlernen der richtigen Aussprache ist übrigens nicht schwerer als das einer schlechten. Man kann z. B. die Artikulationsbasis zuerst am Deutschen üben, da ja natürlich in den ersten Stunden das fremde Material nicht in genügender Menge sich darbietet. Die Schüler gewöhnen sich außerordentlich schnell daran, und sie lernen beiläufig für ihre Deklamationsübungen, für das Lesen mit verteilten Rollen u. s. w., wie man mit einfachen Mitteln der Rede einer Person eine ganz andre Färbung geben und dadurch eine bunte Mannichfaltigkeit herbeiführen kann.

Aber mit dieser Artikulationsbasis allein würde noch nicht viel gewonnen sein, wenn es nicht gelungen wäre, auch die einzelnen Laute näher zu bestimmen und für jeden einen festen Wert zu gewinnen. Und dies geschieht

auf zweierlei Weise. Einmal indem man genau die Stellungen und das Verhalten der einzelnen Organe angiebt, die bei der Lautbildung beteiligt sind, zweitens dadurch, daß man die Höhe des Lautes musikalisch zu bestimmen sucht. Ich will für die erste Art ein Beispiel anführen, das jedermann nachprüfen kann, wenn er sich vor den Spiegel stellt. Spricht man die Laute i, e, ä, a langsam und gedehnt nach einander, so wird man bemerken, daß bei i die Zähne ziemlich auf einander liegen, bei den andern Vokalen immer mehr auseinander gehen, mit andern Worten, daß wir bei i den kleinsten und bei a den größten Kieferwinkel haben. Durch die Beobachtung dieser einfachen Thatsache sind wir bereits in den Stand gesetzt, über einen deutschen Diphthongen ins klare zu kommen, dessen Schriftbild durchaus nicht dem Lautbilde entspricht. Ich meine den Diphthongen ei, wie wir ihn in den Wörtern Eifer, Seite, mein u. s. w. finden. In einzelnen Gegenden spricht man allerdings diesen Diphthongen so aus, daß man ein e (oder ä) anschlägt und ein i folgen läßt. Aber die bei weitem größere Zahl der Gebildeten spricht hier nicht eine Verbindung von e und i, sondern eine solche von a und e (neben a und i). Die Beobachtung des Kieferwinkels kann uns hier leicht über die Bestandteile des Diphthongen aufklären. Man spreche das Wort Eifer unbefangen aus, d. h. so wie wir es im Zusammenhange der Rede thun würden, dehne das ei recht auffällig, und man wird bemerken, daß wir mit dem größten Kieferwinkel — also dem des a — einsetzen und dann zu dem des e (oder i) übergehen. Wer noch weiter darüber Auskunft will, ob der zweite Bestandteil des ei ein e (ä) oder i ist, der verbinde in schneller Aufeinanderfolge a und i, dann a und e und schließlich a und ä, und sehe zu, ob er selbst aifer, aefer oder aäfer spricht.

In derselben Weise könnten wir die Vokale behandeln, die mit Rundung der Lippen gesprochen werden, also o, u, ö, ü, und könnten hier den Kreis der Lippen beobachten. Wir würden dann finden, daß au meistens eine Verbindung von a und o, eu oder äu eine solche von o und e, o und ö, o und i — je nach der Gegend — darstellt. Wir könnten dann weiter die ganz interessante Beobachtung machen, daß ein Diphthong aus zwei Lauten besteht, daß also bei seiner Hervorbringung die Organe von der Stellung des einen Lautes in die des andern übergehen müssen. So einfach und selbstverständlich dies auch klingt, so wahr ist es doch, daß viele Leute die Laute mit den Buchstaben verwechseln, und daß z. B. noch verschiedne ganz vortreffliche lateinische Grammatiker die Laute ä und ö in caecus, coepi für Diphthonge ausgeben, offenbar nur, weil sie durch zwei Buchstaben ausgedrückt werden.

Einen andern Punkt möchte ich hier noch anführen, bei dem es anfangs schwer ist, sich von dem Schriftbilde loszumachen. Sprechen wir, wenn zwei gleiche Konsonanten wie in hatte, Treppe, Flagge zusammenstehen, wirklich zwei Laute aus? Man kann wetten, daß die meisten von denen, die noch nicht

über diesen Punkt nachgedacht haben, fest behaupten werden, sie sprächen wirklich zwei t, zwei p und zwei g. Und doch ist die Sache so außerordentlich leicht zu entscheiden. Man nehme das Wort raten. Hat man ra gesprochen, so geht die Zunge, um t hervorzubringen, an die Zähne, bildet dort einen Verschluß und geht schließlich nach Aufhebung des Verschlusses wieder zurück. Sie führt also zwei Bewegungen, eine Vorwärts- und eine Rückwärtsbewegung aus. Ganz dasselbe thun wir auch in Ratte, während wir doch, wenn zwei t gesprochen werden sollten, zweimal diese zwei Bewegungen ausführen müßten, eine Handlung, bei der man sich fast die Zunge zerbrechen könnte. Die Verdopplung in der Schrift hat jetzt weiter keinen Zweck, als die Kürze des vorhergehenden Vokals anzudeuten, und es ist mir unverständlich, wie in den amtlichen Regeln und Wörterverzeichnissen für preußische Schulen (§ 13, Anm. 1) die Ansicht ausgesprochen werden kann, daß „die Doppelkonsonanz im Inlaute gehört werde."

Ich hielt es für nötig, diese Einzelheiten anzuführen, einesteils, um einen Begriff von dem Verfahren der Phonetik zu geben, anderenteils um zu zeigen, wie sehr wir in unserm Urteile von dem Bilde der Schrift beeinflußt werden, und wie über Dinge, die wir beständig „im Munde führen," doch nicht immer die erforderliche Klarheit herrscht.

Für die Zwecke der Schule wird es nun durchaus genügen, wenn ich die Stellungen beschreibe, die die Sprachwerkzeuge bei der Hervorbringung der einzelnen Laute einnehmen, und dann bei den notwendigen Übungen streng auf eine saubre Aussprache halte. Aber wir dürfen es uns nicht verhehlen: wissenschaftlich genau ist diese Art der Bestimmung noch nicht. Ich kann wohl die Lage der einzelnen Organe sehr genau beschreiben, aber derartigen Beschreibungen haftet doch immer etwas Unvollkommnes an. Und dies läßt sich auch gar nicht vermeiden, denn es handelt sich hier ja um räumliche Verhältnisse, und die Lage eines Gegenstandes läßt sich mit Worten nur ungefähr bestimmen. Wir sind jedoch im stande, auch diese Unvollkommenheit zu beseitigen, und zwar dadurch, daß wir uns an die Akustik wenden.

Ich mache zuerst auf eine Thatsache aufmerksam, die jeder beobachtet hat. Wenn wir bei einem Böttcher oder Bierbrauer an leere Fässer von verschiedner Größe mit der Faust schlagen, so geben sie nicht alle einen gleichen Ton (Hall) von sich, sondern der Ton wird um so tiefer sein, je größer das Faß ist, und umgekehrt. Je größer der Raum ist, dessen Luft in Schwingungen versetzt wird, desto tiefer der Ton, je kleiner der Raum, desto höher der Ton. Wir selbst sind nun imstande, mittels unsrer Sprachwerkzeuge verschiedne Hohlräume herzustellen. Die Zunge z. B. kann sich verschieben, sie kann sich vorschieben, sie kann zurückgehen, sich an den Gaumen legen, einen Verschluß bilden u. s. w., und jedesmal wird der so geschaffne Hohlraum einen besondern Ton haben.

Wir sehen nun einmal die Hohlräume an, die sich bei unsern Vokalen zeigen. Bei dem Sprechen von i, e, ä, a kam vorhin nur der Abstand der Zahnreihen, der Kieferwinkel in Betracht. Jetzt soll es unsre Aufgabe sein, das Verhalten der Zunge zu beobachten. Zu dem Zwecke lege ich den Zeigefinger auf die Zunge und spreche noch einmal die Vokale i, e, ä, a in der angegebnen Reihenfolge. Da finden wir, daß bei i der Abstand der Zunge vom Gaumen sehr gering ist, der Finger geht nur mit Mühe dazwischen; aber bei den übrigen Vokalen wird dieser Abstand und infolge dessen auch der Hohlraum immer größer. Wir können aus dieser Thatsache sofort schließen, daß der Vokal mit dem kleinsten Hohlraum auch den höchsten Ton und der mit dem größten Hohlraume den tiefsten Ton haben muß, gerade so wie wir es bei den Fässern beobachteten oder es an jedem andern Gegenstande, z. B. einem Topfe mit Wasser, wahrnehmen, dessen Raum — hier durch Zu- oder Abgießen der Flüssigkeit — sich verändern läßt. Nun ist es ja eine bekannte Thatsache, daß wir beim Singen — und ebenso beim Sprechen — einem Vokale die verschiedenste Höhe geben können. Wir können a die ganze Tonleiter hindurch singen. Der Hohlraum bleibt immer derselbe, und doch haben wir ganz verschiedne Höhen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in den Stimmbändern, die wie eine Gummischnur gedehnt und angespannt werden können und wie die kurzen und langen Saiten eines Klaviers ganz verschiedne Töne von sich geben. Diesen eigentümlichen Einfluß der Bänder müssen wir aufzuheben versuchen, wenn wir feste Werte für unsre Laute gewinnen wollen. Und dies vermögen wir dadurch, daß wir flüstern. Die eigentlichen Stimmbänder legen sich beim Flüstern fest zusammen, treten außer Thätigkeit, und es bleibt nur eine Öffnung übrig, aus der die Luft aus den Lungen entweichen und die über den Bändern liegenden Hohlräume anblasen kann. Diese Räume aber haben ihren besondern Ton (Hall), der immer derselbe bleiben muß. Trautmann (Die Sprachlaute, S. 40) findet für die geflüsterten Vokale a, ä, e, i den Septimenakkord g, h, d, f. Die andern Vokale und die Konsonanten sucht er gleichfalls ihrer Tonhöhe nach zu bestimmen, und indem er bei der Behandlung der englischen und französischen Laute nicht nur die Lage und das Verhalten der Sprachwerkzeuge genau beschreibt, sondern auch die akustische Seite der Laute berücksichtigt, gelingt es ihm, feste Werte zu gewinnen und dadurch den strengsten Forderungen der Wissenschaft gerecht zu werden.

Ich glaube mit dem Vorstehenden einen ungefähren Begriff von den Aufgaben gegeben zu haben, die sich die Phonetik stellt, und es wird wohl jedem einleuchten, daß wir nur durch das von ihr eingeschlagne Verfahren zu einer genauen Kenntnis der Laute gelangen können. Obwohl die Wissenschaft noch jung ist und ihr Gebiet sehr groß, so kann sie doch dank dem Feuereifer, den man in allen Teilen der zivilisierten Welt bekundet, schon mit Stolz auf ihre Fortschritte blicken, und man kann kühn behaupten, daß jeder

Sprachforscher sie zuerst wird berücksichtigen müssen, wenn er nicht zurückbleiben und Ansichten vorbringen will, die dem phonetisch geschulten oft nur ein Lächeln abnötigen können. Die Phonetik greift tief in alle Sprachgebiete ein. Eine Unmasse von Ansichten in den neuern und den alten Sprachen, an denen man früher nicht zu rütteln wagte, erweisen sich heute als unhaltbare Annahmen. Aber in einer Hinsicht ist uns die Phonetik besonders wert: sie klärt uns auf über unsre eigne Sprache. Schon vor vielen Jahren wurden Versuche gemacht, unsre Mundarten genauer zu bestimmen, aber alle diese Versuche fielen mehr oder weniger unvollkommen aus, weil eben damals die Bestimmungsmethoden noch nicht genügend ausgebildet waren. Erst jetzt ist es möglich, die Sprache der Gebildeten in den einzelnen Teilen Deutschlands festzustellen, erst jetzt kann man einen Überblick gewinnen über die Ausdehnung gewisser Aussprachweisen. Eine der verdienstvollsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind in Vietors Phonetischen Studien die „Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen," in denen eine Anzahl phonetisch geschulter Männer aus allen Gegenden Deutschlands die Aussprache ihrer Heimat in Schriftzeichen zu bannen suchen. Die Verschiedenheit zwischen Schrift und Aussprache ist außerordentlich groß, und doch bleibt sie dem größten Teile ganz unbemerkt. „Ein jeder nicht lautphysiologisch geschulte Deutsche — sagt Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 48) — ist der Überzeugung, daß er schreibt, wie er spricht. Wenn er aber auch dem Engländer und Franzosen gegenüber eine gewisse Berechtigung zu dieser Überzeugung hat, so fehlt es doch, von Feinheiten abgesehen, nicht an Fällen, in denen die Aussprache ziemlich stark von der Schreibung abweicht. Daß der Schlußkonsonant in Tag, Feld, lieb ein andrer Laut ist, als der, welcher in Tages, Feldes, liebes gesprochen wird, daß das n in Anger einen wesentlich andern Laut bezeichnet als in Land, ist wenigen eingefallen. Daß man im allgemeinen in Ungnade gutturalen, in unbillig labialen Nasal spricht, daran denkt niemand. Vollends wird man erstaunt angesehen, wenn man ausspricht, daß in lange kein g, in der zweiten Silbe von legen, reden, Ritter, schütteln kein e gesprochen werde, daß der Schlußkonsonant von Leben nach der verbreiteten Aussprache kein n, sondern ein m gleichfalls ohne vorhergehendes e sei. Ja man kann darauf rechnen, daß die meisten diese Thatsachen bestreiten werden, auch nachdem sie darauf aufmerksam gemacht worden sind. Wenigstens habe ich die Erfahrung vielfach gemacht, auch an Philologen. Wir sehen daraus, wie sehr die Analyse des Wortes etwas bloß mit der Schrift angelerntes ist, und wie gering das Gefühl für die wirklichen Elemente des gesprochenen Wortes ist." Wir könnten die Beispiele noch vermehren. Man spricht z. B. in der gebildeten Umgangssprache kommen, nehmen, können, Kanonen wie kom—m, nem—m, kön—n, Kanon—n, wobei m—m und n—n ein langes m und n bezeichnen sollen,

in Zeitungen lassen wir meistens en weg und dehnen dafür etwas den Laut des ng, einen Laut, den wir mit zwei Buchstaben bezeichnen, obwohl er mit dem gewöhrlichen n und g gar nichts zu thun hat. Wie lächerlich und geziert würde es klingen, wenn wir in diesen Wörtern wirklich e und n aussprechen wollten! Wir haben es also hier gar nicht mit Nachlässigkeiten in der Aussprache zu thun — denn wenn wir sprechen, wie wir schreiben, so klingt uns das unnatürlich —, sondern mit Aussprachweisen, die sich naturgemäß entwickelt haben.

Wir gehen nun selbstverständlich nicht etwa so weit, zu befürworten, die Lautschrift an Stelle unsrer jetzigen Orthographie zu setzen. Das würde unmöglich sein, schon aus dem Grunde, weil man dann für jede größere Gegend eine besondre Lautschreibung aufstellen müßte. Wohl aber würden wir es mit Freuden begrüßt haben, wenn bei der amtlichen Regelung der Orthographie noch mehr Buchstaben verschwunden wären. Daß man noch einige deutsche Wörter mit th hat bestehen lassen, daß es Wörter giebt, bei denen man noch drei l, drei m und drei t zuläßt, während man doch nur ein einziges l, m oder t spricht, daß man in der Endung ieren ie setzt, wo heute kein Mensch mehr ein e spricht, und daß man dabei diese Schreibung auch solchen Fremdwörtern geben muß, die ein i im Lateinischen oder ie im Französischen nie gehabt haben oder Neubildungen der letzten Jahrhunderte sind, das sind Punkte, bei denen man die jetzige Aussprache unsers Erachtens hätte berücksichtigen sollen. Wenn es sich auch empfiehlt, in orthographischen Dingen mit Maß vorzugehen, so dürfen wir doch anderseits nicht vergessen, daß das Bestehenlassen des Erstarrten, Abgestorbnen nichts weiter als eine unnütze Erschwerung ist. Haben wir doch in unsrer jetzigen Orthographie ohnehin schon Dinge genug, die man nicht gerade als eine Verbesserung gegenüber der mittelhochdeutschen betrachten kann.

Doch dem sei, wie ihm wolle, über einen andern Punkt dürfte wohl eine Übereinstimmung zu erzielen sein. Sollten wir je dahin kommen, uns über eine deutsche Musteraussprache zu einigen oder eine bestehende als mustergiltig anzuerkennen, so wird die nähere Feststellung und die erfolgreiche Verbreitung derselben nur dadurch zu ermöglichen sein, daß wir die Ergebnisse der Phonetik berücksichtigen.

Gera O. Schulze

Neue Briefe von Goethes Mutter

Von Karl Heinemann

Da Sie alle Briefe dieser Art drucken lassen, so könte mir diese Ehre ebenfalls wiederfahren — welches mir dann keinen kleinen ärger verursachen würde." So schrieb einst Goethes Mutter scherzend an den ihr befreundeten Schauspieler Großmann. Was würde sie erst dazu sagen, daß nicht nur jene köstlichen Zeugen ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit und Naivität, die Briefe an Großmann und ferner die schriftlichen Huldigungen und Dankesbezeugungen an die Herzogin Anna Amalia gedruckt worden sind, sondern daß nun auch ihre Herzensergießungen an den Sohn und die „liebe Tochter," die innigsten Gefühlsäußerungen einer liebevollen und stolzen Mutter, der gefühllosen Menge und dem kalten Verstande der Kritiker preisgegeben werden!*) Und doch sind gerade diese Briefe die wahrsten und darum wertvollsten Äußerungen ihres Charakters. Mochte mancher in den Briefen an Anna Amalia die überschwänglichen Huldigungen der Frau Rat für geschmacklos oder gar für servil halten — obwohl sie in Wirklichkeit nur der Ausdruck einer lebhaft gefühlten Verehrung im Stile der Zeit sind —, vermißte vielleicht mancher in ihnen ein tieferes Eingehen auf das Leben und Wirken des Sohnes oder hielt wohl gar die bescheidene Zurückhaltung für kluge Vorsicht — hier in den uns neu geschenkten Briefen tritt Frau Rat frei von allen Rücksichten und nur in der Eigenschaft auf, in der allein wir sie hören wollen: als Mutter des geliebten und vergötterten Wolfgang.

Neue, bisher noch unbekannte Charaktereigenschaften der Frau Rat wird man in den Briefen freilich nicht finden und wohl auch nicht suchen — Erich Schmidts geistreiche Charakteristik schöpfte schon aus dieser Quelle, die andern Erdenmenschen erst seit wenigen Tagen fließt —, aber sie geben eine solche Fülle von prächtigen Belegen und Zeugnissen ihrer harmlosen, beglückenden Heiterkeit, ihrer Natürlichkeit und geistigen Frische, ihrer rührenden Frömmig-

*) Schriften der Goethegesellschaft, 4. Band: Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe, herausgegeben von B. Suphan. Weimar, 1889. Die Briefe reichen vom 23. März 1780, in zusammenhängender Folge vom 4. Dezember 1792 bis zum 1. Juli 1808.

keit, ihrer nimmermüden Sorgfalt für den Sohn, die Tochter und den Enkel, daß die Aufgabe, das neu gewonnene zu sammeln und zu einem schlichten Charakterbilde zu vereinigen, überaus reizvoll erscheint. Daß wir dabei die „Bekenntnisse einer fröhlichen Seele“ meist selber reden und Frau Aja sich selbst schildern lassen, ist wohl selbstverständlich — wer wollte mit Frau Aja wetteifern!

Am besten hat der Sohn den Charakter seiner Mutter in dem eigens für sie geschaffenen Worte „Frohnatur“ zusammengefaßt. „Ein fröliges Hertz ist ein stetes wohlleben, sagen die heiligen Schriftsteller — und fröligkeit ist die Mutter aller Tugenden steht im Götz von Berlichingen.“ „Wer lacht, kann keine Todsünde thun“ war einer ihrer Lieblingssprüche, „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ ihr Lieblingslied. Meist „vergnügt wie eine Göttin,“ hielt sie es für garstigen Undank gegen Gott, sichs auf seiner schönen Erde nicht wohl sein zu lassen. Und diese Heiterkeit und Fröhlichkeit übertrug sie auf alle, die ihr nahe traten. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir fortgegangen ist,“ konnte sie an Frau von Stein schreiben. Darum wurde ihr auch von allen, vom Musiker Kranz, der ihrer Häuslichkeit den schönen Namen casa santa gab, bis zur Herzogin Anna Amalia, die größte Verehrung und die begeistertste Liebe entgegen gebracht. Jeder glaubte von dem Glück, das Frau Aja ausstrahlte, einen Teil mit sich zu nehmen als dauernden Schatz und als Trost in Trübsal. Nur mit mißvergnügten, sauertöpfischen Menschen wußte Frau Aja nichts anzufangen. „Wäre ich eine Regirende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter fröliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Duckmäußer die immer untersich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen laßen warum verstelts du deine Geberde, aber es heißt eigendlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen.“

Dieser Frohsinn, der sie selbst und alle ihr nahe stehenden beglückte, war nicht etwa in äußern Verhältnissen begründet. Wenn sie auch durch ansehnliches Vermögen von Sorgen um den Lebensunterhalt befreit war, hat sie doch in ihrer Ehe unter dem strengen Regiment eines oft rücksichtslosen und halsstarrigen, dazu über zwanzig Jahre ältern Gatten schwere Tage gesehen und viele Jahre als Pflegerin des körperlich und geistig langsam dem Ende entgegengehenden Mannes zugebracht. Nein, Frau Ajas Frohsinn war ein Ausfluß ihres Charakters. Sie besaß die beneidenswerte Kunst, an allen Dingen die gute Seite herauszufinden. „Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gotts seiner Welt!“ schreibt sie an ihren Sohn in dem Bericht über ihr Lesen des Don Carlos — „Nur muß man sich aufs suchen verstehn — sie finden sich gewiß — und das kleine ja nicht verschmähen —

wie viele Freuden werden zertretten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt nicht achten. Das war einmahl wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherey." Bedrängt und belästigt sie, wie es ihr so oft erging, der Krieg, die leidige Kontribution und Einquartierung, so jubelt sie im voraus in Hoffnung auf den Frieden. Über Krankheiten sucht sie sich durch Scherze hinwegzuhelfen. Einmal wird sie wohl ungeduldig, daß sich ihr sehnlichster Wunsch, der Verkauf des großen Hauses, infolge des lange währenden Krieges nicht erfüllt. „Doch, wenn ich bedencke," verbessert sie sich selbst, „wieviel unglückliche Menschen jetzt froh wären wenn sie ein Hauß hätten, und wüßten wo sie ihr Haupt hinlegen sollten; so schäme ich mich, und bitte Gott um Vergebung vor meine Ungedult und Narrheit." Sich zu grämen, gar vor der Zeit, war ihre Sache nicht, wohl aber dafür zu sorgen, daß Unerfreuliches oder Vorwürfe ihr fern blieben. War aber das Unangenehme unabwendbar, nun „so muß man den Teufel verschlucken, ihn nur nicht lange beducken," oder sie holt sich aus der unerschöpflichen Quelle, den Nachrichten aus Weimar, neuen Lebensmut und neue Laune. „Da kamen" — es handelt sich wieder um Kontribution der Franzosen — „da kamen nun gerade gute Nachrichten von Ihnen allen — da ward ich froh — und dachte Geld hin — Geld her — wenn es nur in Weimar bey deinen Geliebten wohl und vergnügt zugeht; so schlafe du ruhig — das thate ich denn auch bey all dem wirr warr." Bei des einen Enkelchens Tode schreibt sie tröstend: „Es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägts zu Boden — das thut noch viel weher." Sonst ist ihr das Trösten und besonders das wortreiche Trösten höchlichst zuwider — „kein Trost vermag was über ein betrübtes Hertz nur die Zeit ist der einzige Tröster."

Freilich kann man Frau Aja den kleinen Vorwurf nicht ersparen, daß ihre Kunst, alles von der besten Seite zu nehmen, das Trübe sich fern zu halten und im übrigen alles gehen zu lassen, wie es will, auch ihre Kehrseite hatte, was der Sohn kräftig, aber gewiß richtig mit den Worten ausdrückt: „Sie erspart den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekommen."

Der Grund, auf dem der heitere Lebensfriede der Frau Rat ruhte, war ihr unerschütterliches Gottvertrauen und die felsenfeste Überzeugung, daß alles, was Gott thut, zum Besten der Menschen geschehe. „Dieses Zutrauen zu Gott hat mich noch nie (in keiner Noth) stecken laßen — dieser Glaube ist die einzige Quelle meines beständigen Frosinns. — Bey meinem Monarchen verliert mann weder Capital noch Intereßen — den behalt ich." „Alle Tage finde ich etwas das mich freut — und der Schluß stein — der glaube an Gott! der macht mein Hertz froh und mein Angesicht fröhlich." Ihr Verhältnis zu Gott könnte man fast persönlich nennen, oder wie der Sohn es ausgedrückt hat, er war ihr der alttestamentliche Familiengott. „Jeder Brief der von dir

kommt wird aus gebreitet und unter Danck Gott vorgelegt." Als die Verhandlungen über den Hausverkauf sich in die Länge ziehen, ist sie doch ohne Sorge. Sie weiß es gewiß: „der Gott, der mir von Jugend an soviel Gnade erwißen hat — der wird schon ein Plätzgen aussuchen, wo ich meine alten Tage ruhig und zufrieden beschließen kan." Bei jeder großen Freude und bei jedem großen Glück, bei Errettung aus Krankheit oder Gefahr, ihr erster Gedanke ist der Dank an Gott. „Vergiß es nie"; schreibt sie an den Sohn nach den Schreckenstagen in Weimar 1806, „sowie ich es auch nie vergeße. Er der große Helfer in allen Nöthen, wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, den ich habe Glauben — Vertrauen — und feste Zuversicht auf Ihn." Als Frankfurt plötzlich aus großer Kriegsgefahr errettet worden war, ruft sie aus: „Solte mein Glaube an die Ewige Vorsehung wieder einmahl schwach werden — so will ich mir zurufen: dencke an den 22. April!"

Darum ist ihr auch die Bibel das liebste Buch, ihre Briefe sind voll von Anspielungen und Zitaten aus ihr. Biblische Kernsprüche sind ihr Freude und Trost im Unglück. Als im Februar 1801 die Nachricht von der Genesung Goethes nach schwerer Erkrankung nach Frankfurt kam, war es ihr ein „Beth und Danckfest": „Was ich gethan habe weiß niemand als — Gott! Vermuthlich ist dir aus dem Sinne gekommen was du bey deiner Ankunft in Straßburg — da deine Gesundheit noch schwanckend war in dem Büchlein das dir der Rath Moritz als Andencken mitgab, den ersten Tag deines dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Gelobet sey Gott!!! der die Nägel den 12. Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat." Und in dem Brief vom 3. Juni 1808 kurz vor ihrem Tode: „Ja, ja, man pflantzt noch Weinberge an den Bergen Samarie — man pflantzt und pfeift! So offte ich was guts von dir höre werden alle in meinem Hertzen bewahrte Verheißungen lebendig — Er! hält Glauben ewiglich Halleluja!!!"

Daß der Sohn im Mittelpunkte ihres ganzen Lebens, Denkens, Empfindens und Hoffens stand, davon hat uns schon Bettina prächtige Proben gegeben, die oft angeführt worden sind. Unsre Briefe sind fast auf jeder Seite laut redende Zeugen dessen, was Frau Rat im Innersten bewegte. Das Mütterliche, das rein Menschliche ist es auch in diesen Briefen, was uns so mächtig anzieht. Die Tage, wo er bei ihr weilt, sind Jubel- und Dankfeste, die übrige Zeit lebt sie in der Hoffnung, ihn wieder bei sich zu haben. Bei allem, was sie erlebt, malt sie sich aus, was er dazu sagen wird, jede Freude genießt sie in Gedanken mit ihm, und seine Gegenwart ersetzen die lieben Briefe aus Weimar, „ihre Lebenstropfen, die sie um zehn Jahre jünger machen."

„Herr Consul Bethmann — Herr von Schwartzkopf die haben die herrlichsten Nachrichten von dir — deinem schönen Hauß — deinen übrigen vortrefflichen Kunstsachen und über alles die gütige Aufnahme die du Ihnen erzeigt hast, nicht genung rühmen und preißen können — So was macht mich denn auf lange Zeit wieder froh und glücklich." „Wenn es keinen Häschelhanß gäbe — So würde ich catholisch und machts wie Mahler Müller," sagt sie gleich in dem ersten der erhaltenen Briefe. Rührend ist ihre Sorge bei seiner Krankheit. Innig bewegt dankt sie der lieben Tochter für ihre Pflege, der Herzogin legt sie „den innigsten Danck vor alle die gnädige Sorgfalt und Liebe zu Füssen" und auch den braven Diener Geist vergißt sie nicht „und alle, die dich erquickt und dein Leiden haben tragen helfen." Alles, was der Sohn thut, ist von vornherein gut und richtig. Auch wenn er auf kleine Wünsche der um Fürsprache bei dem großen Dichter gar häufig gebetenen Frau nicht eingeht, fügt sie sich willig, weil Wolfgang es so gewollt hat. Als Freund Tesches, des Rauch- und Schnupftabakhändlers, Lustspiel, das sie ihrem Sohne zuletzt mit den Worten: „Lieber Himmel, es krablen ja so viele um den Parnaß — laße Ihn mit krablen —" zur Begutachtung empfohlen hatte, trotz aller Bitten nicht gelesen wird, tröstet sie sich mit den Worten: „Er hat wahrscheinlich selber Verzicht auf Antwort gethann — den Er fragt kein Wort mehr." Ihre liebende Vergötterung des Sohnes half ihr auch sich leicht in ein Verhältnis finden, das gerade ihr nach unserm Gefühl hätte peinlich sein müssen, die Gewissensehe Goethes mit Christiane Vulpius. Sie hilft sich über das Äußere, über das „Liebchen" und den „Bettschatz," wie sie selbst sagt, mit dem Gedanken hinweg, daß eine fatale Ehe für den Sohn noch weit schlimmer wäre. Innerlich hat sie das Verhältnis nie für etwas andres angesehen, als für ein eheliches.

Der erste Brief an Christiane, ohne Anrede (vom 20. Juni 1793), ist noch etwas steif und kalt gehalten. „Tragen sie die Geschencke als ein kleines Andencken von der Mutter deßjenigen, den Sie Lieben und hochachten und der wircklich auch Liebe und Hochachtung verdient." Dazu meldet sie dem Sohne von diesem „guten Briefelein, das deinem Liebgen vermuthlich Freude machen wird." Anders wird das Verhältnis, nachdem beide Frauen sich kennen gelernt haben (1797). „Liebe Freundin" lautet nun die Anrede, bald wechselnd mit „liebe Tochter," die Unterschrift „von Dero treuen Freundin und Mutter Elisabeth Göthe." „Das Vergnügen — so beginnt der erste Brief nach der Abreise Christianens — so ich in Ihrem Lieben treulichen Umgang genoßen macht mich noch immer froh." Auch kann sie nicht genug die Wirtschaftlichkeit Christianens loben: „ein wirthschaftliches Weib ist das edelste Geschenck vor einen Biedermann — da das Gegentheil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die gantze Familie verbreitet — Bleiben Sie bey denen Ihnen beywohnenden Edlen Grundsätzen." „Ich sehne mich Ihre schöne Häußliche Ordnung und Wirthschaftlichte Beschäftigungen mit meinen Augen anzusehn — und Ihnen

meinen Mütterlichen Dank mündlich davor abzustatten." „Daß sie immer beschäfftig sind weiß ich gar wohl — denn so eine fleisige — thätige — Sorgliche Haußfrau gibts wenige — Sie sind aber auch überzeugt wie sehr ich Ihnen schätze und liebe." Das heitere, anspruchslose, bescheidene Wesen Christianens gefiel der Frau Rat ungemein: „Sie ist wie der Polonius im Hamlet immer die Überbringerin guter Nachrichten." „Tantzen Sie immer liebes Weibgen" schreibt sie ihr, da wohl auch zu Frau Rat die Kunde von der Liebhaberei Christianens gedrungen war, „Tantzen Sie — frölige Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn sie zu meiner Familie gehören habe ich sie doppelt und dreyfach lieb." Unaufhörlich ist sie darauf bedacht, Christianen für die ihrem Sohne zugewandte Pflege und Sorgfalt zu beschenken. Sie warnt sie sogar, in ihrem Eifer nicht zuviel zu thun. „Schonen Sie ich bitte Ihnen Ihre uns allen so theure Gesundheit." So war denn auch ihr „Herzenswunsch erfüllt," als der Sohn sich entschloß, seinem Bund im Oktober 1806 die äußere Weihe zu geben. „Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen [hochpeinlichen] erbärmlichen Zeiten thun kan." „Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehre." Besonders innig wurde die Zuneigung der Frau Rat, als ihr der Sohn die Gattin im Frühjahr 1807 auf einige Wochen zum Besuch schickte. Auf den Brief Goethes, der die Rückkehr Christianens meldete, schreibt sie: „Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanst Gott dancken! So ein Liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet mann sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10Jähriger Bekandtschaft nicht inniger hätte seyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedancke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen sich mit mir dich glücklich zu preißen — und wünschen Euch Leben — Gesundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen."

Für die noch immer fehlende objektive Charakteristik der viel gescholtenen und geschmähten Christiane werden diese Briefe wohl als vollgiltige Zeugnisse zu gelten haben. Aber nicht minder zeugen sie auch von der Herzensgüte und dem liebevollen Charakter der Schreiberin. Daß dieses treue Mutterherz die Liebe womöglich noch in erhöhtem Maße auf die Enkel übertrug, für wen bedürfte das noch des Beweises? Nachdem die übrigen Kinder Goethes nach kurzem Dasein zum Leidwesen der Großmutter gestorben waren, blieb August der Gegenstand ihrer zärtlichen Fürsorge. Kaum giebt es einen Brief, der nicht einen Gruß und Kuß für den Enkel enthielte, kein Weihnachten geht vorüber,

wo ihm nicht nach vorheriger sorgfältiger Erkundigung die liebsten Wünsche erfüllt würden. Im Jahre 1797 konnte die Großmutter den siebenjährigen Knaben zum erstenmale in ihre Arme schließen. Als er größer geworden ist, schreibt er selbst an sie, ja er wird der eigentliche Korrespondent aus Weimar, der in „dicken Büchern“ der neugierigen Großmutter alles haarklein wiedererzählt, was er gesehen und gehört hat. Köstlich ist es, wie sie sich für seinen Unterricht bedankt, menschlich schön, wie sie ihn zur Elternliebe und Dankbarkeit erzieht: „Wenn ich so gerne schriebe wie du; so könte ich dir erzählen, wie elend die Kinder zu der Zeit meiner Jugend erzogen wurden — nun ist es aber auch deine Pflicht — deinen Lieben Eltern recht gehorsam zu seyn — und Ihnen vor die viele Mühe die Sie sich geben, deinen Verstand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen. Ja Lieber Augst! Ich weiß aus Erfahrung was das heißt Freude an seinem Kinde erleben — Dein Lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — drum hat Ihn auch der Liebe Gott gesegnet daß Er über viele viele empor gekommen ist — und hat Ihm einen großen und ausgebreitnen Ruhm gemacht — und Er wird von allen Rechtschaffenen Leuten hoch geschätzt — da nim ein Exempel und Muster dran — denn so einen Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem Lieben Sohn nicht dencken wie mein Augst ist.“ Welche Freude, als der Sechzehnjährige die Großmutter in Frankfurt überraschte: „Ich erkandte Ihn nicht Er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — gantz erstaun stand ich da als Er mir den so lieben Nahmen nandte.“ — „Alle, die Ihn sehen lieben Ihn — Willmer erkandte Ihn an den Augen.“ Bei der Rückreise stellte ihm die Großmutter das Zeugnis aus, „daß es das Ansehn hat, als habe Er den Ring im Mährgen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht.“

Aber der Zug, der das innerste Wesen Frau Ajas bildet, ist doch ihr Stolz, Goethes Mutter zu sein. „Keiner deiner Freunde hat so Riesenschritte gemacht wie du (wir waren aber auch immer die Lakqeien sagte einmahl der verstorbene Max Mohrs)“ — so steht in dem ersten Briefe nach Rom. „Die jungen Studenten in Jena schreiben fleisig und wenig Briefe sind, wo deiner nicht mit der größten Veneration gedacht wird — das macht mich denn allezeit sehr glücklich,“ meldet sie, als der Sohn selbst mit seiner Antwort lässig gewesen war. Über die Krankheit Goethes am Beginne des neuen Jahrhunderts war sie sehr bekümmert. „Unsere gantze Stadt war über deine Kranckheit in alarm — so wie deine Beßerung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wolte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen.“ „Deine Büste — schreibt sie ein andermal — ist im Lese kabinet aufgestellt — zu beyden Seiten Wieland und Herder — drey Nahmen die Teuschland immer mit Erfurcht nennen wird“; und an August: „Wir haben auch jetzt ein Museum — da steht deines Vaters Büste

neben unserm Fürsten Primas seiner — der Ehren Platz zur Lincken ist noch nicht besetzt, es soll von Rechts wegen ein Franckfurther seyn ja könt eine weile warten." Von der Gnade und Güte der Königin Luise von Preußen, die bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt sie zu sich kommen ließ, und von andrer Fürsten Aufmerksamkeiten berichtet sie mit stolzer Freude dem Sohn ausführlich, aber stets ist sie sich dessen bewußt, daß die meisten dieser Ehrenbezeugungen der Mutter des großen Sohnes galten. So schreibt sie im Oktober 1807: „Diese Meße war reich an — Profeßoren!!! Da nun ein großer theil deines Ruhmes und Rufens auf mich zurück fält, und die Menschen sich einbilden ich hätte was zu dem großen Talendt beygetragen; so kommen sie denn um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel sondern auf den Leuchter versichere aber die Menschen daß ich zu dem was dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat nicht das aller mindeste beygetragen hätte."

Die Frau, die in ihrem Sohne völlig aufging, war natürlich die eifrigste Leserin seiner Werke und die ruhmredigste Verkünderin seiner Größe. Wer wollte es auch der Mutter nicht verzeihen, daß sie nicht immer zwischen dem Besten und dem Guten unterscheidet, daß ihr alles, was der Sohn geschrieben hat, meisterhaft erscheint? „Reinecke Fuchs, der ertz Schelm soll mir aufs neue eine köstliche Weide seyn." Hermann und Dorothea, „das Werk worinnen eine Frau Aja vorkommt," trägt sie mit sich herum „wie die Katze ihre Jungen, denn es ist ein Meisterstück ohne gleichen!" Ebenso freudig begrüßt sie „das neue Meisterwerk die natürliche Tochter." Die größten Freuden aber bereitet ihr der Anfang des Wilhelm Meister: „Das war einmahl wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die anderen Knaben 3 Treppen hoch die preparation zum Puppenspiel machen — sahe wie die Elise Bethmann brügel vom ältesten Mors kriegte und dergleichen mehr." Die „Bekenntnisse einer schönen Seele" sieht sie als eine ihr vom Sohne geschenkte herrliche Gabe an: „Du mein Lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelcklichen Blätter — Gottes Seegen und Tausend Dank davor!" Durch alle Briefe zieht sich die sehnsüchtige Frage nach der Fortsetzung des Romans und der Bericht über den Beifall, den er gefunden hat, nicht ohne den kleinen Seufzer: „Jetzt fange ich an es vom Anfang zu behertzigen den den Faden kan man ohnmöglich im Gedächnüß behalten." Über die Gesamtausgabe der Werke schreibt sie: „Die Schriefen werden mit Jubel empfangen werden — den 1ten Band kriege ich nun einmahl nicht satt! die 3 Reuter die unter dem Bett hervorkommen die sehe ich leibhaftig — die Braut von Corindt, die Bajadere — Tagelang — Nächte lang stand mein Schief befrachtet — der Zauberlehrling — der Rattenfänger und alle andre das macht mich unaussprechlich glücklich —"

Nur über eins kommt sie nicht hinweg: daß die Werke zum Teil mit lateinischer Schrift gedruckt worden waren, „die hat die Großmutter zum Abrachmelech gewünscht, Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehn — halte fest an deuschem Sinn — deuschen Buchstaben den wenn das Ding so fortgeht; so wird in 50 Jahren kein Deusch mehr weder geredet noch geschrieben — und du und Schiller Ihr seid hernach Classische Schriefsteller — wie Horatz Lifius — Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volck — was werden alsdann die Profesoren Euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einpleuen — darum so lang es geht — deusch, deusch geredet — geschrieben und gedruckt." Bei andrer Gelegenheit schreibt sie: „Die Lateinischen Lettern sind wie ein Lustgarten der Aristokraten gehört — unsere deusche Buchstaben sind wie der Prater in Wien wo der Kayser Joseph drüber schrieben ließe Vor alle Menschen. Sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden?"

Bei all ihrem Mutterglück und bei all ihrem Stolz auf den Sohn war aber Frau Aja doch weit entfernt, sich dazu verleiten zu lassen, etwa keinen andern Dichter neben ihm anzuerkennen. Nächst dem Sohne ist ihr Schiller der erste Dichter, dessen Größe sie in vielen Briefen mit beredten Worten preist. Daß in den vorliegenden Briefen im Gegensatz zu den früher veröffentlichten Herder und Wieland zurücktreten, bedarf wohl keiner Erklärung, „Herder und Wieland (nebst Goethe) sind Nahmen, die Teuschland immer mit Erfurcht nennen wird," aber ihr Glanz erlischt vor dem neu aufgehenden Stern, einem Dichter so recht nach Frau Ajas Geschmack. Über die Aufführungen der Schillerschen Dramen wird eifrig durch den Sohn an Schiller berichtet. Mit Freude und Stolz meldet sie, in ihrer Lesegesellschaft den Marquis Posa, den Grafen Terckki den Seni und den Westhausen (?) im Wallenstein gelesen zu haben. „Den Neujahrs Tag — schreibt sie am 30. November 1804 — wird Tell von Schiller bey uns aufgeführt. Da denckt Abens um 6 Uhr an mich — die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen die Naßen zu putzen — das mögen sie zu Hauße thun." Wie hoch sie Schiller schätzte, geht aus der Freude über die Freundschaft ihres Sohnes mit ihm hervor. Schon öfter sind die schönen Worte vom 9. April 1804 angeführt worden: „Grüße Schiller! Und sage Ihm, daß ich Ihn von Hertzen Hochschätze und Liebe — auch daß Seine Schrieften mir ein wahres Labsahl sind und bleiben — Auch macht Schiller und du mir eine unaussprechliche Freude das Ihr auf allen den Schnick — Schnack — von Rezenziren — gewäsche — Frau Baaßen geträsche nicht ein Wort antwortet. Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort — Eure Wercke bleiben vor die Ewigkeit."

Daß aber mit Goethe und Schiller, Herder und Wieland nicht die Zahl der von Frau Rat eifrig gelesenen Dichter erschöpft war, beweisen die regelmäßig wiederkehrenden Berichte über ihre Lektüre und die stete Bitte an den

Sohn oder an Christianen um Übersendung neuer guter Bücher oder des Merkur und des Janus. Die Überfülle von Zitaten und Gleichnissen aus Shakespeare und aus zeitgenössischen Dichtern zeigen auch, daß Frau Rat mit dem Herzen und dem Verstande, und nicht bloß mit den Augen und zum Zeitvertreibe las.

Doch wurde über alledem auch die Wirtschaft nicht vernachlässigt. Wie eifrig Frau Aja ihre Haushalt- und Rechnungsbücher führte, beweisen die drei erhaltenen starken Quartanten. Die Erledigung der Korrespondenz, die von ihr trotz aller Seufzer über die Mühseligkeit des Schreibens und die schlechten Federn (!) in großem Umfange betrieben wurde, hin und wieder auch die Pflege der Musik — „die Edle Musica geht bey mir eifriger wie jemahls — der Marsch aus dem Tittus hat mir wegen der vermaledeiten Sprünge viel noth gemacht!!!" — füllte die Vormittagsstunden aus. Der Nachmittag war dem Verkehr und den Besuchen gewidmet, bis die Stunde des Theaters schlug, für das Frau Rat, wie diese Briefe ebenso wie die an Großmann wieder bezeugen, eine wahre Leidenschaft hegte. Ließ auch „der Gehalt in ihrem Busen" Frau Aja selbst in einsamen Stunden „vergnügt wie eine Göttin" sein, lebhafter Verkehr, Befriedigung ihrer vielen geistigen Interessen war ihr doch Lebensbedürfnis. Und dieser lebendige, bewegliche Geist tritt uns in ihren Briefen nicht minder in der Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung wie in der Eigenart der Ausdrucks Blatt für Blatt vor Augen. Frau Rat weiß noch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und eine Schreibsprache. Die ärgste Feindin des papiernen Stils, schreibt sie nicht nur die Laute, wie sie sie hört, sie geht sogar mit Vorliebe mitten in der Erzählung in die direkte Rede über: „Merck erzählte, daß von Kalb und von Seckendorf wieder hir wären.... Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wißen Herr Merck, daß die Leute dort, so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wißen so sagen Sies — Der Docter ist doch nicht kranck — Nein sagte Er davon weiß ich nichts.... Nun stelle dir vor wie mir zu muthe war." „Den 3. Jenner kommt Abens um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Odem zu mir gerent — Räthin! liebe Räthin! Ich muß Sie doch von der großen Gefahr benachrichtigen. Ich bliebe gantz gelaßen." „Ein junger Mensch 16 Jahre alt Conrad Wenner hat einen unwiderstehligen Trib Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler das fühle ich — nun haben die Eltern nachgeben — nun ist die Frage.." Ihr Gespräch mit der Hofrätin Möhn, der zweiten Tochter der Frau La Roche, giebt sie sogar in dramatischer Form wieder: „Ich will die Geschichte dialogisiren es klingt beßer als das ewige sagte ich, sagte Sie. Frau Aja — Ey Ey die Mama reißt doch auch immer im Lande herum ich habe gehört sie will auch nach Weimar — Möhnin —

ja es ist so etwas im Werck — Aja — ja über diese Reiße hätte ich doch etwas mit Mama zu reden."

Diese Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die den Leser mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, kann nicht geschildert, sie muß beim Lesen selbst genossen werden. Der Besuch bei der Königin Luise, das Aufziehen der preußischen Wachtparade, wobei Frau Aja mit Ausrufungszeichen malt, wie die Parade in die Hauptwache einschwenkt, die glücklichen und unglücklichen Kriegsbegebenheiten in Frankfurt, die Rückkehr der Frankfurter Soldaten, die mit Stöcken bewaffnet Wache halten, da ihnen der Feind die Waffen weggenommen hat, das alles sind wahre Prachtstücke naiver und doch zugleich sprachgewandter Darstellung. Ihr klarer Verstand, ihre schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse anschaulicher zu werden, ihr unerschöpflicher Schatz von Witz und Laune zeigt sich fast auf jeder Seite. Sie ist sich aber dieser schönen Kunst auch bewußt: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat ist eine lebendige Darstellung aller Dinge die in mein Wißen einschlagen, großes und kleines, Wahrheit und Märgen u. s. w., sowie ich in einen Circul komme wird alles heiter und froh, weil ich erzähle." — „Bücher schreiben? nein das kan ich nicht aber was andre geschrieben zu Erzählen — da suche ich meinen Meister!!!"*)

Die Gegenständlichkeit der Darstellung erstreckt sich sogar auf sie selbst. Sie spricht von sich in der dritten Person und weiß sehr fein gerade dadurch eine ihrer Haupteigenschaften zu bethätigen: die Selbstironie. Wie sie in ihrer Natürlichkeit und Bescheidenheit über die ihr dargebrachten Huldigungen dachte, zeigt ein Brief an Christiane: „Ich werde (ohne daß ich begreifen kan wie es eigendtlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt geehrt — gesucht — das ich mir offte selbst ein Rätzel bin und nicht weiß was die Leute an mir haben." Gerade wegen dieser Huldigungen aber sucht sie sich mit Fleiß ihre Fehler vorzuhalten, übt sie mit Vorliebe jene Kunst, über sich selbst zu lächeln, die ihren Briefen die Färbung des ungesucht Geistvollen verleiht. Ihre Redseligkeit, ihre allzugroße Neigung für das Theater, ihre Furcht vor allem Unangenehmen und Störenden geißelt sie wiederholt an sich selbst. Als etwas leichtsinnig aber guten Herzens charakterisirt sie ihre Landsleute und meint sich selbst damit. Denn eine echte Frankfurterin ist sie und will sie sein. Demokratisch aber auch bürgerlich stolz steht und bleibt sie auf dem Boden, auf dem sie geboren ist. Trotz aller Drangsale des Krieges, trotz der Bitten des Sohnes ist sie nicht zu bewegen, Frankfurt zu verlassen und nach Weimar

*) Aus dem Sprachschatze der Frau Rat führe ich einiges Merkwürdige an. Daß sie trotz Stephan Rückantwort gebraucht hat, wußten wir schon aus den Briefen an Anna Amalia. Neu ist der hübsche Ausdruck Behörde für Adresse: „Habe die Güte den Brief an seine Behördte abzugeben." Für verauktioniren sagt sie im Ausruf verkaufen, für Spediteur braucht sie Güterbestätter.

überzusiedeln. Als Kind ihrer Zeit weiß Frau Aja von unsrer heutigen Liebe zum Vaterlande, zum großen Deutschland wenig. Oft macht sie aus ihrer Vorliebe für das Französische oder wenigstens einige Eigenschaften der Franzosen keinen Hehl; kann sie doch sogar ausrufen: „Meinetwegen mag das rechte und linke Rheinufer zugehören wem es will.“ Aber um Frankfurts Schicksal ist die Schultheißenstochter sehr bekümmert. Als am Ende 1796 der Krieg nach vielen Leiden beendet schien, schreibt sie an den Sohn: „Gott sei ewig danck, daß unsre Verfassung geblieben ist, davor war mir am bängsten.“ Der Schmerz über den Verlust der Reichsunmittelbarkeit (1806) tritt gewiß nur deshalb nicht so stark hervor, weil der „neue Herr“ Frankfurts ihr und ihrem Sohne längst bekannt und ihnen Freund und Gönner war.

Im Goethearchiv hat man Blätter durch die Bezeichnung von Goethes Hand „Aristeia der Mutter“ vereinigt gefunden. Wer mit einem empfänglichen Gemüte die vorliegenden Briefe des treuen Mutterherzens gelesen hat, der wird der herrlichen Gabe aus Weimar gern dieselbe Aufschrift geben.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

15. Ein Wunschzettel an den Zeitgeist

Zwölf-Nächte 1889/90

Dämmerung. Es klopft — herein! Knecht Ruprecht? Was willst denn du bei einem alten Knaben, wie ich bin? Auch ist deine Umgangszeit doch eigentlich vorbei.

„Ich bin nicht Knecht Ruprecht, und du bist mir gegenüber jung genug. Ich habe meine Freude dran, daß du bei so weißem Barte noch so Kind im Herzen bist.“

Ich lehne das Lob nicht ab, es entspricht meinen Wünschen. Aber was bist du in der Maske des Knecht Ruprecht, der die Leute sostill beobachten kann?

„Ich bin der Zeitgeist, und diese Maske war mir recht, weil in ihr unsereins in dieser Zeit am besten durchkommen kann, allenfalls auch vor eurer Polizei, die das alte Recht eurer Götter, in dieser Zeit unter den Menschen umzugehen und nach dem Rechten zu sehen, noch heute achtet.“

So — o? Ein seltsamer, unerhört hoher Besuch. Nun setz dich vorerst.

„Du siehst wohl, daß mein Gehen und Stehen mehr ein Schweben ist, wie ihrs im Traume auch schon könnt, das macht sich aber im Sitzen gar nicht gut.“

Gut denn. Aber was führt dich zu mir?

„Du hast mich ungefähr vorm Jahr einmal still zitirt, sprachst vom klugen Herrn Zeitgeist, ich weiß nicht einmal, ob das nicht ironisch gemeint war (ich auch nicht), und von dem Gedanken, mir einmal einen Wunschzettel vorzulegen, wenn ich ein geneigtes Ohr zeigte. Das hat sich mir denn still eingeprägt, ich bin wenigstens neugierig, zu hören, welches deine Wünsche sind, und komme denn in dieser Wunschzeit, daß du dein Wort halten kannst."

So so! Richtig! Es war von der guten alten Zeit die Rede, und wie die mit dem Fortschritt zusammenhängt. Daß du doch eine Redewendung so ernst nehmen kannst! Es ist ja aber höchst entgegenkommend von dir, und ich darf mich nicht zurückziehen, obwohl ich vor der Ausführung nun fast erschrecke. Ich hatte aber gleich damals einen kleinen Entwurf gemacht, der mich nun unterstützen mag. Also

1. Das Verhältnis der Zeit zu den Farben

Seit Jahren fiel mir mit Verdruß, ja mit Kummer auf, wie man den Farben im Gebrauch des eignen Lebens aus dem Wege ging, als wären sie der Bildung unwürdig, als wären sie bäurisch. In der Kleidung z. B. blieben fast nur Schwarz, Weiß und Grau als bildungswürdig übrig. Blau, Rot, Grün waren verbannt. Aber Schwarz und Weiß und ihr Kind Grau sind ja eigentlich gar keine Farben, sie bezeichnen nur die Grenze, wo das Farbenleben aufhört. Farbe und Leben aber sind aufs innigste verwandt, die Farbe ist eine der Hauptoffenbarungen des großen Geheimnisses Leben. Wer sich von den Farben zurückzieht, dem geht das Leben ein, und das ist die eine Hauptfrage der Gegenwart: soll unser Leben eingehen oder sich auffrischen, soll es aufwärts oder abwärts gehen?

Die Scheu vor den Farben scheint übrigens erst aus unserm Jahrhundert zu stammen, aus der Zeit nach dem Ablauf der revolutionären und napoleonischen Sturmbewegung. Da blieb nach einem kurzen, jugendlich hoffenden Aufschwung als Bodensatz der ganzen Gährung eine furchtbare, zum Teil trostlose Ernüchterung als Grundstimmung der Zeit übrig. Aus dieser Zeit stammt wohl der schwarze Frack und der Zylinder, diese beiden Stücke der modernen männlichen Festkleidung, die für die Schönheit der Erscheinung die Grenze bezeichnen, wie Schwarz und Grau die Grenze des Farbenlebens. Noch die Amtstrachten der französischen Republik, wie man sie in Kalendern der Zeit sieht, zeigen schönes buntes Farbenspiel. Wie man in Paris kein Zutrauen zu einem frischen Weiterleben hatte, zeigt auch das Wiederaufleben des unheimlichen Wortes in dieser Zeit der Ernüchterung (es soll aus der Zeit vor der Revolution stammen): Après nous le déluge, d. h. eine neue Sintflut oder Sündflut steht bevor, aber wir kommen gerade noch weg. Zu solcher Stimmung paßten keine heitern Farben, Paris war aber tonangebend für Europa und ist es ja heute noch, mehr, als recht ist.

So ist das Übel jung genug, um wie ein eben wachsendes Unkraut ausgerottet zu werden. Auch ist eine Umkehr schon länger in ihren Anfängen bemerkbar, auch sie vielleicht eine Wirkung des gewaltigen Stoßes von 1870, der uns aus allerhand Schlendrian aufrüttelte. Überwunden ist z. B. ein Zug, den Häusern zum letzten Anstrich eine Farbe zu geben, die möglichst keine Farbe wäre. Ich habe jahrelang dies edle Streben mit heimlichem Spaß verfolgt, eine Farbe zu finden, die keine wäre: es lief auf eine Art er-

sterbendes Erdfahl hinaus, und die Straßen gewannen damit ein entsetzlich lebloses Aussehen. Damit ist es denn besser geworden, man lernt wieder, was Leben heißt.

Auch in der Kleidung, also in der Erscheinung der Leute selber, ist eine fröhliche Umkehr zur Farbe zu bemerken. Das ist aber auch die Hauptstelle, wo der Hebel anzusetzen ist. Denn darin sind wir lange noch nicht wieder so weit, daß Fausts Worte im Osterspaziergang auch auf uns paßten:

Aber die Sonne duldet kein Weißes;
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlts im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.

Das fällt einem ja wohl ein, wenn nach langem düsterm Himmel an einem Sonntag die Sonne wieder leuchtet, oder besonders wenn der erste Schnee gefallen ist und Tausende spazieren wandeln. Da klingen einem aber Goethes Worte jetzt mehr wie Spott, denn wenn man auch in der Nähe wieder Farbiges sieht, so ist das Ganze doch nicht anders, als ob die helle, heitere Welt durch den Menschen mit Haufen düstrer Kleckse befleckt und zerbrochen wäre.

2. Vom Mienen- und Gebärdenspiel

Das ist ein wichtiger Gradmesser des Lebens, um seinen höhern oder tiefern Stand zu erkennen. Wie sehr es Sache des Lebens ist, läßt sich schon daran sehen, daß es der bildenden Kunst eigentlich unerreichbar ist, es bleibt eben ausschließlich dem Leben selbst vorbehalten. Spiel, der bildliche Ausdruck, ist sehr schön, es ist wie das Spiel der Farben im Sonnenschein, wie das Spiel der Wellen, die auch den ernstesten Sinn lange fesseln können, als hätten sie ihm recht viel zu sagen. Das Mienenspiel im Menschenantlitz hat uns aber wirklich viel zu sagen, ja mehr als die Worte, die aus dem Munde gehen und die man zu Papier bringen kann. Es sagt uns alles, was auf dem Grunde der Seele vorgeht, es ist der wahre Spiegel des innersten Seelenlebens mit seinem wechselnden Wetter und Wellenschlag. Die Augen und der Mund mit seiner Umgebung ist das Sprechendste am Menschen. Die Gebärden, die Hände, Arme, Achseln, Kopfhaltung u. s. w. ausführen, sind nur eine malerische Unterstützung des sprechenden Antlitzes.

Das alles gilt aber vollständig nur vom Naturmenschen oder von dem, der auch in der Kultur natürlich zu bleiben weiß. Die Kultur an sich entwickelt vielmehr eine Richtung gegen das Mienen- und Gebärdenspiel, ja die Überkultur ist darauf aus, es ganz abzustoßen. Asien bietet die Gelegenheit, die Überkultur in ihren weitesten Wirkungen zu sehen. Herder z. B. äußert einmal in den Liedern der Liebe: „Das Gestikuliren ist einem Morgenländer verächtlich; auch im gemeinen Leben spricht er nur mit dem Munde, nicht mit den Händen.“ Aber auch bei uns macht sich die Richtung geltend, es giebt Leute genug, auch junge Leute, die dem Künstler für Darstellung ihres Mienen- und Gebärdenspiels gar keine Not machen würden, weil sie so gut wie keins haben, sie wandeln einher mit Gesichtern wie aus der Leinwand geschnitten oder aus Holz geschnitzt. Es giebt allerdings darin Gradunterschiede, die aufs natürlichste aus der Verschiedenheit des Lebensalters, des Temperaments, der Lebenserfahrung fließen, wie denn auch Völker und innerhalb einzelner Völker

die Stämme große Verschiedenheit darin zeigen, sodaß keiner den andern unmittelbar als Muster brauchen kann. Trotzdem ist im ganzen eine Scheu bemerkbar, seine Mienen und Gebärden mitsprechen zu lassen, d. h. seinem eigensten innersten Leben vollen Ausdruck zu geben, auch wo damit keine Gefahr verbunden und keine Vorsicht nötig ist, daß man sein Innerstes verstecke. Es ist eben ein weiteres Zeichen, wie das Leben sich einziehen und ins Engere drehen will, als ob sichs dem Ende näherte. Man könnte auch hier sagen, daß das schöne Farbenspiel des Lebens im Antlitz sich auf ein Grau zurückziehe, von Vielerlei auf ein Einerlei, sowie ein wochenlang grauer Himmel schrecklich einerlei aussieht. Laß dir das empfohlen sein, lieber Zeitgeist.

3. Von der Stimme

Die Stimme ist an dem wunderbaren Gebäu, das Mensch heißt, das Wunderbarste. Auch sie steht zu dem innersten, eigensten Leben des Einzelnen in engster Beziehung, als unmittelbarster Ausdruck desselben, da ihr auch das Wunder der Worte und der Sprache zur Verfügung steht, dessen ja die Tiere bei schönster Stimme entbehren. Aber die Worte sind nur das Körperliche an der Sprache, daher auch für das Auge mitteilbar; das Seelische, das eigentlich Lebendige an der Sprache ist die Stimme, für die es keine Schrift giebt. Daher erklärt sichs ja, daß dieselben Worte, von verschiednen Menschen, ja von denselben Menschen in verschiedner Stimmung gesprochen, ganz verschieden klingen und wirken können.

Aber auch hier ist ein leidiger Gegensatz zwischen Natur und Kultur thätig, den die wahre Bildung zu überwinden hat. Die Kultur entwickelt auch hier die Richtung, das Lebendige einzuziehen. Aus Frankreich, d. h. Paris, schildert im vorigen Jahrhundert Marmontel in seinen Principes d'éloquence den Sprechton seiner Landsleute: L'accent français est peu marqué dans le langage ordinaire, la politure en est la cause. Il n'est pas respectueux d'élever le ton, d'animer le langage, et l'accent dans l'usage du monde n'est pas plus permis que la geste. In England verbietet es geradezu der gute Ton, beim Sprechen die Lippen u s. w. lebhaft zu bewegen, das Gesicht spricht, blickt und lebt überhaupt möglichst regungslos, so erfordert es die gute Sitte. Auch bei uns ist diese Richtung in der gebildeten Welt thätig, sie ist eben auch ein Kulturtrieb, aber kein gesunder. Mir machen Leute derart oft den Eindruck, als ob ihnen auch das bißchen Bewegung von Miene und Stimme, das sie noch übrig haben, zuviel wäre, als ob sie es lieber geschrieben oder gedruckt vorlegten, was sie zu sagen haben, wie sie denn auch gern keinen Sprechstil, sondern einen Druckstil sprechen, die gar sehr verschieden sind. Es ist, als ob auch von diesem wichtigen Gebiete des menschlichen Lebens ein eintöniges Grau Besitz ergreifen wollte, denn die Stimme hat mit den Farben Verwandtschaft, wie man sie denn auch als hell oder dunkel, gedämpft und dergleichen bezeichnet.

Das wäre denn, wenns keinen Gegensatz und keine Hilfe gäbe, ein sichres Zeichen, daß das Leben, das unser Alles ist und alles Weitere und Höhere in sich schließt, seiner selbst müde ist, sich vom frischen Ausgreifen, um die Welt zu ergreifen, zurückzieht und sich gleichsam auf sich selbst eindreht, seines Endes gewärtig, ja ihm als Rettung zustrebend. Hat doch gerade in Deutschland in unserm Jahrhundert ein hochgescheiter Philosoph jenem lebenleugnenden

Standpunkte philosophisch systematischen Ausdruck gegeben, womit er für alle Zeiten als letzte Weisheit festgenagelt schien. Die Schopenhauerei war keine Wahrheit, sie war eine Krankheit, eine Verstimmung. Das war der Anfang vom Ende, der Fluß des Lebens war ins Stocken und damit in Versumpfung geraten und trieb böse Dünste auf. Jetzt aber stehen wir im Anfang eines neuen Anfangs. Dies Gefühl geht immer deutlicher als belebender Frühlingshauch durch die deutschen Lande. Da muß aber auch das Grau aufhören, das vom Menschenwesen Besitz ergriffen hatte und Himmel und Erde in sein Einerlei eintauchte. Hilf dazu, lieber Zeitgeist, du wirst dich selbst dabei wohl befinden.

4. Von unserm Tanzen

Der Tanz hat für das Leben der Völker, ja der Menschheit eine eigentümliche, hohe Bedeutung. Es ist kaum etwas so verschieden bei den verschiednen Völkern, in den verschiednen Zeitaltern, auf den verschiednen Kulturstufen, als der Tanz. Auch bei ihm sind Natur und Kultur die bedingenden Mächte, die zwischen schönem Einklang und Widerstreit schwanken. Wie weit die Natur der Kultur nahe bleibt, daß sie nicht in Gemeinheit, Roheit, Wildheit ausartet, wie weit anderseits die Kultur der Natur nahe bleibt, daß sie nicht in Überkultur (unser Ballet) oder in ein schönheitsscheues Einerlei ausartet, das ist ein wichtiges Kennzeichen für den Stand des Lebens in einer Zeit, einem Volke, einem Bildungskreise überhaupt.

Mit unsrer Zeit steht es nun da gar nicht zum besten. Unsre Bildung hat ganz vergessen und verloren, was Tanz eigentlich ist, das muß uns auf gelehrtem Wege wieder vermittelt werden, wozu doch auf Schulen und Universitäten keine Zeit bleibt. Und doch steht uns ein Ahnen davon auch im Leben noch nahe genug, wenn man z. B. einen Bauerntanz zu sehen bekommt, wie er hie und da in Deutschland, besonders im Hochgebirge sich noch in alten Formen erhalten hat. Da hat man wohl dies und das abzuziehen, was unsrer Bildung widerspricht, aber das Ganze als solches steht als ein Bild von schönem Leben vor uns, auf das wir mit einer Art wehmütigen Neides blicken, weil wir mitsamt unsrer Bildung von diesem schönen Leben gar zu weit abgekommen sind.

Ein Haupt- und Grundirrtum in unserm Begriff vom Tanz ist der, daß dazu beide Geschlechter in naher Beziehung und Berührung nötig wären. Mir sind darüber und über den Tanz überhaupt die Augen durch einen Zufall früh aufgegangen, auf einer Studentenreise. Da saßen wir an einem Sonntag Nachmittag in einer Dorfschenke bei Hof. Die Stube war ziemlich besucht, in einer Ecke spielten eine Handvoll Musikanten ihr Bestes. Da stand, als ein Stück von lebhaftem Rhythmus kam, ein junger Mann auf (er war dem Ansehen nach kein Bauer), trat in die Mitte der Stube und fing an, nach dem Rhythmus des Tonstücks Bewegungen zu machen, mehr mit den Armen und dem Oberkörper als mit den Beinen, indem er wesentlich an demselben Platze verharrte mit mäßigen Wendungen nach verschiednen Seiten; die Bewegungen, die er machte, waren so gehalten und dabei so mannichfaltig und natürlich, daß man nicht müde wurde, mit Spannung hinzusehn. Etwas störend wirkte es auf uns, als er nach einer Weile seiner Kunst ein Kunststück beifügte, das wir ihm gern geschenkt hätten, indem er ein halbvolles Bierglas sich auf den Kopf stellte und so seine tanzenden Bewegungen fort-

setzte. Später fand ich, daß dies Kunststückchen schon im Mittelalter geübt wurde, wo es im vierzehnten Jahrhundert ein österreichischer Dichter, der Teichner, mit Tadel erwähnt. Darnach ist aber auch diese Kunst des Einzeltanzes so alt und gewiß noch älter und doch so nahe bei der Natur; denn bei jenem Einzeltänzer in dem Dorfe machte alles den natürlichsten Eindruck, wie eben erst erfunden, vom Augenblicke eingegeben, was es denn zugleich auch war. Übrigens stand nach einer Weile ein andrer junger Mann auf, trat gegen ihn, und nun tanzten beide gegen einander, sodaß ein ganz neuer Reiz des Schauspiels begann, wie bei zweistimmigem Gesang gegen einstimmigen, wenn die zweite Stimme die erste nicht bloß dienend begleitet, sondern auch fugenartig frei dagegen vorgeht.

Nunmehr wußte ich, was Tanz ist: freie Selbstbewegung als natürlicher Überschuß von innerstem müßigen Behagen, das sich mit seinem Überfluß keinen andern Rat weiß, als ihn so in schöne Bewegung umzusetzen, mit der er sich und den Andern zur reinsten, schönsten Freude wird; denn das Behagen des Tanzenden überträgt sich von selbst auf die Zuschauer, weil sie die Bewegung im Geiste, im Gefühl in sich mitmachen. Eigentlich gehört noch Gesang dazu, der wie hier durch Musik ersetzt werden kann.

Ich habe nachher oft bei dem Tanz unsrer Bildungswelt an jene Tänzer aus dem Volke denken müssen, z. B. beim Ballet. Dort auf den Gesichtszügen des Tänzers das reinste, heiterste, stillste Behagen, nicht ohne Humor und Schelmerei, hier bei den Tänzerinnen ein vor dem Spiegel einstudirtes süßes Lächeln, dem jeder das Erzwungne und Unwahre ansieht, mir unter den unerfreulichen Erscheinungen des Menschenantlitzes fast das Widerstrebendste, das ich kenne. Auch auf unsern Bällen fehlt es nicht an unwillkürlicher Vergleichung; denn wenn ein Herr seine Dame nach einem Rundtanze zur Mutter zurückbringt, so lächelt sie wohl zum Dank mit ihrem besten Lächeln, aber aus aufgeregten und erhitzten Gesichtszügen heraus, die mit dem Lächeln in Widerspruch stehen. Rechter Tanz soll ein freies, behagliches Spiel sein, hier wird er zur Anstrengung.

Die Rundtänze sind überhaupt das deutlichste Zeichen von dem tiefen Stande unsrer Tanzkunst, der eigentlich nicht tiefer sein kann, zu welcher Behauptung ich die Zustimmung einer Stimme beibringen könnte, die wenn irgend eine hier zu den berufensten gehört. Von Kunst ist eigentlich dabei kaum noch die Rede, ja bei einigen Tänzen läuft die Kunst auf die eine Spitze hinaus, daß man den Schwindel überwinde, aber etwas Schwindel, das gehört zum Genuß, was allein die Entartung der Kunst kennzeichnet. Außerdem ist die Bewegung eine ganz einseitige geworden, auf die Füße beschränkt, Arme und Kopf, das Beweglichste und Redendste sind zu starrer Haltung verurteilt, was freilich die ganze Kunst zugleich so bequem macht. Das Ganze läuft aufs einseitigste darauf hinaus, daß sich Männlein und Weiblein in Umklammerung um einander drehen, als wollten sie sich aus der Welt hinausdrehn.

Es giebt ja neben diesen Rundtänzen auch in unsrer Bildungswelt noch Tänze, die an die gute alte Zeit und die beste Art des Tanzes erinnern, z. B. der Contretanz, eigentlich englisch country-dance, von der französischen Tanzkunst im vorigen Jahrhundert vom Lande in den Salon versetzt. Das ist ein kleines Drama aus dem Jugendleben der Geschlechter, in dem sich Suchen und Prüfen, Werben und Finden, Meiden und Trennen und Wiederfinden in mannigfachstem Spiel abspiegelt; da ist Platz zu bedeutsamem Mienenspiel,

freiem Spiel der Arme und des Oberkörpers, überhaupt zur freien, schönen Selbstbewegung, diesem Wesentlichsten beim Tanze. Aber daß gerade zu diesem Wesentlichsten die junge Männerwelt keine Lust mehr hat, ist ja eine alte Klage der jungen Damen, die auch hier glücklicherweise näher bei der frischen Natur bleiben, als die Herren in ihrer schwarzen Erscheinung, die der Heiterkeit ohnehin so stark widerspricht. Eine schöne Ruine aus alter guter Zeit in unsre hereinragend ist das Menuett, das von den Tanzmeistern, die ihre Kunst tiefer auffassen, noch jetzt wenigstens als wichtiger Durchgangspunkt für die Bildung, die die Tanzkunst geben soll, festgehalten wird. Da ist Gelegenheit, schöne freie Selbstbewegung zu lernen, die dem Tänzer selber einen reinen Selbstgenuß giebt, wie ihn so eigenartig nichts weiter geben kann. Aber wer hat jetzt noch Lust und Geduld, das langweilige Menuett ordentlich zu lernen, da sind die Bewegungen zu zierlich, zart und gehalten; der Tanzunterricht eilt so rasch wie möglich auf die Rundtänze los, wo man nicht wie dort zu werben und zu suchen braucht, sondern gleich im Arme hat. Auch aus unserm eignen Volksleben ist ein hübscher Rest alten Tanzes noch in gebildeter Gesellschaft nicht vergessen: ich meine den Großvatertanz, der bei einer heitern Hochzeit oder Kindtaufe im rechten Augenblick vorgeschlagen noch jetzt den lebhaftesten Anklang findet. Der künstliche Wechsel des Rhythmus, der aus würdig getragner Bewegung plötzlich in übermütig springende übergeht, versetzt die Tänzer mit einem Schlag in das volle Leben der alten Zeit, dabei hat dieser Tanz auch den alten, volksmäßigen Zug noch an sich, daß die Tanzenden mit eignem Gesang sich selbst die Musik machen, wie beim Menuett, diesem höfischen Tanze, ursprünglich auch.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie nahe das alte, gesunde, volksmäßige Tanzleben an unsre Zeit heranreicht, auch in gebildeter Gesellschaft. Gellert z. B. hat in seinen jungen Jahren Texte gedichtet für Polonaisen, Allemanden u. dergl., die also zum Tanz gesungen wurden. Der junge Goethe schildert einmal in den Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Gedichte von einem polnischen Juden) das Bild eines deutschen Jünglings, der die rechte deutsche Liederdichtung in Gang brächte: „Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen u. s. w." (Der junge Goethe 2, 440). Der Ausdruck bürgt dafür, daß nicht von eintönigem Rundtanze die Rede ist, sondern von Figurentanz. Noch im Anfange unsers Jahrhunderts hatte der für die Gewandhausbälle in Leipzig angestellte Tanzmeister die Pflicht und Aufgabe, für jeden Ball mit ein paar neuen Tänzen aufzutreten. Wir von heute stehen da wie vor einem Rätsel, denn wir begreifen nicht, wie man auf das Tanzen solchen Fleiß und solche Hingebung verwenden und ihm als Kunst solche Wichtigkeit beilegen konnte. Wir fühlen uns da wie in eine Kindlichkeit zurückversetzt, von der wir wie durch eine Kluft getrennt sind.

Und doch ist die Zeitlücke nicht so groß, daß nicht wie bei der Farbenscheu eine Umkehr oder Rückkehr möglich wäre. Sehen wir doch im Bühnenleben eine solche Umkehr vor sich gehen, die man noch vor dreißig Jahren für unmöglich gehalten hätte, daß man von der zunftmäßigen Überkultur des Theaterwesens mit einem mutigen Sprunge zurückgeht auf alte, einfache, volksmäßige Natür-

lichkeit, und daß dafür auch Laien ein Talent entfalten, das man vorher bei ihnen nicht gesucht hätte. So hielte ich es für möglich, daß nach ein paar tapfern Versuchen auch die alte, lebendig schöne Kunst des Tanzens wiedererweckt würde und einer Lust und Freude begegnete, die man nicht geahnt hätte. Es gehörte mit dazu, wenn unser Leben wieder in vollen, schönen Gang kommen sollte. Hilf auch dazu, lieber Zeitgeist, denn du bist ja doch der Herr in diesen Dingen.

„Bist du endlich fertig? Es ist etwas lang geworden, auch verfielst du in Docententon und schienst zu vergessen, wen du zunächst vor dir hast. Ich habe aber doch gern zugehört und meine Glossen unterdrückt, denn die Richtung, in der du strebst und treibst, kann ich nur billigen, sie ist im Grunde auch die meine. Aber bist du noch nicht fertig?"

Ach nein, es ist nur der Anfang meines Wunschzettels, der eigentlich noch zu höhern Dingen aufsteigen sollte. Höre wenigstens noch drei Nummern mit an, ganz kurz gefaßt.

5. Unser Titelwesen

Mir wird bange um die Wahrheit unsers Fortschritts, an den zu glauben Bedürfnis ist, wenn ich sehe, wie die Sucht nach Titeln und Orden um sich greift. Das wäre für sich allein ein Zeichen von Rückgang und Niedergang. Warum steht es damit in Frankreich, England und Amerika besser oder gut? Und auch bei uns giebt es doch Gebiete, wo die Krankheit noch nicht eingerissen ist, namentlich das Gebiet der Kunst. In der Schauspielkunst vertritt der Name mit seinem Klange für sich allein alle Titel und braucht keine weitere Schönfärbung durch äußere Zuthaten, und auch in andern Gebieten der Kunst und Wissenschaft fehlt diese Erscheinung nicht. Auch da ist der titellose Name für sich das Höchste, was zu erreichen ist. Woher nun die Sucht nach Selbstvergrößerung durch äußre Mittel? Es ist vielleicht nur ein Bodensatz von der alten Kleinstaaterei her und müßte also zu überwinden sein. Mich erinnert es an die Allongeperücken, die auch so lange unentbehrlich schienen und jetzt lächerlich sein würden.

6. Unsre Fürstentracht

Es ist doch ein eignes Ding, daß unsre Fürsten, wo sie in ihrer ganzen Würde erscheinen, keine fürstliche Kleidung mehr haben, sondern nur eine soldatische. Soll wirklich der Fürst in seinem höchsten Begriff durchaus und für immer mit dem des Kriegsmanns zusammenfallen? Das will mir nicht ein. Bei der großen Erneuerung unsers gesamten Lebens sollten wir auch den Zug überwinden, der erst aus der letzten Periode des modernen Lebens, aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert herrührt. Vorher gab es eine Fürstentracht, die unsern Malern und bildenden Künstlern noch unentbehrlich ist. Wenden sie sie doch auch schon in idealem Zurückgreifen auf die Gegenwart an. Man sieht hie und da Kaiser Wilhelm den Ersten im Bilde auf dem Kaiserstuhl sitzen im Krönungsmantel, mit Hermelin, auch mit der Krone auf dem Haupte oder darüber schwebend, und das alles sieht man, wenn ungestört von unnützen Nebengedanken, mit einer stillen Genugthuung und Freude, weil man da die Gegenwart der alten, großen Zeit die Hand reichen sieht. Und wenn das mehr ein kindliches Denken ist, gut, das verbürgt hier wie sonst oft gerade eine gesunde Rückkehr zum Rechten.

7. Sonntagsstimmung.

Bange machend, wo nicht ängstigend ist auch die Unruhe, die die Geister jetzt mehr als je beherrscht oder ergreift, die sich nicht dagegen zu wehren wissen. Treibt sie doch Erscheinungen heraus, die wie Blasen aus giftigem Grunde auftauchen. Die vorigen Wünsche gehen fast alle auf Wiederherstellung gesunder Bewegung hinaus, denn Leben ist Bewegung. Aber Unruhe ist keine gesunde Bewegung, diese bedarf vielmehr vor allem andern einen innersten Punkt, wo Ruhe herrscht, von der die Bewegung doch ausgeht und gelenkt wird. Und dieser innere Ruhepunkt ist uns vielfach verloren oder in Gefahr unter Zeiteinflüssen, die noch zu überwinden sind. „Mit Dampf" ist die Losung der Zeit, daraus wird eine atemlose Jagd, die denn auch im sogenannten Jagdzuge auf der Eisenbahn ihren Ausdruck gefunden hat. Das ist eine ängstliche Richtung, die eine Ergänzung braucht. Wie diese Ergänzung aussehen muß, wüßte ich nicht besser kurz auszudrücken, als durch Sonntagsstimmung. Was es damit auf sich hat, ist heute besonders in den Großstädten halb oder mehr vergessen. Ist doch in unserm Leben der Unterschied von Sonntag und Werkeltag fast aufgehoben, indem auch der Sonntag zum vollen Arbeitstag oder die Wochentage alle zu Sonntagen gemacht werden sollen. Wer aber alle Tage Sonntag haben will, der hat in Wahrheit keinen mehr. Die Sonntagsstimmung kommt nur über uns, wenn wir uns aus dem unruhigen Treiben und Drehen der Alltagswelt in eine reine Höhe erheben, wohin der Seele der Weg jeden Augenblick offen steht, auch wenn sie ihn jahrelang vergessen hat. Da sieht man wie von Bergeshöhe in das bunte Durcheinander unten hinein, deutlicher als in der Tiefe selber, und übersieht zugleich die Masse als ein Ganzes. Man steht wie auf der Brücke zwischen Erde und Himmel. Nachher freilich heißt es von der Höhe wieder niedersteigen in das wirre Getriebe und die Arbeit daran wieder aufnehmen, aber mit dem reinern Blick und Überblick von oben her. Diese Sonntagsstimmung in regelmäßiger Wiederkehr ist das Nötigste, was wir brauchen in der wachsenden Unruhe der Zeit. Wo sie zu haben ist? Nun man hat sie in der Familie, z. B. im Angesicht des Weihnachtsbaumes, wo alle beunruhigenden Fragen eine Antwort finden. Man kann sie in Gottes freier Natur holen; auch Kunst und Wissenschaft in ihrer reinen Form bieten sie leicht dar. Aber alle diese Quellen sind genauer zugesehen nur eine höhere, d. h. Religion. Die eigentliche Wohnung der Sonntagsstimmung ist und bleibt doch die Kirche.

„Gut, ich will das noch mit auf den Weg nehmen. Aber ich muß nun fort, ich habe noch mehr Geschäfte. Also Gott befohlen, das Stündchen soll nicht verloren sein. Ich wollte, ich könnte in fünfzig Jahren wieder mit dir darüber reden, wie es dann damit steht, aber da bist du ja nicht mehr da."

Nun, da werden Andre da sein, mit denen du verhandeln kannst.

Ich machte ihm die Thür auf, es war eigen zu sehen, wie er über die Schwelle mehr schwebte als schritt und ebenso den Saal entlang. Aber sieh, eh er an die Treppe kam, war er verschwebt und verschwunden.

Hätt ich alles nur geträumt? Ja, es war aber ein Zwölf-Nächte-Traum.

Litteratur

Die Organisation des höhern Schulwesens in den Vereinigten Staaten Amerikas und in England und die Stellung des Staates zu denselben. Von C. A. Mc Murry. Jena, Gustav Fischer, 1888

Das hier angezeigte Werkchen ist das dritte Heft des fünften Bandes der Sammlung von Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S. Es bietet eine so umfassende Darstellung der amerikanischen und englischen Schulverhältnisse, daß es eine wahre Fundgrube für jeden ist, der sich über die uns Deutschen so sonderbar scheinenden Zustände in dem Unterrichtswesen Englands und Amerikas unterrichten will. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen hat das höhere Unterrichtswesen beider Länder so viel Ähnlichkeiten, daß eine zusammenfassende Darstellung wohl zu billigen ist. Quellen und Gewährsmänner sind die besten gewesen.

Wer die amerikanischen höhern und hohen Schulen gerecht würdigen will, muß berücksichtigen, daß in der Union von jeher die verschiedensten Bildungseinflüsse thätig gewesen sind, und in erster Linie nicht der Staat, sondern der bessere Volksgeist für Errichtung von Schulen gesorgt hat, natürlich mit den verschiedensten Zielen, je nachdem religiöse oder praktische Bedürfnisse zu Grunde lagen. Daher sind reiche Stiftungen der wesentlichste Lebensnerv der höhern Schulen Amerikas, die Staatszuschüsse sind gering dagegen. Der Einfluß des Staates auf die Schulen ist unbedeutend. Erst in neuerer Zeit ist er im Wachsen begriffen, namentlich infolge von Errichtung großer Staatsuniversitäten.

Über die englischen Unterrichtsverhältnisse pflegt man in Deutschland nicht viel besser Bescheid zu wissen als über die amerikanischen. Auch sie sind von den deutschen Verhältnissen gründlich verschieden. Von 1850 bis 1882 ist in England eine Reformbewegung im Gange gewesen, die dem Staat einen maßgebenden Einfluß auf Colleges und Universitäten gesichert hat.

Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Ideale und Normen. Von Dr. Reinhold Biese. Leipzig, Wilhelm Friedrich

Der Verfasser macht in einem langen Vorwort seine Seele von pädagogischem Alpdrücken frei, und es geht dabei nicht ohne scharfe Verurteilung des rein formalen, grammatikalischen Betriebes der alten Sprachen ab. Es spricht aus diesen Seiten die praktische Erfahrung eines denkenden Mannes, die gewiß Beachtung verdient. Die Ideale und Normen sind auf der Höhe unsrer Wissenschaft stehende, aber allgemein verständlich gehaltene Abhandlungen philosophischen Inhalts, die das enthalten, was nach des Verfassers Meinung Gemeinbesitz der Studirenden aller Fakultäten sein sollte. Für solche Leser ist das Büchlein in erster Linie geschrieben. Es verdient aber auch in weitern Kreisen Freunde zu finden. Am besten haben uns die Kapitel über die Entwicklung der sozial-ethischen Kultur und die Philosophie der Kunst gefallen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Deutsch-Ostafrika

Teils der Jahresschluß mit seinen Rückblicken und Bilanzen, teils die endliche Beseitigung Buschiris, die ebenfalls einen Abschnitt bildet, der zu rückschauenden Betrachtungen und zur Abwägung von Gewinn und Verlust Anlaß giebt, läßt uns im folgenden an die Ausführung des schon lange gehegten Wunsches gehen, den Lesern einmal mit einiger Ausführlichkeit über die bisherige Entwicklung des deutschen Besitzes in Ostafrika zu berichten, der, wie wir uns vorsichtig ausdrücken wollen, einst unsre wichtigste überseeische Kolonie werden könnte. Es ist viel über das neue Land geschrieben worden, darunter auch viel Irrtümliches, Voreiliges und Phantastisches, und so freuen wir uns doppelt, wenn uns von Zeit zu Zeit eine Schilderung unter die Hände kommt, die den Eindruck der Glaubwürdigkeit macht. Eine solche haben wir in dem soeben (bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen, mit einer guten Karte versehenen Buche Deutsch-Ostafrika von Brix Förster vor uns; ja wir sind geneigt, dieses Buch, obwohl es selbstverständlich nicht lückenlos sein kann, für das Beste zu erklären, was wir über die Geographie des Gegenstandes besitzen. Jedenfalls hat der Verfasser sich fleißig in der betreffenden Litteratur umgesehen, sorgfältig geprüft und sich nach Möglichkeit von übertreibender Parteilichkeit frei gehalten. Doch ist dieser Teil seiner Schrift, die größere Hälfte, nicht das, was uns im Nachstehenden vorzüglich beschäftigen soll. Vielmehr wollen wir seine Beschreibung der einzelnen Landstriche, aus denen das deutsche Ostafrika sich zusammensetzt, dem Studium der Leser dieses Aufsatzes selbst überlassen und ihm hier nur in dem geschichtlichen Abschnitte seines Werkes folgen, der mit Ende März 1884 beginnt und mit Anfang April vorigen Jahres schließt, also gerade fünf Jahre umfaßt. In diesem Zeitraume haben die Urteile über das

Unternehmen sehr gewechselt: anfangs war die Erwerbung Ostafrikas in den Augen vieler Verständigen ein Abenteuer, nach drei Jahren pries man sie als glorreiche That, jetzt erscheint sie als ein ungenügend vorbereitetes, aber zuletzt glücklich ergänztes Vorgehen. Man begann mit geringen Mitteln, und doch wurde Großes geschaffen: bald aber zeigte sichs, daß man zu viel gewagt und Unhaltbares aufgestellt hatte, und nunmehr bedarf es zur Besserung der Verhältnisse nüchterner Erkenntnis und rücksichtslosen Eingestehens der begangenen Fehler, wobei die Energie, mit der die Gründer zu Werke gingen, ihre Würdigung nicht einzubüßen braucht.

Den Anstoß zu der Bewegung, die sich zuletzt nach Ostafrika richtete, gab Dr. Karl Peters, der später auch ihre hauptsächliche treibende Kraft wurde. Zu Anfang des Jahres 1884 kehrte er nach längerm Aufenthalt in England, wo er sich mit der Überzeugung von der Bedeutung einer Kolonialmacht für Nationalreichtum und Weltstellung erfüllt und die geschickte und rührige Weise der Engländer in Kolonialfragen kennen gelernt hatte, in die deutsche Heimat zurück, wo er die eben aufflammende Begeisterung für deutsche Kolonien vorfand und den Beschluß faßte, sich ihr schöpferisch zu widmen, d. h. ein wirkliches Land für den Drang nach überseeischer Ansiedlung auszusuchen und zu gewinnen. Für die Ausführung des Planes gab es noch kein Vorbild, und das Werk mußte ganz aus Privatmitteln unternommen werden, da nach der Entscheidung des Reichstags über die Samoafrage von dieser Seite für derartige Dinge nichts zu hoffen war. Peters fand in Graf Behr-Bandelin einen eifrigen Gesinnungsgenossen, und am 28. März 1884 gründeten beide in Berlin die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation." Es wurde ein Ausschuß von 6 Mitgliedern eingesetzt, der am 6. April zusammentrat, um die Satzungen zu entwerfen. Nach diesen war der Zweck der Gesellschaft die Gründung deutscher Ackerbau- und Handelsniederlassungen über See durch Beschaffung von Kapital, Auffindung und Erwerbung passender Landstriche und Hinlenkung der deutschen Auswanderung nach ihnen. Die Aufnahme in die Gesellschaft sollte jeder erlangen können, der einen Jahresbeitrag von mindestens 5 Mark zahlte. Die Leitung der Geschäfte sollte einem Ausschusse von höchstens 12 Mitgliedern übertragen werden, von denen 6 durch die Hauptversammlung und ebensoviele von diesen ersten 6 zu wählen wären. Diese Behörde sollte alle innern und äußern Angelegenheiten der Gesellschaft selbständig erledigen, bindende Beschlüsse über alles, was ihren Zweck fördern könnte, fassen und in ihrem Namen rechtskräftige Verträge schließen dürfen. Der Ausschuß verfügt, hieß es ferner, über die eingehenden Gelder für die Zwecke der Gesellschaft, er wählt den Vorsitzenden, der seinerseits den Ausschuß beruft, der aber auch auf Antrag von dreien seiner Mitglieder versammelt werden kann, und zu dessen Beschlußfähigkeit die Anwesenheit von 5 Mitgliedern genügt. Änderung der Satzungen oder Auflösung der Gesellschaft kann nur auf Antrag des Aus-

schusses und nur durch eine Hauptversammlung von zwei Dritteln der Anwesenden beschlossen werden. Man sieht sofort, daß es auf rasches Handeln abgesehen war. Nicht ein Verein mit langsam wirkendem Einfluß auf die öffentliche Meinung war gegründet worden, sondern eine Gesellschaft zu sofortiger Verwirklichung der beschlossenen Pläne. Alles Erörtern und Bestreiten war der jährlich nur einmal tagenden Hauptversammlung zugewiesen. Der Ausschuß regierte fast unumschränkt, er war Kopf und Herz der Genossenschaft, und er selbst wieder war ein leicht zu handhabendes Werkzeug in der Hand der Vorsitzenden. Im ersten Ausschusse nahm Graf Behr die Stelle des ersten, Dr. Peters die des zweiten Vorsitzenden, Dr. Jühlke die des Schriftführers und Premierleutnant Kurella die des Schatzmeisters ein. Eine praktische Organisation war nun geschaffen, aber noch wichtiger war der nervus rerum, die Gewinnung des Betriebskapitals, und damit wollte es anfangs nicht recht vorwärts. Der Mitgliederbeitrag von 5 Mark konnte nur dazu geeignet sein, der Gesellschaft eine breite Grundlage zu geben, die Bewegung für Kolonien im Flusse zu erhalten und die Stimmung zu erzeugen, die große Kapitalisten bewegen mochte, sich mit namhaften Summen bei der Sache zu beteiligen. Ein finanzieller Erfolg wurde damit aber nicht erreicht, die Teilnahme der Masse blieb aus, und das Großkapital war für den nebelhaften Plan, den man anfangs vorlegte, nicht zu haben. In der ersten Hauptversammlung nämlich, am 29. Mai 1884, bezeichnete der Missionar Merensky das „Hochplateau von Südafrika“ als ein Gebiet, das sich wegen kühlern Klimas und außerordentlicher Fruchtbarkeit für die Einwanderung deutscher Landwirte besonders empfehle. Er meinte, wie man später erfuhr, das Hinterland der portugiesischen Kolonie Mossamedes im Norden des Kunenesflusses, nannte es aber nicht, um nicht die Engländer darauf hinzuweisen, die den Deutschen hier leicht hätten zuvorkommen können, und für den unklaren Ausdruck „südafrikanisches Hochplateau“ vermochten die Berliner Geldleute sich nicht zu erhitzen. Da wandte sich der Ausschuß am 25. Juli an sie mit der Aufforderung, sich mit Beiträgen von mindestens 5000 Mark an dem beabsichtigten Landankaufe zu beteiligen und am 19. August in einer Versammlung zu erscheinen, worin ihnen der geheime Plan vertraulich mitgeteilt werden solle. Diese Versammlung fand statt, aber die Zeichnungen genügten erst einigermaßen, als man Anteilscheine zu 500 Mark und dann den eigentlichen Mitgliedern der Gesellschaft die Aussicht auf ein Stück Landes zugesichert hatte, wenn sie sich zu Beiträgen von 50 Mark herbeiließen. Man hatte jetzt etwa 65000 Mark zur Verfügung, und es sah in der That recht abenteuerlich aus, als sich nun Peters, Graf Joachim Pfeil und Jühlke anschickten, mit dieser verhältnismäßig winzigen Summe eine große Niederlassung zu gründen, und noch dazu in einem Lande, von dem die Herren nicht die geringste persönliche Kenntnis hatten. Im September wollten sie eben nach Südwestafrika abreisen, um dort Land zu kaufen, als ein günstiges Geschick sie abhielt, sich damit

schwerer Täuschung auszusetzen. Noch zu rechter Zeit erfuhren sie, daß Lüderitz von Angra Pequena Besitz ergriffen hatte, und sich zwischen dieses Gebiet und das portugiesische festzukeilen, überdies ohne eignen Hafen, sah der weitblickende Peters als Unverstand an. Er wies jetzt mit größerer Wärme als bisher schon auf Usagara in Ostafrika hin, für das ihn Stanleys verführerische Beschreibung lebhaft begeistert hatte. „Wer will Afrika der Gesittung erschließen?" hatte der Amerikaner gefragt und darauf geantwortet: „Hier ist eine Gelegenheit dazu. Hier, wo man unter den freundlichen Wasagara ohne Furcht und Störung wohnen kann. Hier ist das üppigste Grün, das reinste Wasser, hier sind Thäler voll Getreide, Tamarisken, Mimosen und Gummibäume; Gesundheit und Überfülle von Lebensbedarf sind gesichert." Man wußte damals noch nicht, daß Stanleys Beobachtungen zuweilen nicht recht zuverlässig waren, und so glaubte Peters, was er bei ihm gelesen hatte, und wußte mit seiner energischen, oft ungestümen Art den Ausschuß zu bestimmen, am 16. September 1884 ihn, Pfeil und Jühlke zur Erwerbung von Land für eine deutsche Ackerbau- und Handelskolonie nach Usagara zu schicken. Das zu kaufende Gebiet sollte politisch die Möglichkeit bieten, unter die Oberhoheit des Reiches genommen zu werden, und wirtschaftlich zur Besiedelung durch deutsche Landwirte geeignet sein. Wäre etwas der Art in Usagara nicht zu haben, so sollten die drei Herren ermächtigt sein, anderwärts in Ostafrika passendes Land zu erwerben, wobei der Ausschuß die „feste Erwartung" aussprach, sie würden „keineswegs, ohne den Ankauf von geeignetem Land irgendwo vollzogen zu haben, nach Deutschland zurückkommen." Der Erfolg des Unternehmens war, da man nicht einmal annähernd genügende Kenntnis von Land und Leuten mitgenommen hatte, schließlich nur ein scheinbarer, zuerst aber sah er überraschend großartig aus.

Am 1. Oktober fuhr die Expedition, der sich in Berlin ein Herr Otto als Begleiter auf eigne Kosten angeschlossen hatte, von Triest ab, am 4. November traf sie in Sansibar ein, wo sie sich in fünf Tagen notdürftig für den Marsch in das Innere des gegenüberliegenden Festlandes ausrüstete, und zwar möglichst im geheimen, da man befürchtete, der dortige Sultan, der seine Herrschaft über Usagara auszudehnen versucht hatte, werde hier den Deutschen ihren Plan zu vereiteln bestrebt sein. Am 10. November landeten sie in Saadani an der Küste der Landschaft Useguha, die ohne Aufenthalt durchzogen wurde, bis man am 23. November nach Mkindo in Nguru gelangte, wo Peters mit einem Negerhäuptling den ersten Vertrag abschloß. Dann ging es in südwestlicher Richtung in Usagara weiter, bis am 4. Dezember das ins Auge gefaßte Endziel Sima oder Muinin Sagara erreicht wurde. Man hatte in zweiundzwanzig Tagen von Saadani bis hierher etwa dreihundert Kilometer zurückgelegt und während dessen sechs größere Verträge vollzogen. Nun aber ging es mit den Kräften der Reisenden stark bergab. Alle litten am Fieber des

Landes, Otto starb daran, und man beschloß, umzukehren. Pfeil blieb zur Gründung einer ersten Station in Kiora zurück, Peters und Jühlke reisten unter unsäglichen Beschwerden durch die Landschaften Ukami und Ukerewe nach dem Hafenort Bagamoyo und von dort nach Sansibar zurück, wo sie am 19. Dezember wieder eintrafen. Sie meinten alle Ursache zu haben, auf ihre Arbeit mit höchster Genugthuung zu blicken. Hatten sie ihrer Gesellschaft doch ein Gebiet mit tropischer Ertragsfähigkeit verschafft, das ungefähr die Ausdehnung des Königreichs Baiern besaß. Nur durfte man sich die Verträge nicht genau ansehen, durch die das bewirkt worden war. Privatrechtlich fehlte ihnen jede Grundlage, da Ackerland hier nicht durch Kauf, sondern durch thatsächliche Bebauung Eigentum wird, und staatsrechtlich hatten sie geringe Bedeutung, da einesteils die Macht der betreffenden Häuptlinge sehr beschränkt war, andernteils der Abschluß in mangelhafter Weise vor sich gegangen war. Peters erzählt eine Probe davon selbst etwa folgendermaßen: „Nahten wir uns einem Kraal, wo ein Kontrakt zu machen war, so pflegte ich mit denjenigen von meinen Leuten, die irgend etwas von dem betreffenden Herrscher, seinen Schicksalen, seinem Besitzstande mitteilen konnten, zusammen zu marschiren. Gerüchte von meiner Macht und meinem Einflusse waren vorher in Umlauf gesetzt worden. Zogen wir in das Kraal ein, so knüpften wir sofort ein kordiales Verhältnis an, indem wir den Häuptling zwischen uns auf ein Lager nahmen und von beiden Seiten ihn mit den Armen umschlangen. Wir thaten einen Trunk guten Grogs und brachten Se. Hoheit in die vergnügteste Stimmung. Dann wurden Ehrengeschenke ausgetauscht, und nach dem Gelage begannen diplomatische Verhandlungen, auf Grund deren ein Vertrag abgeschlossen wurde. (Der Wortlaut eines solchen wird S. 11 unsrer Schrift abgedruckt.) War dies geschehen, so hißten wir die deutsche Flagge und verlasen den schriftlich aufgesetzten Vertrag in deutscher Sprache, und ich hielt eine kurze Ansprache, in der ich die Besitznahme als solche vornahm, und die mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser schloß." Überall in diesen Gegenden Afrikas erfolgt die allgemeine Besitznahme einer Landschaft in ähnlicher Art. Gestattet es der Häuptling, hier eine Flagge aufzuhissen, so unterwirft er sich damit samt seinen Unterthanen der neuen Herrschaft und erlaubt den Fremden, sich anzusiedeln. Dazu bestimmt ihn aber die Furcht vor ihnen, oder die Hoffnung auf reichlichen Gewinn für sich selbst, oder das Vertrauen auf den Schutz, den ihm die Weißen gegen räuberische Nachbarn gewähren sollen, und fällt eine dieser Bedingungen im Laufe der Zeit weg, so kümmert ihn der Vertrag nicht im mindesten mehr; er ist also schon in dieser Hinsicht von zweifelhaftem Werte. Ferner wurde von Peters nie genau untersucht, ob die „Sultane," mit denen er verhandelte, weiter als bis zu den nächsten Dörfern herrschten und verfügen durften, als sie ganz Useguha und Usagara der deutschen Oberhoheit unterwarfen. Sie übergaben, wie in allen Verträgen steht, den gesamten Privatbesitz ihrer Unterthanen zu aus-

schließlicher und uneingeschränkter Ausnutzung, meinten aber damit nur die Erlaubnis, sich auf herrenlosem Boden anzusiedeln, und so dachte, als man später zur Errichtung von Stationen und Pflanzungen schreiten wollte, kein Neger daran, sein von ihm durch Bebauung als Eigentum erworbnes Land unentgeltlich herzugeben. Mit dem für Oberhoheit und Grunderwerb gezahlten Kaufschilling stand es aber auch nicht viel besser. Die baumwollnen Tücher und Husarenjacken, die man den Negerfürsten gab, waren nur Trinkgelder, die Zusage von Schutz gegen Sklavenräuber und landgierige Nachbarn, die als Hauptsumme gewährt wurde, stand vorläufig in der Luft, da die Neger wohl die englische, nicht aber die deutsche Macht kannten. Die Verträge waren also nur Anweisungen auf die Zukunft und besaßen nur einen bedeutenden, ihnen unlösbar anhaftenden Wert für die deutschen Kontrahenten: sie machten das ganze Gebiet unantastbar für die übrigen Nationen sowie für den Sultan von Sansibar.

Als Peters am 2. Februar 1885 nach Berlin zurückgekehrt war, ging er ohne Verzug daran, das erworbne Gebiet völkerrechtlich sicherzustellen und die lebenskräftige Gestaltung der neuen Kolonie vorzubereiten. Er verschaffte sich zunächst für seine Gesellschaft einen Schutzbrief des deutschen Kaisers, datirt vom 27. Februar, worin dieser erklärte, die nachgesuchte Oberhoheit über die der Gesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit verkaufsmäßig abgetretnen Gebiete von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami angenommen und diese Gebiete, vorbehältlich seiner Entschließungen in Betreff weiterer Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger unter seinen kaiserlichen Schutz gestellt zu haben, worauf es weiter hieß: „Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt, und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung die Befugnis zur Ausübung aller aus den uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingebornen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und andern Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und andrer Nationen, unter der Aufsicht unsrer Regierung und vorbehältlich weiterer von uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dieses unsers Schutzbriefes.“ Es mußte aber auch für die neue Kolonie eine festere und kräftiger wirkende Leitung als der bisherige Ausschuß gebildet werden, und so stellte Peters am 12. Februar den Antrag, „ein Direktorium aus 5 Mitgliedern auf 15 Jahre zu ernennen, dem die Ausübung der in Afrika erworbnen Rechte unter Zuziehung der verschiednen Interessentengruppen allein und ausschließlich zusteht.“ Dies wurde sofort angenommen, und die Besitzer von Anteilscheinen zu 50 Mark, sowie die, von denen im August 1884 500 und 1000 Mark als Beitrag gezeichnet worden waren, traten der Genossenschaft bei, die sich hier-

durch in eine „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ verwandelte und sich dann juristisch den Charakter einer Kommanditgesellschaft mit der Firma „Karl Peters und Genossen“ gab. Das Direktorium (Peters, Dr. F. Lange, Konsul Roghé, Hofgärtner Jühlke und Graf Behr) konstituirte sich als Gesellschaft mit Haftung seiner sämtlichen Mitglieder, und die Inhaber von Anteilscheinen traten als stille Teilnehmer zu ihm in ein Vertragsverhältnis. Die Exekutive übertrug man dem Dr. Peters durch Generalvollmacht vom 9. April 1885, in der es hieß: „Insbesondre ist derselbe ermächtigt, die Beamten im Namen des Direktoriums anzustellen, zu befördern, zu entlassen, die Aufsicht über dieselben zu führen, administrative Anordnungen selbständig zu treffen, Befehle zu erteilen, die Disziplin zu handhaben und Disziplinarstrafen zu verhängen. Diese Vollmacht hat Bezug auf alle Beamte der Gesellschaft in Deutschland wie in Afrika und sonst an andern Orten, Zivil- und Militärbeamte. In dringlichen Fällen ist Herr Dr. Peters ermächtigt, Maßregeln und Bestimmungen für die Interessen der Gesellschaft auch ohne vorherige Einholung eines Direktorialbeschlusses zu treffen; indes ist er für derartige Akte dem Direktorium verantwortlich.“

Eine straffere Organisation ist kaum denkbar, Peters besaß fast die Befugnisse eines Diktators. Er arbeitete nun ohne Verzug neue Pläne zu Landerwerbungen in Ostafrika aus, und auf seine Befehle, die mit lakonischer Kürze den Viktoria-Nyanza und den Nyassa-See als Richtpunkte angaben, wurden folgende neue Landschaften unter die Oberhoheit der Gesellschaft gebracht: 1) im Dezember 1885 die nordöstliche Küste des Somalilandes von Halule bis Warscheck; 2) südlich von da das Land an der Mündung des Wubuschi, um dieselbe Zeit; 3) ein Strich im Norden und Süden des Sabaki, im Januar 1886; ferner 4) die Landschaften Usambara, Pare und Dschagga am Kilima-Ndscharo, im Mai 1885; dann 5) Usaramo, im Mai desselben Jahres; 6) Kutu, im darauf folgenden Juni; endlich 7) im November 1885 Uchehe, Mahenge, Ubena und das Land der Wakindo zwischen den Flüssen Rufidschi und Rovuma. Das Verfahren dabei war dasselbe wie früher, doch enthielten die Verträge nicht mehr den Übergang des ganzen Gebietes in den Privatbesitz der Gesellschaft, sondern nur deren Recht, sich auf noch unbebautem Boden niederzulassen.

Mit diesen fieberhaft beschleunigten Landerwerbungen war zwar kein Rechtszustand geschaffen, dem die eingebornen Negerfürsten sich in jeder Hinsicht hätten fügen müssen, wohl aber hatten die Deutschen durch die betreffenden Verträge ihre Hand wieder auf ein ausgedehntes Gebiet gelegt, das sich anzueignen andern Nationen von jetzt an mit Entschiedenheit verwehrt werden konnte. Einspruch dagegen war zunächst von Sansibar zu erwarten, dessen Sultan den Küstenstrich vom Tana bis zum Rovuma durch Walis (Statthalter) beherrschte und hie und da mit Truppen besetzt hielt, und der mittelbar auch auf die Negerfürsten des Binnenlandes durch die arabischen Händler,

seine Unterthanen, die am Tanganika und Nyassa saßen, Einfluß übte. Diesen schwarzen Häuptlingen gegenüber mochte solcher Einfluß zu gelegentlicher Durchsetzung seines Willens genügen, nicht aber einem europäischen Staate, der beim Schutze seiner Angehörigen schriftliche Verträge vorwies, in denen jene Häuptlinge als „unbeschränkte Herren“ diesen Gebiet abgetreten hatten. So kam es, daß Sultan Bargasch von Sansibar, als er gegen den kaiserlichen Schutzbrief Verwahrung einlegte und im Mai Truppen nach Witu, Dschagga und Usagara abgehen ließ, um die deutschen Erwerbungen rückgängig zu machen, vom Fürsten Bismarck ablehnend beschieden und zur Zurückziehung seiner Soldaten aufgefordert wurde. Der Sultan gab auf Ratschlag Englands zunächst soweit nach, daß er den Vormarsch der Truppen einstellte. Zur Anerkennung des deutschen Schutzrechts aber ließ er sich erst herbei, als am 7. August 1885 ein Geschwader deutscher Kriegsschiffe vor Sansibar eintraf. Es galt jetzt, sich mit England zu verständigen, das seit Jahrzehnten an der ostafrikanischen Küste Faktoreien und Missionen, in den hier ansässigen indischen Kaufleuten Unterthanen und auf die Regierung von Sansibar bedeutenden Einfluß besaß, und das auf die Bestrebungen der Deutschen, sich hier festzusetzen und auszudehnen, mit Wachsamkeit und wohl auch mit Eifersucht blickte. Zu diesem Behufe wurden im Dezember 1885 diplomatische Verhandlungen angeknüpft, die mit dem Londoner Abkommen vom 1. November 1886 ihren Abschluß fanden. In diesem trat Deutschland der Erklärung von 1862 bei, worin Großbritannien und Frankreich die Unabhängigkeit von Sansibar anerkannt hatten, und beide Mächte erklärten den Sultan als souveränen Besitzer der Inseln Sansibar, Pemba, Lamu und Mafia sowie einiger kleinern nicht fern der zuerst genannten, desgleichen als Souverän in einem Küstenstriche des Festlandes, der von der Mündung des Miningani bis Kipini reichte und landeinwärts zehn Seemeilen breit sein sollte. Im Norden von Kipini sollten dem Sultan noch die Stationen von Kismaju, Baraba, Marka, Makdischu und Warschech gehören. Auch machte sich Großbritannien zur Unterstützung der Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan Bargasch verbindlich, die dessen Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salam und Pangani bezweckten. Ferner begrenzte das Londoner Abkommen die Interessenkreise beider Mächte in diesem Teile des ostafrikanischen Festlandes. „Das Gebiet, auf das diese Übereinkunft Anwendung findet — heißt es in dem Aktenstücke —, soll begrenzt sein im Süden durch den Rovumafluß und im Norden durch eine Linie, die, von der Mündung des Tana ausgehend, dem Laufe dieses Stromes oder seiner Nebenflüsse bis zum Scheidepunkte des Äquators folgt und dann in gerader Richtung bis zu dem Punkte fortgeht, wo der 1. Grad nördlicher Breite den 37. Grad östlicher Länge kreuzt. Die Demarkationslinie soll von der Mündung des Wanga oder Umbe ausgehen, gerade auf den Jipe-See zulaufen, dann an dessen Ostufer hingehen und, um das Nordufer

führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann am Nordabhange der Bergkette des Kilima-Ndscharo hin in gerader Richtung bis zu dem Punkte am Ostufer des Viktoria-Nyanza weitergeführt zu werden, der vom 1. Grad südlicher Breite getroffen wird. Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie kein Gebiet zu erwerben, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses nicht entgegenzutreten, während England die gleiche Verpflichtung hinsichtlich der südlich von dieser Linie gelegnen Gebiete übernimmt." Auch mit Portugal wurde am 30. Dezember 1886 ein Vertrag abgeschlossen, worin es hieß: „Die Grenzlinie zwischen den deutschen und den portugiesischen Besitzungen in Ostafrika folgt dem Laufe des Rovuma von seiner Mündung bis zu dem Punkte, wo sich der Minje in ihn ergießt, und läuft von dort nach dem Breitenparallel weiter bis zum Nyassa-See."

Inzwischen hatte sich die Ostafrikanische Gesellschaft eine neue Organisation gegeben und hatte sich am 14. Dezember 1885 in eine Aktiengesellschaft verwandelt, die sich in eine Exekutive, einen Direktionsrat und eine Hauptversammlung gliederte. Die fernere Beteiligung des kleinen Kapitals wurde durch die neuen Satzungen ausgeschlossen. Mitglieder sollten künftig nur die bisherigen Besitzer von Anteilscheinen und die Übernehmer von solchen zu 10000 Mark sein. Die Exekutive sollte die Gesellschaft in allen Rechtsgeschäften vertreten und die Beamten anstellen und entlassen. Sie wurde vom Direktionsrate gewählt, der aus 21 bis 27 Mitgliedern bestand, das Budget feststellte und die gesamte Geschäftsführung überwachte. Dazu kamen 3 Revisoren, mit der Pflicht, auf die Beobachtung der Satzungen zu sehen, und dem Rechte, jederzeit Einsicht in die Bücher, Rechnungen und Urkunden zu nehmen. Die Generalversammlung sollte regelmäßig einmal im Jahre berufen werden, um die Bilanz zu genehmigen, über Verwendung der Überschüsse, Aufnahme von Anleihen, Änderung der Statuten oder Auflösung der Gesellschaft zu beschließen und die Revisoren sowie die Mehrzahl des Direktionsrates zu wählen, von den übrigen Mitgliedern sollten einer durch die Seehandlung und drei durch den Reichskanzler ernannt werden, der durch einen Kommissar die Oberaufsicht über die Gesellschaft ausübte. Diese neue Einrichtung stärkte das Vertrauen des Großkapitals zu der Gesellschaft, und sie besaß, nachdem sie bis Ende 1887 232 neue Anteilscheine zu 10000 Mark abgesetzt hatte, ein Aktivvermögen von $3^1/_2$ Millionen.

Inzwischen hatte man sich aber auch überzeugt, daß einzelne deutsche Landwirte die Bebauung ostafrikanischer Gegenden nicht übernehmen konnten: ebenso war die Verwendung deutscher ländlicher Arbeiter hier ausgeschlossen. Die Ausbeutung des Landbesitzes der Gesellschaft mußte durch Körperschaften in die Hand genommen werden, denen man das erworbne Land verkaufte, während man sich selbst fortan hauptsächlich mit der Organisation und Ver-

waltung des Schutzgebietes beschäftigte. Solche Körperschaften entstanden in der Ostafrikanischen Plantagengesellschaft, die am 24. November 1886, und in der Deutschen Plantagengesellschaft, die am 19. November 1888 gegründet wurde. Beide gaben Aktien zu 1000 Mark aus. Der erstern strömte das Kapital reichlich zu, sodaß für sie schon im März 1887 125 000 und im Februar des nächsten Jahres 175 000 Mark in das Handelsregister eingetragen werden konnten. Sie kaufte 100 000 Morgen im Schutzgebiete von der Ostafrikanischen Gesellschaft und bezahlte sie mit deren eignen Aktien, sodaß die Interessen beider verschmolzen. Für diese und künftige Kolonisationsunternehmungen sollten die von der Ostafrikanischen Gesellschaft angelegten achtzehn Stationen als Stützpunkte dienen. Der Länderkomplex, der mit solchen bis jetzt in Angriff genommen oder eingeschlossen ist, wird von Förster auf etwa 110 000 Quadratkilometer, das ganze deutsche Ostafrika mit seinem Interessenkreise, also von der Ostküste bis zum Tanganika und vom Viktoria-Nyanza bis zum Nyassa-See und Rovuma-Flusse, auf ungefähr das Zehnfache angegeben.

Alle diese Erwerbungen und Einrichtungen hatten aber nur dann vollen Wert, wenn man die Küste beherrschte, die dem Sultan von Sansibar gehörte, oder wenn man wenigstens in einigen Häfen das Recht zur Mitbenutzung übte. Dieses wurde der Ostafrikanischen Gesellschaft durch die deutsche Regierung zunächst in Dar-es-Salam und Pangani verschafft. Dann verhandelte sie mit dem Sultan Said Bargasch über mehr. Die Erhebung von Zöllen war für ihn der wichtigste Teil seiner Regierungsthätigkeit auf dem Festlande. Überließ er diese den Deutschen zur Besorgung für ihn, so war es leicht, noch die Verwaltung, die Polizei und die Gerichtsbarkeit an der ganzen Küste zu erlangen. Die Verhandlungen darüber zogen sich hin, bis der Sultan am 30. März 1888 starb. Sein Nachfolger Said Chalifa ließ sich von dem deutschen Generalkonsul Michahelles bestimmen, den Vertrag vom 28. April 1888 zu unterzeichnen, der die Wünsche der Deutschen erfüllte, und durch den die Zollverwaltung in den Häfen des Festlandes diesen übertragen wurde. Sie sollte in seinem Namen und unter seiner Flagge stattfinden und ihm eine Pachtsumme sowie 50 Prozent der Reineinnahme abwerfen. Die Gesellschaft aber wurde durch den Vertrag ermächtigt, „Beamte einzusetzen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe einzurichten, Verträge mit Häuptlingen zu schließen, alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben, Steuern, Abgaben und Zölle zu erheben, Vorschriften für Handel und Verkehr zu erlassen, die Einfuhr von Waffen und andern Waren, die nach ihrer Meinung der öffentlichen Ordnung schaden, zu verhindern und alle Häfen in Besitz zu nehmen."

Die Durchführung des Küstenvertrages und die Besitzergreifung des Küstenstrichs durch die Deutschen veranlaßte den Aufstand vom August 1888. Es verdroß die Araber, daß Europäer hier Richter und Verwaltungsbeamte ernennen sollten, sie fürchteten, daß diese die bisherigen Mißbräuche bei der

Verwaltung und Rechtspflege abschaffen würden, daß das Ansehen des arabischen Elements sinken, das Vertrauen der indischen Kaufleute, die ihnen Vorschüsse zu geben pflegten, schwinden und so ihr Handel geschädigt werden würde. Die Negerbevölkerung hatte von der deutschen Verwaltung wenig zu fürchten, aber manches zu hoffen, die Verhinderung von Sklavenraub z. B. und die Ersetzung bestechlicher Richter, aber die Hoffnung war noch keine Thatsache, auch gab es hier keinen Volkswillen, sondern die Häuptlinge herrschten, die in der Erhaltung des alten, halbanarchischen Zustandes ihre Willkür gesichert sahen, und denen die Araber leicht einreden konnten, die Deutschen würden ihre Gewohnheiten nicht berücksichtigen. Der neue Sultan genoß nicht das Ansehen des frühern, und seine Polizeisoldaten waren unzuverlässig. Die Ostafrikanische Gesellschaft endlich hatte unterlassen, sich selbst eine Truppe zur Durchführung ihres vertragsmäßigen Rechts und zur Verteidigung gegen Europäer zu schaffen. So wurde ihr allmählich bis zum Oktober 1888 mit Ausnahme von Bagamoyo und Dar-es-Salam das ganze Küstenland von den Aufständischen entrissen, und wenn sie hier nicht alles verlor, so hatte sie es dem Eingreifen des deutschen Geschwaders zu danken. Die Brandreden des Kardinals Lavigerie gegen die Scheußlichkeiten des Sklavenhandels und die dadurch aufgeregte öffentliche Meinung Europas boten dem deutschen Reichskanzler eine Handhabe, anfangs November mit England und Portugal ein Abkommen über eine Blockade der ostafrikanischen Küste zur Verhinderung der Ausfuhr von Sklaven und der Einfuhr von Waffen und Munition für den Aufstand zu vereinbaren. Diese Zwecke wurden fast vollständig erreicht, aber der Aufstand, der den Charakter eines kleinen Krieges angenommen hatte und bis zuletzt beibehielt, war mit Schiffen allein nicht zu bezwingen. Dazu bedurfte man einer Landtruppe, und da der Sultan Saïd Chalifa mit seinen Askaris wenig leistete und die Ostafrikanische Gesellschaft nicht finanzkräftig genug war, um auch nur ein kleines Heer aufzustellen, so mußte sie entweder liquidiren oder die Hilfe des deutschen Reiches anrufen. Sie wählte das letztere und wendete sich an den Reichstag, der nun am 2. Februar 1889 durch Gesetz beschloß, die deutschen Interessen in Ostafrika durch eine Truppe wahrnehmen zu lassen und die Mittel dazu zu bewilligen. Hauptmann Wißmann, der Erforscher des südlichen Kongobeckens, der gründliche Kenner des Araber- und Negercharakters, wurde vom Kaiser mit der Leitung des Unternehmens beauftragt. Man rüstete eine militärische Expedition aus, an der sich 14 Offiziere, 4 Ärzte, ebensoviel Verwaltungsbeamte und 100 Unteroffiziere der deutschen Armee freiwillig beteiligten. Dazu wurden 600 Sudanesen und Zulus angeworben und 6 Dampfer gechartert, und mit dem Eintreffen Wißmanns in Sansibar, am 31. März vorigen Jahres, begann das Werk der Wiedereroberung Deutsch-Ostafrikas. Der Erfolg, in seinen Einzelheiten noch in frischem Gedächtnis, war bisher allenthalben zufriedenstellend und wird aller Wahrscheinlichkeit zufolge bald ein

vollständiger sein, sodaß unsre ostafrikanische Kolonie mit Zuversicht einer bessern Zukunft entgegensieht.

Eine neue Wolke, die in Lissabon aufgestiegen ist, wird sich hoffentlich in Dunst auflösen. Nach der dortigen Dia hätte der englische Konsul Johnston die Eingebornen in der Nähe der deutschen Niederlassungen am Nyassasee aufgefordert, sich der britischen Macht zu unterwerfen. Bestätigte sich das, so würde England im Begriff stehen, die Ostafrikanische Gesellschaft des Hinterlandes zu berauben, das auf allen Karten zu ihrem Interessenkreise gerechnet wird, und uns den Zugang zu dem Gebiete der großen innerafrikanischen Seen abzuschneiden. Doch wollen wir daran vorläufig noch zweifeln. Wäre wirklich Gefahr vorhanden, so wird der bewährte diplomatische Zauberstab des Reichskanzlers sie zu beschwören wissen.

Die allgemeine Wehrpflicht

in den Wehrgesetzen Deutschlands und Frankreichs

Die Heeresverfassungen stehen nicht nur im engsten Zusammenhange mit den allgemeinen Zuständen der Nationen, sie sind auch der beste Ausdruck des innern Wertes, der sicherste Wertmesser der Kulturhöhe eines Volkes. Man prüfe die Heereseinrichtungen aller Völker und aller Zeiten, überall wird man dies bestätigt finden. Ganz besonders aber tritt es in der Geschichte der Wehrverfassung Preußens zu Tage. In derselben Zeit, wo dem preußischen Volke Immanuel Kant geboren wurde, „stabilirte“ Friedrich Wilhelm der Erste, der die Verkörperung des kategorischen Imperativs darstellte, in seinem Kantonreglement „wie einen rocher de bronce“ den Grundsatz, daß alle Einwohner des Landes für die Waffen geboren seien. Zum erstenmale wieder seit den glänzenden Tagen Roms ward hier die allgemeine Wehrpflicht als die Grundlage der Wehrverfassung eines Staates hingestellt. Sie konnte in dem durch den siebenjährigen Krieg wirtschaftlich entkräfteten Lande während der seichten nachfridericianischen Jahre vergessen werden, aber sie ging dem Volke des Großen Friedrich, der Schiller, Fichte und Scharnhorst nicht wieder ganz verloren. Wie der gesamte preußische Staatskörper gestählt, verjüngt nach den schweren Schlägen Napoleons emporwuchs, so reformirte sich nach ihnen auch die Wehrverfassung. Man ahmte nicht etwa die Heereseinrichtungen des gewaltigen

Schlachtenkaisers nach, von ganz anderm Standpunkt ausgehend gelangte man zurück zu dem Satze: Jeder Preuße ist wehrpflichtig. Mit seiner Erhebung zum Gesetz ist die allgemeine Wehrpflicht das dauernde Eigentum des preußischen Volkes geworden und so lange sein alleiniger Schatz geblieben, bis die Erfolge von 1866 und 1870/71 der Welt die Augen über ihren Wert öffneten. Hervorgewachsen aus der Not des Augenblicks, ist sie doch das Ergebnis einer in langen, arbeitsreichen Jahren gereiften sittlichen Weltanschauung. Es war ein Notbehelf, als man nach den Freiheitskriegen zur Stütze der Großmachtsansprüche des ausgesognen, kleinen und zerrissenen Landes die dauernde Unterhaltung einer unverhältnismäßig starken Kriegsmacht beschloß; daß man aber zu diesem Zwecke die allgemeine Wehrpflicht annahm, ist bezeichnend. Ihr Begriff wurde in Preußen von Anfang an höher gefaßt als irgendwo sonst. Nicht nur im Kriege sollte sie bestehen — daß jeder Bürger im Augenblicke der Gefahr das Vaterland verteidigen müsse, erschien dem Heldengeschlecht der Kämpfe von 1813 bis 1815 selbstverständlich —, nein, auch im Frieden für den Krieg. Deshalb schuf man mit ihr zugleich das „Rahmenheer," in das sich, als in eine Volksschule im edelsten Sinne des Wortes, jedes Jahr der Strom der herangewachsenen, kriegstüchtigen Jugend ergießt, um es nach beendeter militärischer Ausbildung, zurückkehrend zum bürgerlichen Beruf, wieder zu verlassen. Nach diesen Grundsätzen war es möglich, ein Volk in Waffen zu schaffen, das heißt ein Volk, in dem jeder kriegstüchtige Mann jederzeit bereit und fähig ist, zur Verteidigung des heimischen Bodens die Waffen zu führen.

Schon hier muß aber nun bemerkt werden, daß die allgemeine Wehrpflicht so rein, wie wir sie eben dargestellt haben, in Deutschland nur in ganz kurzen Zeiträumen (wenn überhaupt jemals) durchgeführt worden ist. Die leidige Geldfrage zwang zur Abweichung. Der Etat des Staates ertrug nur eine gewisse Belastung, und so kam es, daß man, um ihn im Gleichgewicht zu halten, den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht und der Friedensausbildung in der Praxis durch sehr hoch hinaufgeschraubte Anforderungen an die Kriegsbrauchbarkeit und an die Abkömmlichkeit des Einzelnen mildern mußte. Auf diese Weise gelangte man durch Rückschlüsse zu der ziemlich willkürlichen Ansicht, daß eine Friedensstärke des Heeres von Einem vom Hundert der Gesamtbevölkerungsziffer unter gleichzeitiger Festhaltung einer dreijährigen Dienstzeit genüge, um alle kriegsbrauchbaren Kräfte der Nation zum Waffendienst heranzuziehen. Diese Stärke, die sogenannte Friedenspräsenzziffer des Heeres, ist also ein Kompromiß zwischen den Forderungen der grundsätzlich beibehaltenen allgemeinen Wehrpflicht und den finanziellen Rücksichten des Staates.

In noch größerm Maßstabe traten die erwähnten Abweichungen bei den Wehrverfassungen der andern großen europäischen Mächte ein, als diese sich nach 1866 zur Annahme der allgemeinen Wehrpflicht gezwungen sahen. Ge-

zwungen, denn kein Staat hat sich freiwillig, aus der Überzeugung heraus, daß die allgemeine Wehrpflicht die einzige eines Kulturvolkes würdige Wehrverfassung sei, zu ihrer Annahme entschlossen. In Österreich-Ungarn waren es finanzielle Bedenken, in Rußland volkswirtschaftliche Gründe, in Frankreich endlich die merkwürdigen, in dem gelobten Lande der Freiheit herrschenden Anschauungen über die Gleichheit aller Staatsbürger, die die Beschränkung der allgemeinen Wehrpflicht veranlaßten.

Erst in der allerjüngsten Zeit hat Frankreich, gedrängt durch die in ihm immer mehr die Oberhand gewinnende Demokratie, die allgemeine Wehrpflicht in ihrer ganzen Strenge durch das Gesetz vom 15. Juli 1889 zur Durchführung zu bringen versucht. Daher lohnt sich eine nähere Betrachtung dieser loi organique schon aus kulturgeschichtlichen Gründen. Für uns Deutsche ist sie aber, wo es sich um die militärische Kraft unsers bösen Nachbars von heute und, was die Vorsehung verhüten möge, vielleicht unsers Gegners von morgen handelt, ganz besonders wichtig.

Welche Bedeutung diesem neuen französischen Gesetz zugeschrieben werden muß, ist man am besten in der Lage an einem Vergleich mit den entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen Deutschlands zu erweisen. Die erste hierbei zu beantwortende Frage lautet: Was ist über die Wehrpflicht im allgemeinen bestimmt?

Beide Wehrgesetze stellen für den Kriegsfall alle streitbaren Männer dem Vaterlande zur Verfügung, das deutsche die vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 45. Lebensjahre, d. h. 28 Jahre lang, das französische die vom 21. bis zum 46., also 25 Jahre lang. Wir sind demnach freigebiger gewesen, da wir schon die Jünglinge vom 17. bis zum 21. Lebensjahre für wehrpflichtig anerkennen. Der Unterschied findet seine Erklärung in der Hauptsache in den grundverschiednen Erfahrungen, die Preußen und Frankreich mit jungen Soldaten gemacht haben: Preußen in den Freiheitskriegen gute, Frankreich zu derselben Zeit und 1870/71 schlechte. Im übrigen mag die Körperbeschaffenheit des Durchschnitts der in diesem Alter stehenden Jugend beider Länder ihren Anteil daran haben. Leider tröstet man sich bei uns an manchen Stellen mit der hervorgehobnen billigen Freigebigkeit, obwohl sie dieses umso weniger wert ist, als es sich bei der Berechnung der Wehrkraft eines heutigen europäischen Großstaates überhaupt nicht um die Zahl der Wehrpflichtigen handelt. Die Zahl der militärisch ausgebildeten Mannschaften ist es, die im modernen Kriege den Ausschlag giebt. Was helfen Millionen kriegstüchtiger Leute, wenn sie nicht fähig sind, die Waffen zu gebrauchen? So gut wie nichts. Die aus ihnen gebildeten Kriegshaufen zerstieben vor dem Ansturm wirklicher Soldaten wie Spreu vorm Winde. Schon einer der ersten Apostel der allgemeinen Wehrpflicht, Graf Johann von Nassau, sagt an der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts: „Da steht nun alles an richtiger Ausrüstung und

Übung, und da ist von langer Hand her vorzubereiten, nicht erst wenn die höchste Not drängt, »denn wenn der Schadt geschehen und die Kühe aus dem Stall sind, ist es zu spät.« Sonst geht es so, wie es den im letzten Augenblick zusammengerafften Unterthanen in Gotha und Werlen geschah, die jämmerlich auf die Fleischbank geführt wurden, während die geübtern Bürger von Alkmar sich ohne irgend welche Hilfe von Söldnern trefflich gegen den Duc de Alba gewehrt, der vor diesem Ort über 20000 Mann verlor.“ Und die Verhältnisse haben sich doch durch die immer verwickeltere Zusammensetzung der Waffen noch mehr zu Ungunsten der militärisch nicht durchgebildeten Volksaufgebote verschoben. Übrigens würde sich im Notfall auch ohne bestehende gesetzliche Vorschriften jede kräftige Regierung den erforderlichen Heeresersatz schaffen. Weder Friedrich der Große noch Napoleon der Erste, weder die französischen Republiken noch die nordamerikanischen Parteien haben in dieser Hinsicht die geringsten Bedenken gezeigt. Sie nahmen die notwendigen Rekruten, wo immer sie sie bekommen konnten, ohne Rücksicht auf Alter und gesetzliche Bestimmungen.

Die gesetzlichen Bestimmungen haben, soweit sie die Dienstpflicht im Kriege regeln, eigentlich nur einen Zweck, nämlich den, daß sie scheinbar die allgemeine Wehrpflicht aufrecht erhalten und mit ihr die Pflicht des wehrpflichtigen Staatsbürgers, sich der Ausbildung für den Krieg zu unterwerfen. Mit Absicht sagen wir unter besondrer Beziehung auf das deutsche Wehrgesetz: scheinbar, wie es sich in Wirklichkeit damit verhält, wird erkannt werden, wenn man die sich zunächst aufdrängende Frage beantwortet: In welcher Ausdehnung werden denn nun die Wehrpflichtigen zur militärischen Ausbildung im Frieden herangezogen?

Bei uns teilt sich jedes Jahr die Masse der Wehrpflichtigen in drei Hauptteile: 187000 Mann treten zur Ausbildung unter die Fahne, darunter sind 17000 Ersatzreserven, 160000 kommen als nicht übende Ersatzreserven und Landsturmleute ersten Aufgebots in mehr oder weniger lockere Beziehung zum Heer, genießen aber keinerlei Ausbildung, der Rest wird vom Dienst überhaupt wegen körperlicher Gebrechen oder häuslicher Verhältnisse entbunden oder wegen Unwürdigkeit ausgeschlossen. Dagegen kennt Frankreich in Zukunft nur zwei Klassen: 220000 Mann müssen sich der militärischen Schulung unterwerfen, der Rest, und zwar nur die wirklich Kriegsunbrauchbaren und die Unwürdigen, wird nicht zum Heeresdienst herangezogen. Alle diese Zahlen sind selbstverständlich nur als annähernd richtig anzusehen.

Das Erste, was aus ihnen in die Augen springt, ist, daß Deutschland jährlich 33000 Mann weniger militärisch ausbildet als Frankreich. Der Grund hierfür kann nicht der sein, daß in Frankreich mehr kriegstüchtige Männer wären als bei uns. Denn wenn auch Frankreich, wie die Statistik erstaunlicherweise zeigt, im Alter von 20 bis 24 Jahren verhältnismäßig mehr kriegsbrauchbare Leute hat als Deutschland, so ist doch der Vorsprung der 47 Mil-

lionen Deutschen gegenüber 38 Millionen Franzosen mehr als ausreichend, um dies zu ersetzen. Nein, der eigentliche Grund ist der Kostenpunkt und die unmittelbare Ursache die milden deutschen Bestimmungen über die Heranziehung zum Dienst mit der Waffe. Man kann dreist behaupten, daß der weitaus größte Teil der 160000 jährlich zur nicht übenden Ersatzreserve und zum Landsturm ersten Aufgebots übertretenden Leute bei strenger Anwendung der Wehrpflicht für dienstfähig erklärt werden würde. So verlieren wir, vom militärischen Standpunkte gesehen, jährlich nicht nur 33000, sondern fast 160000 Mann.

Ob es geraten wäre, alle diese Leute auszubilden, ist eine andre Frage. Bei ihrer Beantwortung kommen vor allem volkswirtschaftliche und finanzielle Rücksichten in Betracht. Im allgemeinen wird man nicht geneigt sein, die Frage zu bejahen, wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfange. Ein so reiches Land wie Frankreich kann sich in dieser Beziehung schon eher etwas erlauben. Trotzdem hat es, um die notwendigen Geldmittel bequem flüssig zu machen, eine Wehrsteuer einführen müssen, die alle, die irgend eine Diensterleichterung in Anspruch nehmen, auch die körperlich Untauglichen, zu erlegen haben. In Deutschland wird man sich kaum zu einer derartigen Maßregel entschließen wollen. Wir sehen den militärischen Dienst als eine Ehrenpflicht jedes dazu tauglichen Volksangehörigen an und sind der Meinung, daß Ehrenpflichten nicht durch Geld abgelöst werden können. Es ist dies eine charakteristische Verschiedenheit der Grundanschauungen in Frankreich und Deutschland, die auf die Volksauffassung der allgemeinen Wehrpflicht ein helles Licht fallen läßt. Übrigens wäre es nicht uninteressant, zu untersuchen, inwieweit auf der einen Seite das unerschütterliche Vertrauen des Volkes auf die Gerechtigkeit der Regierung und ihrer Organe die Aufrechterhaltung der Ungleichheiten der Bürger in Ansehung der militärischen Anforderungen zu Gunsten der Schonung der wirtschaftlichen Kraft möglich macht, inwieweit auf der andern der Mangel einer solchen Zuversicht das radikale Gesetz erzwungen hat. Doch liegt diese schließlich zu einem Vergleich der Vor- und Nachteile der verschiednen Staatsverfassungen führende Untersuchung zu weit von dem Gegenstand unsrer Betrachtung ab, als daß wir sie hier weiter verfolgen könnten.

Wir sagten oben, für die Wehrkraft eines modernen Großstaates sei die Zahl der militärisch ausgebildeten Mannschaften das Entscheidende. Jetzt können wir hinzufügen, daß über die Kriegstüchtigkeit eines Heeres nicht die Zahl der ausgebildeten Streiter, sondern die Art ihrer Ausbildung entscheidet. Ist es nötig, vor deutschen Lesern den Beweis hierfür zu führen? Wir meinen nicht. Sie wissen alle, welcher Unterschied besteht zwischen jungen Truppen, denen man die handwerksmäßigen Griffe ihrer Kunst, vielleicht noch einen gewissen äußern Schliff beigebracht hat, und Soldaten, die sich in ernster Arbeit für ihren schweren Beruf vorbereitet haben. Die Sieger von Orleans, St. Quentin,

Le Mans und Dijon, die Belagerer von Paris haben es ihnen berichtet. Es ist ihnen auch nicht unbekannt, wie Pflichttreue, eiserne Mannszucht, Kameradschaft — der Schlüssel zu dem Rätsel der unvergleichlichen Erfolge in unsern letzten Feldzügen — nur durch sorgsamste und ausdauernde Friedenserziehung einem Heere eingeimpft werden können. Dem gegenüber liegt die Frage nahe, welche Ausbildung denn eigentlich den zum Dienst herangezognen im deutschen und im französischen Heere zu teil wird? Leider muß man bei ihrer Beantwortung von nicht unwichtigen Einflüssen absehen, wie es z. B. die mehr oder weniger große Energie der Schulung, die mehr oder weniger große Geeignetheit des Mannschaftsersatzes für den militärischen Dienst sind. Sie sind zu schwer nachweisbar, um sie mit in die Berechnung ziehen zu können. Im allgemeinen werden sie sich aber ausgleichen, sodaß man nicht zu weit von der Wahrheit abirren wird, wenn man die Art der Ausbildung lediglich nach ihrer Dauer beurteilt.

Wir haben grundsätzlich die dreijährige Dienstzeit, abgeschwächt durch die Einrichtung, daß ein großer Teil der Mannschaften schon nach zwei Jahren in die Heimat entlassen wird, aber bis zum Ablauf des dritten Jahres jederzeit für die Wiedereinberufung zur Verfügung bleibt. Daneben kennt unser Wehrgesetz noch Einjährig-Freiwillige — etwa 10000 treten jährlich unter die Fahnen — und die übenden Ersatzreserven. Frankreich hat gleichfalls statt der bisherigen fünfjährigen die dreijährige Dienstzeit angenommen, dagegen die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen und der deuxième portion, d. i. einer Klasse minderwertiger Soldaten, die nur kurze und kärgliche Ausbildung genießen, abgeschafft. Doch will es 70000 Mann schon nach einem Jahr und einen zweiten Teil nach zwei Jahren entlassen, weil die Dienstzeit von drei Jahren für alle Staatsbürger ohne Ausnahme doch zu ungeheuerlich erschien. Der Anspruch auf diese Vergünstigungen ist einerseits den Leuten zugesprochen, die in Deutschland wegen häuslicher Verhältnisse überhaupt vom Dienst entbunden oder der nicht übenden Ersatzreserve oder dem Landsturm ersten Aufgebots überwiesen werden, anderseits einigen wenigen Klassen von Studirenden (hauptsächlich Lehrern und Geistlichen) angeboten, die die Bürgschaft bieten, daß die Früchte ihrer Studien unmittelbar dem Staate zu gute kommen.

Man hat nun behauptet, durch diese Vergünstigungen verliere das neue französische Gesetz beinahe ganz seinen Wert, denn durch sie sei doch wieder eine deuxième portion in denen, die nur ein Jahr dienen, geschaffen, und diese entspreche unsrer Ersatzreserve. So richtig das eine ist, so falsch ist das andre. Soldaten mit einjähriger Ausbildung sind unzweifelhaft weniger wert als solche mit zwei- oder dreijähriger. Wir würden einer derartigen Dienstverkürzung nach den an den Einjährig-Freiwilligen trotz der Vorzüglichkeit dieses Ersatzes gemachten Erfahrungen niemals zustimmen können. Aber ebenso unzweifelhaft sind Leute von einjähriger Dienstzeit unsern Ersatzreserven weit überlegen.

Niemals können zwanzig Übungswochen, wie sie die Ersatzreserven bei der Fahne zubringen, noch dazu nicht in ununterbrochener Folge, sondern mit langen Zwischenpausen in vier Jahren, eine fortlaufende Ausbildung von zweiundfünfzig Wochen ersetzen. Nach der ganzen Beschaffenheit des Ersatzes für den Dienst von einjähriger Dauer läßt sich annehmen, daß die französische Armee diese Leute im Mobilmachungsfalle sofort in die Feldtruppen einreihen kann. Wir dagegen würden, wollten wir dies mit unsern Ersatzreserven versuchen, trübe Erfahrungen machen; sie werden im besten Falle zur Füllung der Rahmen der Ersatztruppen in der Heimat zu verwenden sein und erst nach gründlicher Auffrischung des früher flüchtig eingeprägten im weitern Verlauf des Krieges bei der Feldarmee einrücken.

Auf Grund dieser Überlegungen muß man die Zahl der Mannschaften, die wir jährlich weniger als Frankreich militärisch so ausbilden, daß sie sofort nach Ausbruch eines Krieges im Felde zu gebrauchen sind, noch um 17 000 erhöhen. Darnach gewinnt also unser Nachbar jedes Jahr 50 000 Mann, hat also nach zehn Jahren 500 000 ausgebildete Soldaten mehr als wir. (Die Abgänge in den ältern Jahrgängen durch Tod, Krankheit, Auswanderung u. s. w. sind hier nicht berücksichtigt, da sie sich in beiden Heeren ziemlich die Wage halten werden.)

Nun gut, wird mancher einwenden, unter solchen Umständen greifen wir einfach weiter in die ältern Jahresklassen hinein, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Er berücksichtigt dabei aber nicht, welche schweren Bedenken einer solchen Maßnahme entgegenstehen. Einmal hört das Zurückgreifen bereits bei der Landwehr zweiten Aufgebots auf, da das Gesetz, das ihre Heranziehung zu Kontrolversammlungen und Übungen untersagt, damit ihre sofortige Verwendung im Mobilmachungsfall unmöglich gemacht hat. Wir würden also nur noch zwei Jahrgänge der Landwehr ersten Aufgebots für das Zurückgreifen zur Verfügung haben. Was hindert aber die Franzosen, ein gleiches zu thun und ihre Territorialarmee, die unsrer Landwehr gleichsteht, mitzuführen?

Jeder erfahrne Soldat wird ferner zugeben, daß es sich nicht sehr empfiehlt, die Landwehr außerhalb des Landes zu verwenden. Es ist eben nicht gleichgiltig, welche Bezeichnung eine Klasse der Wehrpflichtigen hat. Nach der Volksmeinung ist die Landwehr zur Wehr für das Land da, und man wird keine besondern Leistungen von ihr jenseits der Landesgrenzen erwarten dürfen. Die Reserve kennt ihren Zweck, die Feldtruppen zu verstärken, die Landwehr hält sich dazu für zu alt und ist thatsächlich zu bequem geworden. Man wende nicht ein, die Landwehr habe sich in den letzten Feldzügen vorzüglich geschlagen. Das beweist nicht viel, denn es spricht nur für die Güte der damaligen Landwehr. Als sicher bleibt bestehen, daß man an die ältern Landwehrleute nicht dieselben und zwar durchaus notwendigen Anforderungen stellen kann, wie an die jüngern Kräfte der Armee. Auch den Franzosen ist der erwähnte Namens-

zauber bekannt. Daher haben sie die Dienstzeit in der Reserve auf sieben Jahre, gegenüber den vier Jahren bei uns, verlängert und so den wesentlichen Vorteil gewonnen, alles, was sogleich ins Feld zu führen ist, schon im Frieden mit dem richtigen Namen bezeichnet zu haben.

Es bleibt also dabei, Frankreich gewinnt durch sein neues Wehrgesetz jährlich 50000 ausgebildete Soldaten im Vergleich zu Deutschland und mit diesem Gewinn in absehbarer Zeit der Zahl nach das Übergewicht. Wird das im künftigen Kriege ausschlaggebend sein? Das vermag niemand zu sagen. Die Erfahrung lehrt, daß geniale Feldherren es öfter verstanden haben, obgleich die Gesamtzahl ihrer Kräfte denen des Feindes bedeutend nachstand, trotzdem auf dem Schlachtfelde die Überzahl zu vereinigen. Doch waren dies immer nur Ausnahmefälle. Einer vernünftigen Kriegsvorbereitung steht es besser an, sich nicht darauf zu verlassen, sondern dem Heerführer eine dem Gegner in der Zahl gewachsene Macht an die Hand zu geben.

Das neue französische Wehrgesetz ist in Wahrheit eine militärische That. Sie kann zwar nicht mit den Leistungen Preußens nach 1807 auf eine Stufe gestellt werden, denn sie vollzieht sich unter wesentlich günstigern Bedingungen, aber sie reiht sich würdig an sie an. Wenn Frankreich alle seine zum Heeresdienst geeigneten Söhne ausnahmslos zum Friedensdienst heranzieht, wenn es 1,5 vom Hundert der Gesamteinwohnerzahl fortwährend bei der Fahne hält, angesichts der besprochenen Annahme, daß 1 vom Hundert das Höchste zu leistende sei und angesichts der 0,98 vom Hundert in Deutschland, wenn es allen seinen Söhnen eine zur Not vollständig genügende militärische Ausbildung giebt, so ist das eine große Anstrengung, der die vollste Anerkennung nicht zu versagen ist. Das neue Gesetz allein genügt, um das landläufige Gerede vom Niedergange Frankreichs zu widerlegen. Ein Volk, das derartige Gesetze schafft, mag an vielen Übeln kranken, sittliche Kraft wird ihm nicht abgesprochen werden können.

Es ist kürzlich an hervorragender Stelle die Frage aufgeworfen worden, ob die loi organique noch im Rahmen der ruhigen Fortentwicklung und Schulung der Volkskräfte zum Zweck der Vaterlandsverteidigung liege, oder ob sie vielmehr schon zu den wirklichen Kriegsrüstungen zu rechnen sei. Eine Antwort darauf zu suchen dürfte eine müßige Beschäftigung sein. Kriegsrüstung oder nicht, wir können die Einführung des Gesetzes nicht hindern. Die Thatsache seines Bestehens genügt, die Lage zu kennzeichnen. Wichtiger erscheint die Betrachtung, ob das Gesetz im ganzen Umfange wird zur Durchführung kommen können. Auch sie ist nur mit Vermutungen zu beantworten: die Zeit muß Klarheit bringen.

Die so oft betonten finanziellen Schwierigkeiten dürften kein unbedingtes Hindernis bieten, dafür bürgt die Opferwilligkeit des französischen Volkes, wenn es sich um die Stärkung seiner Wehrkraft handelt, sein Reichtum und die

Wehrsteuer. Bedenklicher scheint sch..n die dauernde Fernhaltung aller bessern Kräfte der Nation vom bürgerlichen Berufe. Unsre Nationalökonomen werden beunruhigt die Köpfe schütteln, doch ist es bezeichnend, daß die französischen keine übergroßen Befürchtungen hegen, ja daß sie sich sogar Gutes von dem Gesetze versprechen, weil sie von der Erziehung des Volkes im Heere gute Erfolge erwarten.

Weit schwerer als diese Bedenken fällt der Umstand ins Gewicht, daß man für die ungeheuern Soldatenmassen des neuen Gesetzes für den Krieg neue Verbände schaffen und sie mit Offizieren und Unteroffizieren ausstatten muß, um sie gebrauchsfähig zu machen. Diese Aufgabe gehört zu den wichtigsten der modernen Heeresleitung, ist vielleicht die wichtigste überhaupt, bei uns wie überall. Ihre Bedeutung muß jedem in die Augen springen, der sich vergegenwärtigt, daß die Kriegsstärke aller Heere mindestens das Fünf- und Sechsfache der Friedensstärke beträgt. Die Größe der dadurch entstehenden Heere wird am besten durch die Angabe verdeutlicht, daß die französische Armee auf Kriegsfuß den von den Befestigungen nicht eingenommenen Raum des Grenzstrichs zwischen Luxemburg und der Schweiz, Mann neben Mann, Geschütz neben Geschütz wie in der Gefechtsentwicklung aufgestellt, ausfüllt und dabei noch mehr als die Hälfte der Infanterie und Artillerie zur Reserve zurückhalten muß! Wie wird man solche Menschenmassen unterbringen, ernähren und bewegen, wie vor allen Dingen sie zu gemeinsamem Handeln leiten?

Bisher beabsichtigte man in Frankreich, im Mobilmachungsfalle einfach ganz neue Armeekorps in derselben Zahl und derselben Zusammensetzung zu bilden, wie sie im Frieden bestehen. Davon ist man jüngst zurückgekommen, weil man nicht die höhern Kommandostellen, die bei dieser Organisation zahlreich nötig würden, mit Offizieren zu besetzen weiß. Dafür will man bei dem Kriegsausbruch innerhalb der größern Friedensverbände möglichst viel kleine Einheiten aufstellen. Aber auch dieser Ausweg hat unleugbare Nachteile. Die aus ungleichartigen Bestandteilen — Aktiven, jungen und alten Reserven — zusammengesetzten Körper werden dem alten Fluch unterliegen, daß beim Nebeneinanderwirken verschiedenartiger Kräfte gewöhnlich der schwächere Teil den stärkern hindert, sie werden schwerfällig sein. Obwohl dies in Frankreich ebenfalls erkannt ist, kann man dort, eben aus Mangel an höhern Offizieren, keine andre Einrichtung treffen. Aber auch bei dieser Organisation wird es noch an Vorgesetzten fehlen. Zwar aktive Offiziere hat die französische Armee in genügender Zahl, der äußere Glanz des Standes übt immer noch seine alte Anziehungskraft. Dagegen ist die Ergänzung der Offiziere des Beurlaubtenstandes sowie der Unteroffiziere bei der aktiven Armee sehr schwierig. Die französische Nation ist im allgemeinen nicht so militärisch gesinnt, wie man anzunehmen geneigt ist, bevorzugt im Gegenteil die Erwerbsstände in

auffallender Weise. So liegt die Gefahr nahe, daß die Armee Frankreichs, wie ein angesehenes französisches Blatt, der Spectateur militaire, selbst sagt, im Kriege eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem „Skelett ohne Rückgrat" haben wird.

In Deutschland liegen die Verhältnisse wesentlich günstiger. Ein ausreichender Ersatz für die Offiziere und Unteroffiziere aller Klassen hat, nach Überwindung des vorübergehenden Mangels kurz nach dem letzten Kriege in den Gründerjahren, nicht mehr gefehlt und wird hoffentlich in Zukunft nicht fehlen, wenn immer wieder mit allen erdenklichen Mitteln die Wichtigkeit der genügenden Ergänzung dieser Stände der ganzen Nation gepredigt wird. Wir vermögen einer künftigen Mobilmachung ohne allzu große Sorgen entgegen zu sehen, weil wir die Mittel haben, die Kommandostellen aller Grade zu besetzen. Fehlten uns diese, so würde unser Heer sicher ebenfalls sehr bald einem schwankenden Knochengerüst ähnlicher werden, als dem herrlichen Gebäude, das es jetzt darstellt.

Der Leser hat gesehen, daß auch die allgemeine Wehrpflicht ihre Schattenseiten hat, und man ist daher wohl berechtigt, darüber nachzudenken, ob die strenge Durchführung ihrer Grundsätze in den modernen Großstaaten nicht schließlich so viel Soldaten liefert, daß ein toter Überschuß an Kraft vorhanden sein muß, ob daher die wirtschaftliche Kraft nicht nutzlos geschädigt wird. Leider werden aber selbst die scharfsinnigsten Überlegungen keine Klärung in dieser Hinsicht bringen; sie muß wie so vieles andre dem nächsten großen Kriege überlassen bleiben. Deshalb sind wir gezwungen, vorläufig die Losung zu vertreten: Alle Mann auf Deck!

Berlin Hans Idel

Das Nationalgefühl

(Schluß)

Preußens König und Volk unterlag, und mit der Katastrophe von Jena und Auerstädt brach das politische, ökonomische und bürgerliche Elend herein, das im Tilsiter Frieden von 1807 nicht abgeschlossen, sondern recht eigentlich durch ihn erst begründet wurde. Nun trug das preußische Volk neben der allgemeinen Schande des deutschen Namens am schwersten von allen die alles zerstörende Knechtschaft in dem verstümmelten und ausgepreßten Vaterlande.

Seit 1807 bereits gährte es mit deutlichen Zeichen und immer mächtiger in den nachfolgenden Jahren im Lande, ein Klang, wie in Lüften gehört, füllte die Herzen mit brennendem Verlangen. Viele Tapfere hatten, wie Arndt es nannte, spanische und tirolische Gedanken; man dachte schon an die Möglichkeit von Aufstand und Volkserhebung. Die kühnen Unternehmungen des preußischen Husarenmajors Schill und anderseits Dörnbergs im Königreich Westfalen fanden begeistertes Zujauchzen und treuen thätigen Anschluß mit Wehr und Hand bei Hunderten von opferfreudigen Männern; der tragische Ausgang der heldenmütigen Treuen, zumal des Schillschen Streifkorps, ward nicht wieder ausgelöscht im Herzen des Volkes. Nur in Preußen konnte die neue Hoffnung anknüpfen, nur hier der neue Geist der Zeit in weitem Umkreise Wurzeln schlagen; hier allein fand der öffentliche Wunsch nach Befreiung noch politisches Ehrgefühl vor und politische Kraft, die, wenn auch noch so schwer, sich wieder emporzuringen vermochte, und was wesentlich war, er fand ein Volk, das unter Regierungen, die nur die Pflicht als Richtschnur gekannt hatten, längst einer individuellen Freiheit sich bewußt geworden war, aber auch zugleich eines, das stolz geworden war seines preußischen Namens und seiner großen Geschichte und das sein großer König angeleitet hatte, nicht nur nach dem Rechte zu verlangen, sondern sich selbst zu erfüllen mit dem Begriffe der Pflicht, die jenem Stolze die sittliche Grundlage gab, auch schon mit dem ganzen Ernste der Staatsauffassung des Königsberger Philosophen, der 1784 den Staat aufgestellt hatte als den Zweck und das Endziel alles menschlichen geschichtlichen Werdens. Und diese preußische Monarchie, die fast bis zum Tode zusammengeknickt worden war, sie sollte nun, wie es nie bewunderungswürdiger irgendwo und irgendwann geschehen war, aus dieser ihrer bittersten Not, ihrer tiefsten Zertrümmerung und Erschöpfung heraus die in ihr verborgnen sittlichen Kräfte bewähren. Das verdeutlichte sich zuerst durch die äußere Anziehungskraft dieses Staates, der der Hoffnung in all dem deutschen Jammer doch eben noch die einzige, letzte Zuflucht bot. Nie so bedeutsam, so ganz besonders, wie gerade damals tritt eine Erscheinung, die Preußen eigentlich zu allen Zeiten darbietet, hervor: nämlich die, daß dieser Staat von jeher einen so großen Reiz auf bedeutende Nichtpreußen ausgeübt hat, die dann aus freien Stücken ihm ihre Kraft und ihren Eifer gewidmet und nicht als die Geringsten seine Größe mit begründet haben.

Da ist zunächst Ernst Moritz Arndt, der schwedische Unterthan vom ostseeumspülten Rügen. Er hatte, wie er später selbst bekräftigt hat, zu viel Zorn und Haß in seiner Brust, er dachte und wußte, daß viele, ja die meisten auch noch genug davon im Herzen trugen; so hing er denn seine schwedische Greifswalder Professur an den Nagel, um fortan in Preußens Sinne „als armer antinapoleonischer Federnheld schwache Gänsespulen gegen den Gewaltigen zu wetzen.“ Einst hatte Arndt zu Jena zu den Füßen Fichtes gesessen, und dort

zu der eignen Kernart hinzu von diesem den Geist empfangen, der solche Entschlüsse reifen ließ; und jetzt macht sich in derselben Zeit, wie der einstige Schüler, auch der Lehrer selbst, Fichte, der geborne sächsische Lausitzer, auf den Weg und geht nach Berlin. Ihn, den energischsten Vertreter des Individualismus, der im Fluge der Gedanken die ganze Welt der Erscheinungen aus dem freien Ich heraus aufgebaut hatte, den verwegensten Idealisten, ihn hatte die schwere Zeit der Tage von 1806 und 1807 wie mit einer Konversion getroffen, und er ist es, der jetzt das Endziel der Kantischen Geschichtsauffassung persönlich auch auf sich übernimmt. Die in politisch-nationalem Wirken eingreifendste Persönlichkeit aber von allen, die sich dem preußischen Staate in den Tagen der Not freiwillig zugewandt, ist der Reichsfreiherr vom Stein. Er war im Westen des Reiches, nahe am Rhein, auf dem Stein zu Nassau geboren zum Herrn eines reichsunmittelbaren kleinen Gebiets, zählte also zum hohen Adel und hielt sich wahrlich keinem der Rheinbundskönige geringer an Adel und Geschlecht. Dieser Mann, der keinen Staat über sich gesehen hatte, der von sich aussprechen konnte: „Ich habe nur ein Vaterland, Deutschland," der in anderm Sinne zwar als Fichte, aber in nicht minderm Stolze der freieste Deutsche war, tritt in den Dienst des preußischen Königtums und wird der große Umbildner und Neuerwecker der Monarchie. Steins Schöpfungen sind es, die das Werk vollendet haben, das die Nachfolger Friedrichs des Großen bisher hatten ruhen lassen; sie sind es, die es ermöglicht haben, den Geist der Befreiung, das öffentlich gewordne politische Wollen in die breitesten, untersten Schichten zu tragen, im besten Sinne volkstümlich zu machen. Es ist bekannt genug, auf welchem Wege das geschah: indem Stein überall, in Stadt und Land, Rechte gab, und so im preußischen Sinne zur Pflicht heranzog, vor allem durch die Beseitigung der letzten Spuren bäuerlicher Erbabhängigkeit und Fronbelastung und durch die so bezweckte sittliche Selbsterhöhung dieses die Grundlage des Staates bildenden Standes. Nun erst war der König auch ihr, der Befreiten, König unmittelbar geworden, nun ballten sich, wenn man von neuen Demütigungen und Knechtungen hörte, die Hände dieser, die bisher in stummem Gleichmut alles ertragen hatten, nun war ihnen allen die Befreiung des Vaterlandes unendlich viel mehr wert geworden. Es konnte keine schnöde Lockung mehr sein, es tönte den Männern, wie aus der eignen tiefaufatmenden Brust, wenn Schenkendorf dem Bauernstande zurief:

Zieh fröhlich, wenn erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen,
Und wirf ein heißes blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen.

Die Siegessaat, die Freiheitssaat,
Wie herrlich wird sie sprießen:
Du, Bauer, sollst für solche That
Die Ernten selbst genießen!

Durch Stein war es möglich geworden, ein Volksheer zu bilden, den Volkskrieg zu wagen. Und Scharnhorst war es (auch einer der großen Nichtpreußen), der den Drang und die Kraft, die im Volke nach Waffen und Befreiung riefen, zusammenfaßte und ausarbeitete zu dem Gedanken, der heute die Runde um den Erdball macht, zu dem preußischen Werke der gemeinsamen Wehrpflicht, er hat das Volk zum Volke in Waffen gemacht. Dessen Führer aber sollte der Mann werden, dessen schlichte Einfachheit ein so reiches, tiefes Innere barg, der von all den Männern, denen wir im Befreiungskampfe begegnen, am unmittelbarsten das deutsche Volk verstanden hat und von diesem verstanden worden ist: der Marschall Vorwärts, der greise General Blücher aus Rostock.

Soweit sind wir dem Befreiungsdrang und dem Pflichtgefühl gefolgt, der Preußens Volk erfüllte und von ihm ausging, aber auch überall dort von ihm erwartet wurde, wo noch in deutschen Landen eine Hoffnung auf Abschüttelung der Knechtschaft vorhanden war. Wie aber verband sich bei allen diesen nun der Befreiungswunsch mit den andern Bestandteilen der gemeinsamen Entwicklung zum Nationalgefühl?

Da war es zunächst Fichte in Berlin, der die Feuerkraft und die Tiefe seiner Reden an die deutsche Nation zu entfesseln begann, der, was Kant vor einem Vierteljahrhundert als Gelehrter für nicht Viele ausgesprochen hatte, in gleichem Grundgedanken nun zu dichtgedrängten, begeisterten Zuhörern trug: am letzten Ende sei doch der Staat der berufene Träger aller Kultur und aller Idee, alles dessen, „was das Gemüt erfüllt, befriedigt und beseelt," und darum berechtigt, jede Kraft des Einzelnen für sich zu fordern. Fichte hob den Opfermut des Volkes auf die Grundlage der Gedanken und wandelte ihn um zu unvergänglichem Gut. Und vor derselben geistigen Gemeinde kündeten auch Schleiermachers tiefsinnige Predigten auf ganz anderm Wege den Gedanken, wie sehr die Hingebung an die bürgerliche Vereinigung, zu der er gehöre, des Menschen eigne Würde erhöhe, und daß ein Kampf bevorstehe nicht allein um äußere Freiheit und äußeres Gut, sondern zugleich um Gesinnung, Religion und Geistesbildung des Deutschen, und zwar ein Kampf, den nicht mehr die Könige allein, sondern die Völker gemeinsam mit ihren Königen würden zu durchkämpfen haben. So ward durch die beiden großen Redner vor allem die Verknüpfung des Befreiungsdranges mit den geistigen Gütern der klassischen Periode in weite Kreise getragen.

Und wen und wessen geistiges Gut wollte man retten, befreien? Die Befreiung galt den Deutschen; gerade in ihrer völligen politischen Unzulänglichkeit hatte sich ja die Bezeichnung, die Empfindung „deutsch" erhalten können und erhalten; nun war dies Wort durch die gemeinsame Not plötzlich in den Vordergrund gerückt worden, und zwar sogleich über alle staatlichen Grenzen hinweg, eben weil diese niemals bisher die Gedanken beschäftigt hatten;

nun war das Wort „deutsch" mächtig, selber gedankenbildend geworden. Was die Übertragung dieses Wortes vom Begriff der bloßen sprachlichen und geistigen Gemeinsamkeit zur politischen hinüber bedeute, das empfand mit unter den Ersten, eigentlich eher als die Deutschen selber Napoleon, der große Kenner und Benutzer der Stimmung der Völker: „Ich kenne keine Deutschen, ich will keine kennen, nur Württemberger, Sachsen, Baiern!" so spricht er gerade in diesen Tagen mit dem ganzen leidenschaftlichen Ingrimm aus, den er so oft zu bemeistern vergaß.

„Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle trennenden Unterscheidungen," sprach Fichtes stolze Freiheit im Denken, unbekümmert um das Elend der Kleinstaaterei, unbekümmert aber auch um Preußen, auch nur die Beschäftigung mit ihrem Vorhandensein schon abweisend. Er wollte das Volk, das durch den gleichen geistigen Stolz einst des deutschen Namens froh geworden war, lehren, auch politisch nur deutsch zu sein und deutsch zu fühlen. Und man gelangte in diesen neuen politischen Gedankenbahnen vom Namen „deutsch" auch wirklich nicht zu den staatlichen Sondergebilden unter ihm, blieb ihnen und ihren Zwischengrenzen fern, man vollzog vielmehr denjenigen Übergang der Idee, der nun, wenn jene nur vermieden wurden, nahe genug gerückt war: zur Einheit. Ihren vergessenen Namen hatte Seume, in dessen treuer Seele die Wandlung der Zeiten, seit er seine Napoleonsbewunderung begraben, so tiefe Furchen gezogen hatte, schon wieder auferweckt, als er im Jahre 1810 gegen die Rheinbundsfürsten, die Satelliten des fremden Zerstörers donnerte:

Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit fliehn wir wie die Pest.

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab.

Es war das in dem Zorne seiner Worte mehr noch die Einheit im Gegensatz zur Zwietracht, im Sinne von Einigkeit gewesen. Jetzt aber war die „deutsche Einheit" gefunden, und, Deutschlands Befreiung durch einen deutschen Sinn fordernd, das gemeinsame deutsche Wollen, das Nationalgefühl der Deutschen entstanden.

Es wäre jedoch verfrüht, als Bestandteil dieses neuentstandnen bewußten patriotischen Gefühls sofort auch zugleich eine öffentliche Meinung über Deutschlands Gegenwart und Zukunft suchen zu wollen. Gewiß wirkte das romantisch-historische Angedenken des deutschen Reiches in vielen, träumte man mit Eichendorff

Von fürstlichen Thaten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,

ja im Liede der schwarzen braunschweigischen Freischar hatte es schon phantastisch vom Reiche geklungen:

Für Vaterland und Ehre
Erheben wir die Wehre.
Für Hermanns Erb und Gut
Verspritzen wir das Blut.

Der Teufel soll versinken,
Die Männlichkeit soll blinken,
Das deutsche Reich bestehn,
Bis Erd und All vergehn!

Aber zu Gedanken und Forderungen wurden diese Anklänge damals noch nicht ausgebildet.

Und ebensowenig gelangte es zu einer weitern programmartigen Verbreitung, wenn an freiheitliche Umwandlungen innerhalb des Staatslebens gedacht wurde. Denn das geschah schon. Fürsten und Räten hatte die große Revolution doch sehr zu denken gegeben, und nun sollten sie noch dazu inne werden, daß das Volk aufhören wollte, nur hinnehmend, nur passiv zu sein, daß sie selbst, diese Unterthanen, bereit waren, in Thätigkeit zu treten für den Staat, zu handeln, zu kämpfen und, wenn es sein mußte, zu sterben für ihr Land und mit für ihren fürstlichen Herrn.

Wirf den Schandenbund, Geschlecht
Edler Fürsten, ihm zu Füßen!
Und ein Blut wird für dich fließen,
Volkestreue, purpurecht!

rief Stägemann den Rheinbündlern zu, und aus Arndts Munde vernahmen Könige und Fürsten das herbe Wort: „Ihr seid jetzt nichts ohne das Volk!“ Sie empfanden ohnehin nur zu wohl, daß die alte Zeit dahingegangen sei, und sie waren aufrichtig gesonnen, ihrerseits des Volkes Treue und Opfermut zu vergelten. Etwas derartiges ward auch im Volke gefühlt und erwartet, man hegte schon in weitern Kreisen unbestimmte Hoffnungen für die innern politischen Zustände, sobald einmal der deutsche Boden vom Feinde befreit sein würde. Bis dahin aber wurde alles andre hintangestellt; man trennte bezeichnenderweise nirgends die vaterländische und die bürgerliche Freiheit, die „Freiheit der deutschen Eichen“ schloß beide gemeinsam ein. Mit unendlichem Vertrauen und reinster Hoffnung überließ man alles jenes andre bedingungslos dem Tage, wo endlich das Vaterland wiedergewonnen sein werde, wo das neue Jugendalter deutschen Lebens anbrechen, eine Zeit beginnen werde, die allversöhnend, allbeglückend sein müsse und unendlich schön.

Und der Tag der Rache und der Befreiung kam plötzlich und unvermittelt, im Städtebrande, in blutigen Morgenröten. Der Ungeduld viel zu spät, manchem Manne des Staates und des Heeres vielleicht zu früh. Da brachte die herrliche Erhebung selber die fortschreitende Ausbildung und Verschmelzung der politischen und patriotischen Wünsche und Gedanken zum jähen Stillstand, der Krieg unterbrach die Entstehung einer öffentlichen Meinung und schränkte alles wieder auf den reinen und alleinigen glühenden Drang der Befreiung ein. Dies lehrt vor allem die wie über Nacht emporgeflammte neue Dichtung der Befreiungstage. Aus seinem trauten Wiener Kreise war Theodor Körner herbeigeeilt, denn ihn hatte der neuerwachte Geist ganz plötzlich, aber nicht minder überwältigend gepackt als irgend einen der preußischen Jünglinge: als das Volk aufsteht, der Sturm losbricht, da giebt Körner in schnellem Entschluß alles auf, was glückverheißend vor ihm liegt, eilt nach Preußen und tritt ein in die Scharen des Majors von Lützow, fortan der eigentliche Tyrtäus des Kampfes. Körner ist der, der im Gedicht am treuesten den einzig allgemeinen Geist der Erhebung widerspiegelt: das Vaterland rein zu waschen von der Schmach, am freien Rheine ein weißes Siegeszeichen zu errichten. Kein weiterer politischer Gedanke drängt sich hinein, der Grundton von „Leier und Schwert“ ist überall nur die dichterische Abklärung von Lützows wilder verwegener Jagd, der rücksichtslose Sturm zum Siege, und, während Fouqué von der frohen Heimkehr der Sieger ins befreite Vaterland singt, bei Körner immer und immer wiederkehrend fast in unheimlicher Gewißheit die Ahnung des Todes auf der Wahlstatt. Wohl klingt im Verlauf des Kampfes in diesen Dichtungen auch die freudige Genugthuung durch, wie bei Otto von Löben:

> An Donau, Neckar und am Main
> Reicht alles sich die Hände;
> An Elbe, Oder und am Rhein
> Will alles nur ein Deutschland sein
> Und bleiben bis ans Ende!

aber das ist vereinzelt und mehr eine Erinnerung und Hoffnung aus altem Sehnen; der allgemeine Ruf ist Kampf und Befreiung und zunächst nur diese; Preußen voran, noch nicht zur Einheit, nur zur Erlösung, zum Siege! So bei Arndt, dem eisenkräftigen Rufer zum Streit, und bei Rückert, dem Franken, so bei Schenkendorf, bei Stägemann und den Übrigen. Die Hoffnungen auf Einheit und Freiheit, sie hatten Zeit. Verloren gingen sie darum nicht; sie schlummerten nur tief drinnen in der allgemeinen außerordentlich herzlichen Einhelligkeit. Denn alle heimatlichen und alle bürgerlichen Unterschiede schienen ja verwischt und waren zurückgetreten vor dem Gedanken, Brüder zu sein, eines großen Bundes Glieder zu bilden, vor der gleichen Begeisterung und vor dem gleichen aus Herz und Stimmung gebornen, im höchsten Sinne volksmäßigen

und volkskräftigen Sang, von den zum Teil prächtigen Volksliedern im Heere an bis zu den erhabensten Weiheliedern des Kampfes; man war einig, man fühlte sich vom König bis zum Geringsten, unter Offizieren und Studenten, Bürgerssöhnen und Bauernburschen so sehr Kamerad, so menschlich nahe wie nie zuvor; nichts mehr als gerade diese Kameradschaftlichkeit in den Sammelplätzen und dann in den Schlachten und in den Sturmnächten des Feldzuges hat für die Folgezeit die in den Herzen ruhenden zugleich nationalen und freiheitlichen Hoffnungen nur noch vertieft und verstärkt erhalten.

Aber sie erwachten erst und wollten wirksam sein, erinnerten sich der fürstlichen Proklamationen, die während des Feldzuges volkstümliche, freiheitliche Veränderungen versprochen hatten, als die Befreiung und der Sieg errungen waren, als die Viktoria des Brandenburger Thores wieder herabgeholt war von dem ragenden Bogen des Triumphators auf der Höhe im Westen von Paris, das ein Jahrzehnt hindurch die politische Hauptstadt Europas gewesen und nun so tief gedemütigt war, als eichenlaubbekränzt die Kämpfer nach Hause zurückgekehrt waren. Nun erst begann man zu fragen und zu fordern, faßte man — und die großen Namen der Erhebung selber voran — zum erstenmal das Einheits- wie das Freiheitsstreben in bestimmte Erklärungen und Formeln, nun erst vollzog sich die Verbindung des Nationalgefühls, das bisher so unfaßbar ideal, so über alles tägliche Denken sternenhoch erhaben gewesen war, mit diesen ganz neuen konkreten Wünschen. Aber diese selbst in ihrem schwerfälligen Werden, ihrer bunten Mannichfaltigkeit, ihrem innern Kampf mit eigner Unklarheit, mit falschen Voraussetzungen und größten Gegensätzen und Unmöglichkeiten in sich selber zu schildern mag einer spätern Gelegenheit vorbehalten sein. Das Nationalgefühl an sich suchte an ihnen einen sichern, festen Hort, aber sie waren zu unbestimmt und gingen zu weit aus einander, und so fand es ihn nicht. Und doch hätte es seiner um so mehr bedurft, als aus dem Befreiungskampfe der Deutschen unabwendbar wieder ein leidiger Krieg verbündeter Fürsten hatte werden müssen, als sodann, wie Stein es schon während des Feldzuges mit zorniger Trauer vorhergesehen hatte, was das Schwert gut gemacht, verdorben ward durch die Federn am grünen Tische und als sich der Himmel des Deutschen, an dem er schon die Morgensonnenstrahlen des einigen freien Vaterlandes hatte aufblitzen sehen, in ein neues Grau hüllte.

Im Jahre 1817 erschien in Halle ein schön ausgestattetes Erinnerungsbuch für die Kämpfer von 1813, 1814 und 1815, auf das von Persönlichkeiten fürstlichen Ranges subskribirten: der König und die Prinzen von Preußen, der treffliche alte Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin, dann Hardenberg und — Wrede (er war selber darin abgebildet). Die übrigen legten die Subskriptionseinladung mit mitleidigem Blick auf die Seite.

Und im Volke war das herrliche Vertrauen längst erloschen, mit dem man in den heiligen Krieg gezogen war; da trübte sich nicht nur der Sinn

jener glorreichen Tage, sondern auch das geschichtliche Andenken der unentweiht idealen und patriotischen Erhebung selber. Aus der bittern Enttäuschung der Kongreßzeit heraus ward die innere staatliche Freiheit zur alltäglichen politischen Forderung, diese allein, das geringste, war übrig geblieben von der Geisterbewegung der Jahre bis 1813. Und so kam es dahin, daß man künstliche Reminiszenzen schuf, daß man allmählich und schließlich glaubte, es sei 1813 und 1814 vom Volke in erster Linie für das gekämpft worden, was man Jahre, Jahrzehnte später in Parteiprogrammen und in Volksversammlungen heischte und wofür doch kaum ein flüchtiger Gedanke damals übrig gewesen war, als man die Schlachten schlug. Und während die Freiheit, für die die Väter gekämpft haben sollten, zum Stichwort geworden war, da hatte man zugleich geduldet, daß es wie ein französisches Wesen über das neue Geschlecht gebracht worden war, da erklangen überall in deutschen Landen Heines Lied von den beiden Grenadieren, Zedlitzens Napoleonische Totenschau „Nachts um die zwölfte Stunde“ und Saphirs Gedicht „Im Garten zu Schönbrunnen.“ Der nationale und patriotische Sinn der großen Erhebung und die Hoffnungen des Nationalgefühls, die es in seiner zweiten — hier noch nicht besprochenen — Entwicklungsstufe 1814—1815, so zum Teil wunderlich zwar, aber so lebhaft, herzlich und erhebend hervorgedrängt hatte, waren vergessen worden und begraben.

Dann keimte wieder langsam nach Jahrzehnten ein nationales Sagen und Singen und neue Hoffnung des deutschen Einheitstraumes empor. Aber es bedurfte noch neuer, glühendheißer Zornesflammen über Schmach und Kläglichkeit, bis sie allgemein und alles überwindend, neuer bitterster Belehrung, bis sie politisch angreifbarer, brauchbarer wurden. Dann gab, nachdem inzwischen längst die Ideen von innerer Freiheit in den deutschen Ländern erfüllt worden waren, die gewaltige Geschichte einer kurzen Reihe von Jahren, eine Entwicklung, politisch viel bedeutender als das geschichtliche Ergebnis der Befreiungskriege, dem nationalen Sinne der Deutschen die glanzvolle Heimstätte.

Wir, die seinen Wert geschichtlich zu ermitteln und zu messen suchen, indem wir zurückblicken, durch welches Geschick die Nation, die zufrieden gewesen war, gedankenvoll zu heißen und thatenarm, in heißer Not zum thatgewaltigen Volke der deutschen Befreiung geworden ist, wir wollen, weil wir den Wert des nationalen Geistes ganz erkennen, so viel an uns ist, helfen, daß er auch in der Erfüllung bewahrt werde.

Berichtigung. In der ersten Hälfte dieses Aufsatzes (Heft 1) sind durch Ausbleiben der Korrektur des Verfassers leider folgende störende Fehler stehen geblieben: Seite 10, Zeile 6 von unten „neue entdeckte“ statt neu entdeckte; Seite 11, Zeile 9 und 10 von unten „der Darstellung“ statt den Darstellern; Seite 15, Zeile 3 von oben „ganze“ statt junge Germanistik; Zeile 17 von oben „wie ich sie“ statt wie ich schon; Zeile 4 von unten „Verkennung“ statt Verkehrung.

Beobachtungen und Urteile eines sächsischen Diplomaten

1

Graf Vitzthum von Eckstädt, der ehemalige Diplomat, ist den Lesern, soweit sie sich für Zeitgeschichte interessiren, als Schriftsteller nicht unbekannt oder sollte es wenigstens nicht sein, da seine früheren Veröffentlichungen „Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852“ und „St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864“ durchweg schätzbare und zum großen Teile wichtige Beiträge zur Kenntnis der politischen Vorgänge und der politischen Hauptpersönlichkeiten jener Jahre enthalten. Jetzt hat er diese Mitteilungen in einem stattlichen Band, unter dem Titel: „London, Gastein und Sadowa, 1864—1866“ (Stuttgart, Cotta, 1889) weiter geführt, und da dieser einerseits wieder eine große Anzahl wertvoller Beobachtungen und Erlebnisse aus bevorzugter Stellung bringt, da ferner der betreffende Zeitraum besondre Bedeutung in unsrer Geschichte beansprucht, und da endlich das Buch und sein Verfasser Beispiele für den erfreulichen Umschwung sind, der seit 1866 oder vielleicht seit 1871 in den Kreisen der kleinstaatlichen Regierungen und sonstigen Politiker stattgefunden hat, so glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf das neue Werk aufmerksam machen und zu diesem Zwecke einiges von seinem Inhalt ausführlich wiedergeben. Was die dabei berührten deutschen Verhältnisse angeht, so sehen wir von jeder Widerlegung der damaligen Ansichten des Verfassers ab und berichten bloß. Er war eben sächsischer Gesandter, und Sachsen hatte sich gleich den meisten andern Kleinstaaten Deutschlands auf den Standpunkt des Bundesrechts gestellt, während die beiden Großmächte den europäischen einnahmen und den Bundestag bis zum Ausbruche der Katastrophe, wo Österreich sich seiner als eines bewährten Werkzeuges erinnerte, als nicht vorhanden betrachteten. Dieser Zwiespalt spiegelt sich selbstverständlich in den hier mitgeteilten amtlichen Berichten und Privatnachrichten des Grafen Vitzthum ab; seine jetzige Auffassung der Dinge ist aber wesentlich davon verschieden: er „kann sich nur von Herzen darüber freuen, daß es gelungen ist, Deutschlands Einheit, Macht und Größe auf sichern Grundlagen wieder herzustellen,“ und

er fühlt sich dem genialen Staatsmanne, der beinahe ein Menschenalter die Geschicke des Vaterlands leitet, „zu aufrichtigstem Danke verpflichtet.“

Der Verfasser leitet seine Mitteilungen durch einen Rückblick auf die Entwicklungsstufen ein, die die deutsche Frage seit der Auflösung des heiligen römischen Reiches bis zum Frieden mit Dänemark (1864) durchlaufen hat, und erinnert zunächst daran, daß bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutsche Kaiserwürde niederlegte, kein einziger deutscher Fürst rechtlich im Besitze voller Souveränität war, und daß später, wo Napoleon sie den Mitgliedern des Rheinbundes zugestand, auch die Könige von Baiern, Sachsen und Württemberg sie nicht thatsächlich ausübten, sondern nur „aus Vasallen von Kaiser und Reich zu Schleppträgern eines fremden Eroberers geworden waren.“ Nach Abschüttelung des Joches beging Österreich den Fehler, Baiern im Vertrage von Ried jene volle Souveränität zu gewähren, die bisher nur auf dem Papier bestanden hatte, und dieser Vertrag wurde maßgebend für die Neugestaltung Deutschlands durch den Wiener Kongreß, die vorzüglich durch Rußland, England und das besiegte, jetzt aber durch Talleyrands Talent vertretene Frankreich bestimmt wurde. Im Interesse dieser Mächte lag es, daß die Zerrissenheit Deutschlands erhalten wurde, und so unterstützten sie Metternich und Hardenberg in dem Bestreben, vor allem die Großmachtsstellung Österreichs und Preußens innerhalb des neuen deutschen Bundes sicherzustellen. So wurde der letztere zu einem Verein souveräner Fürsten und Städte, der auf völkerrechtlichen Einbildungen und falschen Voraussetzungen beruhte. Die vier kleinen Könige desselben hatten jeder so viel Stimmen als die Beherrscher von Österreich und von Preußen, während doch in der europäischen Wagschale die Gesamtheit der deutschen Fürsten und Städte nicht so viel wog als jede der beiden Vormächte für sich. Kein Wunder, daß keiner der beiden sich später der Mehrheit unterwerfen wollte. Die Verfassung des Bundes aber erklärte den Bund für unauflösbar, er konnte dies aber nur bleiben, wenn sich die Annahme, daß die heilige Allianz und die Eintracht zwischen Österreich und Preußen immerfort bestehen würden, bewahrheitete, und dies erwies sich als Irrtum. Eine andre Anomalie war die Aufnahme zweier fremden kleinen Souveräne, des dänischen Königs für Holstein und Lauenburg und des niederländischen für Luxemburg, in einen Bund, an dessen Bestand sie keinerlei Interesse hatten. Der Bund war nicht entwicklungsfähig, das gewaltige Deutschland der Befreiungskriege wurde durch ihn für Europa mundtot und im Rate der fünf Großmächte, wie Gortschakoff einmal unverschämt, aber mit gutem Grunde sich ausdrückte, une combinaison purement défensive. Vergeblich baten deutsche Fürsten den Kaiser Franz, die 1806 niedergelegte deutsche Krone wieder anzunehmen. Vor allem bemüht, die habsburg-lothringische Hausmacht nach so vielen Kriegen und Verlusten wieder herzustellen, hatte er kein Ohr für die Wünsche der

Fürsten und die Bedürfnisse ihrer Völker. An die Stelle der ersehnten lebendigen und greifbaren Einheit trat ein „trauriges Surrogat, an die Stelle des Kaisers eine permanente Diplomatenkonferenz. Nur mit Widerstreben fügten sich einzelne Regierungen, wie die bairische, den Anforderungen, welche selbst dieses lose Einheitsband an des Grafen Montgelas Souveränitätsschwindel stellte." Die Julirevolution, die in England eine Umgestaltung der alten Verfassung einleitete, ging am deutschen Bunde scheinbar spurlos vorüber. In allen europäischen Fragen fuhr Friedrich Wilhelm III. fort, sich Rußland und Österreich unterzuordnen, und so kam 1833 zu Münchengrätz das geheime Bündnis der drei nordischen Mächte gegen die Revolution zu stande, wobei Zar Nikolaus die europäische Hegemonie befestigte, die er bis zum Krimkriege ausübte. Achtzehn Jahre lang gingen die deutschen Dinge dann im gewohnten Geleise fort, und nur einmal, als der kleine Thiers Miene machte, große Politik zu treiben, woran ihn die Friedensliebe des „Bürgerkönigs" alsbald verhinderte, rauschte das deutsche Nationalgefühl, der Geist von 1813, in einer für Österreich um so bedenklicheren Weise auf, als gleichzeitig in Berlin ein schwer zu berechnender Romantiker den Thron bestieg, und als Preußen inzwischen den Zollverein gestiftet und dadurch den Einfluß Österreichs, soweit er sich durch den Bundestag geltend machte, folgenschwer gelähmt hatte. Er war „die einzige praktische politische That, die im Interesse Gesamtdeutschlands in dem Zeitraume von 1815 bis 1848 in die Annalen unsrer Geschichte zu verzeichnen ist." Die Februarrevolution wirkte zerstörend auf die Staatseinrichtungen in allen deutschen Ländern. Metternich und der Bundestag verschwanden von der Bühne, in Wien und Berlin herrschte mehr oder weniger gemütliche Anarchie, in Frankfurt versammelte sich ein Professorenparlament, um eine ganz unpraktische Verfassung zu beschließen, einen österreichischen Erzherzog zum Reichsverweser zu bestellen und dann mit geringer Mehrheit den König von Preußen zum erblichen Kaiser zu wählen. Als dieser die Krone wohlweislich ablehnte, stieg die Verwirrung aufs höchste. Endlich ermannten sich die Armeen, „und der revolutionäre Teufelsspuk machte ernstern Verwicklungen Platz. Der Kaiser von Österreich hatte auf Grund des Münchengrätzer Vertrages zur Herstellung der Ordnung in Ungarn russische Hilfe annehmen müssen, und als mit dieser das Werk gelungen war, hielt es der Zar für an der Zeit, auch in Deutschland Frieden zu gebieten, und in Olmütz beugte sich nicht bloß Preußen, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern auch Österreich seinem Machtspruche." Letzteres ging nach Olmütz, statt Radetzky gegen das ungerüstete Preußen zu senden und in Berlin den Frieden zu diktiren. Die damalige preußische Armee hätte den Marsch des Siegers von Custozza und Novara nicht aufhalten können. „Aber einmal in Berlin, was dann? Österreich konnte im November 1850 auch nach einem noch so siegreichen Feldzuge nicht daran denken, ein einiges Deutschland ohne Preußen wieder herzustellen. Die

einzige praktische Lösung wäre die Zerstückelung des preußischen Staates gewesen, und dagegen hatte der Zar im voraus sein Veto eingelegt. Auch die Folgen der von Baron Meyendorf in Olmütz erzwungenen Verständigung waren vorauszusehen. Die Dresdner Konferenzen konnten nur ein Kompromiß schaffen, und das einfachste und natürlichste schien die Rückkehr zum alten Bundestage." Aber auch mit dem kam Österreich nicht zum Ziele. Schwarzenberg starb, und mit ihm die Fähigkeit, seine Politik mit Erfolg fortzusetzen. „Die 1848 in den Straßenkot geworfene Bundesakte war zwar wieder zusammengeflickt worden, konnte aber den systematischen Angriffen des preußischen Bevollmächtigten [Bismarck] umso weniger widerstehen, als dessen Gegner sich der Verteidigung nicht gewachsen zeigten. Der wiederhergestellte Bundestag konnte, mehr denn je zur Impotenz verurteilt, für die nationale Sache nichts thun."

Der Verfasser kommt nun auf die Orientkrisis von 1853 zu sprechen und beklagt, daß Graf Buol hierbei zwar die Aufgabe Österreichs erkannt habe, aber nicht der Mann gewesen sei, sie zu lösen. Ganz Europa hätte sich vereinigen müssen, den Frieden zu wahren und den maßlosen Übergriffen des russischen Übermutes einen Riegel vorzuschieben. Das sei aber bloß in Wien, dagegen in Berlin nur vom Prinzen von Preußen und von den Mittelstaaten gar nicht begriffen worden, und dafür hätten die letztern dann schwer büßen müssen. „Man hatte bisher seit Wiederherstellung des deutschen Bundes ganz richtig erkannt, daß die Unabhängigkeit der Mittelstaaten einzig und allein von Österreich geschützt werden konnte. Schutz durften sie aber vom Kaiser von Österreich nur erwarten, so lange er in europäischen Fragen unbedingt auf deren Unterstützung zu rechnen hatte. Wenn nicht, so wurde die Existenz dieser Staaten für Österreich gleichgiltig. Es lag aber auf der Hand, daß Preußen, wenn sämtliche deutsche Staaten einmütig zu Österreich gestanden hätten, 1853 gezwungen worden wäre, dieselbe politische Linie zu befolgen, und hätte Deutschland bei Beginn dieser Krisis einträchtig gesprochen und gehandelt, so wäre der unheilvolle Krieg vermieden, Österreichs Ansehen in Europa nicht erschüttert und der italienische Krieg von 1859 ebenso verhindert worden wie der deutsche von 1866." Der Verfasser fährt fort: „Der damalige preußische Bundestagsgesandte teilte die Auffassung des Prinzen von Preußen nicht. Aus seinen Berichten sowie aus den Enthüllungen, welche Martens aus den Petersburger Archiven geschöpft hat, wissen wir, mit welcher Energie Herr von Bismarck in den Jahren von 1853 und 1854 für die Aufrechthaltung der Neutralität Preußens eingetreten ist. Von seinem Standpunkt aus hatte er auch vollkommen Recht. Man weiß auch, daß sein politisches Ideal damals ein Bündnis zwischen Preußen, Frankreich und Rußland war. Er erblickte das Heil Preußens in der Sprengung des Bundes und in dem Ausschlusse Österreichs aus demselben. Erreicht hat er diesen Zweck dadurch, daß er sich der wohlwollenden Neutralität

Frankreichs und Rußlands versicherte. Mit solchen Hintergedanken war die spezifisch preußische [wir sagen lieber: scheinbar preußische, im letzten Grunde wahrhaft deutsche] Politik, die er empfahl, verständlich und logisch. Aber je verständlicher und logischer für Preußen, desto unverständlicher und unlogischer war diese Politik für die deutschen Mittelstaaten. Das Schreckbild des allgemeinen Krieges, mit dem Bismarck sie einschüchterte und seinen Zwecken dienstbar machte, verschwand, wenn der Krimkrieg unmöglich gemacht wurde. Sie wollten die Erhaltung des Bundes und das Verbleiben Österreichs in demselben, weil sie darin mit Recht die Bürgschaft für ihre eigne Souveränität und Existenz erblickten. Preußen konnte nur gewinnen, wenn die Elemente in Fluß kamen, England, Frankreich und Rußland sich in einem unsinnigen Kriege abschwächten, vor allem aber Österreich in Verlegenheit geriet, durch die seine Macht und ein Ansehen die schwersten Einbußen erleiden mußten. Es gelang Bismarck, die Mittelstaaten in dieser Frage von Österreich zu trennen, und das war der Anfang vom Ende des deutschen Bundes und der vollen Souveränität, auf welche Baiern, Sachsen, Hannover und Württemberg so großen Wert legten."

Es folgte nun der italienische Krieg. Er hatte für Österreich eine Niederlage und Verluste zur Folge, aber trotzdem war dessen Ansehen in Deutschland 1860 keineswegs schon gebrochen, ja von den beiden Parteien, die sich seit 1848 gebildet hatten, der großdeutschen, welche die österreichische, und der kleindeutschen, welche die preußische Hegemonie verlangte und Österreich aus dem Verbande mit Deutschland entfernt sehen wollte, während jene es mit seinen sämtlichen Provinzen herein zu haben wünschte, war erstere die stärkere. „Im Jahre 1860 leiteten Politiker zweiten und dritten Ranges die Geschäfte, und in Berlin waren Ideen ebenso wenig zu finden als in Wien. Die sensationelle Depesche, in der Graf Bernstorff im Dezember 1861 den Beruf Preußens zur Lösung des deutschen Problems besprach, scheiterte an den identischen Noten, mit denen Österreich und die Mittelstaaten diesen Anspruch zurückwiesen. Ebenso erfolglos blieb ein späterer Versuch Beusts, mit einem Vorschlag zur Reform des Bundes das deutsche Sphinxrätsel zu lösen." Die Triasidee nennt Graf Vitzthum „eine totgeborne Chimäre," aber auch das großdeutsche Programm, das er damals, wie wir sehen, durchaus auf Österreichs Seite stehend, als Privatarbeit entwarf, hatte wie alles ähnliche wenig Aussicht auf Verwirklichung. Fragen wir warum, so antwortet der Verfasser: „In Österreich waren die Grundfesten der habsburgisch-lothringischen Hausmacht erschüttert, die stolze Überlieferung von der genialen Maria Theresia verloren, tollgewordne Nationalitäten hatten in der babylonischen Sprachverwirrung jener Tage vergessen, daß sie sämtlich den Bildungsgrad, den sie erreicht, der deutschen Gesittung und Sprache sowie dem deutschen Herrscherhause verdankten, welches das einzige Einheitsband bildete und noch bildet. In Preußen war anderseits nach der Katastrophe von Jena während der deutschen Befreiungskriege die Zukunftssaat

aufgegangen, welche thatkräftige Regenten ausgestreut hatten. Ein eigenartiger, zäher Partikularismus war unter der militärischen eisernen Zucht erstarkt. Nächst diesen auf der Hand liegenden Gründen würde jedoch Carlyle noch einen betont haben. [Warum nur Carlyle, nicht auch Graf Vitzthum, der es hier doch mittelbar anerkennt?] Der schottische Seher und Hohepriester des Heroenkultus würde den Hauptgrund, warum Preußen den Sieg davontrug, in dem Umstande gesucht haben, daß der einzige Staatsmann, den unsere Zeit geboren, in Preußen und nicht in Österreich das Licht der Welt erblickt hat." Als Rechberg sich 1863 entschloß, den von andrer Seite angeregten Gedanken eines Fürstentages zur Reform des deutschen Bundes seinem Kaiser zur Ausführung zu empfehlen, war es erstens zu spät; denn Bismarck hatte jetzt „mit kräftiger Hand die Leitung des preußischen Staates übernommen und vereitelte die Bestrebungen des kaiserlichen Kabinets." Dann aber „gab man sich in Wien mit seinem Reformprojekte noch immer den Illusionen hin, die dem Bundesvertrage von 1815 zu Grunde gelegen hatten. Ein sechsköpfiges Direktorium, ein künstlicher, den wirklichen Machtverhältnissen nicht entsprechender Abstimmungsmodus und die beschränkte Beteiligung einer aus allen Kammern der einzelnen Staaten hervorgegangenen Delegirtenversammlung, das war in der Hauptsache alles, was Rechberg der Nation zur Befriedigung ihrer Wünsche zu bieten hatte. Es war der Bundestag redivivus, nur verwickelter, schwerfälliger gestaltet. Hätte er die Sache ernstlich erwogen und, zum Handeln entschlossen, gewagt, den Kaiser auszuspielen und sofort zu erklären, Österreich werde ein Fürsten- und Volkshaus nach Frankfurt berufen, um mit dem deutschen Kaiser die Reichsverfassung zu beraten, vielleicht würde er mit einiger Energie und Konsequenz den Ausschluß Österreichs aus Deutschland noch verhindert haben. Jedenfalls würden die deutschen Fürsten und Völker gewußt haben, woran sie waren. Was konnte es helfen, daß vierundzwanzig deutsche Regierungen diesem lahmen Reformprojekte ihre Zustimmung gaben?" König Wilhelm hatte es auf Bismarcks ernste, dringende Warnung nicht mit beraten und sagte dann nein dazu, und damit fiel die Sache zu Boden. „Das Resultat aber dieses vergeblichen Versuchs — fährt der Verfasser fort — war ein beklagenswertes. Österreich selbst hatte den Bund in seiner damaligen Gestalt für hinfällig und unhaltbar erklärt, also die alte Maschine zerbrochen, ehe eine neue hergestellt war, und es hatte amtlich die Unversöhnlichkeit des Gegensatzes konstatirt, welcher die beiden Großmächte trennte." Bald darauf wurde die dänische Frage brennend. Bismarck verfolgte dabei von Anfang an klare Zwecke und hatte von seinem Standpunkte vollkommen recht, sie nicht als rein deutsche, sondern als europäische zu behandeln; Rechberg dagegen handelte im Interesse Österreichs unklug, wenn er den Bundestag, „ein österreichisches Institut," preisgab und mit Preußen ging. „Als jedoch Österreich und Preußen, nachdem sie die Angelegenheit als euro-

päische Großmächte in die Hand genommen hatten, daran erinnert wurden, wie sie als solche 1852 einen Vertrag [das Londoner Protokoll] unterzeichnet, der die Integrität der dänischen Gesamtmonarchie garantirte, fand sich zum Glücke, daß derselbe dem Bundestage niemals mitgeteilt und von diesem niemals genehmigt worden war. Kriegerische Drohungen, die in London und Petersburg laut wurden, veranlaßten die deutschen Großmächte, sich des Bundes zu bedienen, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen und den unbequem gewordenen Londoner Vertrag zu zerreißen. Die sächsische Diplomatie hatte, wie die Maus in der Fabel, das Netz zernagt, das Palmerston und Brunnow gesponnen hatten." Die Londoner Konferenz verlief ergebnislos, da Dänemark die Friedensvorschläge der Neutralen verwarf. England und Rußland wagten keinen Krieg mit Gesamtdeutschland, da Napoleon nicht mitthun wollte. Nur Preußen hatte von dem bisherigen dänischen Kriege Vorteil: es hatte sein Zündnadelgewehr erprobt, zwei Provinzen mit dem hochwichtigen Kieler Hafen erobert und Gelegenheit gewonnen, den Bruch mit Österreich und die Sprengung des Bundes herbeizuführen. Hierzu drängte auch der innere Konflikt in Preußen. „Bismarck wußte, daß das Sein oder Nichtsein Preußens und Deutschlands in Frage stand. Er allein hatte erkannt — und hierin liegt die wahre Bedeutung dieses Staatsmannes — daß die schwere Krankheit des Staates nicht durch Palliativmaßregeln geheilt werden könnte. Die chirurgische Operation des Krieges allein gab die Möglichkeit der Rettung. So bedenklich auch vom Standpunkte der Privatmoral die Mittel sein mögen, die angewendet werden mußten, um den Patienten zu narkotisiren, und so gewaltsam auch die Operation selbst erscheinen mag, so wird doch das Urteil der Geschichte sich hauptsächlich an das Ziel zu halten haben, das erreicht worden ist. Erreicht wurde es, weil Bismarck jederzeit das Mögliche gewollt und das Notwendige gethan hat. Vor Staatsmännern dieses Schlages beugt sich die Mitwelt, und die Nachwelt vergißt es über ihren Erfolgen, wenn sie in der Hitze des Gefechts, blinder Parteileidenschaft gegenüber, Juvenals Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas zuweilen scharf und entschieden betont haben."

So unser ehemals streng und jetzt noch mit dem Herzen großdeutscher Verfasser. Selbstverständlich stimmen wir mit ihm vielfach nicht überein, namentlich nicht, wo er meint, es hätte doch anders kommen sollen und wohl auch kommen können. Aber in seiner jetzigen Ergebung sind wir mit ihm zufrieden.

Jean Paul

Wenn die genaueste und eingehendste Forschung, die lebendigste Charakteristik, die liebevollste Würdigung vergangner Tage und Werke die Zauberkraft besäße, uns in die Stimmungen und die Phantasierichtung unsrer Großväter und Großmütter zurückzuversetzen, wenn sich gediegne biographisch-kritische Darstellungen nicht vorzugsweise an Lebens- und Lesekreise wendeten, wo man es liebt, sich durch ein umfassend belehrendes Buch aller weitern Ansprüche überheben zu lassen, so müßten im letzten Vierteljahr viel verstaubte Bände aus den hintern Reihen deutscher Bücherschränke hervorgezogen worden sein. Denn ein Dichter, der neben Goethe und Schiller gewirkt und von einem Teile des Publikums, wohlgemerkt nicht des schlechtesten Publikums, den Heroen von Weimar offenkundig vorgezogen worden ist, ein Schriftsteller, der einen nur zu starken und tiefreichenden Einfluß auf Geschmacksrichtung und Bildung zweier Geschlechter gehabt hat, hat in dem lange vorbereiteten Buche: Jean Paul. Sein Leben und seine Werke von Paul Nerrlich (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1889) seine biographische und litterarhistorische Auferstehung gefeiert. Die seit längerer Zeit angekündigte Biographie ist die Frucht jahrelanger eingehender Beschäftigung mit dem Dichter und seiner Zeit, geistvoller Anschauung wie ernsten Fleißes und sollte in doppelter Hinsicht wirksam sein, sollte nicht bloß ein historisches Urteil über den Dichter des „Titan" und des „Siebenkäs" tiefer begründen, sondern auch wieder einmal Teilnahme und offnen Sinn für den trotz einer sehr wunderlichen und für uns schlechthin stachlichen Schale dennoch echt poetischen Kern in Jean Pauls Werken erwecken. Daß dies jedoch nur an ganz vereinzelten Stellen geschehen wird, scheint uns leider gewiß; die Vorbedingungen, unter denen vor Zeiten Jean Pauls Bücher nicht nur gelesen und genossen wurden, sondern unter denen man in ihnen schwelgte und Thränen der Rührung vergoß, sind fast sämtlich dahingeschwunden. Kein Zweiter unter unsern großen Dichtern ist so unlöslich mit den fast vergessenen, verworrenen und philiströsen Zuständen vom Ende des achtzehnten und Eingang dieses Jahrhunderts verwachsen, als Johann Paul Friedrich Richter. Die geistige Weltweite und die materielle Enge und Armseligkeit des damaligen deutschen

Lebens spiegeln sich in seinen Erfindungen und Gestalten, sie waren in Jean Pauls Phantasie und Gemüt untrennbar, sie bildeten den Urquell seines Humors. Die Voraussetzungen wie die frischesten Wirkungen von Jean Pauls Dichtung gingen schon mit den Umgestaltungen des deutschen Lebens in und nach den Weltkriegen verloren, sie schwanden vollends im Zeitalter der großen technischen Umwälzungen, die auch die verlorensten Landstädtchen in den Kreis des Weltverkehrs zogen. Die Überschwänglichkeit des Gefühls, der bewußte Widerstand des reichgenährten Geistes gegen eine kleinliche und beengende Wirklichkeit erscheinen in Jean Pauls Romanen wunderbar verkörpert, doch mit der kläglichen Enge der Dinge, über die sich Jean Pauls Seele erhob, ist auch der beste Teil des Reizes und des Zaubers dahin, der in dem poetisch-humoristischen Gegensatze lag. Wenn heute Nerrlich seine Biographie mit den Worten aus Börnes Denkrede auf Jean Paul schließt: „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme," so fühlt auch der pietätvollste Leser, daß dies nicht die Stimmung ist, in der das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ein Buch über Jean Paul begrüßt. Die eitle Ruhmredigkeit und die genußsüchtige Flachheit unsrer Tage mag die heutige Wirklichkeit den beschränkten Zuständen vergangner Tage gegenüber überschätzen. Aber es sind doch wahrlich nicht bloß das Strebertum und das Schwelgertum, die bekennen müssen, die Wirklichkeit sei weiter, größer, stärker, begeisternder geworden, und auch die Tüchtigsten unsrer Zeit werden sich kaum in Traumstunden nach Flachsenfingen und Scherau zurückversetzen können. Es hilft Jean Paul wenig, daß er als Ästhetiker, Pädagog und Politiker so reichen Anspruch hat, unvergessen zu bleiben, wie als Dichter. Er ist eben nicht „vergessen," er wirkt nach, er wird gewürdigt, sein geistiges Herzblut mischt sich zu mehr als einem Werke, das die Gegenwart willig aufnimmt, und seine poetische Nachkommenschaft ist nicht unter uns ausgestorben. Aber er kann nicht unmittelbar mehr genossen werden, Kompositionsweise, Stil wie der Lebenshintergrund, dem diese Kompositionsweise und dieser Stil entsprungen sind, setzen dem freudigen Mitleben in seinen Erfindungen und mit seinen Gestalten Schranken, die auch die vorzüglichste Lebensgeschichte nicht hinwegräumen wird. Gerade was Vischer und mit ihm Nerrlich als einen Vorzug Jean Pauls rühmen, wird ihm zum Verhängnis, und der äußerste Realismus von heute, der keine ewigen Züge der Menschennatur mehr kennt und anerkennt, möchte sich Jean Pauls Geschick zur Warnung dienen lassen. „Während Goethe und Schiller als Vertreter des klassischen Ideals jene Generalität des Pathos besaßen, welche das Individuelle nicht in seinem vollen Umfange aufnimmt und nicht tief in die speziellen Züge der

Existenz hineingreift, verfolgt der moderne Stil Jean Pauls eine buntere Welt in die tiefern Brüche des Bewußtseins und der Erscheinung, in die härtern Bedingungen des Daseins und die schärfste Eigenheit der Individualität." Ist nun in diesen Individualitäten nichts oder wenig mehr, was uns rührt, ergreift, fesselt, spornt, trägt, hebt, bedürfen wir zum Verständnis dieser „komischen und humoristischen Charaktere, dergleichen sich keine Nation rühmen kann," doch immer eines beträchtlichen Maßes von Reflexion und historischer Bildung, so können wir dem Anspruch nicht genug thun, den der Dichter, jeder Dichter an uns stellt. Wie viel eine Biographie hieran bessern kann, ob eine sehr feinfühlige und geschickte Auswahl aus Jean Pauls Werken (natürlich nicht „Lichtstrahlen") größern Kreisen zum Bewußtsein des Lebendig-Unvergänglichen in Jean Paul verhelfen könnte, lassen wir dahingestellt. Wer nicht ganz in der Gegenwart aufgeht, wird es Nerrlich Dank wissen, sich so eingehend und hingebend mit dem großen Schriftsteller beschäftigt zu haben, und wird die eigentliche Lebensgeschichte mit Genuß und Belehrung lesen, auch wenn er nicht auf den Standpunkt des Verfassers hinübertreten kann.

In einer längern Einleitung hat Nerrlich sowohl seine Methode zu rechtfertigen, als das Ergebnis seiner Gesamtdarstellung vorläufig zusammenzufassen gesucht. „Wir haben, heißt es, in Jean Paul ebenso einen unsrer größten Genremaler und Idyllendichter zu verehren, wie er im Gegensatze zu den aristokratischen Schiller und Goethe der demokratische Dichter, welcher auch den Niedrigen und Armen und Verachteten das Evangelium gepredigt hat, zu nennen ist. Doch auch noch in andern Beziehungen erweisen sich seine Mängel als Kehrseiten seiner Vorzüge. Reife Männer zwar hat er nicht darzustellen gewußt, dafür aber hat er die Poesie der Kindheit und des Jünglingsalters mit einer Tiefe und Wahrheit geschildert, wie kein zweiter neben ihm. Die Naturforschung zwar war ihm fremd, dafür aber hat er Hymnen zum Preise der Natur gedichtet, welchen nur die gebundne Form fehlt, um ihn den ersten unsrer Lyriker beizugesellen. Die Liebe des Mannes zum Weibe zwar hat Jean Paul ihre Geheimnisse nicht entschleiert, dafür aber die des Jünglings zum Jünglinge, sodaß wir in ihm den klassischen Dichter der Freundschaft zu erblicken haben. Formvollendete Schönheit fehlt allerdings seinen Werken, dafür aber rauscht seine Sprache nicht selten in süßem, bestrickendem Wohllaute dahin, und was für Goethe die bildende Kunst, ist für ihn die Musik gewesen. Jean Paul war sodann ein sprachgewaltiges und sprachbildendes Genie, wie kein zweiter seit Luther; ein Blick nicht sowohl in seine Schriften als in Grimms Wörterbuch zeigt, wie wir gerade in ihm den Nationalschriftsteller und den Krösus der Idiotismen zu verehren haben, den Herder verlangt und prophezeit. Er ist endlich aber auch der Klassiker der Metaphern und des Witzes gewesen, und es ist eine eigentümliche Wendung des Schicksals, daß der Dichter des Spiritualismus und der Transzendenz seinem Witze die gesamte Natur dienstbar

gemacht hat und hinsichtlich der Sinnlichkeit und Anschaulichkeit seines Stils nur noch in Lessing seinesgleichen findet. Doch wir würden ihm nur zur Hälfte gerecht werden, wenn wir nur von Jean Paul dem Dichter sprächen und nicht schließlich auch noch kurz Jean Pauls des Ästhetikers, Pädagogen und Politikers gedenken, wie zuletzt einen Blick auf seine Stellung zur Religion werfen wollten." Von dem Ästhetiker Jean Paul rühmt Nerrlich, daß ihm Einblicke in die Tiefen des schaffenden Genius vergönnt gewesen seien, die wir vergeblich bei Lessing und selbst bei Schiller suchten. Von dem Pädagogen ist er überzeugt, „daß der Name Jean Pauls allezeit in der Geschichte der Pädagogik neben Rousseau als der eines Pfadfinders fortleben wird; unter den Deutschen sind damals nur noch Hamann und Herder mit gleicher Wärme für die Pflege des nationalen Sinnes und der Muttersprache eingetreten." „Als Politiker und Patriot setzt Jean Paul nicht nur das Werk eines Schiller fort, sondern greift auch, freilich nur als Schriftsteller, unmittelbar in die Gegenwart ein und sucht seine Ideale direkt, nicht erst durch Vermittlung der Dichtkunst zu verwirklichen." In seiner „Stellung zur Religion" soll ihm nach Nerrlich unvergessen bleiben, daß er „im Gegensatz zu Goethe und Schiller, anknüpfend an Lessing, Hamann und Herder, überhaupt wiederum die religiösen Probleme direkt aufnahm." „Durch nichts vielleicht werden wir so sehr mit den Mängeln Jean Pauls ausgesöhnt, als dadurch, daß er allezeit die Religion als das Höchste und Letzte gepriesen und ihre Suprematie über die Dichtung und Philosophie anerkannt hat."

Wir geben von vornherein zu, daß es dieser oder einer ähnlichen Überzeugung bedurfte, um ein so bis ins Einzelne treues und anschauliches Lebensbild Jean Pauls in Angriff zu nehmen, und daß die aufrichtige Begeisterung des Verfassers für seinen Helden der Frische und lebendigen Beweglichkeit der Darstellung zu gute gekommen ist. Die Grundanschauung, von der das Werk durchdrungen erscheint, ist nicht die unsre, uns scheint weder Heine ein „Fortschritt" über Goethe, noch Feuerbach ein Fortschritt über Kant hinaus, wir glauben keinen Augenblick daran, daß Goethe und Schiller „alles in allem" nur die Vertreter der ästhetischen Kultur seien, und daß es irgend einen berechtigten Standpunkt gebe, auf diese Kultur geringschätzig herabzusehen, sondern wissen sehr wohl, daß Goethe ein Recht hatte, in seinen letzten Tagen mit olympischer Ruhe als der Freieste der Freien nach dem armseligen Parteifreisinn hinzublicken, der eben das große Wort zu führen begann. Überhaupt ist es ein Unheil, daß selbst ein Schriftsteller von dem Gepräge Nerrlichs es nicht über sich gewinnen kann, den größten Naturen gerecht zu werden, ohne sie für Dinge verantwortlich zu machen, die sie nichts angehen (denn was hat zum Beispiel Goethes oder Schillers „Schwärmerei für die Griechen" mit dem modernsten Philologen- und Grammatikerdünkel zu schaffen?), daß ein bedeutendes und ernstes Buch sich zum Köcher macht für Pfeile, die von den jüngsten Preß-

barbaren verschossen werden. Wir wissen wohl, daß es nicht in der Absicht des Verfassers liegt und liegen kann, die deutsche Bildung von der glorreichen französischen Julirevolution oder vom Erscheinen des Straußischen „Lebens Jesu" zu datiren; wer ein Buch wie „Jean Paul" schreibt, muß auf ein andres Publikum rechnen, als das, das in Jean Paul höchstens einen Vorläufer zur modernsten Feuilletonschriftstellerei erblickt. Aber schade ist es immerhin, daß dies geistvolle Buch in dem bezeichneten Sinne mißbraucht werden kann. Zu vermeiden wäre das bei den Grundanschauungen des Verfassers allerdings nur in einzelnen Fällen gewesen.

Die Lebensgeschichte Jean Pauls kann natürlich nur in Einzelzügen „neu" sein, der Verfasser ist von den heimatlichen Anfängen Jean Pauls in Wunsiedel, Jodiz, Schwarzenbach und Hof durch die wunderlichen Wanderungen der mittlern Zeit bis zu dem spätern Baireuther Stillleben der äußern und geistigen Entwicklung des Menschen und Schriftstellers mit musterhafter Sorgfalt nachgegangen, er schöpft im strengsten Sinne aus den Quellen (ohne den Aberglauben derer zu teilen, die ihr Material schlechthin ausschreiben und abschreiben und damit auf jede eigne Gestaltung verzichten), ist auch so glücklich gewesen, durch Ernst Förster, den Schwiegersohn, und Brix Förster, den Enkel Jean Pauls, eine Fülle von wichtigem Material zu erhalten, das eine ausführliche, in die Verhältnisse wie in die Stimmungen der Zeit zurückversetzende Darstellung ermöglicht hat. Die Hilfsmittel der zeitgenössischen Litteratur, die gedruckten Erinnerungen und Briefe sind nicht minder umfassend und glücklich benutzt, und je mehr wir uns gewöhnt haben, die deutsche Litteratur- und Kulturentwicklung vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts so anzusehen, daß Goethe und Schiller im Mittelpunkte stehen und bleiben, um so interessanter ist es, einmal in eine Zeitanschauung zurückversetzt zu werden, wo dies von wenigen anerkannt und von vielen bestritten war. Es ist dies natürlich nur möglich, wenn wir in der Biographie Jean Pauls nicht bloß blättern, sondern Nerrlich vom Beginn an durch die Geschichte der Richterschen Vorfahren, die allesamt als echte Kinder und Insassen des Fichtelgebirges erscheinen, in die Schüler-, Studenten- und ersten Schriftstellerjahre Jean Pauls mit Hingebung folgen.

Da die bewußte und unbewußte Heimatliebe Jean Pauls in seiner eigentümlichen Lebens- und Schaffensrichtung eine mehr als vorübergehende Rolle spielt, so ist es ganz richtig, daß Nerrlich mit der Schilderung des im Herzen von Deutschland gelegenen Fichtelgebirges beginnt. „Wer einmal von seinen Höhen herabgeschaut, die prächtigen Tannenwaldungen mit ihren aus dunkelm Grün emporragenden gewaltigen Granitmassen oder die saftigen Wiesengründe mit ihren fröhlich rauschenden und plätschernden Bächlein durchwandert hat, der gedenkt immer wieder, auch wenn er Erhabneres kennt, mit Entzücken der hier verlebten Tage. Noch heute ist das Fichtelgebirge das einsame, von

Fremden nur selten betretene Eiland geblieben, welches es zu Jean Pauls Zeiten gewesen ist. Ist diese Weltabgeschiedenheit noch heute nicht ohne Bedeutung für die Bewohner, so wird ihr Einfluß in den frühern Jahrhunderten natürlich um so mächtiger gewesen sein. Der Bewohner des Fichtelgebirges hat sich seine Welt für sich geschaffen und wehrt eifersüchtig fremden Elementen den Zutritt; er wird daher stille Einkehr in das eigne Innere halten, das Gemütsleben pflegen und an den überlieferten religiösen Vorstellungen unverbrüchlich festhalten. Ein derartiger Boden wird eine Fülle origineller, ihre Eigenheiten zäh festhaltender und leicht ins Komische übergehender Charaktere hervorbringen." Die wenigen Eigentümlichkeiten, die Nerrlich von Jean Pauls Großvater, die zahlreichern, die er von Jean Pauls Vater, dem Organisten und Pfarrer Johann Christian Christoph Richter, zu berichten weiß, wurzeln insgesamt in der Abgeschlossenheit und der Überlieferung einer abgeschiednen inselartigen Gebirgslandschaft, und daß Jean Paul nicht zufällig in diese hineingeboren worden ist, sondern sich Zeit seines Lebens nur einseitig (dann allerdings hoch und mächtig) über sie zu erheben wußte, belegt jedes Blatt der Lebensgeschichte, am stärksten und überzeugendsten jene Kapitel, die die „bewegte Zeit" Jean Pauls, die Jahre in Leipzig, Weimar, Berlin, Meiningen und Koburg schildern, die Jahre, wo der Dichter sich vom Heimatboden loszureißen versuchte und am Ende fand, daß er mit allen seinen menschlichen Bedürfnissen, Gewöhnungen (bis herab auf das unentbehrliche Bier) und selbst mit gewissen tiefern Empfindungen an die Heimat gebunden blieb. Den Pudel Ponto konnte er sich überall halten, aber Frau Dorothea Rollwenzel konnte er nur auf dem fränkischen Boden finden, der ihm von Kindheit auf vertraut war. Nerrlichs Erzählung ist keineswegs tendenziös auf die Hervorhebung dieses Umstandes gerichtet, aber indem sie der äußern und innern Entwicklung des Romandichters mit reinem Anteil folgt, gelangt sie von selbst zu dem Ergebnis, daß für Jean Paul ein frühzeitiges Einlenken und Einspinnen in ein Idyll mit stark philiströsem Beigeschmack Notwendigkeit wurde. Wir könnten uns angesichts des Reichtums von Jean Pauls Gedankenwelt mit dieser Wendung leichter aussöhnen, wenn nicht auch Nerrlich zugestehen müßte, daß sich gerade in dieser Periode neben dem Lichte starker Schatten gezeigt habe. „Ja es blieb in mehr als einer Beziehung die Fortentwicklung von Jean Pauls Leben hinter dem vielverheißenden Anfange der Ehe zurück; nur die Oberfläche zeigt idyllisches Glück und Erreichung des ersehnten Ideals: der Tieferblickende bemerkt gerade in dieser Zeit Mißgeschicke und Dissonanzen, welche den Baireuth vorangehenden Jahren fehlten. Immer mehr und mehr bildete sich jetzt in ihm die allerdings wohl begründete Überzeugung, daß er sein Bestes geschaffen, eben damit aber auch eine stets zunehmende Gleichgiltigkeit und prosaische Auffassung des Lebens. So mutig und siegreich er ferner in den Werken dieser Periode die Sentimentalität überwunden, eine um

so sicherere Herrschaft gewinnt sie gerade jetzt über seine Person; vielleicht hat auch hier das Körperliche eine allzu große Gewalt erlangt. Verhängnisvoller jedoch noch als diese Wandlungen war eine Veränderung, welche noch in den ersten Baireuther Jahren undenkbar schien: das Familienleben Jean Pauls verlor mit den Jahren mehr und mehr den poetischen Zauber der ersten Zeit; ja die während der Reisen zwischen ihm und der Gattin gewechselten Briefe verraten, daß insbesondre Karoline Richter sich zu Zeiten tief unglücklich in ihrer Ehe gefühlt hat. Jean Paul war zunächst empfindsamer und reizbarer geworden. Er machte sodann sein Bewußtsein, daß er der Herr des Hauses sei, allzu oft und an unrechter Stelle auch Kleinigkeiten gegenüber geltend und glaubte selbst in dem, was lediglich in den Bereich des Frauenregiments gehörte, Überlegenheit zu besitzen. Er war endlich von seinem genialen Egoismus, der ihm früher so oft verhängnisvoll gewesen war, durch die Ehe keineswegs geheilt und lebte unbekümmert um die liebeheischende Gattin in der Welt seiner Ideen. So fällt auch jetzt erst das rechte Licht auf seine Besuche bei der Rollwenzel; nichts hinderte ihn dort, sich selber zu leben, daß aber damit allmählich das häusliche Glück untergraben werden mußte, entging ihm trotz der besten Vorsätze."

Nür wer sich über die tiefern Einwirkungen gewisser Jugendgewohnheiten und die Eigenart einer in der Einsamkeit entwickelten und durch ein starkes Selbstgefühl spätern Bildungseinflüssen entrückten genialen Natur nicht klar ist, wird darüber erstaunen, daß Jean Paul in seinen spätern Jahren selbst ein wenig die Rolle einer seiner Figuren, der Lenette aus dem „Siebenkäs," übernahm. Auch Nerrlichs liebevolle Charakteristik ändert an der Thatsache nichts, daß bei Jean Paul der Schriftsteller größer war als der Mensch, daß er keine jener Persönlichkeiten, jener Gestalten ist, zu denen eine nachkommende Jugend bewundernd, sich nachbildend emporblickt. Die Rückwirkung der tiefen, erhabnen und edeln Gedanken Jean Pauls auf sein persönliches Leben war viel geringer als bei andern Heroen unsrer Litteratur, ja selbst bei kleinern Talenten vornehm männlichen Gepräges. Die völlige Hingebung an seine Phantasie- und Ideenwelt, der für seine große Begabung ein merkwürdig geringer Trieb nach künstlerischer Vollendung und Reife beigemischt war, ward der Entfaltung der rein menschlichen Vorzüge in Jean Paul vielfach hinderlich, und sein eignes Wort: „Der Jüngling ist aus Willkür sonderbar und freut sich; der Mann ists unabsichtlich und gezwungen und ärgert sich" leidet auf ihn nur zu viel Anwendung. Aber einen Zug von Sympathie zu dem Herzen Jean Pauls, zu seiner jünglinghaften Überschwänglichkeit, deren höchstes Ideal immer die Jugend selbst bleibt, wird auch der empfinden, der die Anschauung Nerrlichs über Bedeutung und Vorbildlichkeit des großen Humoristen keineswegs völlig zu teilen vermag. Eine der Voraussetzungen des Biographen ist die, daß Jean Paul der Vorläufer eines Fortschritts und einer neuen

Religion sei, die Wesen wie Namen des Christentums hinter sich wirft, und in diesem Sinne erblickt er ihn gelegentlich unter Goethe und Schiller, denen er ihn sonst meist apologetisch gegenüberstellt. Wenn die Voraussetzung nun überhaupt nicht zuträfe, wenn das zwanzigste Jahrhundert, statt der aus Hegel und Feuerbach erwachsenen Anschauung zu huldigen, das Leben ohne Gott unerträglich fände, wie stünde es dann um gewisse Teile der Nerrlichschen Charakteristik Jean Pauls? Doch ist es nicht unsers Amtes, die Weltanschauung des Biographen zu bekämpfen, oder um abweichender Überzeugungen willen das Verdienst seiner Forschung, seiner Versenkung in Jean Pauls Wesen und Thätigkeit, seiner höchst anschaulichen Darstellung, seines sein abgewognen Urteils über Vorzüge wie Schwächen der Dichtung Jean Pauls zu verkümmern. Das Buch Nerrlichs will gelesen sein, und jeder denkende Leser hat sich mit den polemischen Äußerungen des Verfassers selbst auseinanderzusetzen.

In der Hauptsache (denn gegenüber einem Dichter bleibt die Hauptsache die Darstellung seiner poetischen Entwicklung, die Beurteilung seiner Schöpfungen) wird man mit den Ergebnissen der Kritik Nerrlichs durchaus einverstanden sein müssen. Als die bleibenden Werke Jean Pauls, weil in ihnen der Humor am stärksten und genialsten waltet, weil sich die subjektive Natur und Lebensempfindung des Schriftstellers am reinsten verkörpert, erscheinen auch ihm „Siebenkäs" und die „Flegeljahre." Beide schließen je eine Lebens- und Schaffensperiode Jean Pauls ab, beiden widmet der Biograph daher eine eingehende Erörterung. „Vergleichen wir den Roman — sagt er am Schlusse der Besprechung der »Flegeljahre« — mit den bisherigen großen Dichtungen so ist zunächst zu bedauern, daß er das Schicksal der »Unsichtbaren Loge« teilt und Fragment geblieben ist. Sodann kann nicht geleugnet werden, daß Jean Paul die Idee der Testamentsklauseln, wonach Walt zum Realismus erzogen werden soll, bei weitem nicht genug ausnützt. Die Konflikte selbst sind meist untergeordnet und mitunter recht seltsam; an ihre Stelle tritt überdies sehr schnell Walts Liebe zu Wina, zuletzt vollends handelt es sich viel weniger um das Testament und die Erziehung zum Realismus, als um das Dichten eines Romans. Jean Paul hat also im letzten Teile sein ursprüngliches Ziel aus den Augen verloren und läßt Walt wieder in den einseitigen zu überwindenden Idealismus zurückfallen; es ist dies aber nur die Folge der ganzen Anlage des Romans, denn auch von den Flegeljahren gilt, was vom »Siebenkäs«: Jean Paul wagt sich nicht in die offne Bahn des Weltlebens hinaus, er bleibt auch hier im Idyllischen stecken. Eben hierher gehört endlich, daß er auch hier nicht imstande gewesen ist, sich völlig von seiner einseitigen, rein theoretischen spiritualistischen Auffassung der Liebe zu befreien. Doch dies alles darf uns nicht hindern, die Dichtung den bedeutsamsten, welche wir Jean Paul verdanken, an die Seite zu stellen. Hatte der »Hesperus« am meisten die Zeitgenossen ergriffen, vernahmen wir aus dem »Titan« am klarsten und reinsten

die gesamte Weltanschauung des gereiften Dichters, so sind die »Flegeljahre« neben dem »Siebenkäs« derjenige Roman, welcher den nachkommenden Geschlechtern einen ungetrübten Genuß gewährt, ihre Bedeutung ist nicht eine relative, sondern eine absolute, sie schildern nicht eine bestimmte Zeitrichtung, sondern, natürlich soweit dies möglich ist, Typen, die für alle Zeiten gelten; selbst der »Siebenkäs« muß hinter den »Flegeljahren« zurückbleiben, denn er verletzt durch die Lösung des Knotens."

Mit diesem Urteil wird das der wenigen heutigen Leser und Kenner des Dichters zusammentreffen, und wir würden es mit Vischer und Nerrlich beklagen, wenn nicht auch eine Anzahl Gebildeter des nächstfolgenden Menschenalters so viel Pietät und Selbstentäußerung behielten, sich durch die Dornenstücke der Jean Paulschen Kompositions- und Darstellungsweise zu den Blumen- und Fruchtstücken hindurchzuarbeiten. Es ist sicher beklagenswert, daß Jean Paul, den Lektüre, Reflexion und Zeiteinflüsse fortgesetzt aus dem Idyll ins große Welttreiben und zur Darstellung dieses Welttreibens riefen, weder den Eigensinn seiner heimatlichen Isolirlust überwinden, noch sich mit dem reinen Idyll begnügen konnte, sondern fort und fort Anschauungen, Anregungen und prophetische Anwandlungen in die Idyllenwelt hineinträgt. Die Streitfrage über ihn ist nicht, ob er durchaus nur ein Dichter, etwa ein fränkischer, fichtelgebirgischer Mörike des achtzehnten Jahrhunderts hätte sein und bleiben müssen. Nein, wir sagen mit Lessing:

> Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid.
> Doch seid Ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

Mag der Dichter Staatsmann, Gelehrter, Soldat, mag er (obschon die Gefahr nahe liegt, der Herder und Schelling nicht entronnen sind) Philosoph, Geschichtschreiber und Pädagog sein. Aber innerhalb der Dichtung, der schöpferischen Thätigkeit soll ihm alles, was er sonst ist, nur soweit zu gute gerechnet werden, als es in seinen poetischen Aufgaben rein mit aufgeht. Auch gegenüber Jean Paul müssen wir hieran festhalten, und auch nach Nerrlichs verdienstvollem, dankenswertem und geistvollem Buche wird das Wort, das Jean Paul auf Diderot, Rousseau und Lessing anwenden wollte, auf ihn selbst anwendbar sein und bleiben: „Es giebt Menschen, welche — ausgestattet mit höherm Sinne als das kräftige Talent, aber mit schwächerer Kraft — in eine heilige offne Seele den großen Weltgeist aufnehmen und welche doch, wenn sie ihre Liebe aussprechen wollen, mit gebrochenen, verworrenen Sprachorganen sich quälen und etwas andres sagen, als sie wollen. Philosophisch und poetisch frei fassen sie die Welt und Schönheit an und auf; aber wollen sie selber gestalten, so bindet eine unsichtbare Kette die Hälfte ihrer Glieder, und sie bilden etwas Andres oder Kleineres, als sie wollen."

Die Furcht vor deutscher Kolonisation in Rußland

Die russische Presse, insbesondre die Nowoje Wremja, beschäftigt sich in neuerer Zeit wieder in unliebsamer Weise mit der deutschen Kolonisation in Rußland. Den panslawistischen Zorn erregen namentlich diejenigen wohlhabenden deutschen Ansiedler in Südrußland, deren Kern die Menoniten an der Molotschna bilden, und die schon seit langer Zeit dem russischen Unterthanenverbande angehören. In einem ausführlichen Artikel vom 15/3. Dezember d. J. schildert das genannte Blatt mit schwarzen Farben die augenblicklichen Agrarzustände des südlichen Rußlands und stellt sie als große nationale Gefahr dar. An der Hand konkreter Fälle wird den dortigen deutschen Kolonisten vorgeworfen, daß sie in rücksichtslosester Weise nach Ankauf enormer Länderstriche die einheimische Bevölkerung von ihrem angestammten Grund und Boden vertrieben, wobei ihnen von den russischen Gerichten unerhörterweise bereitwillig Unterstützung gewährt würde. Solche „Thatsachen eines fremdländischen Despotismus" — schreibt die Nowoje Wremja — seien im Süden Rußlands schon längst eine alltägliche Erscheinung geworden; alle Welt habe sich daran gewöhnt. Fast in jedem Kreise gebe es sogenannte „Güterausschlächter," und an den Sitzen der Agrarbanken hielten sich „ganze Banden" solcher Leute auf, die, zu Vereinen organisirt, nur den einen Zweck verfolgten, Ländereien zu Spottpreisen aufzukaufen und die Russen zu vertreiben. Die ganze deutsch-russische Einwanderung wird dabei, wie das panslawistische Blatt annimmt, nach einem einheitlichen Plane von Berlin aus geleitet; sogenannte „Berliner Syndikate" sollen „ganze Armeen friedlicher Eroberer" nach dem Südwesten Rußlands aussenden. Bitter beklagt es die Nowoje Wremja, daß, während die russischen Emigranten dadurch ihr Hab und Gut verlören, daß sie auf ihr eignes Risiko hin handelten, und während sie das Opfer „jüdischen Betruges und der Ausplünderung durch schlechte Güteragenten" würden, die deutschen Einwandrer, von deutschen Unterhändlern gut beraten, sich mit großer Leichtigkeit und Unbefangenheit in den Besitz der größten und fruchtbarsten Länderstrecken setzten. So gehöre im südwestlichen Teile Rußlands bereits mehr als eine Million Deßjatinen — etwa 200 Quadratmeilen — den Deutschen; in der Grenzprovinz Wolhynien allein wohnten 220000 deutsche Kolonisten. Dabei bewahrten sie, unter Verschmähung

alles Russischen, ihr deutsches Wesen, die deutsche Sprache und ihre eigne Verwaltung. Als charakteristische Züge des deutschen Ansiedlers bezeichnet die Nowoje Wremja strenge Disziplin, Nüchternheit und Energie bei der Arbeit. So stelle er eine „schwere, ungeschliffene, rohe Kraft dar,“ deren einziges Ziel es sei, fremde Ländereien für jeden Preis „an sich zu reißen.“ Um die deutschen Kolonien herum verschwinde die russische Bevölkerung gänzlich. Das russische Blatt warnt dem gegenüber davor, solche Zustände zu begünstigen oder sich gleichgiltig dagegen zu verhalten, und befürwortet auch für die südrussischen Gebiete den Erlaß gesetzlicher Bestimmungen zum Zwecke der Beschränkung des Grunderwerbs durch Ausländer. In einem andern Artikel macht die Nowoje Wremja die Mitteilung, daß im russischen Ministerium des Innern auf eine solche Beschränkung der ausländischen Kolonisation bezügliche Vorlagen bereits ausgearbeitet würden und binnen kurzem zur Sanktion höhern Orts vorgelegt werden würden.

In ähnlichem Sinne wie die Nowoje Wremja spricht sich auch der Sswjet gegen die deutschen Einwanderer aus; er bezeichnet sie als „patzig und hochtrabend.“ Der Sswjet wirft die Frage auf, woher diese Kolonisten wohl die Mittel nähmen, mit denen sie große Ländereien zu den höchsten Preisen erwerben, um dann später trotzdem damit zu prosperiren. Die Antwort findet der Sswjet in dem Vorhandensein einer mächtigen, streng organisirten Propaganda. Der Aufsatz schließt unter dem Ausdruck der Hoffnung, daß die russische Verwaltung in den Südwestgebieten dieses „herausfordernde Gebahren“ der deutschen Kolonisten nicht unbeachtet lasse und den „deutschen Okkupationsgelüsten auf wirtschaftlichem Gebiete“ ein Ende machen werde.

Ähnliche Nachrichten sind in neuerer Zeit auch aus Nordamerika hierher gelangt. Auch von dort wird berichtet, daß man jenseits des Ozeans anfange, den deutschen Kolonisten seiner Arbeitsamkeit und Bedürfnislosigkeit wegen zu beneiden und zu hassen. Während aber nach Lage der Verhältnisse eine solche Agitation in Nordamerika kaum zu Besorgnissen Anlaß geben kann, mögen sich hinsichtlich der russischen Kolonisirung die deutschen Ansiedler das Beispiel der Balten und der früher privilegirten südrussischen Kolonisten vorhalten und sich die dort maßgebende politische Auffassung vergegenwärtigen. In dieser Beziehung ist der nach der obigen Ausführung von der Nowoje Wremja vertretene Grundsatz La force prime le droit bezeichnend. Die russische Zeitung wendet ihn in ihren Aufsätzen zwar auf Deutschland an; in weit höherm Grade jedoch wird darnach in Rußland verfahren.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Korpsstudententum. (1. Aus dem Süden.) Im 51. Heft der Grenzboten vorigen Jahres wurde die Entgegnung eines „bittern militärischen Kämpfers" in der „Täglichen Rundschau" auf die Aufsätze über das gezierte Wesen in der heutigen Studentenwelt kurz berührt. Jene Entgegnung verdient aber aus verschiednen Gründen noch eine etwas genauere Betrachtung. Der Einsender beklagt sich darüber, daß ganz wie zu Anfang der sechziger Jahre der Leutnant als Zielscheibe für Witzbolde benutzt und als geziert, fade, blasirt und dergleichen hingestellt werde. Diese Klage ist aber nicht unbegründet. „Witzbolde" mit der Feder und mit dem Bleistift stellen sich in der That vielfach an, als ob wir zwischen 1815 und 1848 lebten und die Langeweile des Garnisonlebens den jungen Offizier zum anmaßlichen, geckenhaften Pflastertreter machte. Bekanntlich muß aber heute im Militär so ernsthaft und anhaltend gearbeitet werden, wie in irgend einem andern Beruf, und wenn es dessenungeachtet Exemplare der geschilderten Gattung giebt, so fehlt es an Seitenstücken dazu auch in ganz andern Gesellschaftskreisen durchaus nicht. Was aber allgemeine Bildung betrifft, so ist es wohl sehr fraglich, wo die Durchschnittslinie höher zu ziehen wäre, bei den Offizieren oder bei den Malern und Genossen, die ihre satirische Laune an jenen auslassen. In diesem Punkte sollten wir uns ein Beispiel an andern Nationen nehmen, die nie vergessen, welche Bedeutung die bewaffnete Macht des Landes hat und welche Achtung sie ihr schulden. Am allerwenigsten sind derartige Hänseleien das geeignete Mittel, um der Überhebung zu begegnen.

Von Überhebung giebt leider der Militär in der „Täglichen Rundschau" gleich eine Probe, indem er die Bemerkungen in den Grenzboten über den Einfluß des Reserveoffiziertums als Angriffe auf das Offiziertum überhaupt rügt, also mit den oben gekennzeichneten Ausfällen eines abgestandnen Liberalismus zusammenwirft, und ferner unter allerlei bösen Seitenhieben auf das einstige „urwüchsige Germanentum" u. dergl. mehr es als einen erfreulichen Fortschritt ansieht, daß die Studenten sich die „Hüter der guten Sitte," die Offiziere, zu Vorbildern nehmen. Das heißt doch das Kind mit dem Bade verschütten und dem Vorurteil frische Nahrung geben. Das Standesbewußtsein des Offiziers und eigne Verkehrsformen als berechtigt anerkennen ist noch etwas andres, als diese Formen der ganzen gebildeten Bevölkerung als Muster geben. Das wäre so wenig wünschenswert, wie allgemeine Uniformirung, Verpflanzung der „Liebesmahle" ins Bürgerliche u. a. m. Und so richtig es ist, daß die Einigung Deutschlands nicht durch Turner und Sänger herbeigeführt worden ist, die Stählung und Übung der Kräfte auf den Turn- und Fechtplätzen sind in den Kriegen nicht unnütz gewesen. Vor allem keine Übertreibung! Es giebt eine Mittelstraße zwischen Renommisterei und Ziererei. Ein etwas ungebundnes Wesen konnte man der studirenden Jugend umso eher gönnen, als sie das Bewußtsein nicht verlor, nach der fröhlichen Burschenzeit ins Philisterium einrücken zu müssen, d. h. andern Sterblichen gleichgestellt zu werden. Anders aber ist das Verhältnis, wenn dem Studenten die Vorstellung eingeflößt wird, die Angehörigkeit zu einer Verbindung erwerbe ihm dauernd eine bevorzugte Stellung, und er müsse dieser gerecht werden durch das Nachahmen von Manieren und Ansprüchen eines Standes, von dem eine gewisse Exklusivität nicht zu trennen ist. Die Mitschuld der Eltern ist schon neulich angedeutet worden. So erwähnte unlängst ein Herr, wie kostspielig das — Studium seines Sohnes sei, der einer

vornehmen Verbindung an einer vornehmen Universität angehört. Auf Reisen könne er „natürlich“ nur die erste Klasse benutzen u. s. w. „Ein Student und erste Klasse?“ fragte ich erstaunt, mich erinnernd, daß ich erst in höhern Jahren und zwar in fremden Ländern das Innere von Eisenbahnwagen erster Klasse kennen gelernt habe. „Ja wohl, das ist er seinen Farben schuldig.“ Ich verstand diesen Zusammenhang nicht, erhielt aber auch keine Aufklärung. Es sei einmal so, der Korpsstudent, der seine Farben trägt, könne nur in der ersten Klasse fahren. Ist das nicht die verkehrte Welt? Der Professor macht vielleicht seinen Ausflug mit Weib und Kindern ganz vergnügt in der dritten Klasse, aber junge Leute, die noch nichts sind, sondern erst etwas werden wollen, wahrscheinlich noch nie einen Pfennig selbst erworben haben und noch lange aus der väterlichen Tasche werden leben müssen, sind es „ihrem Stande“ schuldig, einen solchen Luxus zu treiben! Kann man sich da wundern, wenn Korpsstudenten durch Ziehen an der Notleine einen Schnellzug zum Stehen bringen, und dem bestürzt herbeieilenden Schaffner herablassend den Strafbetrag einhändigen? Das ist kein Witz, kein Ulk, sondern eine Protzenart, die früher auf deutschen Hochschulen, wenn sie sich hervorwagen wollte, kräftig geduckt wurde. Und ein Protzentum züchten die „Herren Eltern,“ die für solchen Unfug die Mittel gewähren — vielleicht sich selbst Entbehrungen auferlegend. Man hüte sich ja, einen Gegensatz zwischen Studirten und Nichtstudirten zu schaffen, wie er einst zwischen Militär und Zivil bestand, das könnte sehr schlechte Früchte tragen.

* * *

(2. Aus Breslau.) Was in dem Artikel „Reserveoffiziere und Studenten“ in Nr. 50 der Grenzboten über das Treiben der heutigen Korpsstudenten mitgeteilt wird, entspricht genau den Erfahrungen, die ich (selbst alter Korpsstudent) in letzter Zeit gemacht habe. Verschiedne junge Leute sah ich in Korps eintreten in der ausgesprochenen Absicht, durch die alten Herren nicht nur Karriere zu machen, sondern auch durch deren reichliche Beiträge sich Annehmlichkeiten zu verschaffen, die der eigne Wechsel nicht hergab. Einer dieser jungen Leute, der Sohn eines sehr kleinen Beamten, erwiderte auf die Frage: wie er denn mit seinen geringen Mitteln den Aufwand beim Korps bestreiten wolle? — Das bezahlen die alten Herren! Aber nicht nur die Juristen beteiligen sich an dieser unnobeln Streberei. Ein Mediziner, der Fuchs bei einem Korps geworden war, sprach die Hoffnung aus, daß er dadurch dereinst ein Kreisphysikat erlangen würde.

An dergleichen haben wir, die wir vor mehrern Jahrzehnten Korpsstudenten wurden, allerdings nicht im entferntesten gedacht. Hat es doch auch früher niemand für möglich gehalten, daß Leute wie die oben beschriebnen andern vorgezogen werden könnten!

Eine Jubelausgabe von Bürgers Gedichten. Vor wenigen Wochen ist im Grotischen (oder, wie er sich selber nennt, Grote'schen) Verlage in Berlin eine zweibändige Ausgabe von Bürgers Gedichten erschienen, die zunächst durch ihre äußere Erscheinung das Auge fesselt: sie ist mit einer etwas altertümlichen Schrift — derselben, mit der das im Verlage dieser Blätter erschienene Liederbuch „Als der Großvater die Großmutter nahm“ gedruckt ist — auf geripptes Papier gedruckt, mit einigen Lichtkupferdrucken, Nachbildungen alter Radirungen, geschmückt und in Pergamentpapier broschirt, also in jeder Beziehung das, was man eine Liebhaberausgabe nennt, eine vornehme Liebhaberausgabe; sie nimmt aber auch litterargeschichtlich eine besondre Stellung ein, denn sie ist die erste wirklich voll-

ständige Ausgabe von Bürgers Gedichten. Der Herausgeber ist Eduard Grisebach, in den Kreisen der Bücherfreunde wohlbekannt durch poetische Gaben wie durch litterargeschichtliche Arbeiten, die sich alle auch durch ihre Ausstattung auszeichnen.*)

Bürger selbst hat zwei Gesamtausgaben seiner Gedichte besorgt, eine 1778, die andre 1789, beide im Verlage von Dieterich in Göttingen. Die erste enthält 66, die zweite 144 Gedichte. Von beiden Ausgaben giebt es natürlich Nachdrucke. Der unvermutet schnelle Absatz der zweiten Ausgabe bewog den Dichter, bereits im Herbst 1789 eine dritte Ausgabe anzukündigen, die eine Prachtausgabe werden sollte. Zwar sind schon die beiden ersten mit Kupfern von Chodowiecki u. a., die zweite auch mit einem Porträt des Dichters, einem Ziertitel und Vignetten geschmückt; die dritte aber sollte „ohne alles Anhängsel von Vor- und Nachreden, in zwei Bänden Medianoktav auf schönem, geglättetem Schweizerpapier, ja, wenn der Erfolg dieser Ansage gut ausfallen sollte, selbst auf papier velin, mit schöner lateinischer Didotscher Schrift, mit einer solchen Auswahl, Politur und Korrektheit des Textes und mit solchen Kupferverzierungen — nicht Belastungen — zum Frontispice" gedruckt werden, daß „hoffentlich über Mangel und Unvollkommenheit keine Unzufriedenheit entstehen" würde. Der Preis war auf 5 Thaler festgesetzt, nach heutigem Geldwert mindestens das Vierfache. Obwohl sich nun über 200 Subskribenten fanden, kamen doch die Vorbereitungen ins Stocken, und Bürger erlebte schließlich die Ausführung nicht (er starb den 8. Juni 1794). Noch kurz vor seinem Ende hatte er den Wunsch angedeutet, daß sich Boie möchte zur Besorgung der Ausgabe bereit finden lassen, der Verlagsbuchhändler Dieterich aber ließ sich durch Karl Reinhard, der damals in Göttingen als Dozent lebte und sich auch als Dichter einen Namen gemacht hat (das bekannte, ehemals vielgesungene „Jahre kommen, Jahre schwinden" ist z. B. von ihm), bestimmen, ihn, Reinhard, mit der Herausgabe zu betrauen, und so erschien denn die Prachtausgabe**) in zwei Großoktavbänden, mit lateinischer Schrift gedruckt und mit Kupferstichen und Vignetten von Riepenhausen nach Zeichnungen Fiorillos geschmückt, 1796 bei Dieterich, zu dem Preise von — $7\frac{1}{2}$ Thalern!

Bürger wäre über diesen Herausgeber und seine Leistung wahrscheinlich nicht erbaut gewesen. Er urteilte sehr geringschätzig über Reinhard. Als sich Reinhard Ostern 1792 in Göttingen als Privatdozent niedergelassen hatte, schrieb Bürger an August Wilhelm Schlegel, es sei „ein gewisser Doctor aestheticus namens Karl Reinhard hier angezogen," der ihm „die ästhetischen und stilistischen Brotkrumen auf der daran so ergiebigen Georgia Augusta vor dem Maule wegzuschnappen" gedenke. „Ich habe ihm aber einen höchst malitiösen Streich gespielt und eines seiner Leiermatzlieder unmittelbar neben meine Heloise im Musenalmanach abdrucken lassen." Seines Herausgeberamtes hatte Reinhard mit großer Willkür gewaltet. Seine Ausgabe enthält nur 131 Gedichte; diese Zahl aber war dadurch entstanden, daß Reinhard aus der Ausgabe von 1789 37 Stücke weggelassen und dafür 24, die erst nach 1789 entstanden und größtenteils von Bürger im Musenalmanach

*) G. A. Bürgers sämtliche Gedichte, herausgegeben von Eduard Grisebach. Zwei Bände. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1889.

**) Grisebach nennt sie eine „posthume." Wollen wir uns denn im neuen deutschen Reiche nicht endlich von solchen Zöpfchen frei machen? Ganz abgesehen von der unantiken, mittelalterlichen Orthographie posthumus (statt postumus), bei der man sicher sein kann, daß jeder, der sie braucht, sich einbildet, das Wort käme her von post und humus (nach der Beerdigung!).

veröffentlicht worden waren, hinzugefügt hatte. Die Auswahl war sehr willkürlich getroffen: die meisten Gedichte hatte Reinhard, wie er in der Vorrede sagt, auf den Rat von „Freunden von Geschmack" (Bürgers und seiner eignen Freunde) weggelassen und nach dem Grundsatze, nichts aufzunehmen, „was etwa bloß lokales oder temporelles Interesse oder nur persönliche Beziehungen, was nicht absoluten Wert hatte." Er hatte aber auch die Anordnung, die Bürger den Gedichten gegeben hatte, verändert und statt dessen ohne genügende Kenntnis eine chronologische durchzuführen versucht und war endlich auch sehr willkürlich mit den Texten umgesprungen: nur 59 Gedichte hatte er unangerührt gelassen, alle andern, mit Benutzung von Bürgers Nachlaß, zum Teil in sehr bedenklicher Weise verändert. Dennoch hat diese Ausgabe Reinhards länger als zwei Menschenalter hindurch die Grundlage aller Ausgaben der Gedichte Bürgers gebildet, auch solcher, die mit wissenschaftlichem Anspruch auftraten.

Grisebach selbst ist der erste gewesen, der schon vor sechzehn Jahren in der zweibändigen Ausgabe von Bürgers Werken, die er bei Grote in Berlin herausgab, mit dieser Überlieferung brach und wieder auf den Text und die Anordnung von 1789 zurückging. Noch strenger führte dies dann A. Sauer in seiner bei Spemann erschienenen Ausgabe von Bürgers Gedichten durch. Die vorliegende neue Ausgabe überbietet aber wiederum die von Sauer, ganz abgesehen von ihrem äußern Gewande, das, wie gesagt, für Liebhaberkreise berechnet ist, durch größte Treue in der Wiedergabe der Texte und eine bisher nirgends gebotenen Vollständigkeit.

Die Ausgabe besteht aus zwei Bänden. Der erste enthält einen buchstäblich getreuen Abdruck der Ausgabe von 1789, ist darum auch als „Hundertjahrs-Jubelausgabe" bezeichnet. Der zweite bringt — in drei Abteilungen gruppirt — die „nachgelassenen" Gedichte Bürgers in einer Vollständigkeit, wie sie bisher nirgends zu finden gewesen sind: in der ersten Abteilung 21 Gedichte, die Bürger vor 1789 veröffentlicht, aber in die Ausgabe von 1789 nicht mit aufgenommen hat, in der zweiten 57 von 1789 bis 1794 veröffentlichte Gedichte, in der dritten 60 Gedichte aus Bürgers handschriftlichem Nachlaß, darunter viele, die noch in keiner Ausgabe von Bürgers Gedichten stehen. Für diesen letzten Abschnitt war es Grisebach vergönnt, eine bisher allen Forschern verborgen gebliebene Handschrift Bürgers in der königlichen Bibliothek in Berlin zu verwerten. Außerdem enthält der erste Band am Schlusse ein Verzeichnis aller Veränderungen und Verbesserungen, die der Dichter in der dritten Ausgabe seiner Gedichte zu geben beabsichtigte, der zweite Band am Schlusse eine ebenso wichtige, ja noch wichtigere, höchst dankenswerte Zugabe: ein „bibliographisches Register," worin von allen Gedichten aus beiden Bänden der erste Druck, die Entstehungszeit, der Anlaß, die persönlichen Beziehungen nachgewiesen und sonstige Erläuterungen gegeben sind. Endlich sind die Ausgaben mit zwei Bildnissen Bürgers (nach Fiorillo und Riepenhausen) und der Nachbildung einer Radirung von Chodowiecki und einigen Vignetten aus der Ausgabe von 1789 geschmückt.

Hiermit glauben wir alle Vorzüge der neuen Ausgabe so erschöpfend dargelegt zu haben, daß es einer besondern Empfehlung wohl nicht mehr bedarf. Es bleibt uns nur noch übrig, den Wunsch hinzuzufügen, daß der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung ihr Unternehmen durch recht rege Teilnahme in den Kreisen wohlhabender Bücherfreunde belohnt sehen. Für Bibliotheken und Litterarhistoriker werden die vorliegenden zwei Bände in Zukunft die eigentlich klassische Ausgabe von Bürgers Gedichten bilden.

Litteratur

Biologische Zeitfragen. Schulreform. — Lebenserforschung. — Darwin. — Hypnotismus. Von **Wilhelm Preyer.** Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1889

Die in diesem Bande gesammelten sechs Aufsätze über Schulreform haben schon bei ihrem ersten Erscheinen solches Aufsehen erregt, daß die Bekanntschaft der Leser mit ihnen wohl vorausgesetzt werden darf. Aus der so bald notwendig gewordnen zweiten Auflage ersieht man, wie günstig sie vom Publikum aufgenommen worden sind. Die patriotische Wärme, der Eifer für die Muttersprache, die Liebe zu der geplagten Schuljugend, die aus ihnen sprechen, lassen uns den Verfasser achtungs- und liebenswürdig erscheinen, und in allem, was jene Empfindungen offenbart, stimmen wir ihm bei. Gegen unzählige Einzelheiten aber fühlen wir uns zu lebhaftem Widerspruche herausgefordert. Wir wollen nur einige wenige erwähnen, die wir der bessern Übersicht wegen in drei Gruppen bringen.

Erstens. Preyer leitet alle Leiden der Schuljugend von falschen Lehrmethoden und namentlich von der lateinischen und griechischen Grammatik her, während sie doch größtenteils aus unsern Gesellschaftsverhältnissen und Staatseinrichtungen entspringen. Welcher Menschenfreund würde den Knaben nicht lieber mit freudegeröteter Wange und gespannter Muskel im kühnen Sprung und Schwung sehen, als über seine Bücher gebückt mit einem Gesicht, das Bauchgrimmen und Herzensangst bekundet! Aber woher die Beamten für unsre Schreibstuben, woher die Schneider und Schuster und die zahlreichen Fabrikarbeiter nehmen, die allesamt zeitlebens zum Stillsitzen oder Stillstehen bei unerfreulicher Arbeit verurteilt sind? Ein richtig und naturgemäß erzogner, ein harmonisch entwickelter junger Mensch taugt zu keiner solchen Berufsart. Das Leben fordert einseitig gebildete Menschen, die man vom höchsten Standpunkte aus verbildet und verkrüppelt nennen muß, und verträgt die Idealmenschen nur in sehr geringer Zahl. Das ist hart, das ist grausam, man muß auf Lindrung, womöglich auf Heilung des Übels bedacht sein, aber die kann nicht von der Schule ausgehen; denn das Leben kann sich nicht nach der Schule, sondern diese muß sich nach den Bedürfnissen des Lebens richten. Eine andre große Plage entspringt aus der Fabrikmäßigkeit unsers Schulunterrichts, der alle Schüler zwingt, in allen Fächern gleichmäßig fortzuschreiten, während sich, gar nicht zu reden von den verschiednen Graden der Begabung, das Verständnis für die verschiednen Unterrichtsgegenstände je nach der Individualität zu verschiednen Zeiten einfindet. Bei unsern Schuleinrichtungen muß ein Knabe, der in einem oder in zwei „Hauptfächern" das Klassenziel nicht erreicht, alle übrigen Sachen, die er ganz gut inne hat, noch einmal mit wiederholen, was in vieler Beziehung schädlich und eine große Pein ist, abgesehen von dem Geld- und Zeitverlust. Pestalozzi traf in Ifferten folgende Einrichtung. Alle Klassen nahmen in derselben Stunde denselben Lehrgegenstand vor. Ein Tertianer nun z. B., der in der Geometrie vor seiner Klasse voraus und in der Geographie hinter ihr zurück war, nahm am Geometrie-Unterricht der Sekundaner und am Geographie-Unterricht der Quartaner teil. (Wir gebrauchen der Kürze wegen diese Klassennamen, obwohl sie in Ifferten nicht üblich waren.) Dieselbe Einrichtung schlug Herbart vor. Professor

Preyer möge die Staatsregierungen und Gemeindeverwaltungen bewegen, sie anzunehmen, und er wird sehen, wie schön und leicht alles geht auch bei den jetzigen Unterrichtsmethoden und Unterrichtsgegenständen.

Zweitens. Die Einreihung der pädagogischen in die biologischen Zeitfragen beruht auf Irrtum und erzeugt Irrtum. So lange die Biologie nicht mit und über sich selbst ins Klare gekommen ist, muß ihre Anwendung auf andre Gebiete als verwirrungstiftend abgelehnt werden. Ewald Hause fordert im Namen der Biologie, daß der Unterricht, dem Entwicklungsgange des Weltalls entsprechend, mit der Physik und Chemie der unorganischen Körper beginne, von da zur Pflanzen-, Tier- und Menschenkunde aufsteige und mit der Geisteskunde (Moral und Kunst) schließe. Es würde schwierig sein, einen für sechsjährige Kinder ungenießbareren Gegenstand ausfindig zu machen als Physik und Chemie und die Reihenfolge der Unterrichtsstoffe dümmer anzuordnen. Dr. Vaihinger ist, ebenfalls im Namen der Biologie, den Angriffen Preyers auf die alten Sprachen mit folgender Beweisführung entgegengetreten. Nach dem biogenetischen Grundgesetz rekapitulirt das Individuum in seiner Entwicklung die seines Stammes. „Nun hat die europäische Kulturmenschheit drei Hauptkulturstufen durchgemacht: 1. das griechisch-römische Altertum, 2. das Christentum, 3. die moderne Naturwissenschaft. Durch dieselben Stufen in derselben Reihenfolge ist auch das einzelne Individuum wieder hindurchzuführen, wenn es auf die volle Höhe der heutigen Kultur zum selbständig thätigen Mitglied derselben erhoben werden soll." Das läßt sich hören! Nur haben wir uns die Sache schon so vorgestellt, ehe Darwin die Biologie begründet, und Häckel das biogenetische Grundgesetz aufgestellt hatte. So forderte Herbart, daß der Gymnasialunterricht mit dem Lesen der Odyssee im Urtext beginne, weil sie das gesunde Knabenalter der Menschheit darstelle. Was Preyer selbst will, ist eigentlich nur die Beachtung der Lehren der Physiologie bei der Jugenderziehung. Demnach ist das Wort Biologie ganz überflüssig. Den praktischen Wert der Physiologie aber überschätzt er. Wie die Menschen in alten Zeiten schon richtig verdaut und geatmet haben, ohne Kenntnis des Verdauungs- und Atmungsprozesses, wie sie naturgemäß gelebt haben und in guter Gesundheit 100 Jahre alt geworden sind ohne wissenschaftliche Kenntnis der Lebensbedingungen, so haben vor Begründung der Physiologie die alten Griechen ihre Knaben naturgemäß erzogen, und Rousseau, Pestalozzi, Herbart und andre Pädagogen haben über Körperpflege, richtige Lehrmethode und Verteilung des Unterrichtsstoffes schon alles das und noch weit mehr gesagt, was heute Preyer und seine Genossen sagen. Auch stellt Preyer im Namen der Physiologie Behauptungen auf, die der allgemeinen pädagogischen Erfahrung widersprechen; und da die pädagogische Erfahrung sicher und kontrollirbar ist, die Errungenschaften der Physiologie aber unsicher sind und von Laien nicht leicht geprüft werden können, (ich habe heimlich längst die statistische Bemerkung gemacht, sagt Lotze, daß die großen positiven Entdeckungen der exacten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von etwa vier Jahren haben) so werden sich die Schulaufsichtsbehörden gewissenhafterweise in streitigen Fällen an die erstere halten. „Durch Auswendiglernen unverstandner Wörter und Formen," sagt Preyer S. 11, „wird das weiche Wachs des Gedächtnisses übervoll gestempelt: für das noch unausgebildete Knabengehirn nicht assimilirbare Regeln, Gebote und Verbote ohne Anschaulichkeit, werden aufgehäuft." Das weiche Wachs des Gedächtnisses soll wohl dichterische Umschreibung der grauen Substanz des Gehirns sein, von der er kurz vorher gesagt hat, daß sie übermäßig angestrengt werde, weil der geistige Nährstoff „wegen des Mangels an Anschaulichkeit, an unmittelbarem sinnlichen Interesse und an ursachlichem Zu-

sammenhängen nicht vollständig verarbeitet werden kann." Niemand kann ein größrer Feind vom verständnislosen Auswendiglernen sein wie wir. Und deshalb haben wir im Religionsunterricht und verschiednen Zweigen des Elementarunterrichts die Kinder viel gequält mit dem Zwange zum Auffassen des ursächlichen Zusammenhangs. Wir sagen gequält, weil das den meisten sehr schwer fällt, während ihnen das Herunterplärren auswendig gelernter Sprüchel, gleichviel ob verstanden oder nicht, was uns in der Seele zuwider ist, geradezu Vergnügen macht. Was auch die Physiologen in der grauen Substanz gefunden haben oder gefunden zu haben sich einbilden mögen, jeder Schulmeister weiß, daß bei den Kindern das Wortgedächtnis die stärkste aller geistigen Fähigkeiten ist. Und wäre es gewissenlos, sich auf bequemes Einpauken zu beschränken und die Übung des Verstandes, die Lehrern wie Schülern Mühe macht, zu unterlassen, so wäre es nicht minder gewissenlos, die gar nicht zu verachtende Gabe des Gedächtnisses unbenutzt zu lassen, die bei der Aneignung des Wortschatzes fremder Sprachen, mögen es nun alte oder neue sein, und sonst so treffliche Dienste leistet. Von übermäßig vielen Geboten, Sprüchen und Liedern sind wir auch keine Freunde, aber ein mäßiger Schatz davon ist nicht zu verachten. Wird auch nicht alles gleich verstanden, mit der Zeit stellt sich das Verständnis schon ein, wogegen die Kraft, auswendig zu lernen, später schwindet. In dem obigen Ausspruche Preyers ist Wahres mit Falschem gemischt; darin hat er nämlich Recht, daß der Unterricht den jungen Leuten desto besser gefällt, je mehr er mit Anschauung verbunden wird und das sinnliche Interesse erregt. Darüber waren bereits die Pädagogen des vorigen Jahrhunderts einig. Welche Schwierigkeiten der Durchführung des als richtig erkannten Grundsatzes der Anschaulichkeit bis auf den heutigen Tag entgegenstehen, kann hier nicht dargelegt werden. Nur noch die eine Bemerkung, daß Preyer irrt, wenn er glaubt, nur das Latein sei eine Marter. Manchen Schülern fällt es, so wie es gegenwärtig gelehrt wird — die Methode ist ja der Verbesserung eben so bedürftig wie fähig — ganz leicht, wofür ihnen die Mathematik desto saurer wird. Das Unglück besteht hauptsächlich darin, daß drei Viertel der Knaben, die das Gymnasium zu besuchen gezwungen werden, nicht hingehören.

Drittens. Bei Bekämpfung des altsprachlichen Unterrichts schadet Preyer seiner Sache durch Übertreibungen und offenbar ungerechte Vorwürfe. So hechelt er die Genusregeln durch und sagt dann: „Kein Wunder, wenn der Knabe irre wird an der Gesetzmäßigkeit der Dinge, wenn er meint, auch andre Gesetze, die Sittengesetze, die Naturgesetze gestatteten Ausnahmen, es sei zwar im allgemeinen richtig, daß man ehrlich sein müsse, aber es verschlage nichts, die gute Lehre einmal außer Acht zu lassen." Der Junge, der durch die Genusregeln an den Naturgesetzen irre wird, soll noch geboren werden. Dagegen würde ein Mensch, dem man die verkehrte Meinung beibrächte, es müsse im menschlichen Verkehr gerade so gesetzmäßig zugehen wie in der Natur, für das Leben vollständig verderben. Das Leben steckt voller Ausnahmen und bringt uns täglich neue Überraschungen, und wehe dem steifen Manne der Gesetzmäßigkeit, der sich nicht hineinzuschicken vermag, der gleich aus dem Konzept kommt, wenn nicht alles am Schnürchen der Regel geht! Er kann in unsrer Zone des veränderlichen Niederschlags den Acker nicht bestellen, er kann launenhafte Kunden nicht bedienen, er kann nicht an der Börse spielen, er kann unsre hundertparagraphigen Gesetze nicht verstehen, er kann vor allem nicht heiraten, denn Weiber, kleine Kinder und Dienstboten sind der Inbegriff der Gesetzlosigkeit. Freilich wissen wir, daß auch die veränderlichste Witterung und die wunderlichste Weiberlaune notwendige Erzeugnisse des nach unabänderlichen Gesetzen

geordneten Weltlaufs sind, allein diese erhabene wissenschaftliche Erkenntnis nützt uns in den wechselnden Verlegenheiten des täglichen Lebens gar nichts. Und die Moralgesetze? Die Wahrhaftigkeit ist nicht bloß eine der wichtigsten, sondern auch noch dazu die allerdeutscheste Tugend; trotzdem bleibt die in ergötzlichen Novellen und Humoresken oft erläuterte Thatsache unter unsern heutigen künstlichen Verhältnissen auch für die Deutschen wahr, daß ein Mann, der ausnahmslos die volle Wahrheit sagen wollte, binnen einem Jahre sich selbst, seine Familie, seine Partei und vielleicht sein Vaterland zu grunde richten würde, wenn man ihn nicht bei Zeiten ins Narrenhaus sperrte; ein Mensch wie Luther ist unter uns Heutigen unmöglich. Und hat Preyer noch keine Kollision der Pflichten erlebt? Preyer hält es für ein großes Unglück, daß amaveritis zwei Bedeutungen hat; nun, unser deutsches Wort reden hat gesprochen deren vier, da ja der große Anfangsbuchstaben in Reden und das h in Rheden nicht gehört wird. Er ruft mit Bezug auf die lateinische Formenlehre: „Hier herrscht der blinde Autoritätsglaube; der Kausalitätstrieb wird erstickt." Als ob der Schüler in der Naturgeschichte erführe, warum die Eiche deutsch Eiche und lateinisch quercus heißt, und in der Geographie, warum gerade bloß der Montblanc so heißt, während doch noch tausend andre Berge weiße Kappen tragen! Als ob der Schüler nicht aufs Wort glauben müßte, daß es in Afrika einen Niger giebt und daß ein Mann namens Napoleon gelebt hat! Als ob ohne Autoritätsglauben irgend ein Unterricht auch nur begonnen werden könnte! Nach Preyers Grundsätzen müßte der Unterricht, der doch ohne Worte nicht erteilt werden kann, damit beginnen, daß für jede deutsche Benennung eines Dinges der Grund angegeben würde, eine Aufgabe, der selbst die Gebrüder Grimm nicht gewachsen sein würden. Ohne Biologie und ohne Vorurteil gegen die alten Sprachen hat Herbart vor mehr als fünfzig Jahren gefordert, daß von den talentvollen Knaben (nur solchen!) die für die Außenwelt empfänglicheren in die Realschule, die mehr in sich gekehrten aufs Gymnasium geschickt werden, daß auch der Gymnasiast beobachten, seine Hände und die einfachsten Werkzeuge gebrauchen lernen, daß keinem Knaben mehr als fünf Sitzstunden täglich zugemutet werden sollen. Heute giebt es lateinlose Lehranstalten mit Internaten in Preußen, deren Zöglinge täglich zwölf Sitzstunden und darüber erdulden müssen! Und der Prediger Salomonis, der weder von Biologie noch von Latein etwas wußte, schreibt: „Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht Leibespein"; namentlich von den Tertianern pflegt dieser Bibelspruch mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen zu werden.

Einen reinern Genuß gewähren die naturwissenschaftlichen Aufsätze, bei denen die Bezeichnung biologisch etwas besser paßt. Wir heben aus ihnen ein paar interessante Einzelheiten hervor. S. 182 spricht der Verfasser es als seine Überzeugung aus, daß Gefühle nicht vollständig auf Mechanik zurückgeführt werden können. In dem Aufsatze über Harvey stellt er fest, daß von diesem Forscher der Ausspruch: omne vivum ex ovo zwar dem Sinne, nicht aber dem Wortlaute nach stammt, und pflichtet Harveys Ansicht bei, daß das Leben vor den Elementen da sei und aus einer bloßen chemischen Verbindung einfacher Stoffe nicht erklärt werden könne. In dem Aufsatze über Darwin zählt er S. 251 unter des großen Forschers Freunden auch Ernst Häckel auf und fährt dann fort: „Darwin nennt in Briefen an mich letztern seinen sehr guten Freund, und bis zuletzt hat er ihn als solchen geschätzt, wenn er auch den Häckelismus vom Darwinismus in einem Gespräche, das ich 1880 mit ihm in Cambridge hatte, bestimmt auseinandergehalten haben wollte." Aus der Abhandlung über den Hypnotismus endlich ersehen wir, daß Preyer an die Wirklichkeit der Erscheinungen, die man unter der Bezeichnung

Hypnotismus zusammenfaßt, glaubt und sich davon durch eigne Experimente überzeugt hat. Unter diesen Umständen wird uns Laien wohl auch nichts andres übrig bleiben als dran zu glauben. Dann aber müssen wir den Begriff des Aberglaubens ändern und bei sehr vielen Wundergeschichten zugestehen, daß sie möglicherweise auf Thatsachen beruhen. Kant würde über dieses Ergebnis der modernen Forschung unwillig den Kopf schütteln. Er erklärte bekanntlich: Ich glaube an kein Gespenst; denn glaube ich an eins, so muß ich an alle glauben! Ähnlich würde er sich wohl den hypnotischen Heilungen gegenüber verhalten, die sich der äußern Erscheinung nach von Wunderheilungen nicht unterscheiden, wenn auch unsre Physiologen von dem, was dabei vorgeht, einen ganz andern Begriff haben als die Wundergläubigen.

Blicke in vergessene Winkel. Geschichts-, Kulturstudien und Charakterbilder. Ein Beitrag zur Volkskunde von Max Ebeling. Erster und zweiter Band. Leipzig, Georg Böhme, 1889

Der hier gemeinte vergessene Winkel ist zunächst der Drömling, der Teil der Altmark, der von der Ohra durchflossen wird, bei Öbisfelde. Der Verfasser ist dort Pfarrer, und zwar schon lange, sodaß er alles genau kennt und für alles Interesse hat. Seine eignen Beobachtungen und wenige ältere Schriften (1737, 1798) haben ihm Material und Anlaß geboten, eine Studie nach der Art Riehls zu veröffentlichen. Da er ein wohlunterrichteter, auch humoristischer Mann ist, von künstlerischer Begabung, so ist sein Werk, obwohl die Gegend keine besondern Reize hat, durchaus lesenswert. Auch sein Streben, für die sittliche Hebung der Bauern einzutreten, ziert das Buch, das sich bei aller Anerkennung des guten Alten doch auch dem neuen Elemente nicht verschließt.

Der erste Band ist für weitere Kreise etwa von Friedrich dem Großen und der Entsumpfung des Drömlings an von größerer Anziehung. Der zweite Band ist als mehr kulturgeschichtlich von Anfang an wichtig. Das alte niedersächsische Bauernhaus thut seinen Mund auf, selbst Kleiderspinde fangen an zu reden aus alten und neuern Zeiten. Der Verfasser verfolgt das ganze Bauernleben, seine Sitten, Feste, auch seinen Aberglauben. Noch aus dem Jahre 1869 weiß er von einem „Notfeuer" zu erzählen. Selbst die Hebung des Sinnes für Kunst auf dem Lande geht ihm durch den Kopf. Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der verschiednen lokalen Dialekte, die gesammelt sind, werden vielleicht für Kenner des Plattdeutschen noch etwas abwerfen. Große Studien hat der Verfasser hierin nicht gemacht. Er erklärt das Wort körsch durch einen Hinweis auf cœur, freilich mit einem Fragezeichen, es kommt aber von küren (wählen) und bedeutet wählerisch, wie es im Jülichschen und an der westfälischen Grenze häufig vorkommt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Pforte, Frankreich und der Sklavenhandel

Eine wichtige Nachricht ist in der ersten Woche des neuen Jahres durch die Zeitungen gegangen, wichtig auch für uns, obwohl die Örtlichkeiten und die Verhältnisse, auf die sie sich zunächst bezieht, mit Deutschland und seinen Interessen wenig zu thun zu haben scheinen: die Erklärung und das Gesetz, wodurch der Sultan die Fortdauer des Handels mit Sklaven für die weiten Gebiete seines Reiches fortan rechtlich unmöglich gemacht hat, während sie bisher in der alten Welt die Hauptmärkte für diese Ware der afrikanischen Ausfuhr abgegeben hatten. Die Maßregel beansprucht unsre Aufmerksamkeit in mehrfacher Richtung. Wir begrüßen sie als Menschenfreunde, als Besitzer einer großen und vielversprechenden Kolonie in dem Weltteile, den die Sklavenjagden entvölkern und so der Arbeitskräfte berauben, die wir zur Erschließung und Ausbeutung jener Erwerbung bedürfen, endlich als Bundesgenossen der Engländer bei der Blockade der Häfen, die bisher vorzüglich zur Sklavenausfuhr nach den türkischen Provinzen Asiens dienten. Dazu kommt noch eine weitere Betrachtung, die gewissermaßen einen komischen Anstrich hat. Frankreich schreitet, wie die Franzosen behaupten und sich nicht ausreden lassen, an der Spitze der Gesittung, die Türkei wird als ein Staat aufgefaßt, der ihr nachzuhinken versuche, aber wenig Erfolg dabei aufzuweisen habe. Noch nie hat man erlebt, daß sie einem westlichen Lande mit einer Reform ein gutes Beispiel gegeben hätte, vollends den Angehörigen des Normalvolkes zwischen den Vogesen und den Pyrenäen. Selbst die Möglichkeit dazu schien ausgeschlossen. Und was begiebt sich jetzt? Der Halbbarbar am Goldnen Horn macht dem Sklavenhandel, so weit er zu gebieten hat, ein Ende, und die Regierung des Normalvolkes, obwohl schon als republikanische zur Förderung und Beschützung der

Freiheit und Gleichheit verpflichtet, fährt fort, diesen Handel mit allen seinen Greueln durch ihre Flagge zu decken!

Das Verbot des Handels mit Negersklaven ist nicht gleichbedeutend mit der Unterdrückung der Sklaverei selbst, wohl aber ein beachtenswerter Schritt zu dieser Maßregel, die der Zukunft zu überlassen ist. Es war natürlich viel leichter, das Gewissen des Volkes zu wecken, wenn man auf die Abscheulichkeiten der arabischen Menschenjäger und Menschenhändler in Afrika hinwies, als wenn man auf die weniger zu tage liegenden Übel der seit Urzeiten im Orient eingebürgerten und den Völkern zur zweiten Natur gewordenen sklavischen Knechtschaft aufmerksam gemacht und darauf ein Verbot gegründet hätte. Die Sklaverei war hier gleichsam in die Familien aufgenommen, und sie war vielfach durch Beruf und Herkommen, sowie durch den menschlichen Sinn der einzelnen Herren gemildert. England schaffte den Handel mit Sklaven viele Jahre vor dem Zeitpunkte ab, wo es die Befreiung seiner westindischen Neger aussprach. Die Vereinigten Staaten untersagten schon früh in diesem Jahrhundert die Einfuhr unfreier Arbeitskräfte aus Afrika, während sie die Sklaverei selbst erst 1862 unterdrückten. Die Abschaffung des Handels mit Schwarzen erfolgte vonseiten Englands, nachdem sie von den Quäkern zuerst angeregt worden und seit 1788 besonders von Wilberforce im Parlament eifrig betrieben und von Pitt unterstützt worden war, durch die Abolitionsakte von 1807, wonach der englische Sklavenhandel mit dem 1. Januar 1808 aufhören sollte. Im Wiener Frieden von 1814 verzichteten dann Spanien und Portugal auf diesen Handel nördlich vom Äquator. Übereinkünfte der Großmächte, die zu London stattfanden, bewogen 1816 Frankreich, ihn offiziell ganz aufzugeben. Im Jahre darauf folgte Spanien diesem Beispiele, 1823 Portugal, dieses wie jenes gegen eine beträchtliche Entschädigung. Auf Grund von Verträgen mit Großbritannien, die 1826 und 1830 abgeschlossen wurden, verbot Brasilien seinen Kaufleuten und Schiffern das Geschäft in „Schwarzfleisch." Trotzdem wurde der Negerhandel im geheimen noch ziemlich schwunghaft fortbetrieben, zumal da in den amerikanischen Staaten und Kolonien das Halten von Sklaven zunächst nicht untersagt worden war. Mit der Abstellung dieser Gewohnheit aber ging es langsam, da sie mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Zuerst gab 1830 die britische Regierung sämtlichen Sklaven der Krone die Freiheit, und drei Jahre später, am 28. August 1833, erging eine Proklamation, durch die alle Sklaven der englischen Kolonien in freie Leute verwandelt wurden. Die betreffenden Pflanzer und sonstigen Herren erhielten dafür die ungeheure Entschädigung von zwanzig Millionen Pfund. Es waren aber auch durch die Maßregel mit einem Schlage ungefähr 639000 Farbige aus lebenslanger Knechtschaft zu freien Arbeitern erhoben worden. Frankreich folgte diesem Beispiele erst nach der Februarrevolution von 1848 in seinen überseeischen Niederlassungen. Ähnliches geschah dann nach und nach in den nörd-

lichen Staaten der Union, während in den südlichen sich die Sklavenbevölkerung durch die Fruchtbarkeit der Schwarzen rasch vermehrte, sodaß man dort 1860 fast vier Millionen unfreie Farbige zählte. Die Partei der Abolitionisten veranlaßte vielfache Anläufe zur Beseitigung der „eigentümlichen Einrichtung" (peculiar institution), die ihr als Unwesen erschien, für deren Beibehaltung aber von der andern Seite geltend gemacht wurde, daß sie für die Wirtschaft des Südens eine Lebensfrage sei, indem Tabak, Reis, Zuckerrohr und Baumwolle, das Haupterzeugnis der dortigen Pflanzer, sich nur mit Hilfe schwarzer Sklaven bauen ließen. So wurde denn das sogenannte Missouri-Kompromiß von 1820, wonach die Sklaverei in den Gebieten nördlich vom 36. Grade für immer aufgehoben sein sollte, durch die Kansasakte von 1854 beseitigt, in der die Einführung, Beibehaltung und Abschaffung der Sklaverei zu einer Sache freien Entschlusses jedes einzelnen der Vereinigten Staaten erklärt wurde. Diesem Rückschritte arbeiteten aber die Parteien der Republikaner und Freesoilers (Freibodenmänner) mit verdoppeltem Eifer entgegen, und 1860 errangen diese in der Wahl Lincolns zum Präsidenten den Sieg auf verfassungsmäßigem Boden, der jedoch erst durch einen Bürgerkrieg gesichert werden mußte. Die Proklamation vom 1. Januar 1863, die alle Sklaven der Union samt ihrer Nachkommenschaft befreite, war zunächst nur eine Kriegsmaßregel, wurde aber durch einen Kongreßbeschluß vom 31. Januar des folgenden Jahres zum Gesetz erhoben und der Verfassung eingefügt. Die gänzliche Niederwerfung der Konföderirten des Südens, die sich 1865 vollzog, verschaffte diesem Gesetze thatsächliche Anerkennung im ganzen Bundesstaate, und wirksame Bestimmungen in Betreff der Ausführung sorgten in den einzelnen bisherigen Sklavenstaaten für praktische Verwirklichung der Neuerung. Diese schädigte die südlichen Pflanzer außerordentlich, da sie ihnen die zum Betriebe ihrer Wirtschaft erforderliche Arbeit großenteils entzog; denn die Neger ließen sich zu solcher freiwillig meist nur so weit bewegen, als sie durch ihre geringen Ansprüche an das Leben und seine Bedürfnisse dazu gezwungen waren. Auch war ihre bisherige Lage keineswegs so schrecklich gewesen, als die Hetzschriften der Abolitionisten, z. B. der Roman „Onkel Toms Hütte," sie schilderten. Die Sklaverei in Amerika mag, wenn man den ungleichen Wert der Rassen leugnen darf, ein Unwesen sein, aber sie war dann hier wenigstens vielfach gemildert. Abgesehen von einzelnen Sklavenhaltern, die dem Legree der Frau Beecher Stowe ungefähr glichen — ungefähr, denn wer mißhandelte, quälte und tötete sein Arbeitsvieh aus bloßem grausamen Mutwillen? —, waren die südlichen Pflanzer milde und rücksichtsvolle Herren ihrer farbigen Knechte, und diese zeigten sich in der Regel ihren Besitzern treu und anhänglich. Das wurde in sehr auffälliger und überraschender Weise während des Bürgerkrieges offenbar. Die Abolitionisten, beiläufig durchaus nicht reine Menschenfreunde, sondern vielfach grobe Heuchler und Spekulanten, behaupteten, die Schwarzen würden

allenthalben bereit sein, sich gegen ihre unbarmherzigen Unterdrücker zu erheben, sobald die Umstände günstig wären. Von 1861 bis 1864 hatten sie solche Gelegenheit reichlich. Die gesamte Männerwelt der Weißen im Süden wurde zu den Waffen gerufen und in den Krieg hinausgesandt. Jefferson Davis hatte, wie die Redner des Nordens sagten, „Wiege und Großvaterstuhl zur Füllung seiner Reihen beraubt." Die Wohnstätten, das Eigentum, die Weiber und die Kinder der konföderirten Krieger blieben der Sorge von Sklaven überlassen zurück, wochen- und monatelang. Und doch kein einziges Beispiel, daß die Neger sich gegen ihre Herrinnen und ihre jungen Herren empört hätten. Im Gegenteil, sie dienten ihnen nach wie vor und halfen ihnen mit rührender Ergebenheit bis zuletzt, als ob ihre Eigentümer noch immer unbestrittene Gebieter im Lande gewesen wären. Das rechtfertigt die Sklaverei nicht, es beweist aber unstreitig die Thatsache, daß, wenn das System verwerflich war, die, die damit arbeiteten, viel besser waren: die Herren im Süden müssen gute Herren gewesen sein, da sie sich die feste Treue ihrer Sklaven gesichert hatten.

An die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten schloß sich 1871 in Brasilien das Gesetz, das ihr allmähliches Aufhören mit der Zwischenstufe der „Lehrlingsjahre" anordnete, und ungefähr zu derselben Zeit wurde auf Cuba die Befreiung der Sklaven unter harten Kämpfen durchgesetzt. 1877 erfolgte, von den Engländern mit Eifer betrieben, die Abschaffung der Sklaverei unter den Hovas von Madagaskar, und in demselben Jahre schloß England mit Ägypten einen Vertrag ab, nach dem die Einfuhr und Ausfuhr von Negersklaven in letzterm Lande fortan unbedingt verboten sein sollte, und der die Verstümmelung von Negerknaben zu künftigen Haremswächtern bei schwerer Strafe untersagte. Er ermächtigte ferner englische Kreuzer, Schiffe unter ägyptischer Flagge nach Sklavenfracht zu durchsuchen und nach Befinden aufzubringen, und umgekehrt ägyptische Schiffe, die unter englischer Flagge in ägyptischen Gewässern Sklaven an Bord führen sollten, wegzunehmen. Zu gleicher Zeit verpflichtete sich endlich der Khedive, binnen sieben Jahren in allen Nilländern mit Einschluß des Sudan die Sklaverei abzuschaffen, was durch den bisherigen Sieg des Mahdismus bis auf weiteres im Süden der ägyptischen Grenze unmöglich geworden ist.

Dagegen haben jetzt die Bemühungen Englands und Deutschlands, dem afrikanischen Sklavenhandel zu steuern, in der Türkei Erfolg gehabt. Die Sklaverei besteht hier gleichfalls in milder Gestalt. Nicht selten sind Fälle, daß weiße Sklaven zu hohen Ehren und Würden im ottomanischen Reiche emporstiegen. Weiße Sklavinnen, die in das Harem des Sultans verkauft worden sind, können unter Umständen zu Müttern von Beherrschern der Gläubigen, Sklaven zu Paschas höchsten Ranges, Statthaltern und Ministern werden. Der schwarze Sklave hat zwar keine so glänzenden Aussichten, aber in einem Lande, wo alles mehr oder minder von der Laune seines despotischen Gebieters

abhängt, kann auch ein Knecht mit schwarzer Haut Günstling des Palastes werden und dann außerordentlichen Einfluß üben und zu großem Reichtum gelangen. Im ganzen Orient trägt der Sklave mehr den Charakter eines Hausgenossen als den eines gekauften Knechtes. Was man in Amerika Arbeitsvieh (chattel) nennen hören konnte, ist in muhammedanischen Ländern nicht zu finden. Es giebt hier Sklavenmärkte, aber keine öffentlichen Versteigerungen von lebendem Menschenfleisch, wo Mütter ihren Kindern entrissen wurden, keine Verkäufe weißer Frauen mit Negerblut in den Adern zur Füllung schlechter Häuser in Großstädten. Alle diese greulichen Handelsgewohnheiten blühten einst in Amerika, niemals aber bei den Türken und Arabern. Alle Sklaven gehören hier zum Haushalt. Ein reicher Mann hat Weiber, Nebenweiber, Kinder und Sklaven, weiß und schwarz. Alles ist eine Familie, die sorgfältig abgeschlossen von der Welt lebt. Die Sklaven sind abhängige Leute und Mündel, nicht oft zu schwerer Arbeit angehalten und ihr Leben lang vom Herrn genährt und gekleidet wie die andern Familienglieder. Ihre Freiheit ist nicht mehr beschränkt als die der Frauen des Hauses. Sie fühlen sich in der Regel zufrieden und würden sich schwerlich nach der mit Aussicht auf Darben gepaarten Freiheit sehnen, deren sich freie Arbeiter und noch mehr Arbeiterinnen in unsern Großstädten erfreuen. Die orientalische Sklaverei in der Weise, wie sie in der letzten Zeit bestand, unterschied sich aber doch in sehr wesentlicher Art auch unvorteilhaft vor der ehemals in Amerika üblichen. Wie wir sahen, schafften die Vereinigten Staaten schon 1808 den Sklavenhandel zwischen ihren Küsten und dem überseeischen Auslande, in erster Reihe Afrika, ab. Die Pforte dagegen hat die Einfuhr afrikanischer Sklaven in ihr Gebiet bis auf diesen Tag geduldet, und sie hat damit weit mehr Schaden und Greuel verschuldet, als der ganze innere Sklavenhandel im Süden der nordamerikanischen Union jemals zu verantworten hatte. Sie hat den Arabern Ostafrikas und der Gebiete der großen Binnenseen am Äquator einen offnen Markt für ihre Menschenware, das Ergebnis ihrer Raubzüge unter den heidnischen Negern, geboten, und sie hat dadurch alle Schrecken und Schändlichkeiten der Sklavenjagden und der Beförderung ihrer Beute nach der Küstengegend und von deren Häfen nach ihren Gebieten lebendig erhalten. Um ein paar Hundert brauchbarer Neger bis an das Rote Meer zu bringen, verwüsteten jene arabischen Unholde und deren Verbündete, muhammedanische Schwarze, Dutzende harmloser Dörfer und ermordeten in vielen Fällen die zum Verkaufe nicht geeigneten Männer, Weiber und Kinder, bisweilen zu Tausenden. Ihre Sklavenkarawanen durchkreuzten das Festland, indem sie ihre Wege mit den Gerippen der Unglücklichen bezeichneten, die entweder den Strapazen und Entbehrungen des Marsches von ihrer Heimat bis zum Sklavenschiffe erlagen oder wegen Widersetzlichkeit oder auch als unnütz gewordne Ware einfach totgeschlagen wurden, Knaben wurden verstümmelt, um für den Gebrauch in den türkischen Harems verkäuflich zu werden.

Allerhand Abscheulichkeit wurde begangen, um den gewinnreichen Handel mit Menschenfleisch zu fördern. In welcher haarsträubenden Ausdehnung die Sklavenjagden für die Türkei und Ägypten betrieben wurden, und wie sie ganze weite Landstriche entvölkerten, ist erst in der neuesten Zeit durch die Untersuchungen Camerons, Livingstones und Stanleys völlig aufgeklärt worden. Livingstone berechnete, daß auf diesem Wege alljährlich mindestens 350 000 Schwarze geraubt würden, und daß von dieser Zahl höchstens 70 000 lebendig die Einschiffungshäfen erreichten. Auf den beschwerlichern Straßen des Sklavenhandels gelangte oft von neun eingefangnen Negern nur etwa einer bis an die Küste des Landes, wohin er bestimmt war. In einem Berichte der Londoner Antisklaverei-Gesellschaft wurde die Zahl der jedes Jahr von den Arabern im Innern Afrikas zum Verkauf erjagten Schwarzen auf ungefähr eine halbe Million geschätzt, was richtig sein kann, aber wahrscheinlich übertrieben ist. So war die Haussklaverei der Orientalen, die an sich durch das Herkommen und das menschliche Gefühl bedeutend gemildert worden war, von sehr weitreichendem und sehr unheilvollem Einfluß auf das afrikanische Binnenland. Sie reizte die arabische Habgier und war die unmittelbare Ursache der Grausamkeit, die mit dieser Habgier Hand in Hand ging. Hätte es in der Türkei kein großes Absatzgebiet für schwarze Sklaven gegeben, so hätten die Sklavenjäger kaum auf die Hälfte des Gewinns rechnen können, den sie trotz aller Spesen und Verluste bei ihrem Geschäft einstrichen. Ein andrer Teil ihres Verdienstes bei der Sache fließt aus dem Handel mit Elfenbein. Bei den sehr beschwerlichen Wegen durch Gebirge, dichte Wälder, hohes Gras und weite Sümpfe ist der Neger das einzige Lasttier dieser Gegenden. Läßt er sich nicht als Sklave verkaufen, so läßt er sich, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind, als Träger von Elefantenzähnen gebrauchen, bis ihm die Kräfte versagen. Die drohende Ausrottung des afrikanischen Elefanten würde für die Schwarzen, wenn sie zur Wirklichkeit würde, ein erfreuliches Ereignis sein, denn sie würde sie von der Furcht befreien, eingefangen und als Transportmittel für den Elfenbeinhandel benutzt zu werden, die starke Abnahme dieser Tiere ist also in dieser Beziehung nicht beklagenswert. Der neue Erlaß des Sultans jedoch muß, wenn er energisch ausgeführt und gehandhabt wird, die Aussichten der Araber Ostafrikas auf Gewinn in ihrem Sklavengeschäfte viel ernstlicher vermindern. Man hört zuweilen die Behauptung, daß, da nur Muhammedaner sich mit der Beschaffung und dem Vertriebe der schwarzen Ware befassen, der Islam die Schuld an den damit verbundnen Unmenschlichkeiten trage; das ist aber doch nur mit Einschränkung wahr. Ohne Zweifel lehrt der Islam unmittelbar und mittelbar, daß die Ungläubigen eine Art Menschen zweiter Klasse seien ohne die Rechte der Muslime, und daß sie von Rechts wegen deren Knechte sein sollen; aber die Christen haben nicht die Befugnis, in dieser Hinsicht mit Steinen zu werfen. Die Kirche verteidigte und ge-

stattete im Mittelalter den Handel mit Sklaven, der allerdings meist von Juden betrieben wurde, aber bis auf Kaiser Karl den Fünften einzig weiße Menschen — anfangs Slawen, woher der Name Sklaven — kaufte und verkaufte, und in den Südstaaten der nordamerikanischen Union schlossen die Pastoren aller Sekten und Bekenntnisse über das Unwesen nicht nur die Augen, sondern fanden es ganz in der Ordnung und von Gott gewollt, daß die „Söhne Hams" als verkäufliches Vieh betrachtet und behandelt wurden. Wir haben dem endlich ein Ziel gesetzt, und der Islam folgt nun mit dem Befehle seines Chalifen nach. Dieser konnte sich aber zu der großen Reform umso leichter entschließen, als in Britisch-Indien fünfzig Millionen Muhamedaner leben, die sich vollkommen freier Ausübung ihrer Religion erfreuen und die Abgeschlossenheit ihrer Harems ungestört bewahren, ohne daß sie menschliche Wesen, schwarz oder weiß, zur Sklaverei oder zur Verstümmlung zu verdammen brauchen. Was also unter dem Szepter der Kaiserin von Indien Brauch und Gesetz ist, kann auch in Syrien und Kleinasien ohne Schaden für den muhamedanischen Glauben eingeführt werden.

Wir sagten zu Anfang, es sei noch nicht vorgekommen, daß die Türkei irgend einer christlichen Regierung durch eine Reform mit gutem Beispiele vorangegangen sei. Aber die Staatsmänner, die Frankreich regieren, könnten jetzt mit Vorteil Notiz davon nehmen, daß nach den Bestimmungen des neuen Erlasses des Padischa den Führern britischer Kreuzerschiffe fortan die Erlaubnis erteilt worden ist, Fahrzeuge, die unter türkischer Flagge segeln, anzuhalten und zu untersuchen, ob sie Sklavenfracht an Bord haben, und daß anderseits Schiffe unter englischer Flagge sich derselben Behandlung vonseiten türkischer zu unterwerfen haben. Bis heute verweigert Frankreich den Engländern diese Befugnis und unterstützt dadurch den arabischen Sklavenhandel in Afrika. Ein dabei beteiligter Schurke verschafft sich von einem französischen Konsul das Recht, auf seiner Dhau die Trikolore der Republik aufzuziehen, die nun gegen jede Durchsuchung vonseiten britischer Seeleute geheiligt ist. Eine englische Kriegsschaluppe darf sie nicht entern und wegnehmen, auch wenn sie erwiesenermaßen voll Sklaven steckt. Um also die Reinheit seines nationalen Emblems gegen saubere fremde Hände zu wahren, läßt das französische Volk es durch die Fäuste der schmutzigsten Schufte der Welt schänden. Es sind sehr seltsame und widersinnige Begriffe von Zartgefühl und Würde, die hier die Politik Frankreichs beherrschen. Der Kardinal Lavigerie, auch ein Franzose, denkt verständiger und menschlicher, und das Übel, das er bekämpft, ist groß genug, um die ganze zivilisirte Welt zu seiner Unterstützung aufzufordern. Die Einnahme von Chartum und der erzwungene Rückzug Emin Paschas von Wadelei haben Innerafrika den Sklavenjägern und den Abnehmern ihrer Ware preisgegeben. Aber mit dem neuen Erlaß beginnt eine neue Periode. Das Unwesen im Binnenlande wird sobald nicht angegriffen und unterdrückt werden können. Aber einstweilen unterbinden ihm England,

Deutschland und Portugal durch die Blockade der Küste die Adern, und die Sklavenschiffe, die sie brechen, haben nach dem Verbote des Sklavenhandels in türkischen Gewässern und Landgebieten weniger als früher Aussicht, mit ihrer Ware Geschäfte zu machen. Es gilt jetzt für Frankreich, sich dem Kreuzzuge gegen den ruchlosen Handel anzuschließen und, Vorurteile dahinten lassend, nachzuholen, was nur zu lange versäumt worden ist. Das verlangt die öffentliche Meinung in Europa, das erfordern auch die Interessen des Gebietes, das Frankreich neuerdings im Kongobecken erworben hat. Es darf sich nicht durch die Pforte beschämen lassen bei der Bewegung gegen einen Fluch, der Afrika mehr als alles andre zum „dunkeln Erdteil" macht.

Die Wohnungsnot der Beamten

Wenn ein abschließendes, das Ganze überblickendes Urteil sich doch immer wieder auf Einzeluntersuchungen gründen muß, wenn wirklich nach Goethes Wort „das Allgemeine der einzelne Fall" ist, so dürfte es sich rechtfertigen lassen, über einen Mißstand Klage zu erheben, der von mir allerdings nur in der nähern Umgebung meiner Heimat beobachtet worden ist, der sich aber offenbar über ganz Norddeutschland drohend verbreitet. Mag dann ein Weiterblickender, dem die Quellen allseitiger Erkundigung zu Gebote stehen, eine ausgleichende Auffassung berichtigend geltend machen.

Ich will von der vielbesprochenen Wohnungsnot der Beamten, insbesondre der richterlichen Beamten handeln, die allmählich, soweit mein Blick reicht, zu einer schwerdrückenden Bekümmernis für diese geworden zu sein scheint. Freilich möchte jede derartige Klage rasch verstummen, wenn man die Verhältnisse mit der durch die bekannten neuern Untersuchungen in ein schauerlich grelles Licht gestellten Wohnungsbedrängnis der niedern Volksklassen an vielen Orten Deutschlands vergleicht. Aber auf der andern Seite braucht man doch auch nicht den kleinern Mißstand über dem größern aus den Augen zu verlieren und dessen vielleicht mögliche wirtschaftliche Heilung unversucht zu lassen.

Bekanntlich ist in Deutschland seit einem Menschenalter im Gegensatz zu der Verbilligung der gewerblichen Erzeugnisse für alle Konsumenten durch-

weg eine bedeutende Steigerung der Preise der eigentlichen und unmittelbarsten Lebensmittel eingetreten. Und gerade jetzt erfährt sie — nicht bloß für die kleinen Leute und die kleinen Beamten, wie der Reichstagsvizepräsident Dr. Buhl kürzlich auf einem nationalliberalen Parteitage zu Hannover meinte — bei Kohlen, Fleisch, Eiern, Milch u. s. w. eine höchst empfindliche Erhöhung. Daneben drücken die überreichlichen Steuerlasten, besonders soweit sie aus dem Gemeinde- und Schulverbande entspringen, und die erhöhten Lebensansprüche, z. B. die allgemeine Reisesucht, deren Befriedigung sich viele, insbesondere die Staatsbeamten zur Wahrung ihrer Stellung, nicht gänzlich versagen können. Aber dies insgesamt bringt gerade dem Beamten nicht soviel Bedrängnis, wie die Preissteigerung der Wohnungen, weil in ihr all jene Verteuerung gewissermaßen wiederholt zum Vorschein und zur Geltung kommt. Die Häuserbesitzer sind natürlich, gestützt auf ihr zumal in kleinern Städten vorhandnes und gleich einer scharfen Schraube wirkendes Monopol, alsbald darauf aus, bei den Mietzinsen sich ihrer Lasten an Gebäudesteuer und allgemeiner Preiserhöhung zu erholen. Dann erfährt es also auch der Beamte, dessen Einnahme durch diese übrige Teuerung bereits hart mitgenommen wird, daß mit dem Sinken seiner Mittel der verhältnismäßige Anteil, den die Wohnungsmiete unter den Ausgaben beansprucht, nach dem von Engel und Schwabe aufgestellten und begründeten volkswirtschaftlichen Gesetze steigt.

Wie sich die Wohnungspreise der Staatsbeamten zur Zeit in Nordwestdeutschland stellen, erkennt man am besten daran, daß man durchschnittlich rechnen muß, der den preußischen Beamten vor mehrern Jahren bekanntlich bewilligte „Wohnungsgeldzuschuß" erreiche etwa nur den halben Betrag des von ihnen anzulegenden Mietgeldes. Es ist also wohl thatsächlich vielfach eingetreten, was man seiner Zeit gegen diese Neuerung einwandte, daß die Häuservermieter einfach durch Erhöhung des Zinses diesen Zuschuß für sich eingestrichen haben.

Doch nicht mit solcher Teuerung ist der obwaltende Übelstand für den Beamten erledigt; die empfindlichste und ärgerlichste Seite der Wohnungsnot ist für ihn die, daß, weil vielfach ein wirklicher Mangel an ausreichenden Wohnungen herrscht, er trotz hochgeschraubter Miete sich seinem Hausherrn auf Gnade und Ungnade überlassen sieht. Auch unter seinen Standesgenossen muß sich jetzt mancher rauchende Öfen, schneedurchlassende Fenster, stinkende Abtritte u. s. w. gefallen lassen; aus Mangel an Beispielen braucht man nicht etwa auf den bekannten „Berliner Mietvertrag" (bei Engel, „Die moderne Wohnungsnot"), eine in der That vollendete „juristische Mausefalle," zu verweisen. Wer aber einmal unter diesem Drucke, unter solcher Recht und Billigkeit offen verhöhnenden Tyrannei eines Hausvermieters hat seufzen müssen, der wird voll Ingrimm die ganze Schmählichkeit einer solchen Lage bestätigen, der wird in Versuchung kommen, gar zu solchen Phantastereien gegen das

Privatgrundeigentum sich hinzuneigen, wie sie der Amerikaner Henry George mit so großer Lebhaftigkeit vertritt.

Diese böseste Seite der Sache ist ja freilich auch schon früher öffentlich besprochen worden. Wohlmeinende Volkswirte haben auf die Gefährlichkeit solcher Verhältnisse hingewiesen, weil sie geeignet sind, die Unabhängigkeit und die Unbescholtenheit der Beamten zu untergraben. Für den Richterstand aber werden sie völlig zu einem Hohn auf das Gesetz. Denn während dieses in Deutschland dem Richter vonseiten des Staates die Unversetzbarkeit gewährt, muß er sich in dem Orte, aus dem ihn seine vorgesetzte Behörde nicht entfernen kann, übermütigen Hauseigentümern beugen oder sich von ihnen von Wohnung zu Wohnung hetzen und seinen Gehalt durch die unnützen Umzugskosten mit aufzehren lassen. Zum Erwerb eines eignen Hauses ist ja der Beamte aus verschiednen Gründen selten in der Lage: wegen unzureichender Vermögensmittel oder weil er sich oder seine Familie für den Fall der Versetzung oder des Todes nicht mit solchem Besitze beschweren darf. Je größern Wert man aber in Deutschland auf diese Unversetzbarkeit der Richter legt, je empörender beispielsweise die aus politischen Gründen 1885 in Frankreich durchgeführte suspension de l'amovibilité war, um so bedauerlicher sollte es erscheinen, die richterlichen Beamten dann doch in einer weit schlimmern Abhängigkeit, in der von gewinnsüchtigen Hauseigentümern, zu lassen. Man vergesse dabei nicht, daß unter letztern nicht nur die ungebildeten „Spekulanten" ihnen Not machen, sondern auch die philisterhafte Spießbürgerlichkeit hier Gelegenheit zu Reibungen und Schraubereien sucht, wie sie ja überhaupt die geflissentliche Gegnerschaft gegen die Regierung und alles, was damit zusammenhängt, häufig als ihre besonders vergnügliche Aufgabe betrachtet.

Zweierlei soll allerdings nicht verkannt werden. Glücklicherweise sind nicht alle Hausbesitzer von derartigen Gesinnungen beseelt, immerhin hört aber auch bei den wohlmeinenden und billig denkenden in Geldsachen die „Gemütlichkeit" auf, zumal wo sie selbst unter dem starken Drucke der Teuerung zu leiden haben. Und weiter mag hin und wieder die Baulust erwachen und dann zeitweilig der Wohnungsnot die äußerste Schärfe nehmen; aber leider verliert sie sich auch nach einigen Neubauten, die die den Städten zuströmende Bevölkerung bald ausgefüllt hat, ebenso rasch, und die Sache steht wie vordem; Angebot und Nachfrage bringen es auch hier zu keinem gesunden Verhältnisse.

Der Mißstand, den die Wohnungsnot in den Kreisen der Beamten erzeugt, ist, wie bereits bemerkt, früher, besonders Anfang der siebziger Jahre, vielfach besprochen worden. Vor allem ist dabei von den verschiedensten Seiten — Roscher, Adolf Wagner, Miquel, Engel, Dr. Max Hirsch — betont worden, daß der Staat seinen Beamten Dienstwohnungen schaffen möge, und daß er dies auch ohne allzu große Geldopfer durchführen könne. Mit besonderm Eifer

hat sich Wilhelm Roscher, auch noch in seiner unlängst erschienenen Finanzwissenschaft, dieses Gegenstandes angenommen. Er weist darauf hin, daß die Kirche seit unvordenklichen Zeiten ihren Dienern Amtswohnungen gewährt habe. Er bemerkt mit vollem Rechte, daß die Überlassung von Dienstwohnungen als Dienstentschädigung, ohne die sonstigen Schattenseiten der Besoldung in natura, wirklich genau so weit, aber auch nicht weiter gehe, als der Staat beabsichtige; ferner, daß durch das Naheaneinanderrücken der Wohnungen der Beamten, wie es dann zu erreichen sei, der Austausch der Meinungen unter ihnen und das wünschenswerte Zusammenhalten als Stand gefördert würde, „bedeutsam zumal für solche Ämter, die nicht in einzelnen Leistungen gleichsam aufgehen, sondern Kopf und Herz des ganzen Menschen in Anspruch nehmen, wie z. B. das Richteramt.“ Freilich möchte ich daneben zu erwägen geben, daß doch auch leicht sehr unerquickliche und dienstlich schädliche Mißhelligkeiten unter den Amtsgenossen entstehen können, wenn diese sogar ein und dasselbe Haus zu bewohnen haben. Endlich macht dann Roscher auch noch geltend, daß der seiner Amtsstube nahe wohnende Beamte bei gleicher Kraft und Mühe viel mehr leiste, als der, der täglich weite Wege dorthin zurücklegen müsse.

Leider, wenn auch, wie schon gesagt, ganz begreiflicherweise, ist nun diese besondre Wohnungsfrage in der letzten Zeit vor der allgemeinern der besitzlosen Volksklassen, vornehmlich der der gewerblichen Arbeiter, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Doch wird sie sich ohne Zweifel infolge der durch die anschwellenden Lebensmittelpreise immer unerträglicher werdenden Zustände wieder der öffentlichen Besprechung aufdrängen. Die allgemeine Wohlfahrt ist hier ja ganz besonders bedroht; läßt man den Beamtenstand sozial verkümmern, so büßt früher oder später das ganze Volk dafür. Und gerade die richterlichen Beamten müssen sich in ihrem Bezirk in einer gesellschaftlich angesehenen oder doch ausreichenden Lage befinden, wenn sie die durchaus, beispielsweise in Vormundschaftssachen, erforderliche Vertrauensstellung einnehmen, wenn sie nicht neben dem vielverdienenden Anwalt oder gar dem Gerichtsvollzieher, ihrem Untergebnen, gar zur sehr in den Schatten treten sollen. Wenn die deutschen Gerichtsbehörden bei Verhandlungen gegen einen Rechtsanwalt im schlimmsten Falle wegen „Ungebühr“ sofort strafend einschreiten dürfen, so scheint mir ein derartiges Aufsichtsrecht thatsächlich undurchführbar, wo sich die Gerichtsmitglieder in einer durch ihre Vermögenslage verursachten wesentlich niedrigern sozialen Stellung im Vergleich zu dem Disziplinirten befinden.

Das Verlangen nach Abhilfe der Wohnungsbedrängnis enthält nicht den Wunsch nach einer unmittelbaren Gehaltsaufbesserung, die in einer Zeit, wo ohnehin schon riesenhafte Ansprüche an den Staatssäckel gemacht und so manche dringende doch abgewiesen werden müssen, immer etwas Gehässiges hätte. Auch sind die wünschenswerten Gegenmaßregeln hier um so leichter getroffen, als doch nach dem Urteil einer Reihe von Kennern bei wirklich umsichtiger Verwal-

tung eine große Belastung der Staatskasse durch den Bau und die Unterhaltung von Dienstwohnungen gar nicht einmal eintreten würde. Denn das Anlagekapital würde sich wenigstens durch den dann wegfallenden Wohnungsgeldzuschuß allmählich abzahlen lassen. Eine entsprechende Vorwärtsbewegung scheint ja auch erfreulicherweise vorhanden zu sein. Während 1867 in Preußen nur 8 Prozent aller Staatsbeamten Dienstwohnungen besaßen (Engel), fielen 1875 auf 75 839 Beamte im Hauptamte und 1277 im Nebenamte 7480 Wohnungen (Preußische statistische Zeitschrift 1876), also doch 9—10 Prozent. Auch ist in den verschiednen Gegenden die Sachlage verschieden. Beispielsweise herrschen in der Provinz Hannover auf dem Lande zum wesentlichen Vorteile der Beamten die Dienstwohnungen für Gericht und Verwaltung vor. Gerade dort wird ja auch dadurch ein gar nicht abzuweisendes Bedürfnis befriedigt, da der Beamte auf dem Lande sonst möglicherweise überhaupt kein Unterkommen finden würde. Tritt das ein, und fehlt eine Amtswohnung, so hat die Justizverwaltung auch wohl schon zu dem Mittel gegriffen, die betreffende Gemeinde zur Beschaffung angemessener Wohnräume dadurch zu zwingen, daß sie im andern Falle mit Verlegung der Behörde drohte.

Es läßt sich nun zwar nicht verkennen, daß, wie Professor Seelig aus Kiel auf der Eisenacher Versammlung von 1872 bemerkte, der Staat sich bisher als der allerteuerste Verwalter beim Bauwesen gezeigt hat. Wohl mancher mag dafür die sonderbarsten Belege aus eigner Erfahrung kennen. Ich erinnere auch an die Worte, die der Geh. Oberregierungsrat Dr. Thiel, Mitglied des preußischen Landwirtschaftsministeriums, noch 1886 auf einer Versammlung des „Vereins für Sozialpolitik" geäußert hat: „So lange unsre Staatsarchitekten nicht lernen, zweckmäßig und billig zu bauen, so lange es vorkommt, daß nicht nur die Dienstwohnungen für höhere Beamte, an denen man sich bei der Möblirung ruiniren kann, sondern auch die kleinen Dienstwohnungen für untergeordnete Beamte, für Leute, die einen Wohnungsgeldzuschuß von 120 bis 150 Mark bekommen, so teuer im Bau sind, daß die Zinsen des Baukapitals, ganz abgesehen von dem Grunderwerb und den Unterhaltungskosten, das Mehrfache von dem betragen, was solche Beamte als höchste Miete anlegen würden, und natürlich das Vielfache von dem offiziellen Wohnungsgeldzuschuß, so lange dies der Fall und so lange trotz aller Bemühungen hieran nichts geändert werden kann — und es scheint unmöglich, dagegen anzukämpfen —, wird man es keinem Finanzminister verargen, wenn er sich der Schaffung von Dienstwohnungen möglichst widersetzt. Das wird sich nur ändern, wenn es gelingt, annähernd die Bauzinsen in ein Verhältnis zu den sonst gezahlten Mieten zu bringen."

Sollten aber wirklich die Bestrebungen zur Beseitigung eines unbestreitbaren Notstandes vor der Mangelhaftigkeit im staatlichen Bauwesen zurücktreten müssen? Das wäre doch im Grunde eine höchst beschämende Thatsache. Man muß sich

bei Prüfung dieses Punktes auch überlegen, daß es sich nicht um bloße Zweckmäßigkeitsfragen handelt. Der Staat hat vielmehr, da er seine Beamten an einen bestimmten Ort weist und dort festhält, geradezu die Pflicht, ihnen dann auch im Falle der Hilfsbedürftigkeit in geeigneter Weise beizuspringen und nicht dem Spiele eines selbstsüchtigen Interessenkampfes zu überlassen, worin ihnen die natürlichen Waffen fehlen. Ist dies doch auch z. B. in Preußen in der teilweise bestehenden Befreiung der Beamten von den örtlichen Steuern anerkannt. Und es gelingt ja sonst, preiswürdige Wohnungen herzustellen! Man muß es mit einem gewissen Neid ansehen, daß an vielen Orten Deutschlands große Gewerbebetriebe ihren Arbeitern schmucke und behagliche Wohnungen gegen ganz geringen Mietzins überlassen, die ihnen während der Arbeitsdauer nicht genommen werden. Man muß es als höherer Staatsbeamter mit Neid hören, wenn die preußische Staatsverwaltung, wie in einer Provinzialkorrespondenz aus dem Anfang der siebziger Jahre gesagt ist, auf all den Gebieten, auf denen sie mit der Arbeiterbevölkerung in unmittelbare Berührung tritt, ihr Augenmerk fort und fort darauf richten wolle, für die Verbesserung der Lage derselben, insbesondre ihre Seßhaftmachung einzutreten. Vornehmlich hat die Verwaltung der Staatsbergwerke hier eine eifrige Fürsorge sich angelegen sein lassen; auch bei der staatlichen Eisenbahnverwaltung wird das der Fall sein. Die Lage der höhern Staatsbeamten — die ich hier vorzugsweise ins Auge gefaßt habe — ist trotz aller Verbesserungen in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren gewiß noch keine günstige. Vielmehr ist es unbestreitbar, daß sie ohne Zuschuß aus eignem Vermögen eine Familie auch bei bescheidnen Ansprüchen nicht durchbringen können. Und nichts drückt mehr nieder, als eine solche res angusta domi und der peinigende Zwang, diese vor dem zudringlichen Auge des Nachbarn verborgen halten zu müssen. Umso wünschenswerter wäre es, dem Schlimmsten, der Wohnungsteuerung und der Wohnungsnot, in wirklich sachdienlicher Weise abzuhelfen. Dem Beamten bleibt doch noch immer genug zu kämpfen übrig, um sich in einer Zeit, die große Reichtümer an Einzelne schenkt, dem widerwärtigen Geldprotzentum gegenüber gesellschaftlich aufrecht zu erhalten. Er hat genug, stehen ihm nicht selber Glücksgüter zu Gebote, an der bittern Wahrheit zu tragen, die in den Worten Juvenals liegt:

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

Seine Stellung wird umso schwieriger, als, trotz der ungünstigen finanziellen Lage, doch so außerordentlich viel Ansprüche an ihn herantreten, die er nicht abweisen kann. Ich habe das oben schon gestreift: die Sammellisten für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke, Denkmäler und andre, ihm an sich fern liegende Dinge werden ihm bekanntlich immer zuerst vorgelegt.

Um eine teure Wohnung erschwingen zu können, wird man ihm doch wohl nicht den wohlfeilen Rat geben, sich im übrigen noch mehr einzuschränken,

Denn das geschieht so wie so und hat eben für den Beamten in seiner öffentlichen Stellung gemessene Grenzen. Gegen den „Kreisrichter im Flausrock und in Schmierstiefeln“ würde man jetzt doch wohl Verwahrung einlegen? Noch weniger wird man ihm hoffentlich den Ausweg empfehlen, sich dem Zweikindersystem zuzuwenden, um wenigstens einen „ruhigen Mieter“ abzugeben, oder sich in das Elend einer Geldheirat zu stürzen. Eine solche hat, von allem andern abgesehn, doch auch für den Staat das Bedenkliche, daß er, um eine anständige Lebenshaltung seines Beamtenstandes zu ermöglichen, gewissermaßen bei seinen Unterthanen unverzinsliche und unkündbare Zwangsanleihen erhebt. Ein Volk mag von seinen Beamten unermüdliche Pflichterfüllung und angestrengteste Arbeit fordern, wie sie auch dem Privatmann nicht erspart bleibt; aber es muß ihnen dafür auch eine sozial angemessene Stellung sichern. Dazu gehört aber in erster Linie eine gesunde und ausreichende Wohnung, ist doch eine solche eines der Hauptbedürfnisse des Menschen auf höherer Kulturstufe. Sie ist die Vorbedingung für körperliches und geistiges Wohlsein, für ein echtes Familienleben und eine gute Erziehung der Kinder. Sie allein schafft das mit allem Dufte der Dichtkunst umwobne sweet home. Auch ist sie die Grundlage einer treuen Pflichterfüllung im Amte und eines schaffensfreudigen Wirkens über dessen Kreis hinaus.

Man kann leicht zu gut essen und trinken, aber niemals zu gut wohnen, soll Disraeli geäußert haben. Und ebenso zutreffend ist die Bemerkung des Professors Schmoller, der Mensch sei das, was die Wohnung aus ihm mache. Es ist deshalb sehr begreiflich, daß sich die öffentliche Meinung fast einstimmig dagegen erhoben hat, daß der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland den Satz „Kauf bricht Miete“ zum Gesetz erheben will. Denn es ist, obgleich er in weiten Gebieten ohne wesentlichen Nachteil der Bewohner längst gegolten hat, nicht zu verkennen, daß sehr leicht dann „der Handel mit Wohngebäuden förmlich zu einem Handel mit den Bewohnern darin“ ausarten kann. Aber zweierlei ist wunderlicherweise von all den zahlreichen berufenen und unberufenen Tadlern jenes Gesetzentwurfes übersehen worden. Zunächst, daß ausdrücklich (Paragraph 509) bestimmt werden soll, der neue Erwerber habe die gesetzliche Kündigungsfrist — also mindestens ein Vierteljahr und Aufkündigung nur zum Vierteljahrswechsel (Paragraph 522, Abs. 3 dort) — zu beobachten, wodurch in der That dem betreffenden Rechtssatze seine Hauptschärfe beim Mietverhältnisse (anders allerdings beim Pacht!) genommen wird. Ferner, daß der wirtschaftlich nachteiliger gestellte Mieter sich noch weit Schlimmeres, weit härtere Bedingungen der Kündigung u. s. w. gefallen lassen muß. Eben hiergegen vermag das Gesetz nichts. Nur ein thatsächliches und ernstliches Eingreifen des Staates könnte wenigstens die Beamten solch beschämenden und niederdrückenden Verhältnissen entziehen.

Beobachtungen und Urteile eines sächsischen Diplomaten

2

Nachdem wir die Ansichten des Grafen Vitzthum über die Entwicklung der deutschen Frage kennen gelernt haben, wählen wir nun einige von den Beobachtungen aus, die er im Verlaufe seiner diplomatischen Thätigkeit zu machen Gelegenheit fand, und verbinden damit die Hauptzüge einer Anzahl von Charakterbildern hervorragender Staatsmänner, die sein Bericht nach Begegnungen mit diesen oder nach andern Erfahrungen entwirft.

Im August 1864 ging der Graf in geheimer Sendung von Dresden nach Hannover, um sich mit dem Minister von Platen über die Lage und namentlich über die schwer verständlich gewordene Stellung, die Hannover damals zu der schleswig-holsteinischen Frage einnahm, zu besprechen und Beust Klarheit zu verschaffen, ob Baiern und Sachsen noch auf das Welfenreich rechnen könnten. Platen gab ihm „im vollsten Vertrauen“ umfassende Auskunft über die Auffassungen und Zielpunkte seiner und des Königs Politik nach der Londoner Konferenz und nach Beendigung des Krieges mit Dänemark. Er betrachtete die Erbfolgefrage in den Herzogtümern als eine offene, begriff die warme Teilnahme Sachsens für den Augustenburger nicht und meinte, der Großherzog von Oldenburg sei mit seinen Ansprüchen zwar spät, aber nicht zu spät gekommen. Wer von beiden das bessere Recht habe, sei zu prüfen; besonders wichtig aber sei für einen Nachbarstaat Schleswig-Holsteins wie Hannover die Frage der politischen Bürgschaften, die diese Kandidaten zu bieten hätten. Es müsse wünschen, daß der neue Staat weder ein Vasall Preußens noch ein Baden an der Nordsee werde, d. h. anarchischen Zuständen anheimfalle. Nun sei der Augustenburger der Kandidat des Nationalvereins, der zwar aus Haß gegen Bismarck augenblicklich die preußische Spitze nicht mehr betone, aber sie bald wieder hervorkehren werde. Dann lasse sich mit der Verfassung von 1849 Schleswig-Holstein nicht regieren, und der Augustenburger, der sie angenommen habe, werde daher fortwährend genötigt sein, preußische Hilfe und Einmischung zu verlangen, um sich anarchischer Zustände zu erwehren. Wenn er Bismarck

gegenüber den Souverän spiele, so erkläre sich das aus jenem Hasse des Nationalvereins. Mit dem Kronprinzen von Preußen jedoch sei der Herzog Friedrich handelseins, und gelange er zur Regierung, so werde er Preußen sowohl die diplomatische Vertretung als die militärische Führung überlassen. Käme es dahin, daß die Schleswig-Holsteiner nur zwischen Anarchie und Preußen zu wählen hätten, so würden sie sich für die Unterordnung unter diese Macht als für das kleinere Übel entscheiden. Wenn aber diese verkappte Mediatisirung einträte, die der Nationalverein anstrebe, so würden die hannoverschen Stände noch vor Ablauf zweier Jahre Nachahmung dieses Beispiels empfehlen und nach Befinden verlangen. Sei dann Hannover borussifizirt, so werde Sachsen auch nicht lange widerstehen. Weit bessere politische Bürgschaften als der Erbprinz von Augustenburg biete den vier kleinern deutschen Königreichen für ihr gemeinsames Interesse der Großherzog von Oldenburg. „Er habe Hannover gegenüber die Verpflichtung übernommen, die Verfassung von 1849 keinesfalls anzunehmen, und zugleich dem preußischen Gesandten unumwunden erklärt, er würde niemals in eine Militärkonvention willigen, er sei ebenso entschlossen wie der König von Preußen, seine Souveränität zu behaupten, und er würde daher für die diplomatische Vertretung seiner Lande selbst Sorge zu tragen wissen. Die Vereinigung Oldenburgs mit den drei Elbherzogtümern würde einen fünften Mittelstaat mit zwei Millionen Einwohnern schaffen, der den Widerstand gegen Mainliniengelüste weit kräftiger unterstützen würde wie ein von dem schwachen Augustenburger mit der Verfassung von 1849 regiertes Schleswig-Holstein." Vitzthum machte vom europäischen Gesichtspunkte aus Bedenken gegen die oldenburgische Kandidatur geltend. Platen aber erkannte deren Gewicht nicht an und bemerkte, daß er in der Erklärung, die die Bevollmächtigten Österreichs, Preußens und des deutschen Bundes in der Londoner Konferenz am 28. Mai abgegeben hatten, trotz der Ratifikation des Bundestages eine endgiltige Entscheidung der Rechtsfrage (zu Gunsten des Augustenburgers) nicht erblicken könne. Ebensowenig legte er darauf Gewicht, daß England und Frankreich in der oldenburgischen Bewerbung eine russische Intrigue wittern wollten. „An die Tendenzlüge von der heiligen Allianz glaube niemand mehr."

Vielfach von Interesse ist, was Graf Vitzthum seinem Minister unterm 26. Januar 1865 aus London schreibt. Die Hauptquelle dafür war ein Mitglied der diplomatie feminine, die „liebenswürdige Lady X, eine der Damen der Königin Viktoria." Sie teilte ihm vertraulich folgendes mit: „In Osborne ist man entschieden augustenburgisch und ebenso entschieden antibismarckisch. Die Kronprinzessin von Preußen und ihr Gemahl teilen diese Gesinnung. Von einer Aussöhnung mit dem Machthaber, dessen Herrschaft das Leben Wilhelms I. kaum überdauern wird, ist nicht die Rede. Die Kronprinzessin ist von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für

die Zukunft ihrer Kinder haben kann. Sie betrachtet den Gewalthaber als das blinde Werkzeug der deutschen Radikalen und klagt, daß bei der Bethörung des armen Königs (infatuation of the poor king) ihr eigner und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Man habe die Augen vollkommen offen, lobe im Stillen unsre [der Sachsen, Baiern und sonstigen Protektoren des Kieler Prätendenten] Haltung und zähle auf den Vetter Alexander [Mensdorff, der denn auch, freilich vergeblich, seine Schuldigkeit gegen den verhaßten Bismarck mit Beihilfe einer thüringer Hoheit zu thun versuchte]. In Paris hat Lady X die Kaiserin Eugenie sehr betrübt gefunden. Sie habe ihr Herz ausgeschüttet über Margot [die Courtisane Marguerite Bellanger], welche den Kaiser affichire, und bestätigt, daß Napoleon neulich bei Margot, die in der Nähe des Arc de l'Etoile wohnt, von einer Ohnmacht befallen, bewußtlos nach den Tuilerien geschafft worden sei und mehrere Stunden gebraucht habe, um wieder zu sich zu kommen. Dies habe Eugenie so erschreckt, daß sie selbst zu Margot gefahren sei, um dieser Paris zu verbieten, nicht als Gattin, sondern als Mutter und Kaiserin. Die Betreffende soll hierauf wirklich nach Brüssel und von da nach dem Haag gegangen sein, um dem Prince Citron die Zeit zu vertreiben. Man sagt jedoch, sie habe es dort nicht lange ausgehalten und sei nach Paris zurückgekehrt. Die Versöhnung mit dem Prinzen Napoleon soll eine Folge dieser Ohnmacht sein. Viel Dauer verspricht man sich jedoch nicht davon, obwohl auch Walewski mit dem Prinzen wieder ausgesöhnt ist. Gräfin Walewska steht jetzt hoch in der Gunst der Kaiserin. Der Kaiser soll sie jedoch sehr kühl behandeln. Übrigens steht das kaiserliche Ehepaar selbst auf dem besten Fuße trotz aller Margots." Wir teilen diese Episode aus der Pariser Skandalchronik nur deshalb mit, weil Vitzthum meint, der Hauptvorgang habe in doppelter Hinsicht politische Folgen gehabt. „Einmal datirt — sagt er — von dieser Ohnmacht die täglich wachsende Unfähigkeit Napoleons III., die Diktatur auszuüben, welche ihm sein Halbbruder Morny, der Urheber des Staatsstreiches vom 2. Dezember, errungen hatte. Dann aber gab diese Ohnmacht Veranlassung zur Aussöhnung mit dem Prinzen Napoleon, dessen verhängnisvoller Einfluß auf seinen kaiserlichen Vetter in dem Maße stieg, als dessen physische und moralische Kräfte abnahmen." Er fügt dann hinzu, daß Lord Russell ihm die Bemerkungen der Lady X über das kronprinzliche Paar in Berlin bestätigt habe. „Ich sagte ihm — berichtet er —, Sie gedächten der Liebenswürdigkeit des Konferenzpräsidenten um so dankbarer, als Sie nicht immer seiner Meinung hätten sein können. »Natürlich — erwiderte er — konnten wir nicht der Ansicht des Freiherrn von Beust sein, aber ich muß gestehen, wenn ich mich an seine Stelle setze, begreife ich ganz die Richtung, die er genommen hat.« Unsre Haltung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit hat seine volle Anerkennung. Auch Lord Russell glaubt, Bismarck arbeite der Demo-

kratie in die Hände. So lange der König lebe, sei jedoch an keine Lösung der konstitutionellen Frage in Preußen zu denken. Der junge Hof sei in entschiedner Opposition, ganz für den Augustenburger und gegen jede Annexion. Man zähle auf Mensdorff. Ich habe seine letzte Depesche [vom 21. Januar] mit Vergnügen gelesen; er ist ganz der Gentleman. Ich denke, der arme Rechberg war wirklich zu schwach und gänzlich ungeeignet für die Stellung, die er eingenommen hatte. Na, lassen Sie uns das Beste hoffen. Ich freue mich, Ihre Verfassung so gut wirken zu sehen. Ihr Sachsen ist ein glückliches Land, und ich verstehe vollständig, daß das Volk nicht preußisch werden mag." Der Bericht schließt mit einer Äußerung des französischen Ministers Drouyn de Lhuys gegen den Verfasser. Er erzählte ihm, er habe im Hinblick auf einen Artikel der Times, worin den Franzosen der Rhein angeboten worden sei, einem englischen Staatsmanne die Stelle aus dem Othello zitirt: Should I want to fight, I do not want any prompter, wollt ich den Kampf, bedürft ich keines Hetzers.

Die Bestätigung eines bei uns längst feststehenden Urteils, vermutlich aber manchem unsrer Leser neu und überraschend, ist die Charakteristik Lord Palmerstons, dessen Tod der Verfasser der Denkwürdigkeiten auf einer Reise in Italien erfuhr. Vitzthum beurteilt ihn sehr abfällig, indem er ihn zunächst einen „eigenwilligen, eigenmächtigen, um nicht zu sagen eigensinnigen Minister" nennt, der von seinen Kollegen wie von seinen Untergebnen gefürchtet und gehaßt worden sei. Dann fährt er fort: „Seit fünfzig Jahren fast ohne Unterbrechung auf der politischen Bühne, hatte er immer, wie Prinz Albert mir einmal sagte, das Staatsinteresse dem seinigen hintangestellt. Langjährige Erfahrung, genaue Kenntnis des Triebwerkes, welches die Parteien im Unterhause in Bewegung setzt und im Zaume hält, hatten dem alten Tory gestattet, den Radikalen durch patriotische Rodomontaden zu imponiren und ihnen die Meinung beizubringen, niemand sei liberaler, niemand kenne das Getriebe der europäischen Politik genauer und niemand vermöge daher das Ruder des britischen Staatsschiffes sicherer zu leiten als er, der joviale Spaßmacher und bottle-holder. Der Pakt, den er hinter dem Rücken seiner Kollegen mit den Konservativen geschlossen hatte, erklärt die Gewalt, die er seit dem Krimkriege bis an sein Lebensende ausgeübt hat. Unter der Bedingung, der radikalen Reformbewegung zu widerstehen, hatte ihm Lord Derby freie Hand nach außen gegeben, und dies benutzte Palmerston, um seinem Hasse gegen Österreich sowie seiner Vorliebe für das revolutionäre Italien Luft zu machen. Seine hochtönenden Worte entzückten die öffentliche Meinung in England, aber im Grunde genommen haben seine platonischen Sympathien Italien thatsächlich weniger genützt, als die Menge glaubt." Der alte Herr hatte sich, nach der Ansicht des Verfassers, bei seinem Tode schon längst überlebt. „Seine oft seichten Witze, die im Unterhause belacht und beklatscht wurden, erinnerten nur zu häufig an einen für sein Hand-

werk zu alt gewordnen Clown. Die Geschichte wird Lord Palmerston trotz seines unleugbaren Talents nicht zu den Staatsmännern erster Klasse rechnen und ihn weder mit Lord Chatham noch mit William Pitt auf dieselbe Linie stellen. Er war ein geschickter Gaukler, aber ein Politiker zweiten Ranges. Es fehlte ihm nicht an Mut, wohl aber an Ruhe und Besonnenheit. Eine so ausgesprochne Selbstsucht wie die seine ist nur zu oft zu kleinen Mitteln verurteilt und beeinträchtigt den Nachruhm. Napoleon I. fragte einmal, was man von ihm sagen würde, wenn er tot sei. Die Umstehenden ergossen sich natürlich in Schmeicheleien. Der Kaiser ließ sie ausreden und sagte dann: Vous n'y êtes pas; on dira: Ouf! Das ist die Nachrede, die auch dem alten Palmerston von Freund und Feind geworden ist." Die, denen dieses Urteil zu hart vorkommt, und die, denen es zweifelhaft erscheint, weil es von einem Anhänger Österreichs gefällt wird, mögen die Denkwürdigkeiten Grevilles damit vergleichen, der Palmerston von Jugend an kannte und ein Freund seiner Gemahlin war.

Anschaulich erzählt und großenteils sehr anziehend sind die Begegnungen, die Vitzthum mit Antonelli und Papst Pio Nono hatte, doch müssen wir davon absehen, darauf näher einzugehen. Hervorgehoben sei nur, daß der Papst den Lord Palmerston als einen mécréant, qui ne croyait ni à Dieu ni à diable bezeichnete.

Wir kommen zum Frühling 1866 und zu der Zeit kurz vor dem Beginne des deutschen Krieges. Am 15. Mai berichtete Graf Vitzthum aus London nach Dresden, England sei tief bekümmert den Phasen der Entwicklung gefolgt, die Deutschland an den Abgrund eines Bürgerkrieges geführt hätten, weil man überzeugt sei, er könne einen für England gefährlichen Weltbrand entzünden. „Ganz abgesehen von den Handelsinteressen könnte dessen Machtstellung eine gleichgiltige Zuschauerrolle verbieten. So gehört z. B. Antwerpen in die britische Machtsphäre. Kein englischer Minister würde die Pflicht der Selbsterhaltung versäumen dürfen. Es ist sonach nicht zu verwundern, wenn die öffentliche Meinung in dem Grafen Bismarck den eigentlichen Friedensstörer erblickt und als solchen verdammt, da der Friedensstörer leicht sich als das Werkzeug dunkler, in letzter Instanz gegen Englands Machtstellung gerichteter Pläne entpuppen könnte. Man läßt ihn gewähren in der Hoffnung, er werde in sein eignes Verderben rennen. Man ist hier überzeugt, er werde in der elften Stunde den Einflüssen weichen müssen, welche allseits gegen ihn wirken, da sein ehrgeiziger Plan die Existenz des preußischen Staates aufs Spiel setzt. Alle Bemühungen sind in diesem Augenblicke darauf gerichtet, dem Könige von Preußen klar zu machen, daß er den preußischen Staat nur retten kann, wenn er seinen ehrgeizigen Minister fallen läßt und dessen abenteuerliche Politik aufgiebt." Der Verfasser bemerkt hierzu: „Man war unter dem Eindrucke, Graf Bismarck übe auf seinen Monarchen einen persönlichen Zauber

aus, der schwinden werde, wenn es gelänge, den Minister aus Berlin zu entfernen. Bin ich recht unterrichtet, so kam Fürst Gortschakoff zuerst auf den Gedanken, einen Kongreß in Szene zu setzen, lediglich um den preußischen Monarchen zu isoliren. La Marmora seinerseits wünschte den Kongreß, um Zeit zu gewinnen. Ließen sich die Verhandlungen bis zum 8. Juli hinziehen, so war das von Barral unterzeichnete dreimonatliche Bündnis mit Preußen abgelaufen, und Italien hatte freie Hand, die von Napoleon am 5. Mai gemachten Eröffnungen ohne Rücksicht auf Preußen zum Gegenstande fernerer Verhandlungen zu machen. England betrachtete gleichfalls den Kongreß als Mittel, um Zeit zu gewinnen und Österreich aus seiner gefährlichen Lage zu retten. Ich habe daher allen Grund, anzunehmen, daß Lord Russell und Lord Clarendon, obgleich fest überzeugt, daß es an eigentlichen Beratungsgegenständen fehlte, Gortschakoffs Plan gekannt und gebilligt haben. Dieser Plan war: an dem Tage, an welchem man telegraphisch von der Abreise Bismarcks nach Paris unterrichtet sein würde, einen Adjutanten des Zaren mit einem kaiserlichen Handschreiben nach Berlin zu senden, in welchem Alexander II. seinen Oheim beschworen haben würde, die Entfernung Bismarcks zu benutzen, um diesen zu entlassen. Eine ähnliche Pression sollte gleichzeitig von London aus geübt werden, und man rechnete dabei auf den kronprinzlichen Hof, der ebenfalls zu den Gegnern Bismarcks gehörte. Eine solche Verabredung wird heute kaum glaublich erscheinen. Diejenigen jedoch, welche die Zustände in Berlin im Mai 1866 genau kennen, werden sich erinnern, daß Graf Bismarck damals nahezu alles gegen sich hatte: seinen König [wenigstens in einigen Fragen], den Kronprinzen, den preußischen Landtag und die preußische Landwehr, Deutschland und die neutralen Mächte Europas." Die Hoffnungen der englischen Minister waren also, obwohl sie sich nicht erfüllten, keineswegs ohne allen Grund. Bismarck selbst äußerte nach dem Kriege gegen einen glaubwürdigen Gewährsmann Vitzthums: „Die Österreicher zu schlagen, war keine Kunst. Ich wußte, daß sie nicht gerüstet waren, und daß ich auf die preußische Armee zählen konnte. Die Schwierigkeit war, meinen König über den Graben zu bringen. Daß mir dies gelungen ist, ist mein Verdienst, und dafür darf ich den Dank des Vaterlandes beanspruchen."

Wir lassen nun die Charakteristik einiger Staatsmänner dieser Zeit folgen, die der Verfasser seinen Berichten einschaltet, und zwar zunächst zwei Sachsen, die er miteinander vergleicht, dann die Bilder von Ministern Napoleons des Dritten. Beust und Friesen waren „beide gewissenhafte, rechtschaffene Staatsbeamte und treue Diener ihres Herrn, an Geist, Temperament und Charakter jedoch grundverschieden. Jeder von beiden hatte eine hohe Meinung von sich und war von der Wichtigkeit seiner amtlichen Stellung erfüllt. Daraus erklärt sich Friesens Empfindlichkeit und bureaukratische Eifersüchtelei. Ihre Auffassungen und Neigungen waren schwer in Einklang zu bringen. Beust war

leichtlebig — seine Feinde sagen leichtsinnig — wie ein Schmetterling; Friesen schwerfällig und schwermütig wie ein Maulwurf. Jener kokettirte mit seinem kleinen Fuße, komponirte Walzer, warf mit Witzworten um sich und tändelte gern mit schönen Frauen; dieser that sich viel auf seine vermeintliche Ähnlichkeit mit dem ersten Napoleon zu gute und sammelte wohlfeile Bilder — ein alter Hagestolz, der keinen Spaß verstand. Kannte ersterer aus eigner Anschauung Wien und Berlin, London und Paris, so hatte letzterer von europäischer Politik wie von allem, was jenseits der sächsischen Grenzpfähle vorging, nur sehr dunkle Vorstellungen. Als Finanzminister schwärmte Friesen natürlich für den Zollverein, welcher Sachsens materielle Interessen schützte; Beust dagegen unterschätzte vielleicht die Thatsache, daß wir seit unserm Eintritt in diesen Verband in die preußische Machtsphäre geraten waren, und daß Sachsens Handel und Industrie ihren Schwerpunkt in Berlin gefunden hatten."

Von den Ministern Napoleons des Dritten urteilt Vitzthum nicht günstig. Thouvenel, der für den fähigsten galt, war nur ein guter Stilist, „täuschte sich aber über alle Hauptfragen, die an ihn herantraten." Rouher und Drouyn de Lhuys, 1866 die einflußreichsten, waren auch nicht sehr scharfblickend. „Ersterer, ein gewandter Advokat und Kammerredner, schwärmte für Italien und war damals ganz preußisch. Von der großen Politik hatte er nur dunkle Ahnungen. Seinen Kaiser übersah er; er wußte, wie krank dieser war, wie unschlüssig und unzuverlässig. Rouher hatte sich, vom Grafen Goltz geleitet, einreden lassen, Preußen wolle nichts als die Elbherzogtümer und eine Konsolidirung seiner Macht in Norddeutschland, und Graf Bismarck werde nichts thun, ohne sich vorher mit Napoleon zu verständigen. Erschreckt durch die wachsende Opposition gegen die abenteuerliche Politik seines Kaisers, eine Opposition, die in Thiers einen gewandten Führer gefunden hatte, war Rouher ganz von der Notwendigkeit überzeugt, die Regierung müsse dem drohenden Kriege in strengster Neutralität zusehen." Sein heftigster Gegner im Konseil war Drouyn de Lhuys, „der von der Agronomie mehr verstand als von der auswärtigen Politik," aber jetzt zum viertenmale Minister des Auswärtigen war, auch früher einen Botschafterposten bekleidet hatte und somit seinen Kollegen fachmännisch überlegen war. Er schrieb gut, besaß eine gewisse Suade und Routine, galt aber nicht eben für wahrheitsliebend. Er hatte die Gefahr, welche das Nationalitätsprinzip für Frankreich haben mußte, ebenso durchschaut wie Thiers und früher als seine Landsleute erkannt, daß nicht Österreich, sondern Preußen der Gegner sei, den das zweite Kaiserreich zu fürchten habe. Daher galt er für österreichisch; doch waren seine Sympathien sehr platonischer Natur." Er war übrigens wie Rouher von der Notwendigkeit für Frankreich durchdrungen, neutral zu bleiben, wofür er jedoch einen Preis zu erlangen hoffte. „Fest überzeugt, daß Preußen, wenn es Österreich und das übrige Deutschland gegen sich habe, unterliegen müsse und dann, um

sich zu retten, Frankreichs Intervention mit Gebietsabtretungen bezahlen werde, begünstigte Drouyn de Lhuys die persönliche Politik des Kaisers Napoleon und begnügte sich, Preußen unter der Hand zum Kriege zu ermutigen gegen das Versprechen, nichts ohne Frankreich abzuschließen. Österreich aber wurde mit der Eroberung Schlesiens geködert, welches Napoleon als Entschädigung für Venetien in Aussicht stellte. Österreich entschloß sich in der letzten Stunde, die Abtretung Venetiens an Frankreich gegen Zusicherung des obengedachten Äquivalents und der Neutralität zu versprechen. Es kam in Wien ein Vertrag zu stande, der am 12. Juni unterzeichnet wurde. Ich habe ihn nie gelesen, aber ich weiß, daß Beust ihn als das unglaublichste Aktenstück dieser Art, welches ihm je vorgekommen sei, bezeichnete."

Zum Schluß nur noch das Wichtigste aus einer Unterredung, die Vitzthum am 25. August 1866 in Brighton mit Graf Bernstorff hatte. Es besteht in der von ihm dabei erwähnten Verabredung, die Bernstorff 1848 als preußischer Gesandter in Kremsier mit Schwarzenberg getroffen haben wollte. Wir wußten bisher nichts davon, und so würde die Mitteilung Bernstorffs, falls sie begründet wäre, für den denkenden Politiker und den Geschichtsforscher, der den Kausalzusammenhang der Ereignisse zu studiren hat, von hohem Werte sein. Der damalige preußische Gesandte am Londoner Hofe sagte: „Um die gegenwärtige Krisis zu verstehen, muß man sich an das Programm von Kremsier erinnern, an das Programm des Fürsten Schwarzenberg, der denn doch ein andrer Mann war wie alle seine Nachfolger. Auf dieses Programm, das auf dem Ausscheiden Österreichs aus Deutschland fußte, waren die vier Punkte gegründet, über welche ich selbst mit dem Fürsten übereingekommen war. Hiernach sollte Preußen allein die Reorganisation des deutschen Bundes übernehmen und dann ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich schließen. Das ist unser Programm noch heute. Wir haben stets daran festgehalten. Kaum jedoch hatte Österreich mit Hilfe Rußlands Ungarn unterworfen und bei Novara die italienische Revolution besiegt, als den Herren in der k. k. Staatskanzlei der Kamm schwoll. Als ich im Dezember 1861 unser altes Programm neu formulirte, protestirte man dagegen in den »identischen Noten.« Ich habe damals trotz der scharf gehaltnen amtlichen Erwiderung die Hand zur Verständigung geboten und dem Grafen Rechberg vertraulich in diesem Sinne geschrieben. Man hat mich keiner Antwort gewürdigt. Als ich aus dem Ministerium schied, sagte ich dem Herrn von Werther voraus, man werde in Wien noch bereuen, sich mit mir nicht verständigt zu haben; mit meinem Nachfolger werde dies schwieriger sein. Graf Bismarck hat bewiesen, daß ich mich nicht getäuscht habe."

Studien zur englischen Litteratur der Gegenwart

Von E. J. Groth

Wie man auch über die französische Litteratur der Gegenwart urteilen mag, die Thatsache kann niemand leugnen, daß das litterarische Leben Frankreichs in einem auffallenden Gährungsprozesse hin- und herwogt, daß die Gegensätze zwischen alten Überlieferungen und neuen Strömungen immer mächtiger auf einander stoßen, und daß nicht nur die Schriftsteller und die Künstler, sondern fast alle Schichten der gebildeten Gesellschaft in Frankreich an den litterarischen Kämpfen teilnehmen. Wo sich Gegensätze treffen und innere Bewegung herrscht, da wirkt auch zeugungskräftiges Leben; und wo Neues, Eigenartiges geschaffen wird, da weilt der Litteraturfreund gern, selbst wenn das Neue das Gepräge der Überstürzung und Verzerrung trägt, und das Eigenartige oft seinen ästhetischen Grundsätzen zuwiderläuft.

Kann man ein ähnliches Urteil über die englische Litteratur der Gegenwart aussprechen? Wenn der Zustand und der Einfluß der litterarischen Kritik ein Maßstab für das geistige Leben eines Volkes ist, so kann das heutige England in dieser Beziehung gar nicht mit Frankreich verglichen werden. Nothing is more curious in recent French literature, sagt das Athenäum, than the sudden outcropping of a school of young (in a literary sense) and promising critics. Diese Ansicht wird niemand bestreiten; in England freilich ist das Entstehen und Aufblühen einer kritischen Schule, die dem litterarischen Leben Ziel und Richtung giebt, gar nicht denkbar. So gediegene Kunstrichter wie Taine, Scherer, Montégut, Brunetière, Bourget, Faguet u. s. w., die lenkend und fördernd auf das geistige Schaffen in Frankreich einwirken, hat die englische Litteratur der Gegenwart nicht aufzuweisen. Fast scheint es, als sei die Neigung zu kunsttheoretischen Untersuchungen und litterargeschichtlichen Arbeiten über die neueste Zeit aus England nach Nordamerika übergesiedelt, denn die beiden Schriftsteller Edmund Clarence Stedman und Henry James, die in den letzten Jahren auf diesem Gebiet unbestrittene Erfolge errungen haben und in England als „Autoritäten" gelten, sind Amerikaner.

Die kräftige Entfaltung des nordamerikanischen Schrifttums, besonders im verflossenen Jahrzehnt, das Zurückfluten des angelsächsischen Geistes nach dem

Heimatlande ist eine sehr charakteristische Erscheinung der Gegenwart. Die Unfruchtbarkeit, die sich in England im großen und ganzen auf allen Gebieten des schöngeistigen Lebens zeigt, wird zwar von Stedman in seinem vortrefflichen Buche The Victorian Poets (London, Chatto und Windus, 1887, 13. Ausgabe) nur für eine Ermattung nach einem glorreichen Tage gehalten, aber er fügt als Amerikaner hinzu: England, die Stammmutter für Nationen, wird seine Jugend an seinen Kindern erneuern und sich nicht sträuben, von uns frische, markige und urwüchsige Gegenleistungen für Geschenke anzunehmen, die wir zwei Jahrhunderte hindurch aus seinen Händen empfangen haben. Unsre Fortschritte werden einen rückwirkenden Einfluß auf das Mutterland ausüben; und dem Lande, von dem wir die Weisheit eines Shakespeare, die Begeisterung eines Milton und die tiefe Naturauffassung eines Wordsworth geerbt haben, werden wir die dichterische Aufgabe und Schöpferkraft wiedergeben, die einen neuen Kreis von Sängern begeistern soll.

Henry James klagt mit Recht über die Unbeholfenheit, Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit der englischen Kritik, die sich in den Zeitschriften breit mache. Er sagt in seinem Buche Partial Portraits (London, Macmillan & Komp., 1888): The exquisite art of criticism smothered in grossness, finds itself turned into a question of sides. Wo sich ein gesunder, kritischer Geist in England regt, da sucht er in der Vergangenheit sein Genügen. Nirgends ist der alexandrinische Zug, ein gelehrtes Buch auf das andre zu pfropfen und im Interesse für gewesene Zeiten und Personen die Gegenwart mit ihren Kämpfen und Bestrebungen zu vergessen, stärker als in England. Die grundsätzliche Abwendung von dem geistigen Leben unsrer Tage hat auch das üppige Emporwuchern der sogenannten litterarischen Gesellschaften in England verursacht. Für die Mitglieder einer Society giebt es kein andres Interesse, als das für ihren Gemeindegötzen. Es wird in solchen einseitigen Klubs oft ein wunderbarer Götzendienst getrieben, ja man hat sogar die Anmaßung, jedem Engländer, der keiner solchen gelehrten Gesellschaft angehört, die Fähigkeit abzusprechen, die zum Verständnis des jeweilig gefeierten Dichters notwendig ist. Mit erstaunlicher Emsigkeit pflegen die thätigen Mitglieder bald einen so undurchdringlichen Stachelzaun von wissenschaftlichen Erklärungen, philologischen Bemerkungen und litterargeschichtlichen Ergänzungen um den Schriftsteller anzulegen, daß der gewöhnliche Sterbliche, der die Dornenhecke nicht zu durchbrechen vermag, von jedem Genuß ausgeschlossen zu sein scheint.

Nur ein beschränkter Geist könnte die hohe Bedeutung gut geleiteter Societies verkennen. Viele von ihnen haben sich unzweifelhafte Verdienste erworben; sie haben viel dazu beizutragen, daß heutzutage die Beschäftigung mit den Dichtungen allmählich aus der oberflächlichen ästhetisirenden Behandlungsweise herausgehoben und auf eine sichere kulturgeschichtliche Grundlage aufgebaut wird; sie haben wertvolle sprach- und kunstgeschichtliche Unter-

suchungen angeregt, die sonst wegen ihrer Mühseligkeit sicher unterblieben wären, und die zu neuen Gesichtspunkten und ungeahnten Aufklärungen geführt haben. Daß bei einseitigen Auffassungen auch manche verfehlten Ergebnisse und pedantischen Ansichten zu Tage kommen können, haben wir aus einem früheren Aufsatze in diesen Blättern: „Zum Studium der englischen Sprache und Litteratur“ ersehen. Stedman möchte die Vorteile und den Wert der meisten Societies gänzlich in Abrede stellen. Er spottet wiederholt über diese unzähligen Shakespeare-, Shelley- und Browning-Innungen; von London, sagt er, wo Browning wohnte, bis an die fernsten Vorposten des westlichen Festlandes habe jeder Handelsplatz seine Central-Browning-Society, von der sich eine Menge von Zweigvereinen abteilen, ähnlich gewissen kleinen Spinnen, die ihre winzigen Gewebe in der Nähe des Mutternestes anlegen. In der einseitigen Wut auf Texterklärungen — the rage of elucidation —, die diese Gesellschaften beherrscht und bei denen über den Wortklaubereien, Spitzfindigkeiten und Hineindeutungen der wahre Geist des Dichters eine Nebenrolle spielt, sieht Stedman geradezu einen Hauptgrund für die wachsende Teilnahmlosigkeit, die sich gegenwärtig bei dem gebildeten englischen Publikum dem litterarischen Leben gegenüber in erschreckender Weise kundgiebt.

Der Kultus der brutalen Thatsache — Stedman nennt es the scientific iconoclasm —, eine rein verstandesmäßige Lebensauffassung, hält in keinem Lande die Gemüter so gefesselt, wie in England. Unsre Schulmädchen und alten Jungfern, sagt der Kritiker, pilgern die Straßen hinunter mit Darwin, Huxley und Spencer unterm Arm, und nehmen sie einmal Tennyson, Longfellow und Morris mit, so lesen sie diese im Lichte der Spektralanalyse oder beurteilen sie nach der Haushaltungskunde eines Mill und Bain.

Der bittre Groll gegen die Wissenschaft ist unter den Theologen und Dichtern heutzutage noch höher gestiegen, als ihn seinerzeit Edgar Poe mit den Versen ausgesprochen hat:

> Science! true daughter of old Time thou art,
> Who alterest all things with thy peering eyes.
> Why preyest thou thus upon the poet's heart,
> Vulture, whose wings are dull realities?

Die englischen Dichter haben auch heutzutage noch nicht gelernt, die großartigen Errungenschaften des modernen Geistes poetischen Zwecken dienstbar zu machen, in ihnen frische Quellen dichterischer Begeisterung zu finden, sich aus ihnen neue Grundlagen einer schöpferischen Naturauffassung zu bilden.

Wer wollte bezweifeln, daß neben diesen Thatsachen das gebildete oder richtiger das vornehme Publikum Englands an dem Rückgange des gesunden litterarischen Lebens die größte Schuld trägt? Es liegt etwas Wahres in dem scharfen Urteil, das Schopenhauer über die modernen Engländer fällt, wenn er sagt: Sie stehen noch immer auf dem Standpunkte, der zwischen

Materialismus und Theismus kein Drittes kennt. So ein Engländer in seiner Verwahrlosung und völligen Roheit hinsichtlich aller spekulativen Philosophie oder Metaphysik ist eben gar keiner geistigen Auffassung der Natur fähig. Selbst in dem kenntnisreichsten und aufgeklärtesten Engländer ist das Grundgedankensystem ein Gemisch von krassestem Materialismus und plumpster Judensuperstition. Diese puritanische Erbschaft einer schwerfälligen, engherzigen, humorlosen Weltanschauung hält den echten Engländer noch heute gefangen; noch heute hat Thackeray's Buch der Snobs seine volle Berechtigung. Der Snobismus, der vor dem Götzen des Geldes, des lauten Erfolges, der äußern Rangstellung mit frommem Augenaufschlag dasteht, ist auch gegenwärtig das bezeichnende Merkmal der englischen Gesellschaft; nimmt man noch das sogenannte Muskelchristentum hinzu, das im Boxen und Beten besteht, die heuchlerische Zimperlichkeit, die aufdringliche Frömmelei, die ihre Bibeln und Gebetbücher in jeden Salon und jede Bierwirtschaft schleppt, den hohlköpfigen nationalen Dünkel, der mit gehobenen Augenbrauen und gesenkten Mundwinkeln auf alle andern Völker herabsieht, so hat man ungefähr einen Schattenriß von dem vornehmen Durchschnittsmenschen in England. Jules Lemaître, ein heftiger Gegner der in Frankreich auftauchenden, besonders von Paul Bourget gepflegten Anglomanie, hat nicht Unrecht, wenn er von dem englischen Volke sagt, es sei das habgierigste und selbstsüchtigste der Welt, es sei das Volk, bei dem die ungleiche Verteilung der irdischen Güter am erschreckendsten hervortrete, dessen gesellschaftliche Zustände am weitesten von dem wahren Geiste des Evangeliums abweichen, des Evangeliums, das der Engländer so überlaut bekenne. Es wird niemand bestreiten, daß bei den Engländern der Traum eines vornehmen und reichen Lebens am vollständigsten verwirklicht ist; es fragt sich nur, ob nicht das bis ins Fabelhafte gesteigerte Luxusleben, die noch immer wachsende over-comfortableness auf der einen Seite und das unbeschreibliche Elend auf der andern, Gefahren in sich bergen, die einer Nation verhängnisvoll werden können. Verständige Männer scheinen denn auch allmählich zu der Einsicht zu kommen, daß der auch von einigen deutschen Hohlköpfen maßlos gepriesene und zur Nacheiferung empfohlene Sport, diese Verflüchtigung einer ernsten Kulturarbeit zu geistlosen Spielereien, nicht ein Vorzug, sondern eine thatsächliche Schädigung, ein schweres Gebrechen des englischen Volkes geworden sei. Mit Recht hat man die oberflächliche Bildung der meisten Engländer, „den ausgesprochnen Bankerott an Gedanken," dem wachsenden Sportunwesen zugeschrieben, das mit seinen geistlosen Äußerungen und geschmacklosen Übertreibungen alle gesunden Interessen im Volke allmählich zu ersticken droht. Wir möchten, sagt das Athenäum, den Engländern ernstlich raten, das Überhandnehmen des Sportgeistes mit großem Mißtrauen zu betrachten; er ist ein neues Mittel in unserm Erziehungswesen, das sicher eben so viel Schaden wie Nutzen stiftet. Vielleicht würde es für Frankreich und England das beste sein, von Deutsch-

land eine Lehre anzunehmen; denn dort ist das Problem, einer ganzen Nation eine billige, vernünftige und äußerst erfolgreiche Erziehung zu geben, schon lange ausgearbeitet worden, noch ehe Frankreich oder England daran dachten, daß es eine Erziehungsfrage zu lösen gebe.

Auf dem Gebiete der bildenden Künste hat die allgemeine weltmännische Verschwommenheit der Engländer allmählich alle nationalen Eigentümlichkeiten unterdrückt; man geht sogar so weit, als das charakteristische Merkmal des heutigen Englands den völligen Mangel an einem ausgeprägten nationalen Stil in Sprache, Kunst und Litteratur zu bezeichnen. Und wenn Körting in seinem Grundriß der englischen Litteratur sagt: „Das Zeitalter der Königin Viktoria ist kein goldnes Zeitalter für die englische Litteratur und darf sich auch nicht entfernt mit dem Elisabethanischen vergleichen, aber es ist auch kein Zeitalter des Verfalls. Es mag berechtigt sein, die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart als Epigonen zu bezeichnen, aber diese Epigonen sind ihrer großen Ahnen würdig" — so kann das zuletzt ausgesprochne günstige Urteil kaum auf die englische Litteratur der vergangnen zehn Jahre angewendet werden. Stedmans Ausspruch: Englands heroism and imagination are not to be judged by her verse at this moment bezieht sich auf die ganze englische Litteratur der Gegenwart.

Auf dem Gebiete des Dramas und des nationalen Lustspiels ist der englische Genius fast vollständig ermattet. Die Bühne hat in England ihren Einfluß auf die höhern Gesellschaftsschichten schon lange verloren. Tennysons und Brownings dramatische Dichtungen, Swinburnes Mary Stuart und Marino Faliero, Fields Callirhoë, Fair Rosamund und Brutus Ultor, Bridges' Nero und Websters The Sentence, die von der Tageskritik mit Beifall aufgenommen wurden, können sich nur als Buchdramen behaupten. Das Theater sinkt, worauf schon Bleibtreu in seiner englischen Litteraturgeschichte hingewiesen hat, immer tiefer in der trostlosen Ausbeutung französischer Stücke und geht mit seinen zweifelhaften Machwerken unter dem Beifall eines urteilslosen Publikums ganz auf in einer geschmacklosen Ausstattungswut, the zest for amusement and the ruling decorative frenzy. Ja man kann behaupten, daß Shakespeares Dramen gegenwärtig bei allen Kulturvölkern ihre Heimat gefunden haben, nur nicht in England. Selbst in Frankreich, das sich seit Voltaire immer ablehnend gegen den großen Britten gezeigt hat, scheint sich Shakespeare nach der glänzenden Aufführung des Kaufmanns von Venedig im Odeontheater einzubürgern. Es ist eine sehr bemerkenswerte Thatsache, wenn Brunetière in der ersten diesjährigen Nummer der Revue des deux Mondes schreibt: Après cinquante ans d'hésitation ou de résistance, et aussi d'un peu de mauvaise volonté, sommes-nous enfin à la veille de comprendre Shakespeare Man hat in London versucht, die Dramen des genialen Dichters mit allem Flitterwerk und Aufputz der modernen englischen Bühne aufzuführen; trotzdem ist das Publikum

Shakespeare ängstlich aus dem Wege gegangen. Sehr richtig nennt Stedman das Drama ein Sicherheitsventil, a safety-valve, für außerordentliche Leidenschaften und gewaltige Gährungen im Volke. Aber eine Nation, die gleich der englischen in beneidenswerter Sicherheit, in dauerndem Frieden, in wirtschaftlicher Behaglichkeit lebt und deren militärische Versumpfung nur durch die Spaßfeldzüge, the mock-campaignes, gegen unzivilisirte Völkerstämme einigermaßen gehindert wird, bietet schon lange nicht mehr den Boden für eine kräftige Entfaltung des Dramas; eine gewaltige Katastrophe müßte erst wieder das englische Volk in seinen Grundfesten erschüttert und unversöhnliche Gegensätze heraufbeschworen haben, bevor man von ihm eine neue Blütezeit der dramatischen Poesie erwarten könnte.

Eine ähnliche Unfruchtbarkeit zeigt sich in jüngster Zeit auch auf dem Gebiete der Lyrik. Das jüngere Dichtergeschlecht fühlt sich in dem fieberhaften Treiben der Gegenwart nicht behaglich und flieht in entlegene Zeiten zurück. Der die Victorian Poets bis dahin beherrschende Einfluß eines Keats, Wordsworth und Shelley hat seine Macht verloren, an Tennysons idyllische Richtung schließt sich nur eine verschwindend kleine Gruppe junger Dichter an; Brownings dramatisch-psychologische Lyrik, Rosettis präraphaelitische oder neoromantische Denkweise und Swinburnes satanisch-archaistischer Zug reißen abwechselnd die jungen Dichter hin und her und erschweren eine klare Gruppirung ihrer Poesien. Doch treten zwei Strömungen immer deutlicher hervor: die eine, der z. B. Dawson folgt, schließt sich an Rosettis Neoromantik an; man hat sie Stained-Glass poetry genannt, wofür wir in gewissem Sinne die Bezeichnung „Butzenscheibenlyrik" setzen könnten. Die andre Gruppe sind die Debonair Poets, die, von Dobson und Lang geführt, auf die französischen Dichter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, insbesondre auf Villon und die Plejaden zurückgehen und mit großer Gewandtheit die kunstvollen, verschnörkelten lyrischen Formen der Franzosen in die englische Poesie einzuführen suchen. Daneben möchte Stedman noch eine dritte Gruppe stellen, die Esoteric Oxford School, die sich, geleitet von Dixon und Bridges, an Matthew Arnold anschließt und in der anglo-klassischen Gelehrtenpoesie das Heil der englischen Lyrik zu finden glaubt. Aber allen fehlt die berauschende Gewalt der Leidenschaft, der aufstrebende Schwung der Phantasie, die schöpferische Glut der Empfindungen. The over-intellectuality and scholarship of many lyrists, sagt Stedman, absorb them in curious studies, and deaden their impulse toward original and glowing efforts. They revive and translate, and borrow far too much the hoardings of all time.

Sehr bezeichnend für die Auffassung, die man heutzutage in England von dem Wesen der Poesie hat, sind die als besondre Empfehlung für lyrische Dichtungen häufig angewandten Worte excellent scholar's work in poetry. Gelehrsamkeit pflegt doch sonst keinen Freibrief zum Musensitz zu bieten; in

England ist das aber thatsächlich der Fall. Wie könnte es auch anders in unserm herrlichen newspaper age sein! Die oberflächliche Tagesschriftstellerei und das alles verschlingende Zeitungsunwesen haben in unserm Jahrhundert einen unberechenbaren Einfluß auf die Litteraturen aller Völker ausgeübt, sie bald gewaltsam gehemmt, bald stoßweise vorwärts getrieben, in jedem Falle aber eine ruhige, gesunde Entwicklung des geistigen Lebens im höchsten Maße beeinträchtigt. Diese Erscheinung tritt am deutlichsten in der englischen Litteratur der Gegenwart hervor; Proudhons Ausspruch: „Die Zeitungen sind die Kirchhöfe der Gedanken“ findet nirgends eine treffendere Bestätigung als in England. Wie der Journalismus die ganze moderne Kultur mit ihren unzähligen Erscheinungsformen in ein einziges geradliniges Flußbett zwängen möchte, so kann er für seine litterarischen Zwecke und Bedürfnisse auch nur eine, die beweglichste Form der Dichtkunst gebrauchen, in der sich alle andern poetischen Gattungen aufgelöst haben. Nur aus der unumschränkten Herrschaft des Journalismus ist die Thatsache zu erklären, daß gegenwärtig das ganze schöngeistige Leben des englischen Volkes im Roman sein Ausdrucksmittel gefunden hat, daß diese epische Form gleichsam zum Gotte Kronos geworden ist, der seine eignen Kinder verschlungen hat. Die alte Sage ist sehr lehrreich; sie erzählt auch, daß der Gott seine Kinder bald wieder ausspeien mußte, daß er schließlich selbst von ihnen vom Throne gestoßen und in den Tartarus geschleudert wurde. Ob Drama und Lyrik diesen Titanenkampf gegen den Roman zum Segen der ganzen englischen Litteratur auch einmal unternehmen werden? Es scheint, als ob schon jetzt dem englischen Roman die Lebenskräfte ausgingen. Zwar wird für den omnivorous taste in fiction unendlich viel geschrieben, aber die Lücken, die Dickens, Thackeray und George Eliot hinterlassen haben und in gewissem Sinne auch Anthony Trollope und der jüngst verstorbne Beherrscher des villanous secret im Sensationsroman, Wilkie Collins, sind trotz der Vielschreiberei einer Miß Braddon und den schrecklichen Machwerken eines Hugh Conway in England noch nicht ausgefüllt. Wenn Taine in seiner Geschichte der englischen Litteratur sagt: Der Sittenroman gedeiht sehr üppig in England, und dafür giebt es viele Gründe, vor allen Dingen wurde er dort geboren, und eine Pflanze blüht immer am besten in ihrem eignen Lande — so trifft dieses Lob nicht mehr für die Gegenwart zu. England hat heutzutage auf diesem Gebiete keinen Schriftsteller, den es z. B. einem Alphonse Daudet, einem Oktave Feuillet oder Maupassant gegenüberstellen könnte. Der Sittenroman leidet am meisten unter dem unausrottbaren puritanischen Geiste, unter der zur Überlieferung gewordenen Scheu vor der Darstellung des wirklichen Lebens mit allen seinen Gebrechen, seiner geistigen Hohlheit, seiner sittlichen Verkommenheit, seinen unzähligen Verirrungen.

Im englischen Roman, sagt Henry James in seinen Partial Portraits, giebt es mehr als in irgend einem andern einen von Alters her überkommenen

Unterschied zwischen dem, was die Leser wissen, und dem, was sie auch ehrlich eingestehen zu wissen, zwischen dem, was sie sehen, und dem, wovon sie sprechen, zwischen dem, was sie als Lebenswahrheit empfinden, und dem, was sie in die Litteratur eintreten lassen wollen; kurz, es besteht ein großer Unterschied darin, wie sie in der Unterhaltung über gewisse Dinge reden, und wie sie anderseits dieselben Dinge gedruckt zu lesen wünschen. Wir besitzen, meint der Kritiker, oft genug den Mut unsrer Überzeugung (wenn es vorkommt, daß wir wirklich eine Überzeugung haben), aber wir besitzen nicht immer den Mut unsrer Wahrnehmung. No doubt there is in our literature an immense amount of conventional blinking, and it may be questioned whether pessimistic representation in M. de Maupassant's manner do not follow his particular original more closely than our perpetual quest of pleasantness adheres to the lines of the world we ourselves know. Es ist das derselbe Gedanke, den schon Thackeray vor dreißig Jahren ausgesprochen hat, wenn er behauptete: Seit dem Verfasser des Tom Jones hat nicht ein einziger Romanschriftsteller das menschliche Wesen so schildern können, wie es wirklich ist. Wir müssen es auf eine gewisse Art bekleiden, ihm eine Haltung und Sprache zuweisen, die von der Konvenienz bestimmt wird. Unsre Leser und noch mehr unsre Leserinnen gestatten nicht das Natürliche in unsrer Kunst. Die nüchterne Alltagsmoral und der noch jüngst von dem bekannten Schriftsteller W. Besant aufgestellte wunderliche Grundsatz, daß jeder Roman einen sittlichen Zweck, a conscious moral purpose haben müsse, hält auch die bessern Geister gefangen. Der französische Roman der Gegenwart, der trotz seiner Verirrungen befruchtend auf die englische Litteratur einwirken könnte, wird noch immer als wicked verbannt; bezeichnend für den Haß, der auch in Nordamerika gegen den französischen Sittenroman herrscht, ist die Anordnung eines reichen Amerikaners, der jüngst anderthalb Millionen Dollars zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Chicago bestimmt hat, aber unter der Bedingung, daß die französischen Sittenromane darin keine Aufnahme finden. Schriftsteller wie F. C. Philips und Mrs. Forrester, die in ihren realistischen Romanen und Society novels der englischen Prüderie nicht genug Zugeständnisse gemacht haben, müssen sich gefallen lassen, daß das Athenäum ihre „cynische Offenheit“ an den Pranger stellt. Der selbstgerechte englische Pharisäer hält sich nur an salbungsvolle Machwerke einer Mrs. Oliphant, Miß Thackeray, einer Mrs. Craik, der Verfasserin von John Halifax, oder an die aristokratischen Romane eines Hamilton Aïdé. Selbst eine Ouida und Rhoda Broughton, die übrigens in Frankreich von allen englischen Schriftstellern am meisten gelesen werden, gehen dem Leser von strengster Lebensanschauung schon zu weit.

Somit bleiben nur zwei Gattungen von Romanen übrig, in denen der Schriftsteller unbeschadet der Gesamtwirkung den verfemten geschlechtlichen Motiven aus dem Wege gehen kann: der religiöse Tendenzroman und die

Abenteurergeschichte; und thatsächlich sind in den letzten Jahren auf diesen Gebieten die höchsten Erfolge errungen worden. Großes Aufsehen und eine ungewöhnliche Wirkung hat Mrs. Humphrey Ward mit ihrem religiösen Tendenzroman Robert Elsmere erreicht, während sich auf dem Gebiete des Abenteurerromans Robert Louis Stevenson und H. Rider Haggard den Rang streitig machen.

Man hat die übertriebene, oft rein äußerliche Kirchlichkeit der englischen Gesellschaft ziemlich treffend als Bibelsport bezeichnet. The question of theology nimmt selbst in politischen Zeitungen und Wochenschriften einen bedeutenden Raum ein und findet einen größern und eifrigern Leserkreis als alle wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Berichte. Seitdem der schottische Gelehrte Henry Drummond in seinem weitverbreiteten, auch ins Deutsche übersetzten (Leipzig, 1886) Buche The natural law in the spiritual world seine Angriffe gegen das kirchliche Autoritätsprinzip, gegen die tote Orthodoxie und den wertlosen Formalismus gerichtet hat, seitdem von ihm die Forderung aufgestellt worden ist, daß alle religiösen Zeugnisse, Aussagen und Lehrsätze wissenschaftlich begründet werden müßten, ist der Kampf unter den kirchlichen Parteien mit Heftigkeit entbrannt. Drei Richtungen machen sich gegenwärtig in der anglikanischen Kirche geltend: die hochkirchliche Partei der High-church men, die ihre Anhänger hauptsächlich in der geistlichen und weltlichen Aristokratie und in dem Lehrkörper der Universitäten Oxford und Cambridge hat, die niederkirchliche Richtung, die der Low-church men, die im niedern Klerus und im Bürgerstande Anhang und Verbreitung findet, und die positive oder kritische Richtung, die Partei der Broad-church men, deren Vertreter in allen Ständen zu finden sind. Während die Hochkirchler nicht das Geringste von den alten Überlieferungen und den oft unsinnigen Förmlichkeiten der Staatskirche aufgeben wollen, im übrigen aber von jeder eifrigen Propaganda und Werkthätigkeit absehen, treiben die Low-church men, wie die Dissenters, ein rein praktisches Christentum mit ihrer Heidenbekehrung, ihrer Bibelverteilung und Straßenpredigt, aber ohne jede Absicht auf irgendwelche Reformen innerhalb der Glaubenslehre. Beide Parteien haben sich bis zu dem Augenblick heftig befehdet, wo ihnen in den Broad-church men ein gemeinsamer gefährlicher Gegner entstand, wo von diesem immer heftiger die Ansicht bekämpft wurde, daß die biblischen Urkunden als göttliche Eingebungen und die Wunder als Wahrheiten aufzufassen seien. Die religiösen Parteikämpfe sind bis in die untersten Volksschichten gedrungen, denn nirgends so sehr als auf England paßt der Ausspruch Vinets: C'est pour la religion que le peuple a le plus de talent; c'est en religion qu'il montre le plus d'esprit.

In diese alle Welt beschäftigende kirchliche Reformbewegung hat Mrs. Humphrey Ward mit ihrem Roman Robert Elsmere (drei Bände, London, Smith und Elder, 1888; auch in der Tauchnitz Edition erschienen) eingegriffen,

und zwar mit einer Sachkenntnis, daß jede Partei in dem Roman den Ausdruck ihrer Überzeugungen und Bestrebungen zu finden glaubt. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die bis dahin fast unbekannte Verfasserin, deren erster Roman Miss Bretherton spurlos vorübergegangen ist, mit einem Schlage eine berühmte Person geworden ist. Robert Elsmere hat Veranlassung und Stoff zu unzähligen Reden und Predigten in England gegeben; Flugschriften und Abhandlungen sind dafür und dawider geschrieben worden, und selbst Gladstone hat sich veranlaßt gesehen, in der Zeitschrift The Nineteenth Century einen Artikel Robert Elsmere and the Battle of Believe zu veröffentlichen, worin er die geoffenbarte Religion gegen die Angriffe in Wards Roman mit warmer Hingebung zu verteidigen sucht.

Die Verfasserin hat sich von der realistischen Schule einige Kunstgriffe angeeignet; das Vererbungsmotiv taucht zuweilen auf, auch versucht sie das „Mittel," die Eigentümlichkeiten des Landstrichs und der Umgebung mit dem Charakter ihrer eigentlichen Heldin, der Katharina Leyburn, in Verbindung zu bringen. Sie versetzt uns im Anfang des Romans nach Nordengland in eine Landschaft von Westmoreland. Über der ganzen Landschaft — so heißt es in dem Roman — lag ein heiteres und doch kaltes Licht. Wie anderswo, ist der Sommer auch im Norden eine Zeit der Entfaltung und der Freude, aber man findet dort nicht solchen Reichtum, einen so ungeahnten Glanz, eine solche Verschwendung wie im Süden. In diesen kahlen, grünen Thälern ruht eine Art von herber Schönheit sogar im Sommer. Die Erinnerung an den Winter scheint noch auf diesen winddurchfegten Halden zu säumen, auf diesen Landhäusern mit ihren rohen Mauern aus denselben Steinen wie hinter ihnen die Klippen und die Schluchten, in denen die zusammengeschrumpften Gießbäche murmelnd herunterfließen. Das Land ist heiter, aber dabei nüchtern; die Natur erscheint hier dem Menschen frisch, aber sie hat nichts Fesselndes, nichts Berauschendes an sich. Die Menschen sind hier noch in der Lage, sich gegen sie zu schützen, ein eignes, unabhängiges Leben voll Arbeit und Willenskraft zu führen und die Ausdauer in stillgepflegten Gesinnungen zu entwickeln, jene langsam wachsende Willensstärke, die dem Menschen so oft durch die Reize des Südens genommen wird.

In diese kalte Umgebung paßt Katharina Leyburn mit ihrer herben Schönheit, mit ihrer engbegrenzten Weltanschauung, mit ihren puritanischen religiösen Begriffen vortrefflich. Ihr Vater stammte aus einer Säuferfamilie, die jedes Jahr einen Acker Land durch die Kehle jagte. Er allein bildete eine Ausnahme und führte in streng kirchlicher Gläubigkeit einen ehrsamen Lebenswandel; durch redliche Arbeit hatte er sich ein Vermögen erworben und von seinem verschuldeten ältern Bruder die Farm Burwood gekauft. Nach seinem Tode blieb die Witwe mit drei Töchtern zurück; nur die älteste, Katharina, war unter dem religiösen Einfluß des Vaters aufgewachsen und fühlt gleichsam als ihre

irdische Aufgabe, der heiligen Elisabeth nachzueifern, um die Sünden der Väter durch religiöse Übungen abzubüßen. Die Schwester Agnes, ein harmloses Geschöpf, beschäftigt sich mit Aquarellmalerei und wäre beinahe zur Ölmalerei übergegangen, wenn die benachbarte Pfarrersfrau Mrs. Thornburgh, eine Klatschbase und Ehestifterin ersten Ranges, ihr nicht die Lehre gegeben hätte: Water colour is so much more lady-like than oils. Die dritte Tochter, Rosa, eine etwas romantisch und sinnlich angelegte Natur, keine bread-and-butter miss, pflegt die Musik und bildet sich zu einer Violinvirtuosin aus.

Bei Thornburghs lernt der junge Vikar Robert Elsmere die Familie Leyburn kennen. Es ist ihm viel von den Mädchen erzählt worden, und der Eindruck, den Katharina auf ihn macht, übertrifft bei weitem seine Erwartung. Von einer schweren Krankheit genesen, hat Robert den schwierigen Plan aufgegeben, in den großen, dem kirchlichen Leben sich immer mehr entfremdenden Städten das Wort Gottes zu predigen. Er will nun seine erste Amtsthätigkeit auf einer Landpfarre versuchen und hält sich zu seiner Erholung bei Thornburghs, seinen Verwandten, auf. Der allgemeine Eindruck — so schildert die Verfasserin den Helden — war der von Geschmeidigkeit und Kraft; aber wenn ihr näher zuschautet, so saht ihr, daß die Schultern schmal waren, die Arme außerordentlich lang und die Beine für seine Körpergröße zu dünn. Robert Elsmeres Hand war die Hand eines Weibes, und fast jeder, der zuerst einen Gruß mit ihm austauschte, war darüber erstaunt. Er hat rötliches Haar, das struppig emporsteht — with an odd wildness and agressiveness —, seine grauen Augen sind lebendig, seine Gesichtsfarbe ist milchig wie die eines Mädchens. Robert hat in Oxford zu einer Zeit Theologie studirt, wo der Rationalismus seine Macht verloren und die hochkirchliche Partei die Oberhand gewonnen hatte. Er gehörte zu den beneidenswerten Menschen, denen bei ihrem ganzen theologischen Studium niemals Bedenken oder Zweifel aufstoßen. So konnte ihn denn sein Lehrer, der Hegelianer Grey, nach bestandener Prüfung mit den Worten entlassen: You will probably be very happy in the life. The church wants men of your sort.

Bei seinen harmlosen Geistesanlagen ist es kein Wunder, daß Katharina Leyburn auf Robert einen tiefen Eindruck gemacht hat. So lange sie in ihrer aufkeimenden Liebe ein Verbrechen sieht an dem Himmel, dem sie sich ergeben hat, und an ihren Angehörigen, für deren Seelenheil sie sorgen will, so lange weist sie Elsmere mit strengem Gesicht und bebendem Herzen ab. Erst vor dem Todeslager eines blödsinnigen Mädchens, das sie mit großer Selbstverleugnung gepflegt hat, giebt sie ihm ihr Jawort. In Murewell, einem Dorfe in Surrey, beginnt Robert an der Seite seines strenggläubigen Weibes das einförmige Leben eines Landpfarrers. Sie geben sich beide, selbst unter Vernachlässigung ihres eignen Kindes, der Pflege der Armen und Kranken hin. Sie sehen mit Grausen, welch ein erbärmliches Dasein die Arbeiter

führen, wie der Besitzer des Landgutes, der Squire Roger Wendover, nichts thut, um das schreiende Elend unter seinen Leuten zu beseitigen, wie er die Arbeiter in feuchten, zerfallenen, ekelhaften Behausungen hinsiechen und verkommen läßt. Elsmere wendet sich um Abhilfe an den hartherzigen Verwalter — umsonst. Er richtet sein Gesuch an den Squire — umsonst. Er sucht ihn persönlich auf, trägt ihm seine Klagen vor und wird von dem gelehrten alten Herrn, der sich von der Welt zurückgezogen hat und seit Jahren an einem großen, gegen die Orthodoxie gerichteten Werke arbeitet, gar nicht verstanden.

In diesem Roger Wendover finden wir endlich eine Gestalt, die auch den deutschen Leser interessiren kann. Durch die deutsche Geschichtsforschung und Kantische Philosophie aufgeklärt, vom französischen Skeptizismus durchdrungen, sucht er in seinem Werke A History of Testimony die geoffenbarte Religion, das Bibelchristentum, über den Haufen zu werfen. Der nähere Verkehr mit dem Squire wirkt zersetzend auf Elsmeres Anschauungen ein. Der stolze Bau seiner theologischen Begriffe soll zum erstenmal einen Sturm aushalten; er ist dem Anprall nicht gewachsen, er zittert, wankt und stürzt zusammen. Robert steht vor den vernichtenden Gedanken des Squire über den Ursprung des Christentums waffenlos da. Das Zeugnis — so führt Roger Wendover aus — hat, wie jede menschliche Schöpfung, stufenweise seine Entwicklung aufzuweisen. Die Fähigkeit der Menschen, zu begreifen und sich dessen zu erinnern, was er sieht und hört, wächst immer mehr vom schwächern zum stärkern, wie jede seiner Fähigkeiten, ähnlich wie sich die Vernunft des Höhlenbewohners zu der Vernunft eines Kant entwickelt hat. Was uns fehlt, das ist der geordnete Beweis davon; aber dieser kann aus der Geschichte und der Erfahrung gewonnen werden. Ich versuche vor allen Dingen festzustellen, welches die Formen, welches die Kanäle sind, in denen das Zeugnis der Zeit laufen mußte. Ich halte für solche Formen natürlich die herrschenden Ideen, die geistigen Vorurteile und die Voreingenommenheiten, die vorhanden waren, bevor der Zeitraum beginnt. An erster Stelle werde ich in dem Zeitalter, das den Ursprung des Christentums sah, eine allgemeine Vorliebe für Wunder, wie in so vielen andern Zeiten, vorfinden, d. h. für Abweichungen von der Richtungslinie der Erfahrungen, die sonst die Arbeit aller Menschen und aller Schulen beherrscht. Lies das Zeugnis der Periode in ihrem eignen Lichte, sei vorbereitet auf unvermeidliche Widersprüche zwischen ihm und dem Zeugnis der Gegenwart. Die Bürgschaft einer Zeit ist nicht wahr, noch in strengem Sinne falsch, sie ist nur unmaßgeblich, halbrichtig, vorwissenschaftlich, aber vollkommen natürlich. Man würde in der That darüber erstaunen müssen, wäre uns Christi Leben ohne alle Wunder überliefert worden. Die damalige Zeit geht mit Wundern schwanger. Der Osten ist voll von Messiaden. Selbst ein Tacitus ist abergläubisch, selbst ein Vespasian thut Wunder, selbst ein Nero kann nicht sterben, ohne daß er noch nach fünfzig Jahren angesehen wird als der Anstifter maß-

losen Unheils. Die Auferstehung ist teils erfunden, teils erdichtet, teils in idealer Hinsicht wahr, in jedem Falle aber als Erzeugnis der betreffenden Zeit vollkommen verständlich und natürlich für jeden, der den Schlüssel zu jener Zeit besitzt.

Mit Elsmeres Glaubensruhe und geistiger Sicherheit ist es dahin. Verworrene Bedenken und qualvolle Zweifel fangen an, in seinem Innern zu wühlen. Der Kampf zwischen seinen kritiklos angelernten Glaubenssatzungen und einer neuen atheistischen Weltanschauung wirft ihn hin und her. Er findet an den Offenbarungen keinen Halt mehr und unterliegt kraftlos den anstürmenden Zweifeln. Halb gebrochen an Geist und Körper, begiebt er sich zu seinem frühern Lehrer Henry Grey nach Oxford und teilt ihm mit, daß sein Gewissen ihm gebiete, die Kirche zu verlassen. Es ist grausam, bitter, sagt der Gelehrte, ich kenne das, ich habe es auch durchgemacht; ich weiß sehr wohl, der Weltmann spottet darüber, aber wer ein Christ vom alten Schlage gewesen ist, dem reißt die Lostrennung von der christlichen Mythologie Mark und Knochen aus einander; das heißt für ihn, Vertrauen und Freude am Leben zur Hälfte einbüßen. Aber sei mutig! Es ist eine Prüfung Gottes. Fürchte nicht, es werde dich von Gott fortführen. Gott ist in der Kritik, in der Wissenschaft, im Zweifel, so lange es ein reiner und ehrlicher Zweifel wie der deinige ist. Er ist im ganzen Leben, im ganzen Denken. Das menschliche Denken ist, wie es sich in den Einrichtungen der Menschen verkörpert hat, in ihren philosophischen Systemen, in der Wissenschaft, in der geduldigen kritischen Arbeit oder im Wesen der Menschenliebe die eine beständige Offenbarung Gottes. Liebe und Phantasie bauten die Religion auf — soll Vernunft sie wieder zerstören? Nein, Vernunft ist von Gott, wie alles übrige. Lerne Gott suchen — nicht in einem einzelnen Ereignis der Vergangenheit, sondern in deiner eignen Seele, in der beständigen Bewahrheitung des Erfahrnen, in dem Leben christlicher Liebe!

Elsmere verläßt Oxford, ohne von seinen Zweifeln befreit zu sein. Im Gegenteil, es wird in seinem Bewußtsein immer klarer, daß er in ein neues geistiges Leben eingetreten sei. Er gesteht seinem unheilahnenden Weibe den Abfall vom Bibelglauben; er macht ihr die furchtbare Offenbarung: Ich kann nicht mehr an eine Menschwerdung und Auferstehung glauben. Christus ist nur in unsern Herzen auferstanden, in dem christlichen Leben der Menschenliebe. Die Wunder sind ein natürliches Erzeugnis der menschlichen Empfindung und Phantasie. Gott war in Jesu vor allen, wie er in allen großen Seelen ist, aber auf keine andre Weise, auf keine andre Weise, wie er in mir und in dir ist! Katharina bricht vor dieser Enthüllung sprachlos zusammen; sie will ihn verlassen, um wenigstens das Kind vor dem Einfluß eines solchen Vaters zu bewahren; aber ihre Liebe gewinnt schließlich die Übermacht, nicht weil es Elsmere ist, sondern weil der Herr befiehlt: Habet euch unter einander lieb.

In der Schilderung dieser Seelenkämpfe, die durch den ganzen Roman hindurch bis zum Überdruß wiederholt werden, in den dramatisch erregten Zwiegesprächen, in der Darstellung verwickelter theologischer Streitfragen verrät die Verfasserin einen hohen Grad dialektischer Gewandtheit. Ein mit seinen Gedanken, seiner Überzeugung, seinem Glauben ringender Mensch ist immer ein fesselndes Schauspiel, um so fesselnder, je mehr der Mensch eine typische Bedeutung hat. Leider hat es Mrs. Ward wenig verstanden, uns von Anfang an für ihren Helden zu erwärmen. Ein Mensch, der auf rein geistigem Gebiete unsre ganze Teilnahme gewinnen soll, darf keine Alltagsnatur wie Robert Elsmere sein; wir verlangen dazu einen männlichen Charakter und keine verschwommene Weiberseele, einen geistig hochstehenden und sittlich erprobten Menschen und keinen Philister, der während seiner Studienzeit ohne jede Kritik die schwierigsten theologischen Probleme durchläuft und sich später seinen ganzen Gedankenbau von einem Atheisten in Trümmer schlagen läßt, keinen Pantoffelhelden, der schließlich aus Furcht vor seinem puritanischen Weibe von ihm händeringend und schluchzend für seinen Abfall von Gott Verzeihung erbittet. Sein unentschlossener Charakter steht in gar keiner Übereinstimmung mit seiner entschlossenen That. Unter solchen Umständen glauben wir auch nicht recht, daß Elsmere schließlich in der Gründung einer freireligiösen Gesellschaft, The New Brotherhood of Christ, sein volles Lebensglück gefunden habe. Die Empfindungen, die der Schluß des Romans mit Elsmeres langsamem Dahinsiechen beim Leser zurückläßt, sind sehr unbefriedigend. Es liegt über dem ganzen Roman eine düstere, unerquickliche Schwüle. Man wird durch die seelischen Folterqualen eines Menschen hindurchgezerrt, der an seiner eignen Unklarheit und Beschränktheit zu Grunde geht. Es giebt in dem ganzen Roman keine einzige Gestalt, von der man sagen könnte, sie sei einem sympathisch. Die englische Kritik hat sich zu ihren übertriebenen Lobeserhebungen sicher nur dadurch hinreißen lassen, daß sie das ästhetische Interesse mit dem stofflichen verwechselt hat. Der künstlerische Wert des Romans ist nach unsrer Ansicht sehr gering; wir finden in Robert Elsmere dieselben Fehler, wie in allen englischen Frauenromanen. Der Aufbau ist ohne klaren Grundriß und folgerichtige Ordnung ausgeführt; die Erzählung ist oft langatmig und schleppend, die Charakteristik verwischt und einförmig, die Sprache, besonders im ersten Teil, geflickt und aufgestutzt mit französischen Brocken, ohne daß damit etwa eine besondre Person charakterisirt werden sollte. Wie armselig muß der Verfasserin die englische Sprache erscheinen, wenn sie für débris, naïveté, dénouement, fracas, moue, rêverie, coup de grâce, chiffon, ennui, sauvagerie, gaucherie u. s. w. keinen entsprechenden englischen Ausdruck zu finden vermag! Wir bestreiten auch, daß mit Mrs. Ward die Lücke ausgefüllt worden sei, die George Eliot hinterlassen hat. Es sind die Scenes of Clerical Life von George Eliot zum Vergleich herbeigezogen worden, aber wie wir glauben, nicht

zum Vorteil für Mrs. Ward, denn gerade in diesen Szenen zeigt sich, wie hoch jene Schriftstellerin über der Verfasserin von Robert Elsmere steht. Was dieser besonders fehlt, das ist der goldne Humor, der weite Blick, die gründliche Kenntnis des menschlichen Herzens und die edle und reiche Sprache. Und so können wirs auch nur mit Vorsicht aufnehmen, wenn das Athenäum sagt: In Robert Elsmere the burning questions between old-fashioned faith and the new Christianity are discussed and presented and worked out in the lines of the characters with a fulness of knowledge, a breadth of appreciation and a critical talent, which show a rare combination of gifts of a very high order.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Bürgermeister von Longerich. Zu der ergötzlichen Schilderung, die R. Pape im 51. Hefte der Grenzboten von dem Kölner Abgeordnetenfeste gegeben hat, sendet uns ein Augenzeuge, Herr Stadtbaurat von Noël in Kassel, einige Berichtigungen und Zusätze, die wir unsern Lesern doch nicht vorenthalten dürfen. Er schreibt uns:

Das Kölner Abgeordnetenfest und insbesondre die Ereignisse im Zoologischen Garten kann man mit Recht das Satyrspiel zu dem Drama des Verfassungsstreites nennen, und beide Spieler, die streikenden Abgeordneten wie die um das Wohl des Staates allzu eifrig besorgte Longericher Staatsgewalt, haben ihre Rolle mit anerkennenswertem Humor durchgeführt. Eich (nicht Aich) vertrat dabei die Longericher Polizei; er war der Bürgermeister dieses durch ihn berühmt gewordenen Dorfes, in dessen Bann damals noch der Zoologische Garten lag. Der Kölner Polizeipräsident, der ihn wegen seiner zoologischen Thaten schwerlich beneidet hat, hieß Geiger. Der in Papes Aufsatz mitgeteilte Vers: „Der Bachem und der Eich rc." war der Ausdruck des den Kölnern in der Haut steckenden Spottes über die nach beiden Richtungen mißglückte Kundgebung.

So plötzlich, wie der Verfasser der Studie meint, war aber der Übergang der Abgeordneten von Deutz in das Longericher Territorium doch nicht gekommen; wenigstens wußte man am 22. Juli schon vor Tische, daß für den Nachmittag auf etwas im Zoologischen Garten zu rechnen sei. Auch waren vormittags bereits Truppen — eine Kompagnie Infanterie — nach der dicht beim Zoologischen Garten liegenden Mülheimer Heide marschirt. Ich erinnere mich genau, daß ich in Begleitung eines Verwandten gleich nach dem Mittagessen in den Garten ging, in der festen Erwartung, daß sich dort etwas Besondres zutragen würde, und hoffte, daß es mir, weil ich von Amts wegen im Garten zu thun hatte, gelingen würde,

alles recht nahe und gründlich zu sehen und zu hören. Auf dem Wege eilten nun schon einige ängstliche Leute an mir vorüber nach der Stadt und riefen warnend: Die Soldaten kommen, die Soldaten kommen! Im Garten stieg ich auf das Dachgerüst eines im Bau begriffenen Hauses, von dem sich ein weiter Überblick gewinnen ließ. Da sah ich denn wirklich die Infanterie von der Mülheimer Heide her im Anmarsche, und etwas später erschienen Kürassiere vor dem Haupteingangsthore. Als ich nach Aufgabe meines allerdings hohen und sichern, aber ohne Feldstecher auf die Dauer ungenügenden Standpunktes in die Nähe des großen Restaurationssaales kam, war dieser auf Anordnung des Bürgermeisters Eich schon geräumt; an jeder Thür standen zwei stramme Infanteristen, Gewehr beim Fuß. Die Menschenmenge war beträchtlich, und der Direktor des Zoologischen Gartens — der bekannte spätere Berliner Bodinus — war in heller Verzweiflung, wie er seine Anlagen vor der rücksichtslosesten Zerstörung, namentlich im Fall einer gewaltsamen Räumung des Gartens, schützen sollte. Zwar hatte der Rittmeister der Schwadron auf sein Bitten zugestanden, vor geöffnetem Thore bis zum Äußersten zögern zu wollen, um die schönen Wege des Gartens nicht ohne weiteres zu Schanden reiten zu lassen, aber das andre Mittel, der im Garten herumgeführte große Elefant, hatte versagt; der arme Dickhäuter zog sich verletzt in seine einsame Behausung zurück.

Der Bürgermeister Eich befand sich nicht weit von der leeren Restauration inmitten der aufgeregten Menge. Als Kopfbedeckung trug er einen hellen Filzzylinder, der eine wichtige Rolle in der nun folgenden graufigen Szene spielt. Der Mann, der auf seinem Dorfe vielleicht recht gut am Platze sein mochte, war der ihm unversehens zugefallenen politischen Aufgabe keineswegs gewachsen und insbesondre viel zu aufgeregt, hastig und unvorsichtig. Er geriet alsbald mit einem der um ihn drängenden Abgeordneten in Wortwechsel und ging, weil er wohl beleidigt sein mochte, nach einigen Sekunden plötzlich dazu über, den mit ihm redenden zu verhaften, zu welchem Zweck er ihn vorn am Rocke faßte und festhielt. In demselben Augenblick erhielt er von dritter Hand einen heftigen Schlag auf seinen Zylinder, dessen Rand ihm infolgedessen im Nu unter dem Kinn saß. So stand er da in der lächerlichsten Verfassung: mit der einen Hand seinen zerrenden Arrestanten am Rock haltend, mit der andern vergeblich arbeitend, um sein Gesicht wieder frei zu machen, und dabei fortwährend, so gut es unter dem Zylinder gehen wollte, rufend, man solle seinen Gefangnen nicht entkommen lassen. Dem war bei seinen und seiner Freunde Versuchen, aus des Bürgermeisters Hand loszukommen, der Ärmel aus dem Rock gerissen worden; aber seine Freunde, die Gefahr dieses Risses erkennend, steckten ihn, nachdem sie ihn vom Bürgermeister losgerissen hatten, in einen Sommerüberzieher, und so entschwand er eigentlich vor dem Hute, aber nicht vor den Blicken des Bürgermeisters Eich. Daß dessen Geduld, nachdem er endlich von seinem Hute befreit war, vollends zu Ende ging, läßt sich verstehen; es erfolgte Befehl zur Räumung des Gartens durch das Militär. Das geschah alsbald, und zwar mit einer Ruhe und Sicherheit, auch Rücksicht auf den Garten, seine Anlagen und die darin doch auch befindlichen ruhigen Menschen, daß man sich keinen größern Gegensatz zu den überhasteten Anordnungen der vorhergehenden Stunden denken konnte. Mord und Todschlag erfolgte nirgends, selbst nicht bei dem kleinen Lärm, der nach der Tragödie des Zoologischen Gartens später auf dem Heumarkt und an den Schiffen noch ausbrach.

Auf dem Bürgermeister Eich aber und seinem hellen Filzhute blieb der Fluch der Lächerlichkeit haften. Der nächste Karneval machte sich seinen Unfall bestens

zu nutze. Im Zuge am sogenannten Rosenmontag befand sich ein Wagen, auf dem eine Hutfabrik eingerichtet war. Zahllose helle Zylinderhüte wurden da angefertigt und unentgeltlich an jeden Liebhaber verabfolgt, doch unter der einen Bedingung, daß er den Wagen besteigen und sich die berühmte Kopfbedeckung von den Fabrikanten mußte aufsetzen lassen. Natürlich wurde ihm dann der Hut sofort eingetrieben, und zwar derart, daß er genau so saß, wie er am 22. Juli 1865 dem Bürgermeister Eich gesessen hatte.

Meine Mitteilungen haben nur den Zweck, auf jenes welterschütternde Trauerspiel einen Strahl der Heiterkeit zu werfen, und in dieser löblichen Absicht möge meine Entschuldigung gefunden werden.

Theodor Fontane hat vor kurzem seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und zugleich eine dritte, vermehrte Auflage seiner „Gedichte" (Berlin, Wilhelm Hertz) herausgegeben. Die alten prächtigen Balladen: „Schloß Eger," „Der Tag von Hemmingstedt," „Archibald Douglas," „Das Trauerspiel in Afghanistan," die preußischen Männer und Helden, die Lieder von der schönen Rosamunde, die Lieder und Balladen nach dem Englischen, die Gedichte zum dreimaligen Siegeseinzug des preußischen Heeres in Berlin (1864, 1866, 1871), das reizende „Auf der Treppe von Sanssouci" (zu Adolf Menzels siebzigstem Geburtstag), eine ganze Reihe andrer, die die erste und zweite Sammlung schmückten und die Fontane lange überleben werden, fehlen natürlich in der neuen Auflage nicht. Aber es ist auch manches hinzugekommen, was den Wert dieses Bandes wesentlich erhöht und das Gefühl der Teilnahme, der Liebe und des Respekts, das wir für den Dichter hegen, noch verstärken hilft. Wenn er singt:

Die Menschen kümmerten mich nicht viel,
Eigen war mein Weg und Ziel.

Ich mied den Markt, ich mied den Schwarm,
Andre sind reich, ich bin arm.

Und doch wärs in die Wahl mir gegeben,
Ich führte noch einmal dasselbe Leben.

Und sollt ich noch einmal die Tage beginnen,
Ich würde denselben Faden spinnen

so können wir ihm das aufs Wort glauben, können es auch mit ihm als ein Glück empfinden, daß ein deutscher Dichter doch noch eine Ecke hie und da findet, wo man ihm seine Selbständigkeit gelten lassen muß:

Jeder Einfall, statt ihn zu loben,
Wird einem andern zugeschoben.

Ein Glück, so hab ich oft gedacht,
Daß Zola keine Balladen gemacht.

Aber tragisch zu nehmen brauchen wir diese Empfindung nicht, gegenüber der köstlichen und liebenswürdigen Ironie, mit der Fontane in den Genrebildern „Aus der Gesellschaft" ein ganzes Stück moderner Welt spiegelt und epigrammatisch beleuchtet. „Hoffest," „Der Sommer- und Wintergeheimrat," „Auf dem Matthäikirchhof," „Wie mans machen muß" und „Erfolganbeter" sind in ihrer Art unübertrefflich. Die Erfolganbeter mögen in ihrer knappen und schlagenden Kürze gleich hier stehen:

Nie hab ich ein dümmeres Stück gelesen.
Das Haus ist ausverkauft gewesen.

Farbe, Linien, alles verschwommen.
Die Jury hat es angenommen.

Ein Skandal ist seine Art zu leben
Der Botschafter hat ihm ein Fest gegeben.

Glauben Sie mir: er ist ein Kujon.
Hat aber eine Thaler-Million.

Wundervoll einfach, aus der tiefsten Seele heraus und die tiefste Seele erschütternd erklingen die vier Gedichte „Kaiser Friedrich der Dritte," namentlich die beiden ersten. Unter den Gelegenheitsgedichten ragt „Zeus in Mission" zu Fürst Bismarcks siebzigstem Geburtstag und das humoristische „Hubert in Hof" hervor. In ihnen allen ist eine echt poetische Sinnlichkeit und Gegenständlichkeit, eine unverwüstliche Heiterkeit, die dem tiefsten Ernst des Daseins und dem gerechten Schmerz nicht aus dem Wege geht, aber hinter ihnen noch einen Pfad offen sieht. In der Form ist Fontane, wenn wir die Altersgedichte mit den Jugendgedichten vergleichen, etwas bequemer, scheinbar lässiger geworden, da hat er es je länger, je weniger mit der Feierlichkeit gehalten. Wessen Ohr aber fein und geschärft genug ist, der hört auch aus diesen leichtern Versen einen mächtigen Rhythmus heraus und vernimmt Klänge, die dem Urquell unsrer Sprache unmittelbar entrauscht sind. In Gedichten wie: „Meine Gräber," „Die Frage bleibt" wachen diese Klänge auf und mischen sich gut mit den jugendfrohen, hellen Tönen der Balladen, die schon vor einem Menschenalter erklungen sind. Und so gilt denn am Ende, was der Dichter in dem kecken Genrebilde „Fritz Katzfuß" von sich selber erzählt:

Ich weiß dein Schicksal nicht, nur eines weiß ich:
Wie dir die Lehrzeit hinging bei Frau Marzahn,
Ging mir das Leben hin. Ein Band von Goethe
Blieb mir bis heut mein bestes Wehr und Waffen,
Und wenn die Witwe Marzahns mich gepeinigt
Und dumme Dinger, die nach Waschblau kamen,
Mich langsam fanden, kicherten und lachten,
Ich lächelte, grad so wie du gelächelt,
Fritz Katzfuß, du mein Ideal, mein Vorbild.
Der Band von Goethe gab mir Kraft und Leben,
Vielleicht auch Dünkel. All genau dasselbe,
Nur andres Haar und — keine Sommersprossen.

Zum deutschen Wörterbuch. K. Heinemann hebt in seinen Auszügen aus den Briefen von Goethes Mutter, die er im 1. Hefte der Grenzboten gegeben hat, aus dem reichen Sprachschatze der Briefschreiberin auch das Wort Güterbestäter hervor, das sie für Spediteur gebraucht habe. Dies Wort war aber schwerlich eine eigne Schöpfung der Frau Aja, sondern wahrscheinlich in Frankfurt damals allgemein gebräuchlich. Auch in Leipzig gab es seit 1662, möglicherweise schon früher, einen besondern Beamten in der Ratswage, der den Titel Güterbestäter führte und der bis in die dreißiger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts nachweisbar ist. Über seine Verrichtungen belehrt uns der Eid, den er bei seiner Anstellung zu leisten hatte, und den wir in einer Fassung aus dem Jahre 1693, die uns zufällig vorliegt, hier mitteilen wollen. Darnach mußte er schwören: „Dem Dienste des Bestäters, darzu ich mich begeben habe, will ich treulich vorstehen, über meine Verrichtung ordentliche Bücher halten, die einkommende Frachtbrief in

eine richtige Charte bringen und recht ausrechnen, solche auch denen Kaufleuten ungesäumt praesentiren, damit sie an Freimachen ihrer Güter nicht gehindert werden, desgleichen die Güter, damit ich die Fuhrleute belade, fleißig einschreiben und ihrer jedweden darüber eine Charte geben, mit denen Fuhrleuten wegen des Lohnens kein heimlichen Verstand machen, dadurch denen Kaufleuten Schade geschehe, mit denen Frachtgeldern, die von mir eincassiret werden, treulich umgehen und jedem Fuhrmann das Seinige auszahlen, niemand nicht übersetzen, do jemand aus meinen Büchern und Registern Nachricht begehret, solche richtig und der Wahrheit gemäß ausgeben, wenn sich zwischen Kauf- und Fuhrleuten der Fracht halber Irrungen erregen, zu deren Beilegung ihnen mit dienlicher Nachricht willig an die Hand gehen, allenthalben E. E. Rathes und gemeiner Stadt Bestes suchen und befördern und demselben in allen Dingen treu, hold und gewehr sein, auch alles dasjenige, was diesem Dienst anhängig ist, in gute Acht nehmen, und solches alles nicht unterlassen weder um Gabe, Freundschaft, Feindschaft, noch um einiger anderer Ursache willen, so wahr mir Gott helfe u. s. w." Wie lange das Amt bestanden hat, vermögen wir nicht genau anzugeben. Im Leipziger Adreßbuch von 1732 steht der „Güterbestäter" noch (neben dem „Güterbeschauer") unter den Wagebeamten, in dem von 1736 fehlt er bereits; in der Zwischenzeit ist also das Amt eingezogen worden. Übrigens hat auch Grimms Wörterbuch unter Bestäter aus Stielers Sprachschatz die Bemerkung: In Zürich heißt so ein Spediteur.

Litteratur

Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirtschaftliche Studien von Emanuel Herrmann. Zweite Auflage, Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1889

Der Verfasser setzt den in seinem Werke „Kultur und Natur" begonnenen Versuch, Nationalökonomik, Kulturgeschichte und Naturwissenschaften auf dem „neutralen Boden der reinen Ökonomik" mit einander in Zusammenhang zu bringen, in diesen zehn Studien mit glücklichem Erfolge fort. Um von der Fülle geistreicher Verknüpfungen, die sie enthalten, eine Ahnung zu geben, führen wir von dreien die Haupt- und die Kapitelüberschriften an. I. Die Ökonomie des Raumes bei verschiednen Nationen. 1. Primitive Raumzustände. 2. Mehrfache Horizonte. 3. Die Nationen der vollen Raumbeherrschung. IV. Morphologisches von drei Ersatzmitteln unsrer Oberhaut. 1. Die Metamorphosen der Haut. 2. Urformen der Wohnstätten und Gefäße. 3. Vollkommnere Techniken. 4. Die Kleidung als Gefäß. [Auch weniger geistreichen und gelehrten Leuten fällt beim Anblick eines Zylinderhutes zuweilen der Kochtopf und beim Auskleiden, namentlich im Winter, die Zwiebel ein.] 5. Die Gliederung und Zusammensetzung der Gefäße. 6. Das Prinzip der Schichtung. VII. Zeiträtsel der organischen Welt. 1. Sein oder Werden? 2. Die Thatsache der stets unzureichenden Zeit. 3. Das Wechselleben primitiver Organismen. 4. Die

Thatsache des stets allzuraschen Verbrauchs. 5. Das Prinzip des beschleunigten Verfahrens. 6. Das Prinzip: Voraus. 7. Das Prinzip: In Einem fort. 8. Die Zeitökonomie der Pflanzen- und der Tierwelt. 9. Die Zeitökonomie der gesamten organischen Welt. Nützlich ist die Hervorhebung der schon von Roscher bemerkten Thatsache, daß sehr vieles von dem, was wir für nationale Unterschiede halten, bloß Unterschiede von Kulturstufen sind, sowie das Messen älterer und jüngerer Kulturen an einander. Die heutigen galizischen Herrensitze ähneln nach Herrmann den deutschen Höfen der Karolingerzeit, dagegen steht das heutige Mittel- und Westeuropa noch nicht auf der Höhe altägyptischer Raumökonomie „mit Monolithen, Metallverkleidungen, Mosaikfußböden und farbigem echtem Schmucke der Wände und Decken.“ Auch erfreuen wir uns noch keiner Großstadt, die sich mit Babylon messen könnte. „Aber unsre Zeit besitzt ganz andre Transport- und Kommunikationsmittel, und darum darf uns nicht bange werden. In wenigen Jahrzehnten ist London dem alten Babel gleich. In Nordamerika hingegen werden sich später ganze Dutzende von Babeln aufthun.“ Das ists aber gerade, wovor andern Leuten bange wird, denen es jetzt schon babylonisch genug zugeht, und möglicherweise gereicht diesen einigermaßen zum Trost, was Herrmann mit den Worten beklagt: „Uns Europäern steckt noch der Orient zu sehr in den Gliedern mit seiner armseligen Verewigung der Raumnot, d. h. das Mittelalter der Kultur hält uns noch fest, ja es hat völlig den Anschein, als ob Europa sich noch immer mehr mittelalterlich absperren und einengen möchte. Wir stellen die zu Staaten erweiterten Ritterburgen dar, welche so sehr der Verteidigung leben, daß ihnen für den Erwerb kaum mehr die nötige Erdscholle übrig bleibt. Wir werden nicht ruhen, bis sich unsre Städte in Kasernen verwandelt haben werden.“ Gänzlich schwinden wird alle Raumnot im Zeitalter des Flugmenschen, dem die sechste Studie gewidmet ist. Dann werden wir Europäer dem fruchtbarsten aller Erdteile, Afrika, die Arbeit des Bodens, die Getreideerzeugung, überlassen und uns auf Gartenbetrieb und Industrie beschränken können. Für das Ideal eines Landes ohne Fluren und Felder und eines Volkes ohne Bauern vermögen wir uns nicht zu erwärmen. In des Verfassers Augen sind die Bauern freilich nur Vertreter einer niedern Kulturstufe und unsre Agrarier die verderblichsten aller Menschen. Allerdings richtet sich seine Polemik — er lebt in Wien — zunächst gegen den Prinzen Alois Liechtenstein, aber einiges von dem, was er sagt, bleibt doch auch an unsern reichsdeutschen Agrariern hängen. „Im Denkprozesse nur ist unser künftiges Heil zu finden, nicht in möglichst wohlfeiler Tagelöhnerarbeit!“ Als ob die Abneigung gegen das Zahlen hoher Tagelöhne nur eine Eigentümlichkeit der Agrarier wäre, und die Verwaltungsräte industrieller Aktiengesellschaften keine dringendere Sorge empfänden, als das Einkommen und den Bildungsstand ihrer Fabrikarbeiter und Bergleute zu erhöhen! Wir erwarten ebenfalls mit Zuversicht, daß der Bildungsfortschritt schließlich zum Heile aller ausschlagen werde, vorläufig aber sehen wir keinen Ausweg aus der Sackgasse, in die wir durch den Widerspruch zwischen der Vermögenslage der Arbeiter und den aus ihrer Schulbildung sich erhebenden Ansprüchen geraten sind. Der Verfasser ist so glücklich, die Sackgasse nicht zu bemerken, denn er dekretirt einfach: der heutige Arbeiter befindet sich besser als der Bürger früherer Zeiten! Der Arbeiter in einer Pforzheimer Goldwarenfabrik, der bei angenehmer und mäßiger Arbeit wöchentlich 60 Mark verdient, ganz gewiß; der Kohlenschlepper, der bei mühseliger, ungesunder und schmutziger Arbeit auf höchstens 15 Mark kommt, der Wollarbeiter oder Weber mit seinen 10 Mark Wochenlohn und der Pferdebahnkutscher, der von seinen achtzehn täglichen Arbeitsstunden ohne

Branntwein das delirium tremens bekommt, schon weniger. Die Voreingenommenheit für den Industrialismus verleitet den Verfasser, die sozialen und politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten viel zu günstig zu beurteilen; er scheint nicht zu wissen, daß auch dort schon die soziale und namentlich die Bodenfrage lebhaft erörtert wird, was bei dem Bodenreichtum der Union ein reiner Skandal ist. Als die Perle der Sammlung sehe ich Nr. III. an: „Im Kulturkreise der Odyssee.“ Das anmutige Bild der homerischen Welt, das hier entworfen wird, dürfte den Lesern aller Richtungen denselben Genuß bereiten. Die technischen Kulturzustände dieser Welt entsprechen denen des spätern christlichen Mittelalters, von dem sie sich durch die Enge des geographischen Gesichtskreises, aber auch durch größere Sittenreinheit unterscheiden. „Was aber die geistige Kultur betrifft, erscheint die ganze Erde für das homerische Kulturwerk kaum groß genug. Durch diesen Kulturkreis muß jeder geschritten sein, bevor er auf Bildung, auf Kultur überhaupt Anspruch machen darf.“

Unter drei Kaisern. Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1889

Dieser dritte Band der unter dem Haupttitel „Altertum und Gegenwart“ gesammelten Reden und Vorträge des Berliner Geschichts- und Altertumsforschers bringt folgende sechzehn Reden und Aufsätze: Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I.; Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich; Die Bürgschaften der Zukunft; Friedrich II. und die deutsche Litteratur; Der Beruf des Fürsten; Das Königtum bei den Alten; Die Griechen als Meister der Kolonisation; Athen und Eleusis; Der Zehnte; August Böckh; A. Böckh und K. O. Müller; Richard Lepsius; Düsseldorf und Cornelius; Erinnerungen an Emanuel Geibel; Georg Curtius; Naxos.

Schon dieser Inhalt zeigt, welche Fülle von Anregung hier geboten wird. Wer selbst ein Zuhörer von Curtius gewesen ist, wird auch dem gedruckten Worte gegenüber in freudiger Erinnerung des fesselnden Vortrags gedenken, durch den der greise Gelehrte die Jugend für das klassische Altertum zu begeistern und zugleich immer in Verbindung mit der Gegenwart zu erhalten versteht. Diese Sammlungen seiner Reden werden eine willkommene Gabe für alle sein, die ihn gehört haben. Aber sie wenden sich auch an weitere Kreise. Und wer wäre mehr dazu berufen, das Gedächtnis unsrer ersten Kaiser zu feiern, als der Mann, der sich rühmen darf, der Erzieher Kaiser Friedrichs gewesen zu sein? Wer vermöchte Athen und Eleusis, das Königtum der Griechen und die folgenschweren Nachwirkungen der griechischen Kolonisation anschaulicher zu schildern, als der Gelehrte, der uns als einer der ersten das staatliche Leben des alten Hellas in engster Verbindung mit seinem Glauben, seiner Kunst und Litteratur dargelegt hat? Und wer stand Georg Curtius und Emanuel Geibel näher, als der Bruder des großen Sprachforschers, der Jugendfreund des Dichters, der schon in Lübeck als Knabe der Jugendgespiele, in Berlin als Student der Freund, in Griechenland als junger Forscher der Reisegenosse Geibels war? Auf dieser gemeinschaftlichen Reise durch den Archipel hat Curtius auch die Anregung zu dem schönen Vortrage über die Insel Naxos erhalten.

Das Christentum und seine Gegner. Eine wissenschaftliche Untersuchung von Otto Fleischmann. Leipzig, Fischer, 1889

Eine neue Schutzrede für den christlichen Glauben, und eine, die unzweifelhaft Wert und Berechtigung hat. Der Verfasser weiß sehr wohl, daß von Beweisen

für den Glauben unmittelbar nichts zu erwarten ist, er stellt ihn daher nur einfach in seinen Grundlagen dar. Dann aber prüft er die Beweise gegen das Christentum, insbesondre gegen das geistige Sein, die Schöpfung, gegen Willensfreiheit, gegen die geschichtliche Person Jesu, und für die Unabhängigkeit des sittlichen Fortschritts von allem Religiösen. In allen diesen Angriffen würde er, wenn sie erfolgreich sein könnten, eine wirkliche Schädigung und Zerstörung des christlichen Glaubens sehen. Daß er mit den Philosophen wohl bekannt ist, insbesondre mit Kant und seiner Kritik der Vernunft, ist offenbar, den spätern Philosophen, die wir in die dogmatistische Allweisheit zurückfallen sehen, hätte er nicht so viel Unheil zuschreiben sollen, insbesondre hat doch auch Hegel nicht bloß negativen Wert. Auch die Naturwissenschaft imponirt dem Verfasser nicht besonders, besonders nicht der Materialismus und Darwinismus. Sie sind ihm nicht stark genug, um Sturmböcke gegen den Glauben zu sein. Die biblische Kritik ist dem Verfasser wenig bekannt; aber die Summe ist richtig dahin gezogen, daß die Ergebnisse der Kritik das Christentum selbst nicht erschüttert haben und es auch nicht erschüttern können. Er hätte sagen können, daß die wirklich großen Kritiker unsrer Zeit auch nicht die Absicht haben, das zu thun. Damit hat der Verfasser die wissenschaftlichen Gegner zurückgewiesen. Er stellt dann kulturgeschichtliche Reflexionen an, um Sittlichkeit und Christentum in ihrer schönen Verbindung und Wechselwirkung zu schildern. Hierbei wird vieles flüchtig berührt, auch die soziale Reform unsrer Tage. Alles ist in edelm Sinn gehalten und liest sich gut. In dem Kreise des Verfassers scheint auch Buckles Geschichte der Zivilisation noch gelesen zu werden, und er widmet diesem Buche nach seinen prinzipiellen Teilen eine eingehende Erörterung.

Probleme aus der christlichen Ethik. Bearbeitet von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg. Berlin, Reuther, 1888

Der Verfasser spricht in einer anregenden, mehr seelsorgerischen als wissenschaftlichen Weise von sechs ethischen Problemen, er behandelt die Adiaphora und das Erlaubte, die Askese, das Gelübde, das Gewissen, die Kollision der Pflichten und die Freiheit des menschlichen Willens. Er hat die sechs Aufsätze in ländlicher Stille und Einsamkeit zur Klärung seiner eignen Ansichten geschrieben, er muß dabei aber von einer großen Menge von Büchern umgeben gewesen sein, denn er zitirt viel und ist in seinen Hilfsmitteln vorzüglich bewandert. Sein Absehen ist eigentlich nicht die christliche Ethik, sondern die biblische. Er benutzt das Alte und das Neue Testament in alter Weise, als unmittelbare göttliche Gesetzgebung; sein gesunder Sinn bewahrt ihn jedoch dabei vor gröbern Mißbräuchen. Interessant ist es, wie er in der Art der katholischen Kasuisten, aber in evangelischem Sinne, sich in die praktischen Fragen des Lebens einläßt. So z. B. S. 6, wo er davon handelt, ob das Tanzen erlaubt sei. „Eine übertriebene Verteidigung dieser weitverbreiteten Form für geselliges Vergnügen ist ebensowenig am Platze als ein einseitiges Verurteilen." Die alttestamentlichen Tänze will er nicht heranziehen, nicht etwa weil uns die Sitte der Juden nichts angeht, das würde seine Anschauung des Alten Testaments nicht gestatten, sondern weil es eben andre Tänze waren, als die modernen, wie er zu verstehen giebt, wahrscheinlich unsern alten Gavotten und Menuetten ähnlicher. Mit Cancan und Fandango macht er natürlich kurzen Prozeß. So treffen wir auch in dem Aufsatz über Gelübde die Kasuistik in reichem Maße an. Das mag für viele ganz zweckmäßig sein, denn die seelsorgerische Unterhaltung kann nicht immer in allgemeinen Sätzen einhergehen, sondern bedarf der Spezialisirung. Darum werden junge Geistliche, die ihre wissenschaftlichen Studien hinter sich haben, von

dem vorliegenden Buch, obwohl es von systematischer Wissenschaft nichts enthält, ohne Zweifel einen nützlichen Gebrauch machen können.

D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Von C. F. Georg Heinrici. Mit dem Bildnis. Berlin, W. Hertz, 1889

Tagebücher von Verstorbenen und Briefe von Verstorbenen an Verstorbene machen, wenn man die Verewigten einst nahe gekannt hat, immer einen wehmütigen Eindruck. Sind aber die Personen, die wir so über das Grab hin in ihren besten Empfindungen belauschen, bedeutende Männer und handeln sie unter einander über hochwichtige Interessen ihrer Zeit, so ist kaum eine Litteratur mit dieser an Wert und Würde zu vergleichen. Uns ist der Eindruck geworden, daß, wer diese Schrift mit Teilnahme und Empfänglichkeit liest, wer mit Twesten, Brandis, Schleiermacher, um nur die hervorragenden Namen zu nennen, so eng zusammenlebt, wie es die Schrift möglich macht, eine dauernde sittliche Stärkung dadurch gewinnt. Und so wünschen wir dem Buche viele dankbare Leser.

Das Leben Twestens war im ganzen das eines deutschen Gelehrten, ohne große Erschütterungen erhebt er sich aus ganz einfachen Familienverhältnissen in der Wissenschaft zu einer Gediegenheit, die nicht bahnbrechend war, aber von größern Geistern mit Ehrerbietung und Vertrauen begrüßt wurde. Von Tausenden von Studirenden wurde bezeugt, daß sie von Twesten den besten Teil ihrer wissenschaftlichen Überzeugungen ableiten müßten. Und diesen Mann sieht man in Tagebüchern und Briefen nun um seine geistige Klarheit ringen, beständig an sich arbeiten, seine innere Selbständigkeit erkämpfen und wahren nach rechts und links, klagen um Verluste, die er als Vater und Freund bei der allmählich hochsteigenden Zahl der Jahre erleiden mußte, denn er war 86¾ Jahre alt, als ihn der Tod abrief. Und das alles in einer Fülle vielseitiger Bildung, wie sie in der heutigen Arbeitsteilung immer seltener wird, und in einer sittlich strengen Auffassung auch der kleinen Dinge. Dem Theologen brauchen wir nicht zu sagen, daß über die Beziehungen Schleiermachers zu Twesten, Claus Harms und zu manchen andern bedeutenden Zeitgenossen in den Briefen neue und reiche Materialien zu finden sind.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von Dr. Otto Mejer Linden-Hannover, Manz, 1889

Das Buch enthält acht Aufsätze, von denen vier schon früher anderswo vorgetragen und gedruckt worden sind. Sie sollen mit der Kenntnis älterer Göttinger Zustände auch die Liebe zur Geschichte der Universität in weitere Kreise tragen, und das werden sie ohne Zweifel auch thun. Die Gegenstände sind folgende: 1. Die Entwicklung der Göttinger Universitätsverfassung. 2. Alte Göttinger Gesellschaft. 3. Ehemalige Studentenverbindungen. 4. Professoren und Studenten gegenüber einer Zensurmaßregel 1792. 5. Göttinger Studentenwohnungen. 6. Aus des Reichskanzlers Göttinger Studentenzeit. 7. Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren. 3. Ein Lebenslauf. Friedrich Wilh. Unger (1810—1876).

Das Buch bekundet überall eine Liebe zu dem genius loci und eine Genauigkeit der Kenntnisse, wie sie nur alte Ansässigkeit und der Zugang zu allen Universitätsakten möglich macht. Die Göttinger Universität hat lange Jahre eine so hervorragende Rolle gespielt, daß diese scheinbar nur lokalen Geschichten einen großen Leserkreis haben werden. Uns hat am meisten der letzte Aufsatz ergriffen.

Die Überfüllung der gelehrten Fächer. Deren Ursachen und Mittel zur Abhilfe. Ein Beitrag zur Lösung der Schulreformfrage von Dr. Otto Kunzemüller. Zweiter Abdruck. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1889

Der Verfasser hat schon einmal über die Schulreform (1888) bei Österwitz in Leipzig eine Schrift erscheinen lassen. Er geht von der im Titel erwähnten Überfüllung der gelehrten Fächer aus, die eine unwillkommene Thatsache ist. Es ist freilich eine ganz unzweckmäßige Methode, pädagogische Fragen durch Überfüllungsrücksichten zu verunreinigen. Ein Radikalismus, der rücksichtslos auf die Beseitigung jener Überfüllung arbeitet, hätte es ja leicht, er könnte den Universitäten eine Beschränkung der aufzunehmenden Studenten vorschreiben, die Klassenfrequenz der Schulen herabsetzen, ein Maximalalter der Abiturienten feststellen und dergleichen, so wäre in kurzer Zeit das Übel gehoben. Aber da noch einige andre Rücksichten nicht zu vernachlässigen sind, so muß eine „organische" Veränderung des Schulwesens, diese beliebte Floskel, herhalten. Diese „organische" Änderung ist eine der 344 Vorlagen, über die der Minister von Goßler berichtet hat. Sie beruht darauf, daß Vorschule und Unterschule, also die Klassen bis zur Quarta, eine gemeinsame Grundlage für alle höhern Schulen bilden. Von fremden Sprachen kommt nur die französische (drei Jahre lang sechs Stunden) in Betracht, nicht die lateinische. Dann soll sich herausgestellt haben, ob der Schüler noch drei Jahre eine realistische Mittelschule besuchen soll, die er dann mit allen möglichen Berechtigungen verlassen kann, oder ob er statt der dreijährigen Mittelschule eine sechsjährige Oberschule erwählt. Das letztere wird er thun, wenn man ihm mehr Verstand zutraut und wenn er die entsprechenden Mittel hat. Aber auch hier wird ihm noch ein Beobachtungsjahr (Untertertia) vergönnt. Erst in Obertertia muß er sich entscheiden. Entweder besucht er dann eine gymnasiale Abteilung mit Griechisch oder eine moderne mit Englisch. In dieser modernen Abteilung ist auch noch ein fakultativer griechischer Kursus mit zwei wöchentlichen griechischen Stunden drei Jahre lang vorgesehen. Es lohnt sich nicht, über die Vorschläge zu sprechen, die gewiß nicht schlechter sind, als viele andern. Der Verfasser ist seiner Sache ganz gewiß; daß sein Gymnasium kein Gymnasium mehr ist, kann er nicht begreifen. Ihm ist es nur eine Überhebung der Gymnasiallehrer, so etwas zu behaupten. Schwierigkeiten und Bedenken kennt er nicht, wie das bei Enthusiasten immer so ist.

Adalbert von Chamisso als Naturforscher. Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages (28. Juni 1888) gehalten von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit, 1889

In schöner Form wird uns hier der liebenswürdige französisch-deutsche Dichter Chamisso von einer andern Seite seines Strebens gezeigt, von seiner naturkundigen Seite. Die Einleitung stellt den etwas verwickelten Lebensgang des jungen, talentvollen Mannes dar, bis sich Chamisso am Genfer See 1811 dem Studium der Botanik zuwendet und in Berlin die neue Universität bezieht, um Naturwissenschaft zu treiben. Hier fügt der belesene Redner litterarische Notizen über „Peter Schlemihl" ein, die sehr interessant sind. Bald hat Chamisso nun Gelegenheit (August 1815) am Bord des Rurik die Naturwissenschaft recht aus den Quellen zu studiren. Neben mehr allgemeinen Reflexionen, die der Redner aus den Aufzeichnungen Chamissos mitteilt, berichtet er, daß sein rascher Blick gleich auf der englischen Küste eine Centaurea nigrescens auffand, wie mehrere andere neue Spezies anderswo, für deren Verbreitung er uneigennützig sorgte.

Auf dem zoologischen Gebiet werden seine Beobachtungen der Salpen und deren Generationswechsel erwähnt. Ein größrer Raum wird den Theorien über

die Atoll-Inseln gewidmet, wobei der Redner nicht nur die spätern Theorien vergleicht, sondern auch Chamisso einen Aufsatz abspricht, den man ihm aus ungenauer Lektüre des Kotzebueschen Reisewerks heraus zugeschrieben hatte. Sodann wird Chamissos Verdienst um die Lehre von der Entstehung der Torfmoore hervorgehoben, die man früher als Erzeugnisse des Meeres angesehen hatte. Es ist erstaunlich, wie derselbe Mann, den wir als Dichter verehren, den wir als einen Forscher auf dem Gebiet abgelegener Sprachen wie der Hawai-Sprache bewundern, auch auf seinem naturwissenschaftlichen Gebiete so viel Anregung geben konnte. Kein Mann war wohl so geeignet wie Dubois-Reymond, durch eigne Vielseitigkeit so mannigfaltige Strahlen in eine kurze Summe zu fassen.

Grillparzers Kunstphilosophie. Von Dr. Emil Reich. Wien, Manz, 1890

Diese Schrift, in mehrfacher Weise verdienstlich, gehört in die Reihe jener Vorarbeiten, die zur wissenschaftlichen Neugeburt oder vielmehr Ausbildung der Ästhetik notwendig sind. Man ist endlich allgemein zu der richtigen Erkenntnis gelangt, daß über die Kunst und zumal über Poesie zu sprechen doch wohl die denkenden Künstler und Dichter zunächst berufen sind. Das Vorurteil, das bisher in wissenschaftlichen Kreisen herrschte, daß sich Kunstschaffen mit Kunstphilosophie nicht in demselben Kopfe vereinigen könnten, eine Meinung, die der größte Kunstphilosoph unsers Jahrhunderts, Fr. Th. Vischer, theoretisch aussprach, um sie durch seine eigne dichterische Praxis zu widerlegen, dieses Vorurteil wird denn doch nach und nach überwunden. Eine der wichtigsten Aufgaben der litterarischen Forschung ist es demnach u. a., Goethes zerstreute kunstphilosophische Gedanken systematisch zu ordnen; kein kunsttheoretisches Werk ist so fruchtbar für die poetische Produktion wie Otto Ludwigs Shakespearestudien, wie Gustav Freytags „Technik des Dramas" geworden. Der hohe Wert von Friedrich Hebbels Tagebüchern liegt hauptsächlich in seinen ästhetischen Betrachtungen; auch aus dem Nachlaß Berthold Auerbachs hat uns sein Verweser und Biograph, Anton Bettelheim, die kunstphilosophischen und kritischen Aufzeichnungen als ihren wertvollsten Teil in Aussicht gestellt. Nun soll auch Grillparzer zu seinem Recht als Stimmführer im Chore der Kunstphilosophen gelangen. Zu den vielen Änderungen veralteter Urteile über Grillparzer und seine Leistungen, die die Herausgabe seiner Werke im Gefolge hatte, gehört auch, wie Emil Reich glänzend nachweist, unsre Pflicht, Grillparzer als einen der bedeutendsten Kunstästhetiker anzuerkennen, was allerdings erst jetzt möglich geworden ist, nachdem Sauer viele der bis zum Jahre 1887 unbekannt gebliebnen prosaischen Schriften in die von ihm besorgte vierte Gesamtausgabe der Grillparzerschen Werke aufgenommen hat. Reich weist nun nach, daß Grillparzer in den wichtigsten Grundfragen der Kunstphilosophie vor einem halben Jahrhundert ganz unabhängig und selbständig zu den Ideen gelangt ist, die man jetzt als die richtigsten anerkennt. Jahrzehntelang vor Fechners in der Ästhetik epochemachenden Lehre von der Ideenassoziation als dem bedeutsamsten Faktor des ästhetischen Empfindens hatte es Grillparzer schon seiner verschwiegnen und verschlossenen Schublade anvertraut: „Der Sitz der Kunst ist in der Empfindung, die einerseits den Unterscheidungen der Urteilskraft nahe steht, anderseits durch Hineinreichen in den ganzen Menschen eine ungeheure Verknüpfung — Ideenassoziation — anregt." Und nicht minder lange Zeit vor Vischer hat Grillparzer das Wesen des ästhetischen Naturgenusses im Hineintragen menschlicher Empfindungen in den unbelebten Gegenstand erkannt: „Warum ergreift uns der Anblick eines blitzgetroffenen Baumes? Was beseufze ich? Den Baum? Er fühlt seine Verletzung nicht. Oder beseufze ich halb un-

bewußt das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, das Los des Schönen auf der Erde? Trage ich meine Empfindung auf den Baum über, oder ist er mir nur ein Bild dessen, was ich dabei denke?" Mit dieser unter seinen Bemerkungen vielfach wiederkehrenden Erkenntnis hatte Grillparzer schon den Weg moderner Ästhetik betreten. Aber noch mehr: auch in ihrer Methode empirisch-psychologischer Betrachtung und Analyse hatte er ihn betreten, die Methode der spekulativen Philosophie mit ihrer apriorischen Ästhetik war ihm gründlich verhaßt. Darum ärgerte er sich über Hegel und seine Schüler, wie überhaupt seinem positiven Geiste alle Metaphysik und Mystik gänzlich fremd war. In allen seinen kunstphilosophischen Bemerkungen findet sich nur eine kleine Spur von Pantheismus. Alles religiöse Denken, das der Dichter doch nicht entbehren kann, beschränkte sich bei Grillparzer auf den Glauben an eine sittliche Weltordnung, den er für die Dichtung überhaupt ganz unentbehrlich fand. Aber er gab sich mit diesem Thema nicht weiter ab, um desto ausführlicher über alle eigentlich künstlerischen Probleme der Poesie nachzudenken. Und dieses Nachdenken führte ihn zu Überzeugungen, die gegenwärtig, außer dem Lager der Naturalisten und Ibsenschwärmer, überall geltend sind.

Seine Kunstphilosophie hat aber Grillparzer nicht systematisch dargestellt, wenn er auch eine Doppelnatur war; Grübler und Phantasiemensch zugleich, so hat er doch seinen Beruf mehr im künstlerischen Schaffen als im Denken über dieses Schaffen erkannt. „Ich nehme mir, schrieb er einmal, bei diesen Anmerkungen vor, ohne Rücksicht auf ein System über jeden Gegenstand dasjenige niederzuschreiben, was mir aus seinem eignen Wesen zu fließen scheint. Die dadurch entstehenden Widersprüche werden sich am Ende entweder von selbst heben, oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen." Damit war Reich der Weg für seine Arbeit vorgezeichnet. Er hat aus den in ihrer scharfen Zuspitzung und epigrammatischen Kürze oft wunderbaren Bemerkungen des Dichters ein System aufgebaut, mit anerkennenswertem Fleiße die sechzehn Bände der Gesamtausgabe durchgeackert und sich keinen Vers entgehen lassen. Aber er hat zugleich auch Kritik geübt, sorgfältig den historischen Zusammenhang und Anlaß jeder Glosse erwogen und darum eine kritische Leistung von wahrhaft wissenschaftlichem Werte gegeben. Dabei ist seine Form elegant und liefert weit mehr, als, wie das Vorwort in Aussicht stellt, eine „bequeme Zusammenstellung verstreuter Äußerungen," manche Partie hat Reich für oder gegen Grillparzer ausführlich und selbständig behandelt, namentlich die Polemik gegen die Ästhetik des Naturalismus.

Die Klarheit, Sauberkeit und Übersichtlichkeit der Schrift Reichs lernt man besonders schätzen, wenn man versucht, ein neuerdings erschienenes ähnliches Buch über Schillers Ästhetik zu lesen, das alle jene Vorzüge vermissen läßt und zu dem bestaubten Haufen scholastischer Übungen geschoben werden muß, deren wir nur zu viele haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Verlegenheiten in Spanien

Daß Spanien einst, unter Karl dem Fünften, als erste Macht der christlichen Welt aller Augen auf sich lenkte und auch noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch seine Bedeutung die Aufmerksamkeit deutscher Politiker verdiente, ist so bekannt, wie daß es in späterer Zeit aus mancherlei Ursachen, durch untaugliche Regenten, Bürgerkriege, selbstsüchtige Volksvertretungen, Parteistreitigkeiten, namentlich aber durch den Einfluß der Armee auf seine innern politischen Geschicke von jener Bedeutung sehr viel verloren hat und zu einem Staate zweiten Ranges geworden ist, sodaß es für uns beinahe der Entschuldigung bedarf, wenn wir einmal von ihm berichten. Gleichwohl hat es noch in den letzten Jahrzehnten eine Rolle gespielt, die auch uns berührte, es kann sich das leicht wiederholen, und so ist es geraten, gelegentlich von den dortigen Ereignissen und Zuständen Notiz zu nehmen. Eine solche Gelegenheit bot sich 1868, wo die spanische Septemberrevolution der Ausführung der Kriegspläne Frankreichs, auf die Deutschland seit dem Tage von Königgrätz gefaßt sein mußte, eine Vertagung auferlegte. Jedermann erinnert sich auch, daß Spaniens Wahl eines Hohenzollern zum Könige 1870 den Vorwand abgab, als der Kaiser Napoleon uns wirklich den Krieg erklärte. Eine dritte Aufforderung, unsre Blicke auf das Land jenseits der Pyrenäen zu richten, ergeht in gegenwärtiger Zeit an uns infolge der Madrider Ministerkrisis, neben der die gefährliche Erkrankung des jungen Königs und dessen bedenklicher Gesundheitszustand überhaupt schwere Befürchtungen für den Frieden des Landes erwecken und mittelbar auch den Frieden Europas bedrohen können.

In der That, die ernste Krankheit König Alfonsos XIII. konnte sich kaum zu ungelegenerer Stunde einstellen, kaum als größere Gefahr für die nur leiblich

gesicherte Wohlfahrt und Ruhe Spaniens erscheinen, als unter den jetzigen Umständen voll Verlegenheit und Gefahr in den Kreisen der Regierung. Die Lage war schon vorher außerordentlich ernst geworden; vor den Krämpfen, die das Leben des königlichen Knaben bedrohten, kündigten sich Krämpfe politischer Art an, Spaltungen und Streitigkeiten der Parteien, und die Regierungsmaschine war im Begriff, stillzustehen. Es war wieder einmal eine Probe gegeben von den Segnungen des parlamentarischen Regiments nach französischem Muster, mit dem man auch Spanien zu beglücken versucht, aber nur unsicher und schwach auf den Beinen gemacht hat. Der Regierungsstillstand, der vor kurzem in Madrid eintrat, indem gewisse Meinungsverschiedenheiten die liberale Partei spalteten und das von Sagasta geleitete Ministerium seiner Mehrheit in den Cortes beraubten, wird von der spanischen Presse fast einstimmig als die furchtbarste Schwierigkeit bezeichnet, der die Königin-Regentin und ihre dermaligen Ratgeber seit dem frühzeitigen Ableben ihres Gemahls Alfonso XII. ins Gesicht zu sehen berufen gewesen sind. Vor etwa zwei Wochen entschloß sich Senjor Sagasta, indem er die Unmöglichkeit anerkannte, der mächtigen Opposition mit Erfolg zu widerstehen, die seiner Wirtschaftspolitik jetzt in Gestalt einer Vereinigung von Liberalen und Konservativen in den Weg trat, die Königin Christine um die Erlaubnis zu bitten, von seinem Posten zurückzutreten, und dasselbe Gesuch erging vonseiten seiner Amtsgenossen. Die Regentin erteilte ihm die Versicherung, daß er trotz der Weigerung einiger seiner einflußreichsten parlamentarischen Anhänger, ihn ferner zu unterstützen, sich noch immer im Besitze ihres ungeschwächten Vertrauens befinde, und ersuchte ihn, die Bildung eines neuen Kabinets zu unternehmen. Der Führer der liberalen Partei Spaniens versprach dies, jedoch unter der Bedingung, daß es ihm gelinge, eine Aussöhnung der Abgefallenen mit seinen treugebliebnen Anhängern zu stande zu bringen. Ohne Verzug eröffnete er dann mit den erstern Verhandlungen, die eifrig fortgesetzt wurden, aber bis zur Stunde kein praktisches Ergebnis gehabt haben. Infolge dessen galt es einige Tage für wahrscheinlich, daß die Königin sich genötigt sehen werde, nach dem hochkonservativen und ultramontanen Exminister Canovas del Castillo zu senden und die Zügel der Regierung in seine Hände zu legen, eine Maßregel, die die Notwendigkeit eingeschlossen hätte, die Cortes aufzulösen und, wie die Redensart lautet, die Meinung und den Willen des Volkes einzuholen, d. h. in Wirklichkeit durch Neuwahlen festzustellen, welche Partei von den im Publikum vorhandnen zur Zeit die zahlreichste ist. Die Konservativen bilden nämlich in dem gegenwärtigen spanischen Parlament nicht die Mehrheit und könnten nicht mehr auf den Beistand der von Sagasta abgefallenen Mitglieder der gemäßigt liberalen Partei zählen, wenn es sich um Ausführung ihres eignen Programms handelte, während sie sehr bereit sind, mit ihnen gegen die Politik des Ministeriums Sagasta zu stimmen. Da sich nun die Wahlen in Spanien — ganz

wie in dem benachbarten republikanischen Frankreich — stark nach dem Einflusse der Partei zu richten pflegen, die sich gerade am Ruder des Staatsschiffes befindet, so ist es kein Wunder, daß sich Sagasta die äußerste Mühe giebt, seine Stelle der jetzigen seit vier Jahren bestehenden Landesvertretung gegenüber zu behaupten, sei es auch mit einigen Opfern an seiner Überzeugung, durch Verständigung über ein Kompromiß mit einigen der Parteigenossen, die ihm den Rücken gekehrt haben, wobei er aber wiederum Gefahr läuft, einige der politischen Freunde zu verlieren, die bisher mit ihm durch dick und dünn gegangen sind. In dieser Verlegenheit sprach man schon von einem einstweiligen Kabinet, das mit seiner Zustimmung und Beihilfe gebildet werden, zu gleichen Teilen aus Politikern seiner Farbe und aus andersgesinnten Liberalen bestehen und entweder Alonzo Martinez oder den Marschall Campos zum Vorsitzenden und Führer erhalten sollte. Man glaubte, daß Leute wie Senjor Martos, der vor einiger Zeit unerwartet von seiner Stellung als Sprecher der Cortes verdrängt worden war,*) General Lopez Dominguez und Senjor Gamazo sich bewegen lassen würden, in einem derartigen gemischten Ministerium Posten anzunehmen, das vornehmlich zu dem Zwecke geschaffen werden sollte, die Konservativen von den höchsten Ämtern fern zu halten. Bis jetzt ist aber aus keiner der Absichten etwas geworden, die dem Premier zugeschrieben wurden, nachdem er am 3. Januar dem Wunsche der Regentin nachgegeben hatte, das Ministerium mit den Trümmern eines zerfallenen neu zu bilden. Die Ministerkrisis dauert fort, nur haben die bisherigen Minister eingewilligt, angesichts einer neu aufgetauchten Gefahr die Geschäfte vorläufig weiterzuführen.

Es ist nun nicht unmöglich, daß das bisherige Zögern der liberalen Parteigruppen sich zuletzt zu freundlichem Einvernehmen herbeiläßt, wenn es auch nur ein vorläufiges, ein Notbehelf sein sollte. Diese Hoffnung gründet sich vorzüglich auf die Beängstigung, die durch die schwere Erkrankung des Königs unter allen monarchischen Parteien Spaniens hervorgerufen worden ist, und die nach den letzten Nachrichten zwar eine Wendung zum Bessern genommen hat, aber eine Wiederkehr gefährlicher Zustände befürchten läßt. Wir haben in der letzten Woche erfahren, daß „alle Bemühungen, zu einer Lösung der Ministerkrisis zu gelangen, infolge der Krankheit Sr. Majestät bis auf weiteres eingestellt worden seien, da die ganze Aufmerksamkeit der Königin Christine gegenwärtig von der Sorge um ihren Sohn und dessen Pflege in Anspruch genommen werde." Das Madrider Königsschloß steht weit von uns, und was jetzt darin vorgeht, würde uns unter andern Umständen nicht besonders berühren. Aber das Schauspiel des schon vor seiner Geburt des Vaters beraubten Königssohnes und Thronerben, der unbewußt mit dem Tode um seine Krone ringt, und noch mehr die unter diesem Schauspiel leidende Mutter,

*) Dieser ist den neuesten Nachrichten zufolge jetzt mit der Neubildung des Kabinets betraut, soll aber so wenig Aussicht auf Erfolg haben als Sagasta.

die zugleich von fürstlichen Sorgen heimgesucht ist und kaum weiß, wohin die Pflicht sie lauter und stärker ruft, ergreift doch auch ein kühles Gemüt in eigener Weise, zumal da die Mutter und Regentin als Fürstin aus deutschem Geschlecht, dann durch ihre Tugend und Trefflichkeit als Reichsverweserin unsre Teilnahme in hervorragendem Grade verdient. Sie sieht ihren einzigen Sohn leiden und zwischen Tod und Leben schweben, sieht den Tod ihm wie ein Schatten auf den Fersen folgen, wahrscheinlich noch auf Wochen lang, und damit die Möglichkeit neuer Erschütterungen des Staates, in dem sie ihr zweites Vaterland gefunden hat, und der nicht am wenigsten durch ihre Einsicht, Geschicklichkeit und Thatkraft seit dem Ableben ihres königlichen Gemahls vor den Umwälzungen bewahrt geblieben ist, die ihn früher zerrütteten. Land und Familie hängen gleich sehr von der Dauer des Lebens der kleinen Majestät ab, wenn wir auch nicht wissen, was aus dem Knaben, wenn sein jetziges Leiden endgiltig vor der ärztlichen Kunst weichen sollte, sich einmal entwickeln wird. Nach allen Berichten ist er ein aufgewecktes, lebendiges und für Scherz und Spiel empfängliches Kind, was umso mehr auffällt, als er von sehr zarter Körperbeschaffenheit und schwachen Nerven ist. Neben seiner Heiterkeit geht eine große Reizbarkeit her, die er vom Vater geerbt zu haben scheint, der im übrigen einer der liebenswürdigsten, hochsinnigsten und unerschrockensten jungen Fürsten der Zeit war. Wie nicht selten Kinder, die nach dem Tode eines früh verstorbenen Vaters geboren werden, hat Alfonso XIII. von seiner Geburt an, die ungefähr sechs Monate nach dem Ableben des Vaters erfolgte, immer eine gewisse physische Gebrechlichkeit und Mangel an Lebenskraft, verbunden mit rasch aufbrausendem Wesen gezeigt, Eigenschaften, die wiederholt seine Umgebung ernstlich in Unruhe versetzten und namentlich das Herz seiner Mutter mit Kummer und Besorgnis erfüllten, die ihm gleichwohl ihre ganze hingebende Zärtlichkeit bewahrte. So sicherte sie sich für ihre jetzige quälende Ungewißheit und kummervolle Lage als Mutter die Teilnahme nicht nur jedes königstreuen Spaniers, sondern aller Welt. Aber sie hat nicht bloß als Mutter eines schwächlichen und cholerischen Kindes, sondern auch als Vertreterin eines unmündigen Königs ihre Pflichten in mustergiltiger Weise erfüllt. Sie hat dabei eine Standhaftigkeit, ein Feingefühl und eine edle Einfalt und Redlichkeit an den Tag gelegt, die ihr die Achtung und Verehrung aller ihrer Zeitgenossen erwarben, deren Blicke ihrem staatsmännischen Thun und Lassen folgten. In dem Lande, das sie zur zweiten Heimat wählte, hat sie eine Zeit lang unter dem Vorurteile zu leiden gehabt, das sich an sie als eine estranjera, eine Auswärtige knüpfte, die weder spanischen Blutes noch spanischer Geburtsstätte sich rühmen konnte; aber ihr treffliches Verhalten während einer langen Reihe von schweren Prüfungen und Sorgen, Schwierigkeiten und Gefahren, die mancher Mann nicht so gut bestanden und bewältigt hätte, hat ihr eine feste Stelle in der Neigung und Wertschätzung eines Volkes erworben, dessen

Vorurteile zwar tief wurzeln, aber doch nicht unausrottbar sind, bei dem zwar anarchische Lehren und Bestrebungen große Ausbreitung gewonnen haben, die Mehrheit aber noch mit alter Treue und Ehrfurcht nach dem Throne emporblickt. Als Regentin Spaniens hat die Königin durch Adel der Natur, erhabnen Mut und feste Entschlossenheit und Folgerichtigkeit der Verantwortlichkeit, die sie mit ihrem Verweseramte auf sich nahm, in einem Maße entsprochen, die sie den besten regierenden Frauen des Zeitalters anreiht und die sicherste Gewähr bietet, daß ein etwaiger Tod des Königs keine verhängnisvollen Folgen für den Staat und seine Dynastie herbeiführen wird. Ein spanisches Blatt rühmt von ihr: „Sie ist das Muster einer verfassungsmäßigen Herrscherin, ebenso tugendreich als hold, ebenso mild als entschlossen, eine gerechte Herrin, eine kluge Gebieterin, eine glühende Patriotin — in jeder Faser so muy espanjola als Isabel la segunda, aber frei von jedem der Flecken und Gebrechen, die den Charakter und Lebenswandel dieser unglücklichen Fürstin entstellten."

Sollte der spanische Königssohn bald sterben, so würde das nächst seinen Angehörigen vor allen die Spanier in Trauer versetzen, aber nur, weil einer von ihnen weniger wäre, der berufen schien, über sie zu herrschen. Eine wesentliche Veränderung an der Regierungsweise aber, die das spanische Volk sich vor fünfzehn Jahren erwählte, als Alfonso XII. in sein Geburtsland zurückgerufen wurde, um sein Erbe im Schlosse am Manzanares anzutreten, würde voraussichtlich von diesem Unglücke nicht zu befürchten sein, obwohl in Spanien sonderbare Ereignisse möglich sind. Ginge alles in solchem Falle mit rechten Dingen zu, so bliebe es ungefähr bei dem Bisherigen. Für Ersatz und Nachfolge wäre hinreichend gesorgt; denn das salische Gesetz hat in Spanien keine Geltung, und es giebt hier zwei gesunde junge Infantas, Töchter Alfonsos und Christinas, deren Erbrecht auf den Thron nach dem Ableben ihres Bruders niemand ernstlich zu bestreiten vermöchte. Die älteste dieser Mädchen, Donja Maria de las Mercedes, Prinzessin von Asturien, würde die Königin von Spanien unter Fortdauer der Regentschaft ihrer Mutter sein, und die jüngere, Donja Maria Theresa, würde Kronprinzessin werden. Die Prinzessin von Asturien hat im vorigen September ihr neuntes Lebensjahr vollendet, würde also erst nach Verlauf geraumer Zeit selbst die Regierung antreten können. In der Zwischenzeit würde sich das Königreich, wie wir nicht bezweifeln möchten, auf die Fortdauer der wertvollen Dienste verlassen dürfen, die ihm die Königin-Witwe bisher als Regentin geleistet hat, und zu deren ungestörter Fortsetzung wir ihr aufrichtig Glück wünschen könnten. Die anarchischen Parteien wollen in Spanien gegenwärtig nicht viel mehr bedeuten. Unglücklicherweise aber dürfen wir bei dem Versuche, die Zukunft des Landes zu erraten, zwei andre Elemente der Bevölkerung nicht unberücksichtigt lassen. Wir meinen zunächst die karlistische Partei. Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber doch immerhin möglich, daß das

Ableben des Königs Alfonso, des letzten männlichen Sprossen am ältern Zweige der spanischen Bourbonen, Don Carlos veranlaßte, noch einmal die Fahne des Aufstandes in Navarra, Arragonien und den Vascongadas zu erheben und seine jetzt schlummernden Ansprüche auf den Thron wieder aufleben zu lassen. Auch wäre es nicht ganz undenkbar, daß die spanischen Republikaner, von denen viele jetzt ihre eignen letzten Wünsche und Bestrebungen unter der Maske des Liberalismus verbergen, eine Revolution anschürten und mit Hilfe eines ehrgeizigen Generals durch ein Pronunciamiento die Monarchie umstürzten, wie 1868 und 1873. Diese Möglichkeiten sind jedoch wenig zu fürchten. Die Gefolgschaft des Prätendenten Don Carlos ist zu einem kleinen Haufen ohne Mut und ohne Mittel zusammengeschmolzen, und die Lehre der republikanischen Partei ist der Denk- und Empfindungsweise des spanischen Volksgeistes niemals sehr nahe verwandt gewesen und hat unter der Regierung Alfonsos XII. und seiner Witwe sicher keine Propaganda machen können, sodaß auch von dieser Seite kaum viel Schwierigkeiten und Störungen zu erwarten sein würden.

Das Neueste der Strafrechtswissenschaft

Bereits im 31. Hefte des vorigen Jahres brachten die Grenzboten eine Besprechung über die Bestrebungen einer von einigen Professoren gegründeten „Kriminalistischen Vereinigung," die eine Versammlung ihrer Mitglieder nach Brüssel ausgeschrieben hatte. Diese Besprechung konnte nur die öffentlich verkündeten Satzungen der Vereinigung und einige erläuternde Aufsätze zur Grundlage nehmen; und wenn auch in diesen manches schon Bedenken erregte, so blieb doch in den Zielen, die die Begründer der Vereinigung verfolgten, noch vieles unklar. Inzwischen ist die angekündigte Versammlung abgehalten worden und hat in ihren Beschlüssen eine gewisse Zurückhaltung geübt. Weit offner ist der deutsche Mitbegründer jener Vereinigung, Professor von Lißzt, in einer ausführlichen Abhandlung „Kriminalpolitische Aufgaben," die er in seiner Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft veröffentlicht hat, vorgegangen. Erklärt er auch in der Einleitung, mit seinen Vorschlägen nur anregen, nicht belehren zu wollen, so sind sie doch zu charakteristisch, als daß sie nicht die Bestrebungen jener Vereinigung in ein helles Licht setzten. Und da die Gestaltung des Strafrechts weite Kreise berührt, so wollen wir hier die Vorschläge Lißzts einer nähern Betrachtung unterziehen.

Lißzt beginnt seine Ausführung mit der Klage, daß die Kriminalpolitik, d. h. die Wissenschaft davon, wie Strafrecht und Strafvollziehung zu gestalten seien, allzu sehr hinter der Wissenschaft des positiven Strafrechts zurückgeblieben sei. Man kann ihm in dieser Klage wohl beistimmen. Sie ist sogar in noch größerm Umfange berechtigt. Denn fast auf allen Gebieten des Rechtes ist die Wissenschaft von dem, was Recht sein sollte, hinter der Wissenschaft von dem bestehenden Rechte zurückgeblieben, wie sich dies jetzt bei den Erörterungen über das bürgerliche Gesetzbuch recht schmerzlich fühlbar macht.

Als Grundlagen der Kriminalpolitik betrachtet Lißzt zwei neue Wissenschaften, die Kriminalanthropologie und die Kriminalsoziologie. Wir gehen über diese theoretischen Grundlagen hinweg und wenden uns sofort zu den Ausführungen, mit welchen Lißzt praktische Ziele verbindet.

Lißzt ergeht sich zunächst in einer Darstellung des bestehenden Zustandes. Er nimmt Bezug auf die Kriminalstatistik, die ergebe, daß im Laufe des letzten Jahrzehntes zwar die Vergehen des Diebstahls und der Hehlerei abgenommen hätten, dagegen alle übrigen Vergehen, namentlich die gegen die Person gerichteten, gestiegen seien. In dieser Vermehrung der letztgedachten Vergehen sieht er das eigentlich Charakteristische der Sachlage. Und daran knüpft er den Satz: „Unser geltendes Strafrecht ist machtlos gegenüber dem Verbrechertum."

Bleiben wir zunächst einen Augenblick bei diesem Satze stehen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Zahl der Vergehen oder einzelner Arten derselben im Laufe der Zeiten auf- und absteigt. Es ist auch gewiß von großem Interesse, den jeweiligen Gründen dieser Erscheinung nachzuspüren. Diese Gründe können sehr mannichfacher Art sein. Sie können auch in Fehlern der Strafrechtspflege liegen; und wenn Lißzt aus der Erscheinung der letzten Jahre gefolgert hätte, daß unsre Gerichte manche Vergehen, namentlich die gegen die Person gerichteten, zu gelinde strafen, so würde sich dafür manches sagen lassen. Was soll nun aber der Satz heißen: „Unser Strafrecht ist machtlos gegenüber dem Verbrechertum"? Folgt daraus, daß ein Teil der Vergehen sich vermehrt hat, die Machtlosigkeit des Strafrechts? Glaubt Lißzt etwa, daß man ein Strafrecht schaffen könne, bei dem die Vergehen fortwährend sich verminderten und schließlich ganz verschwänden? Oder glaubt er behaupten zu können, daß, auch wenn wir unsre heutige Strafrechtspflege ganz einstellten, doch nicht mehr Vergehen als schon jetzt begangen werden würden? Wenn Lißzt nicht den einen oder den andern dieser Sätze behaupten will, so entbehrt sein Ausspruch von der Machtlosigkeit der Strafrechtspflege jedes Sinnes.

Lißzt bedarf aber dieses Ausspruchs, um seine weitern weltumgestaltenden Gedanken darauf zu bauen. Er geht von dem an sich völlig richtigen Satze aus, daß „das Strafurteil erst durch seinen Vollzug Inhalt und Bedeutung gewinne." Daraus folgert er, daß es nicht bloß auf das Urteil, sondern auch auf die Art der Vollziehung ankomme. Das bestreitet gewiß niemand. Auch

wird Lißzt nicht behaupten können, daß man sich in der Neuzeit gegen die Art der Vollziehung der Strafen gleichgiltig verhalten habe. Ungeheure Anstrengungen sind gemacht worden, um Gefängnisse zu schaffen, die eine angemessene Art der Strafvollziehung sichern. Ob man in dieser Beziehung überall das Richtige getroffen habe, das läßt sich ja fragen. Gewiß ist, daß noch manches besser gemacht werden könnte. Statt nun hierauf hinzuweisen, versteigt sich Lißzt alsbald in das Reich der Lüfte. Weil auf die Strafvollziehung alles ankomme, sei die ganze richterliche Strafzumessung nichts wert. Sie schwebe ganz in der Luft, sei bei genauerer Betrachtung nur ein Taschenspielerkunststück. Nicht nach der That, sondern nach den Menschen müsse die Strafe bemessen werden. Den Menschen lerne man aber erst während der Strafvollziehung kennen. Daher dürfe die endgiltige Bemessung der Strafe erst während der Strafvollziehung eintreten. Hierzu seien selbständige Strafvollzugsämter einzusetzen.

Hieran schließt sich dann ein weiterer von Lißzt vertretener Glaubenssatz, daß alle kurzen Freiheitsstrafen ein Übel seien. Eine kurze Strafe bessere den Übelthäter nicht und schrecke auch bei der heutigen Einrichtung der Gefängnisse nicht ab. Wohl aber werde der Sträfling während der kurzen Strafe im Gefängnis noch mehr verdorben. „Die kurzzeitige Freiheitsstrafe ist nicht nur nutzlos, sie schädigt die Rechtsordnung schwerer, als die völlige Straflosigkeit der Verbrecher es zu thun imstande wäre."

Auf Grund dieser Anschauungen gelangt Lißzt zu folgenden Vorschlägen. Freiheitsstrafen unter sechs Wochen sollen gar nicht mehr erkannt werden. Die Richter sollen sich auch nicht mehr mit einer genauern Strafzumessung abmühen, sondern die Freiheitsstrafen nur nach folgenden durch das höchste und das geringste Maß begrenzten fünf Stufen zuerkennen:

Strafen von sechs Wochen bis zu zwei Jahren
„ „ zwei Jahren „ „ fünf „
„ „ fünf „ „ „ zehn „
„ „ zehn „ „ „ fünfzehn „
lebenslängliche Freiheitsstrafen.

Die erste Strafstufe soll im Gefängnis, die folgenden im Zuchthaus verbüßt werden.

Nach einer solchen Verurteilung soll dann das Strafvollzugsamt in Wirksamkeit treten. Es soll bestimmen, wie lange der Verurteilte wirklich „sitzen" soll. Die Mitglieder dieses Amtes sollen ihr Urteil stützen „auf die längere Beobachtung jedes einzelnen Verurteilten, auf die Kenntnis seines Charakters, seiner Vergangenheit, seiner Familien- und Erwerbsverhältnisse, seine Aussichten für die Zukunft. Wochen, Monate, Jahre hindurch können sie durch wiederholten persönlichen Verkehr mit jedem einzelnen Sträfling sich die Grundlage ihres Urteils bilden. Ihnen kann man daher mit vollster Beruhigung

die endgiltige Bestimmung der Strafdauer anvertrauen. Die Zusammensetzung dieser Ämter gewährt ihnen die volle Unabhängigkeit des Richters, sichert ihnen aber zugleich die stete und befruchtende Berührung mit dem Leben des Volkes überhaupt, der Verbrecherwelt insbesondre."

Wer sind nun, wird man staunend fragen, die Männer, die mit solcher gottbegnadeten Weisheit das eigentliche Schicksal der ihnen vom Richter nur in Bausch und Bogen zugewiesenen Übelthäter bestimmen sollen? Man höre. Das Strafvollzugsamt soll bestehen aus dem (fachmännisch gebildeten) Leiter der Strafanstalt, dem Staatsanwalt, dem Untersuchungsrichter und zwei von der Regierung ernannten Vertrauensmännern, bei deren Ernennung besonders auf die Leiter der Schutzfürsorgevereine und die Vertreter der Selbstverwaltungskörper Rücksicht zu nehmen wäre. „Auch die Zuziehung der strafrechtlichen Theoretiker wäre ins Auge zu fassen; sie würde diesen die äußerst wertvolle Gelegenheit geben, stets mit dem Leben Fühlung zu behalten, Rechtsprechung und Strafvollzug kennen zu lernen, die Verbrecher und die Verbrechen zu studiren."

In dieser Umwandlung der richterlichen Strafzumessung erblickt Lißzt den „Angelpunkt zu der durchgreifenden Veränderung unsrer Strafrechtspflege."

Nun kann sich freilich Lißzt selber der Frage nicht erwehren: Was soll denn mit den Menschen gemacht werden, die man bisher wegen bloßer Übertretungen oder geringer Vergehen mit einer kürzern als sechswöchentlichen Freiheitsstrafe belegte? Sie alle ohne weiteres zu einer Gefängnisstrafe von sechs Wochen bis zu zwei Jahren verurteilen, geht doch nicht gut an. Also muß etwas andres geschaffen werden. Um diese Frage zu beantworten, geht Lißzt die möglichen Ersatzmittel für Freiheitsstrafen im einzelnen durch.

Zunächst soll die Geldstrafe in weiterm Umfange eintreten; bei Vergehen soll sie aber in jedem einzelnen Falle nach dem Vermögen des zu Strafenden verschieden bemessen werden. Dem Unvermögenden soll durch Gestattung von Teilzahlungen, Gewährung von Fristen, Lohnabzügen u. s. w. die allmähliche Abtragung ermöglicht werden. Sind aber die Geldstrafen durchaus nicht beizutreiben, so dürfe in keinem Falle Freiheitsstrafe, sondern nur Zwangsarbeit ohne Einsperrung eintreten. Nur wenn der Verurteilte die Strafarbeit verweigere, könne Einsperrung an die Stelle gesetzt werden. „Aber wohlgemerkt: nicht unter sechs Wochen. Denn eine andre Freiheitsstrafe giebt es nicht."

Im übrigen verhält sich Lißzt gegen die meisten der sonst als Ersatz der Freiheitsstrafe empfohlenen Strafmittel abweisend. Er verwahrt sich überhaupt dagegen, daß es sich ihm um eine Milderung unsers Strafsystems oder um eine Erweiterung des richterlichen Ermessens handle. „Die Strafrahmen unsrer Gesetzbücher sind wahrlich mehr als weit genug, und die richterliche Strafzumessung ist die erste große Grundlüge des herrschenden Systems." Er erklärt sich also „mit aller Entschiedenheit" gegen die erweiterte Anwendung

des richterlichen Verweises, sei es mit oder ohne „Friedensbürgschaft." Noch größere Bedenken hat er gegen die Verwendung des Hausarrestes. „Er entspricht nicht dem unerläßlichen Ernste der Rechtsordnung und ist ungeeignet, der Zunahme der Roheitsverbrechen zu steuern." Auch andre persönliche Beschränkungen (Wirtshausverbot, Ortsverbot, Beschränkungen auf den Wohnort) seien nicht anwendbar. Ein sehr guter Ersatz für Freiheitsstrafe sei Strafarbeit ohne Einsperrung. Diese müsse man aber für die Fälle vorbehalten, wo eine Geldstrafe nicht beizutreiben sei.

Dagegen sei das rechte Mittel, um die kurzen Freiheitsstrafen überflüssig zu machen, gefunden in der „bedingten Verurteilung." „Der Angeklagte wird verurteilt. Wird das Urteil vollstreckt, so hat er mindestens sechs Wochen zu verbüßen. Aber die Vollstreckung kann ausgesetzt werden, wenn es sich um einen Angeklagten handelt, welcher zum erstenmale eine Verurteilung zur Freiheitsstrafe erleidet. Der Richter sagt ihm: Noch einmal geben wir dein Schicksal in deine Hand. Wenn du innerhalb bestimmter Frist nicht abermals eine mit Freiheitsstrafe bedrohte Handlung begehst, bleibt die Strafe dir erlassen. Im andern Falle wird sie ohne weitere Rücksicht vollstreckt." Die Einführung dieser bedingten Verurteilung sei die erste kriminalpolitische Frage der nächsten Zukunft. Mit ihr sei das Problem einer geeigneten Behandlung der Gelegenheitsverbrecher gelöst.

Lißzt giebt dann auch einen von ihm abgefaßten Gesetzentwurf für diese Neuerung. Bei jeder Verurteilung zu Gefängnis (also bis zu zwei Jahren) kann das Gericht, wenn der Angeklagte noch keine Freiheitsstrafe verbüßt hat, anordnen, daß die Vollstreckung der Strafe einstweilen auszusetzen sei. Das Gericht kann in diesem Falle auch dem Angeklagten eine „Friedensbürgschaft," d. h. eine Geldkaution in beliebiger Größe, auferlegen. Wird der Verurteilte innerhalb von drei Jahren zu einer neuen Freiheitsstrafe verurteilt, so wird neben dieser die früher erkannte unverkürzt vollstreckt, und die Friedensbürgschaft ist verfallen. Im gegenteiligen Falle gilt nach drei Jahren die erste Verurteilung als nicht erfolgt, und die Friedensbürgschaft wird zurückgegeben.

Das ist im wesentlichen das Strafsystem, das Professor von Lißzt der Welt empfiehlt mit der Anpreisung, daß sich daran eine neue Ära der Strafjustiz knüpfen werde.

Die Methode, die Lißzt bei seinen Erörterungen einschlägt, ist überall dieselbe. Er geht von einem an sich richtigen Umstande aus, bauscht diesen ins Ungeheuerliche auf und zieht daraus die wunderbarsten Trugschlüsse.

Um die menschliche Gesellschaft vor Übelthaten zu schützen, ist die Bestrafung der Übelthäter eine Notwendigkeit. Das natürliche Gerechtigkeitsgefühl verlangt, daß die Strafe nach der Schwere der That bemessen werde. Um hierbei einen festern Anhalt zu haben, hat man die Übelthaten unter die Begriffe bestimmter Verbrechen oder Vergehen gebracht. Wir unterscheiden

z. B. Mord und Totschlag, je nachdem der Thäter mit oder ohne Überlegung jemanden ums Leben gebracht hat. Wir unterscheiden Diebstahl und Unterschlagung, je nachdem der Thäter die fremde Sache, die er sich angeeignet hat, aus fremdem Besitz weggenommen oder selbst schon im Besitz gehabt hat. Wir halten den Totschlag für minder strafbar als den Mord, die Unterschlagung für minder strafbar als den Diebstahl. Um hierfür die Grundlage zu gewinnen, stellen wir die verschiednen Begriffe auf. Nun scheiden sich ja aber im wirklichen Leben die Fälle nicht immer haarscharf nach diesen Begriffen ab. Es kommen Fälle vor, bei denen man zweifeln kann, ob sie unter den einen oder unter den andern Begriff zu bringen seien, und dann kann die Notwendigkeit, sie dem Rechte entsprechend zu behandeln, leicht zu juristischen Difteleien führen. Im Grunde genommen wird aber doch jeder, der sich die Sache ruhig überlegt, es nur vernünftig finden, daß sich der Richter die Natur der begangnen That klar zu machen sucht, um darnach die gerechte Strafe für sie zu finden.

Eine weitere Schwäche der Strafzumessung liegt darin, daß für die meisten Vergehen das Gesetz die Strafe nicht mit absoluter Genauigkeit, sondern nur innerhalb eines mehr oder minder weit gegriffenen Rahmens bestimmt. Und da kann man ja sagen: in diesem Falle fehlt es dem Richter für die Strafzumessung an einem völlig sichern Anhalt. Es bleibt seinem natürlichen Rechtsgefühl überlassen, wie er innerhalb des äußern Rahmens die Strafe bestimmen will; und kein Richter wird behaupten wollen, daß ihm dabei für den einzelnen Fall eine apodiktische Sicherheit zur Seite stehe. Aber das ist eine Schwäche menschlichen Erkennens, die in unzähligen andern Verhältnissen auch eintritt. Einen gewissen Anhalt erhält übrigens auch innerhalb dieses freien Spielraums die Strafzumessung durch die Praxis, die ein ziemlich gleichmäßiges Maß für die Bestrafung gleichartiger Fälle vermittelt. Jedenfalls wäre es doch höchst unverständig, zu sagen: „Weil der Richter nicht mit Sicherheit weiß, ob ein Vergehen mit vier oder mit sechs Wochen Gefängnis gestraft zu werden verdient, so muß er sich jeder Strafbestimmung enthalten." Der Richter wählt die Strafe, die er nach bester Überzeugung für die richtige hält. Ob sie die absolut richtige ist, weiß nur Gott.

Diese Schwächen, die naturgemäß der richterlichen Strafzumessung anhaften, greift nun Lißzt heraus, um daraus zu folgern, daß überhaupt die Strafzumessung durch den Richter nichts wert, daß sie nur ein „Taschenspielerkunststück" sei. Seiner Ansicht nach brauchen wir nicht mehr zwischen einzelnen Vergehen genau zu unterscheiden. Wir brauchen uns auch nicht mehr über die Schwere der That den Kopf zu zerbrechen, um darnach die Strafe zu bemessen. Nicht die That, sondern den Menschen haben wir zu strafen. Der Mensch muß erforscht werden. Also weg mit der richterlichen Strafzumessung, und statt dessen die Bestimmung der Dauer der Strafe durch das Strafvoll-

zugsamt! Dabei ist nur zu verwundern, daß Lißzt doch noch dem Gericht überlassen will, in fünf Abstufungen die Strafen zu erkennen. Folgerichtig wäre es, wenn auch diese Abstufungen wegfielen und dem Strafvollzugsamt anheimgestellt bliebe, ob es den Verurteilten sechs Wochen oder zeitlebens sitzen lassen wolle.

Sehen wir uns nun einmal dieses Strafvollzugsamt etwas näher an. Es soll bestehen aus dem Leiter der Strafanstalt. Das kann ein recht tüchtiger, kann aber auch nach der Art seines Berufs ein sehr einseitig herangebildeter Mann sein. Exempla sunt odiosa. Sodann sollen dazu gehören der „Staatsanwalt" und der „Untersuchungsrichter." Was für Beamte sollen das sein? Sollen es die sein, die die laufenden Geschäfte haben? Aber wie behielten diese noch Zeit, eine so umfassende Thätigkeit zu üben, wie die ihnen durch das Strafvollzugsamt auferlegte? Es müßten also wohl ein abgedankter Staatsanwalt und ein abgedankter Untersuchungsrichter sein? Oder wie denkt sich Lißzt diese Würdenträger? Dann kommen die beiden Vertrauensmänner aus den Schutzvereinen und den Selbstverwaltungskörpern. Jeder kennt wohl Männer dieser Art, und wir verlieren über sie kein Wort weiter. Sind nun alle diese Leute so ungeheure Menschenkenner und zugleich so von Gerechtigkeitssinn durchdrungen, daß sie jedem Gefangnen bis ins Herz zu sehen und darnach ihm eine gerechte Strafe zuzuteilen vermöchten? Endlich wird auch noch — risum teneatis, amici! — der „strafrechtliche Theoretiker" für das Strafvollzugsamt empfohlen. Freilich wird nicht gesagt, daß er vorzugsweise Menschenkenner sei. Vielmehr sollen für ihn die Gefangnen gleichsam Versuchstierchen abgeben, an denen er seine anthropologischen und soziologischen Studien machen könne. Übrigens ließe sich die Frage erheben, ob, wenn die ganze richterliche Strafzumessung und damit die eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit des Richters wegfiele, man dann überhaupt noch strafrechtliche Theoretiker brauchte.

Wir fragen nun aber weiter: Wie sollen denn diese Personen für ihre so tief in das Schicksal der Menschen eingreifende Entscheidung die Grundlage gewinnen? Sie sollen den Gefangnen Wochen, Monate, Jahre beobachten und danach sich über seinen Charakter und seine ganze Persönlichkeit ein Urteil bilden. Aber wie sollen sie das anfangen? In unsern größern Gefängnissen sind hunderte von Gefangnen. Solche Gefängnisse sind auch öfters von dem Sitze der Behörden entfernt. Gesetzt nun auch, jedes Mitglied des Strafvollzugsamtes besuchte in jeder Woche einmal das Gefängnis und unterhielte sich mit jedem der Gefangnen einige Minuten (was doch schon ein ganz erkleckliches Stück Arbeit wäre), hätte er nun ein Urteil gewonnen über jeden dieser Gefangnen? Offenbar müßte jedes Mitglied des Vollzugsamtes sich über jeden Gefangnen Spezialakten anlegen, um nur die verworrenen Bilder, die ihm die Lebensverhältnisse aller dieser dunkeln Existenzen vor Augen führten, einiger-

maßen festhalten zu können. Und wie, wenn die Sträflinge sich verstellen? wenn sie heucheln und lügen? Schließlich würde alles darauf ankommen, wer das am besten verstünde. Lißzt verspottet die richterliche Strafzumessung, weil beim einfachen Diebstahl der Richter zwischen einer Strafe von einem Tage bis zu 1825 Tagen abwägen soll. Aber er findet nichts dabei, daß jene zusammengewürfelte Gesellschaft, die er Strafvollzugsamt nennt, bei allen Vergehen und Verbrechen auf der unfaßbaren Grundlage der „Persönlichkeit" zwischen 42 und 730, 730 und 1825 Tagen u. s. w. abwäge. Man kann nur staunen.

Aber auch ganz abgesehen von dem allen müssen wir den Grundgedanken, der diese ganze Aufstellung beherrscht, daß die Menschen nicht nach ihrer That zu strafen, sondern nach ihrer Persönlichkeit im Gefängnis festzuhalten oder loszulassen seien, als einen aller Gerechtigkeit widerstreitenden Gedanken bezeichnen.

Es hätte wohl nicht so vieler Worte bedurft, die Unhaltbarkeit des von Lißzt auf Abschaffung der richterlichen Strafzumessung gerichteten Vorschlags anschaulich zu machen. Es lohnt sich aber doch, darüber klar zu werden, welche hyperbolischen Flugbahnen der Gedankengang Lißzts zu nehmen imstande ist, weil wir damit zugleich die Grundlage gewinnen für die Beurteilung eines andern nicht minder exzentrischen Gedankens, in dem Lißzt das Heil der Strafrechtspflege erblickt. Das ist die „bedingte Verurteilung."

Dieser Gedanke ist allerdings nicht von Lißzt selbst erfunden. Er entstammt den Köpfen französischer Menschenfreunde und hat sogar in einem Lande, wo französisches Wesen die Herrschaft übt, in Belgien, Anerkennung in der Gesetzgebung gefunden. Dies mag dazu beigetragen haben, daß in jüngster Zeit auch bei uns angesehene Blätter dem von einer Anzahl Professoren weitergetragenen Gedanken ihre Spalten geöffnet haben. Selbst in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hatte sich ein diese Neuerung lobender Artikel verirrt; und manche würden wohl daraus den Schluß gezogen haben, daß der Gedanke bereits in maßgebenden Kreisen Anklang gefunden habe, wenn nicht ein kurz darauf erschienener Artikel desselben Blattes die „bedingte Verurteilung" unbedingt verurteilt hätte. Es mag ja wohl manchem, der sich selbst in die Lage denkt, daß ihm einmal etwas Menschliches begegnen könnte, ganz ansprechend erscheinen, wenn er alsdann nicht zu sitzen brauchte, sondern mit einer „bedingten Verurteilung" wegkäme. Sieht man aber von dieser subjektiven Empfindung ab, so ist die bedingte Verurteilung um nichts besser als die andre Lißztsche Aufstellung, die in dem „Strafvollzugsamte" gipfelt.

Bei seiner Beweisführung zu Gunsten der bedingten Verurteilung geht Lißzt in gleicher Weise wie früher zu Werke. Er nimmt Erscheinungen, die an sich nicht zu bestreiten sind, zur Grundlage und gelangt durch maßlose Übertreibungen derselben zu den seltsamsten Folgerungen. Er sagt zunächst:

Kurze Freiheitsstrafen bessern nicht und schrecken auch nicht ab, wohl aber wird der Sträfling im Gefängnis noch mehr verdorben. Folglich taugen die kurzen Freiheitsstrafen nichts. Und da die kurzen Freiheitsstrafen, die die große Mehrzahl aller Strafen bilden, so taugt unsre ganze Strafrechtspflege nichts. Da haben wirs.

Alle die Vorwürfe, die Lißzt gegen die kurzen Freiheitsstrafen aufstellt, lassen sich natürlich auch gegen die langen aufstellen. Und wenn sie durchschlagend wären, müßte man also auch die langen Freiheitsstrafen abschaffen. Oder glaubt Lißzt vielleicht, daß jemand zwar wenn er acht Tage, nicht aber wenn er sechs Wochen im Gefängnis sitze, dort durch schlechte Gesellschaft verdorben werden könnte? Inwieweit ein Sträfling durch die Strafe wirklich (d. h. innerlich) gebessert werde, entzieht sich völlig unsrer Erkenntnis. Man kann also dreist die Behauptung aufstellen: er wird nicht gebessert. Niemand kann das Gegenteil beweisen. Auch läßt sich daraus, daß von solchen, die bereits Strafe erlitten haben, doch wieder Übelthaten begangen werden, die Folge ziehen: Freiheitsstrafen schrecken nicht ab. Kommen doch sogar Fälle vor, wo Angeklagte nach dem Gefängnis verlangen. Daß aber gleichwohl die Freiheitsstrafen, auch die kurzen, im allgemeinen als ein Übel empfunden werden und deshalb auch eine abschreckende Wirkung üben, das wird sich nicht leugnen lassen, so lange die Erfahrung lehrt, daß sich die Angeklagten in der großen Mehrzahl der Fälle der ihnen drohenden Gefängnisstrafe nach Kräften zu erwehren suchen. Der Satz: Die kurzen Freiheitsstrafen schrecken nicht ab, ist also nichts anders als ein Paradoxon. Daß endlich ein Sträfling, wenn er im Gefängnis müßig oder in schlechter Gesellschaft sitzt, noch mehr verdorben werden kann, ist richtig; und deshalb sollte man auf Einrichtungen unsrer Gefängnisse Bedacht nehmen, die diese Gefahr möglichst vermindern. Statt aber dies zu empfehlen, schüttet Lißzt das Kind mit dem Bade aus, indem er den Ausspruch thut: Kurze Freiheitsstrafen dürfen gar nicht mehr erkannt werden. Da entsteht nun die Frage: Was soll man an ihre Stelle setzen?

Bei Erörterung dieser Frage geht Lißzt in der Beurteilung mancher von andern empfohlenen Ersatzmittel ganz verständig zu Werke. Er erklärt sie für unbrauchbar. Vielleicht tritt er aber nur deshalb so entschieden gegen sie auf, weil er damit umso eher seinem Lieblingsgedanken, der bedingten Verurteilung, den Weg zu bahnen meint. Mittels dieser soll das Problem gelöst werden, wie man die kurzen Freiheitsstrafen entbehren könne.

Die bedingte Verurteilung heißt nichts andres als: Dem Übelthäter wird für den ersten Fall die Strafe geschenkt; für den zweiten Fall aber, wenn dieser in den nächsten drei Jahren vorkommt, wird er doppelt gestraft. Das wird ihm im voraus angekündigt. Auch die von Lißzt empfohlene Friedensbürgschaft ist nichts andres als eine für den zweiten Fall im voraus bestimmte Geldstrafe.

Die kurzen Freiheitsstrafen sollen nun für den Richter dadurch entbehrlich werden, daß er im ersten Straffalle gar nicht straft. Auf diese Weise verwirklicht sich der Ausspruch: „Eine kurze Freiheitsstrafe schädigt die Rechtsordnung schwerer, als völlige Straflosigkeit.“ Wohlan, sagt Lißzt, lassen wir den Mann, der nur eine kurze Strafe verdient hat, völlig straflos.

Die gesamten heutzutage unter sechs Wochen erkannten Freiheitsstrafen betragen ungefähr siebzig Prozent aller Strafen. Rechnen wir davon etwa zwanzig Prozent auf zweite Straffälle ab, so würden noch immer fünfzig Prozent auf erste Straffälle übrig bleiben. Ungefähr die Hälfte aller Vergehen, die bisher bestraft worden sind, würden künftig also unbestraft bleiben. Welche Zerrüttung damit in unsre ganze öffentliche Ordnung hineingetragen werden würde, ist gar nicht zu sagen.

In seltsamen Widerspruch gerät dabei Lißzt mit sich selbst. Er sagt an andrer Stelle: „Das Strafurteil gewinnt erst durch seinen Vollzug Inhalt und Bedeutung.“ Und doch will er, daß etwa die Hälfte aller Strafurteile unvollzogen bleibe. Er verwahrt sich dagegen, daß er nicht für eine größere Milde in der Strafjustiz eintrete. Und doch will er in der Hälfte der Fälle den Verurteilten die Strafe geschenkt haben. Sind das nicht grausame Widersprüche?

Freilich sagt Lißzt nicht ausdrücklich, ob er in allen Fällen, wo bisher kurze Strafen erkannt wurden, diese in der Form der bedingten Verurteilung dem Übelthäter geschenkt wissen will, oder ob unter Umständen auch, wenn dem Richter die Person nicht gefällt, sofort statt der kurzen eine lange Strafe ausgesprochen werden soll; sodaß also in diesem Falle ein Vergehen, das bisher vielleicht mit drei Tagen Gefängnis für gesühnt erachtet wurde, sofort mit sechs Wochen bis zwei Jahren Gefängnis belegt werden würde. In solchen Fällen würde dann allerdings nicht mehr von einer besondern Milde, die Lißzt verträte, sondern nur von einer unerhörten Härte zu reden sein. Dieselbe Erscheinung würde sich auch je nach Umständen infolge eines hinzutretenden zweiten Straffalles ergeben. Denken wir, daß jemand wegen eines geringen Diebstahls, der ihm bisher acht Tage Gefängnis eingetragen hätte, nur bedingt verurteilt wäre. Diese bedingte Verurteilung müßte aber doch auf sechs Wochen bis zwei Jahre lauten. Nun würde er im Laufe von drei Jahren in eine Schlägerei verwickelt, und er hätte abermals (nach bisherigem Rechte) acht Tage Gefängnis verwirkt. Dann würde er wiederum zu sechs Wochen bis zwei Jahren verurteilt. Nun wäre aber auch die erste Strafe reif geworden, und er müßte für zwei Vergehen, für die man bisher je eine achttägige Gefängnisstrafe für genügend hielt, zwölf Wochen bis vier Jahre sitzen.

Wenn jemals wirklich die Rechtsprechung in dieser Weise arbeitete, daß sie das eine mal arge Frevel (die eine Strafe bis zu zwei Jahren verdient

hätten) frei durchgehen ließe, dann aber wieder geringe Vergehen mit ganz barbarischen Strafen belegte, so würde man im Volke glauben, die Justiz sei toll geworden.

Die bedingte Verurteilung soll nämlich nicht bloß dazu dienen, daß bei geringfügigen Vergehen der Richter um die Notwendigkeit, gleich mit einer Strafe von sechs Wochen vorzuschreiten, herumkomme, sondern sie soll auch bei schwerern Vergehen, für die im ersten Falle eine Strafe von sechs Wochen bis zu zwei Jahren verdient wäre, dem Richter die Wahl lassen, ob er den Übelthäter wirklich bestrafen oder nur mit einer Ermahnung, es nicht wieder zu thun, entlassen will. Nach welchen Grundsätzen der Richter diese Unterscheidung treffen soll, sagt Lißzt nicht ausdrücklich. Man darf aber wohl annehmen, daß er sich dem mehrfach gehörten Gedanken anschließt, die bedingte Verurteilung solle dazu dienen, das Ehrgefühl des Gelegenheitsverbrechers zu schonen und ihn als scheinbar unschuldig der menschlichen Gesellschaft zu erhalten.

Dieser ganze Gedanke beruht zunächst auf einer unsittlichen Grundlage, nämlich auf dem Streben, den Schein an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen. Man stellt die Lehre auf, daß es nicht die That sei, was den Menschen entehre, sondern nur die dafür erlittene Strafe. Wenn man also dem Verbrecher die Strafe erlasse, so bleibe er ehrlich. Wer aber gestohlen hat, ist ein Dieb, mag er dafür bestraft worden sein oder nicht. Und wenn von Gesetzes wegen ihm gesagt wird: „Wir lassen dich ungestraft, damit du thun kannst, als ob du noch unbescholten wärest,“ so verführt man ihn damit zur Lüge und Heuchelei.

Praktisch unhaltbar wird der Gedanke dadurch, daß es dem Richter gänzlich an Mitteln fehlt, die Unterscheidung zu machen zwischen „Gelegenheitsverbrechern“ und solchen, deren That auf verwerflicher Gesinnung beruht. In der kurzen Stunde, wo der Angeklagte vor dem Richter steht, kann dieser ihm nicht ins Herz sehen. Die Entscheidung würde also nur durch Willkür oder Voreingenommenheit bestimmt werden. Und ist denn der „Gelegenheitsverbrecher“ wirklich immer ein so unschuldiger Mann? Wer die erste beste Gelegenheit benutzt, um seiner Leidenschaftlichkeit oder seinen schlechten Neigungen freien Lauf zu lassen, muß durch Strafe auf den rechten Weg zurückgewiesen werden. Wenn er aber darauf rechnen darf, nicht gestraft zu werden, so werden sich die „Gelegenheitsverbrecher“ gewaltig vermehren. Allerdings würde wohl die Verteidigung durch die hineingetragene Frage Stoff zu glänzenden Reden finden. Der Gerechtigkeit würde aber auch damit nur wenig gedient sein.

Auch bei dieser Frage scheint sich Lißzt gar nicht bewußt zu sein, wie sehr er in Widerspruch mit sich selbst gerät. Das richterliche Ermessen bei der Strafzumessung scheint ihm unerträglich. Daß der Richter durch freie

Erwägung feststelle, ob der Angeklagte eine Freiheitsstrafe von vier oder von acht Wochen verdiene, nennt er eine „große Grundlüge." Dagegen findet er nichts dabei, daß der Richter durch freie Erwägung feststelle, ob ein überwiesener Übelthäter, der vielleicht eine Strafe von zwei Jahren verdient hat, diese wirklich erleiden oder ob sie ihm vorläufig geschenkt sein soll. Der Frevler hat vielleicht innerhalb von drei Jahren nicht die geringste Veranlassung, von neuem zu freveln, und dann ist ihm die Strafe ganz geschenkt. In dieser Weise das richterliche Ermessen frei walten zu lassen, ist nach Lißzt keine „Grundlüge," sondern hohe Staatsweisheit.

Thatsächlich würde jene richterliche Befugnis dahin führen, daß ein Angeklagter, der sich einigen Ansehens in der Gesellschaft erfreut, nur bedingt, der unbekannte geringe Mann unbedingt verurteilt werden würde. Denn die Ehre des erstern müßte geschont werden, die des letztern nicht. Eine Beförderung würde diese Richtung der Praxis auch noch durch die von Lißzt vorgeschlagene Friedensbürgschaft finden. Wer diese stellen kann, d. h. der Wohlhabende, würde sich zur bedingten Verurteilung eignen. Wer sie nicht stellen kann, d. h. der Arme, müßte ins Loch. Bisher hat es als der unbestrittene Ruhm deutscher Gerichte gegolten, daß sie „ohne Ansehen der Person" richteten. Fortan aber sollen sie sich gerade die Person ansehen und darnach strafen oder freilassen.

Seitdem wir in Deutschland über die Zeit der Hexenprozesse und der Folter hinaus sind, sind sicherlich auf dem Gebiete des Strafrechts nicht so abenteuerliche Theorien aufgestellt worden, wie die hier von dem Begründer der „Internationalen kriminalistischen Vereinigung" vertretenen. Die wichtigsten Errungenschaften des Rechtes, an denen bisher der Glaube gehangen hat, daß, soweit es überhaupt uns schwachen Menschen möglich ist, im Staate Gerechtigkeit geübt werde, werden leichten Herzens über Bord geworfen, um völlig phantastischen Gebilden Platz zu machen. Im Augenblick sind ja alle diese Aufstellungen wohl ohne Gefahr. So lange noch das ältere Geschlecht auf die öffentlichen Dinge in Deutschland einigen Einfluß übt, braucht man nicht besorgt zu sein, daß die Lißztschen Gedanken über Nacht Gesetz würden. Wir würden eher des Himmels Einsturz erwarten, als glauben, daß Fürst Bismarck an der „bedingten Verurteilung" ein Wohlgefallen finden und Neigung haben sollte, unsern „gutmütigen Richtern" noch eine Art Begnadigungsrecht einzuräumen; von der Thätigkeit des Strafvollzugsamtes ganz zu schweigen. Aber daß solche Ansichten überhaupt aufgestellt und mit nicht geringem Bewußtsein vertreten werden können und daß sie sogar bei einem Teile des Publikums einen gewissen Anklang zu finden scheinen, das ist doch ein sehr bedenkliches Zeichen der Zeit. Vor dreißig Jahren wäre so etwas noch nicht möglich gewesen.

Die Wohnungsfrage

Als im Jahre 1886 der Verein für Sozialpolitik die Wohnungsnot der ärmern Volksklassen in den Großstädten zum Gegenstande seiner Verhandlungen gemacht hatte, haben auch wir in diesen Blättern (Jahrgang 1886, II, S. 509) die Frage besprochen. Wir wiesen auf die Schwierigkeiten hin, die sich einer umfassenden Wirksamkeit auf diesem Gebiete entgegenstellen, und gelangten zu dem Ergebnis, daß wohl nur Unternehmungen, die von der Absicht des Wohlthuns ausgehen, die Not einigermaßen lindern könnten. Die bisherige Erfahrung hat uns insoweit recht gegeben, als seitdem die Lösung der Aufgabe, von vereinzelten Schöpfungen abgesehen, praktisch nirgends weiter geschritten ist. Wohl aber hat man sie theoretisch im Auge behalten. Es liegen uns hierfür zwei beachtenswerte Kundgebungen vor, die wir zum Gegenstande unsrer Betrachtung machen wollen.

Vor kurzem ist ein von dem Professor von Gneist erstatteter Bericht an die Öffentlichkeit gelangt, der über die Thätigkeit des zu Berlin bestehenden Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen auf dem fraglichen Gebiete Zeugnis ablegt. Dieser Verein hat sich die Beschaffung besserer Arbeiterwohnungen insbesondre für Berlin zur Aufgabe gestellt. Er hat zu diesem Zwecke neben sich einen besondern Verein als Aktiengesellschaft gegründet. Der letztere hat nun Mittel gesucht, um in größerm Maßstabe neue Arbeiterwohnungen zu schaffen. Er hat aber die Erfahrung gemacht, daß sowohl die Großindustrie als das Großkapital eine nennenswerte Beteiligung dabei versagt hat. Statt der gehofften Million hat der Verein von wohlwollenden Gönnern und mittels persönlicher Aufforderungen nur ein Kapital von 500000 Mark zusammengebracht. Es wird offen anerkannt, daß mit den hierfür zu erlangenden paar Dutzend Häusern mit einigen hundert bessern Wohnungen die Sache nicht gethan sei, da es sich um ein Bedürfnis bessrer Wohnungen nach Zehntausenden handle und diese nur durch Beteiligung größter Kapitalmassen beschafft werden können. Der Verein will nun mit der zusammengebrachten Summe zunächst nur experimental den Nachweis zu führen suchen, daß Arbeiterwohnhäuser, die zu mäßigen Preisen den Mietern gesunde Wohnungen gewähren, bei umsichtiger Verwaltung einen Zins von etwa vier Prozent einbringen können. Leider aber ergiebt zugleich der Bericht, daß Meinungsver-

schiedenheiten zwischen den leitenden Organen ausgebrochen sind, die voraussichtlich die Fortsetzung des Unternehmens erschweren werden. Der ganze Bericht liest sich wie eine Anklageschrift gegen die Großindustrie und das Großkapital wegen ihrer Zurückhaltung, und zugleich gegen die Gesetzgebung, weil diese für derartige Unternehmungen keine andre Form als die der Aktiengesellschaft gewähre.

Eine zweite Kundgebung verwandter Art liegt uns vor in den Verhandlungen des jüngst in Kassel versammelt gewesenen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Dort hat über die Wohnungsfrage Gerichtsassessor Aschrott Bericht erstattet. Bereits im vorigen Jahre hatte der Verein eine Kommission niedergesetzt, die diese Frage in die Hand nehmen sollte. Nach dem Berichte hat diese Kommission, in zwei Abteilungen geteilt, ihre Thätigkeit nach zwei Richtungen aufgenommen, nämlich über die Fragen: 1. Wie ist die unbedingt erforderliche Vermehrung der für die unbemittelten Klassen bestimmten und geeigneten Wohnungen zu erreichen? 2. Welche Anforderungen sind an die Gesetzgebung zu stellen, um den bisherigen Mißständen in dem Wohnungswesen entgegenzutreten und gesunde Wohnungszustände zu schaffen? Beide Fragen sollen gleichzeitig ins Auge gefaßt werden, weil nur aus der Verbindung beider ein gedeihliches Ergebnis zu erwarten stehe. Verbote gegen die Benutzung schlechter Wohnungen, sagt der Bericht, könnten nicht erlassen werden, wenn man nicht zugleich bessere Wohnungen zur Benutzung darbiete. Die Vermehrung der Wohnungen allein aber ohne gleichzeitiges Verbot der Benutzung schlechter Wohnungen könne nicht wirken, „da sonst die Errichtung neuer Wohnungen nur das Zuströmen der Arbeiter nach den großen Städten vermehren würde."

Um die Vermehrung der Wohnungen herbeizuführen, hält nun die Kommission für notwendig, die Beschaffung solcher Wohnungen nicht als Sache der Humanität hinzustellen, da für diese immer nur kleine Summen a fonds perdu zu haben seien, sondern sie will der Finanzwelt die Überzeugung verschaffen, daß die Herstellung solcher Wohnungen auch finanziell ein sicheres Unternehmen sei. Demgemäß hat die Kommission Pläne anfertigen lassen für die Erbauung und Verwaltung von großen Arbeitermiethäusern, wonach sich ergeben soll, daß sich solche Häuser mit fünf Prozent (von denen jedoch nur vier Prozent an die Aktionäre verteilt werden sollen) verzinsen würden. Dabei wird jedoch für die Hausverwaltung eine möglichst weitgehende Heranziehung freiwilliger Kräfte (insbesondre von ladies patronesses bei Einziehung der Mieten) in Aussicht genommen. Der Bericht schließt mit den Worten: „Es darf die Erwartung ausgesprochen werden, daß dieses Mustermiethaus nicht auf dem Papier stehen bleiben, sondern praktisch ausgeführt werden wird; damit wird der unabweisbare Nachweis geführt werden, daß die Errichtung von geeigneten Arbeiterwohnungen ein rentables Unternehmen bildet."

Man sieht, beide Vereine wollen in gleicher Weise vorgehen. Sie wollen den Irrtum bekämpfen, daß sich ein Haus mit Wohnungen für Arbeiter nicht genügend verzinse. Sollte es denn aber wirklich ein solcher Irrtum sein, was die Erbauung von Häusern dieser Art in größerm Maßstabe bisher gehindert hat? Erwägt man, wie spürsam im allgemeinen das Kapital nach nutzbringenden Anlagen ist, und daß sich diese Spürsamkeit in jüngster Zeit durch die ungeheure Fülle des vorhandnen Kapitals, das nach Anlage sucht, noch gesteigert hat, so kann man nicht umhin, der gestellten Frage zweifelnd gegenüberzutreten. In Wahrheit dürfte sich jene Erscheinung noch aus andern Gründen erklären. Bei jeder Kapitalanlage kommt nicht bloß die Höhe der Verzinsung, sondern auch die Mühe und Last in Betracht, die dem Kapitalisten die Verwaltung des Kapitals und die Erhebung des Zinses macht. Nun hat der Rechtsverkehr mit einer großen Menge von Mietern, die den niedern Ständen angehören, sicherlich nichts Angenehmes. Es giebt ja gewiß auch unter diesen ordentliche Leute. Manche sind aber auch minder ordentlich, und dann machen sie dem Vermieter das Leben sauer. Sie schonen die Wohnung nicht und lassen sie durch Unreinlichkeit verkommen. Sie geraten in Streitigkeiten unter einander, deren Ausbrüchen dann der Hausherr entgegentreten muß. Sie bezahlen den Mietzins nicht regelmäßig und nötigen den Hausherrn zu einer mühseligen Buchführung, unter Umständen auch zur Klage. Sie sind vielleicht, wenn es zur Auspfändung kommt, nicht einmal pfändbar. Und schließlich muß der Hausherr froh sein, wenn er sie nur wieder aus dem Hause los ist. Dabei mögen auch vielfach Unbilden der Hauseigentümer, die ja auch oft rohe und eigennützige Menschen sind, vorkommen. Im allgemeinen aber bietet eine solche Mietkaserne mit allen ihren verschiedenartigen Insassen für den, der sie zu verwalten hat, kein erfreuliches Verhältnis. Wer sich nicht persönlich diesem Verkehr aussetzen will, der ist genötigt, einen Hausmeister anzunehmen, der strenge Ordnung hält. Ein solcher ist aber nicht immer zu haben. Er will auch gut bezahlt sein, und dadurch mindert sich wieder das Erträgnis der Mieten.

Aus diesen Umständen erklärt es sich zur Genüge, daß Häuser, die selbständig zur Vermietung an kleine Leute bestimmt wären, so gut wie gar nicht neu gebaut werden. Höchstens werden bei Neubauten Nebenräume — Hinterhäuser, Kellerwohnungen u. s. w. — für kleine Leute eingerichtet. Außerdem müssen diese ihre Wohnungen in ältern, meist zurückgekommenen Häusern suchen. Wer nun ein solches Haus besitzt, das sich nur zur Vermietung an kleine Leute eignet, der will für die Unannehmlichkeiten und Gefahren, denen er sich unterzieht, auch bezahlt sein. Er fordert also für die kleinen Wohnungen hohe Preise, vielleicht weit über deren Bauwert hinaus. Und er erhält sie auch bezahlt, weil es an solchen Wohnungen mangelt. Der ordentliche Mietsmann leidet darunter ebenso wie der minder ordentliche. Um nun diesen hohen Preisen zu entgehen, sucht jeder sich in seiner Wohnung

möglichst einzuschränken. Andre kommen ihm dabei mit gleichem Bedürfnis entgegen. Er nimmt also Aftermieter an, er vermietet vielleicht Schlafstellen in seinen eignen Wohnräumen. So entsteht die heillose Überfüllung der Wohnungen. Und das ist die Wohnungsnot.

Wollen nun unsre Vereine durch ihre Musterhäuser dem Privatkapital zur Erbauung von dergleichen Häusern Mut machen, so wird es schwerlich genügen, den Nachweis zu führen, daß sich aus solchen Häusern allenfalls vier Prozent herausschlagen lassen. Es müßte auch der Beweis geführt werden, daß die Verwaltung solcher Häuser nicht mit den geschilderten Unannehmlichkeiten verbunden sei, was ungleich schwieriger ist. Jedenfalls bleibt dieser Beweis ausgeschlossen, wenn der Verein für Armenpflege zur Verwaltung seiner Schöpfungen die Heranziehung freiwilliger Kräfte in weitestem Umfange in Aussicht nimmt. Denn solche Kräfte, die dem Verein die Last der Sache abnehmen, stehen dem Privaten nicht zu Gebote.

Zugleich aber gerät dieser Verein in einen seltsamen Widerspruch mit sich selbst, dadurch, daß die zweite Abteilung seiner Kommission Ziele aufstellt, die wahrlich nicht geeignet sind, bei den Kapitalisten die Lust zur Erbauung solcher Häuser zu fördern. Es sollen nämlich nach den Vorschlägen dieses Teiles der Kommission auch die rechtlichen Verhältnisse der Miethäuser umgestaltet werden, und zwar durchweg zu Gunsten der Mieter und zu Ungunsten der Vermieter. Vor allem soll ein Verbot gegen „gesundheitswidrige" Benutzung der Wohnungen, also namentlich auch gegen Überfüllung derselben, erlassen werden, und die Einhaltung dieses Verbots soll der Vermieter bei eigner Verantwortlichkeit überwachen. Es soll den Gerichten gestattet werden, bei Exmissionsklagen dem Mieter Räumungsfristen von genügender Länge zu setzen. Es soll der Kreis der Sachen, an die sich der Vermieter wegen seiner Mietzinsforderung halten kann, durch bedeutende Erweiterung der nicht pfändbaren Sachen noch verengert werden. Ja es wird sogar neuerdings in juristischen Kreisen der Gedanke betrieben, es solle das Zurückbehaltungsrecht und das Pfandrecht, das bisher dem Vermieter wegen seines Mietzinses an den von dem Mieter eingebrachten Sachen zustand, gänzlich beseitigt werden. Wenn nun durch alle diese vorgeschlagnen Neuerungen der Vermieter dem Mieter gegenüber sowohl in persönlicher als in rechtlicher Beziehung noch weit ungünstiger als bisher gestellt wird, wie kann man da wohl hoffen, das Privatkapital zu ermutigen, an die Erbauung von Arbeiterwohnhäusern in großem Umfange heranzutreten?

Die Wohnungsverhältnisse eines Volkes werden im allgemeinen stets dem Maße des bei ihm herrschenden Wohlstandes entsprechen. Eine Verschiebung dieser Verhältnisse zum Bessern für die ärmern Volksklassen in großem Maßstabe herbeizuführen wird kaum möglich sein. Sie würde nur geschehen können mit Aufwendung ungeheurer Summen. Woher sollen diese Summen kommen? Will man sie den bemittelten Ständen auferlegen, so würden damit von diesen

Opfer verlangt werden, gegen die alle bisherigen völlig verschwänden. Will man sie aber den bisherigen Bewohnern schlechter Wohnungen selbst auflegen, so entsteht die Frage: Mit welchem Rechte könnte man diese zwingen, für ihre Wohnungen mehr aufzuwenden, als sie es nach ihrer wirtschaftlichen Lage bisher für dienlich erachtet haben?

Was aber besonders die „Wohnungsnot," d. h. die Überfüllung der Wohnungen in den Großstädten betrifft, so ist diese die natürliche und unabweisliche Folge des Zudranges der Bevölkerung nach diesen Städten. Welche äußern Gründe diesen Zudrang ermöglicht und welche innern ihn herbeigeführt haben, ist zu bekannt, als daß darüber noch geredet zu werden brauchte. Da man jene äußern Gründe nicht ändern will und die innern nicht ändern kann, so muß man auch die Folge als die unerfreuliche Kehrseite der Sache hinnehmen. Mit Verboten und Zwangsmaßregeln dagegen aufzukommen, wird schwerlich möglich sein, ganz abgesehen davon, daß solche Maßregeln das sicherste Mittel sein würden, einer Vermehrung der Wohnungen für die geringern Volksklassen entgegenzutreten.

Wenn aber keine Beseitigung, so wird doch eine Linderung der Wohnungsnot dadurch möglich sein, daß Wohlthäter, seien es Einzelne oder gemeinnützige Gesellschaften, sich entschließen, unter persönlichen Opfern mit zureichenden Mitteln zur Beschaffung von Arbeiterwohnungen die Hand zu bieten. Der Natur der Dinge nach wird dadurch aber immer nur in beschränktem Umfange der Wohnungsnot abgeholfen werden. Dies umso mehr, als ohne Zweifel allen solchen Stiftungen sehr bald ein Zudrang nach dem betreffenden Orte folgen wird, der die frühere Wohnungsnot wieder herstellt. Wenn in diesem Jahre zehntausend Arbeiterwohnungen in Berlin neu geschaffen würden, so würde sich wahrscheinlich schon im folgenden Jahre das Zuströmen nach der Reichshauptstadt verdoppeln. Wie wollte man dem begegnen?

Die Arbeiterbewegung in England

Als gegen Ende September die Unruhen in den Docks, die auf den Dockarbeiterstreik gefolgt waren, wieder aufhörten, hatte die Streikbewegung inzwischen eine große Anzahl der verschiedensten Geschäftszweige in England ergriffen. Die Schneider im East-End von London, die Arbeiter in der Torpedofabrik der Herren Thornycroft, die Bergleute in den Kohlendistrikten von Nord- und Süd-Wales, Lancashire und Northumberland, die Pferdebahn- und Omnibus-

Bediensteten in London, Liverpool und Cardiff, die Arbeiter in den Gaswerken zu Bristol, die Angestellten der verschiedensten Eisenbahngesellschaften, die Bäcker in London, die Arbeiter in den Great Western Cotton Works in Bristol, die in den Jute-Werken zur Barkin und in einer großen Anzahl der verschiedensten Berufszweige, sie alle haben entweder wirklich gestreikt oder doch durch Androhung eines Strikes Lohnerhöhungen, Abkürzungen der Arbeitszeit und andre Vorteile zu erreichen gesucht. Außerdem haben die untern Postbeamten Versammlungen abgehalten, in denen sie Lohnerhöhung und Herabsetzung der Dienststunden gefordert haben. Dann hat, nachdem auf den Docks hin und wieder kleinere Arbeitseinstellungen erfolgt waren, von Anfang bis Mitte November von neuem ein Streik der Leichtermänner stattgefunden, an den sich wieder eine Arbeitseinstellung der Stauer und andrer Dockarbeiter anschloß, die erst in den letzten Tagen des November beseitigt werden konnte.

Der Streik der Leichtermänner bezweckte die Durchführung der mit den Worten One job to constitute a night's work bezeichneten Forderung. Mit dieser hat es folgende Bewandtnis. In dem nach Beendigung des Dockarbeiterstreiks von Lord Brassey mit Beziehung auf die Streitigkeit zwischen den Leichtermännern und ihren Arbeitgebern gefällten Schiedsspruche hatte dieser entschieden, daß für die Arbeit zwischen 8 und 12 Uhr Abends 4 Schillinge und für eine ganze Nachtarbeit von 8 Uhr Abends bis 6 Uhr früh 6 Schillinge Lohn bezahlt werden sollten. Die Leichtermänner behaupteten nun, dieser Ausspruch bezöge sich nur auf einen job, d. h. ein bestimmtes Stück Arbeit, z. B. das Abladen eines Schiffes. Ist ein solches Arbeitspensum aber z. B. vor Mitternacht beendet, und sollen sie ein andres Schiff abladen, so glaubten sie zu einem Lohn von 4 Schilling für den ersten und von 6 Schilling für den zweiten job, im Ganzen also 10 Schilling, berechtigt zu sein. Die Arbeitgeber dagegen meinten, sie brauchten für die ganze, zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr früh geleistete Arbeit nur 6 Schilling zu zahlen, auch wenn diese Arbeit verschiedene Schiffe beträfe. Lord Brassey, der von beiden Seiten zur maßgebenden Ausgleichung seines Schiedsspruches aufgefordert wurde, erklärte zuerst, er habe diese Frage in seinem Schiedsspruch offen gelassen und überhaupt nur über die Höhe der einzelnen Lohnsätze und die Länge der Arbeitszeit Entscheidung gefällt. Nachdem aber inzwischen die Leichtermänner den Streik begonnen hatten, hat Lord Brassey unter dem Drucke der an der Beendigung der Arbeitseinstellung mittelbar interessirten Handelskreise schließlich zu Gunsten der Arbeiter entschieden, indem er angab, er habe allerdings angenommen, die Arbeitgeber hätten sich stillschweigend zu dem gedachten Grundsatz Ons job to constitute a night's work verpflichtet. Hierauf blieb den Arbeitgebern nichts übrig, als — wenn auch unter Protest — nachzugeben, was die Arbeiter, wenn der Ausspruch gegen sie ausgefallen wäre, nach ihrer ziemlich deutlich lautenden Ankündigung nicht gethan hätten.

Nachdem in dieser Weise am 11. November der Streik der Leichtermänner beigelegt war, forderten die Stauer der General Steam Navigation Company eine Lohnerhöhung, dann erfolgten Arbeitseinstellungen auf verschiedenen Werften, um Lohnzahlung während der Essenszeit und verschiedene andre Forderungen zu erreichen. In den Tilbury-Docks streikten die Arbeiter, um die Aufseher und Kommis zu zwingen, ihrer Trades Union beizutreten oder eine neue eigne Union zu gründen. Der Standard vom 16. November protestirte gegen diese Arbeitertyrannei. Schließlich haben aber alle Forderungen der Streikenden bewilligt werden müssen, und die gedachten Aufseher und Kommis sind der „Dockarbeiter-Union" unter Protest beigetreten.

Neuerdings haben nun wieder, abgesehen von Arbeitseinstellungen von geringerer Bedeutung zwei große Arbeiterbewegungen die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigt, nämlich einmal der drohende Streik aller Bergwerksarbeiter in den britischen Kohlenbergwerken und zweitens die Arbeitseinstellung der Gasarbeiter (Gas-Stokers) im Süden Londons.

Bei den Bergwerksarbeitern handelt es sich um die Forderung, daß der Arbeitstag „unter Tag" nicht mehr als acht Stunden betragen soll. Der Ausbruch dieses Streiks ist im Augenblick dadurch noch hingehalten, daß die Abgeordneten der Arbeiter sich auf einer Ende November abgehaltenen Versammlung nicht über das einzuschlagende Verfahren haben einigen können, indem ein großer Teil sich geweigert hat, die im Prinzip auch von ihnen gebilligte Forderung eines achtstündigen Arbeitstages durch einen Streik zu erzwingen. Diese Abgeordneten wollen ihr Ziel vielmehr auf dem Wege der Gesetzgebung zu erreichen suchen.

Der Streik der Gasarbeiter der South-Metropolitan Gas-Company, der am 13. Dezember seinen Anfang genommen hat, ist für die gegenwärtigen hiesigen Abeiterverhältnisse besonders bezeichnend. Er ist dadurch hervorgerufen worden, daß die genannte Gasgesellschaft auf Anregung ihres Vorsitzenden (Chairman) Mr. Livesey, ihren Arbeitern unter gewissen Bedingungen den Abschluß von Verträgen auf Erlangung eines Anteils an dem Gewinne der Gesellschaft angeboten hat, und daß etwa 1000 Arbeiter auf dieses Mitte November veröffentlichte Anerbieten eingegangen sind. Das in Rede stehende Abkommen besteht darin, daß die Arbeiter, die es annehmen, ein Prozent ihres jährlichen Lohnes für jeden Penny, den der Gaspreis für 1000 Kubikfuß unter 2 Schilling 8 Pence steht, als zusätzlichen Lohn (bonus) erwerben sollen.*) Bei dem gegenwärtigen Preise von 2 Schilling 3 Pence würde dieser bonus fünf Prozent des Jahreslohnes betragen. Den Arbeitern wurden von ihren Guthaben vier Prozent

*) In ähnlicher Weise hat diese Gesellschaft schon bisher vermöge der eigentümlichen Gestaltung ihrer Verhältnisse ihren Aktionären, mit jeder ein Pence betragenden Ermäßigung der Gaspreise bestimmte Erhöhungen der Dividende gewährt.

Zinsen gezahlt, und diese Zinsen können sie jährlich beziehen oder auf Zinseszins anwachsen lassen. Auch das Guthaben (bonus) selbst wird dem Arbeiter ausgezahlt, wenn er es mit angemessener Frist (reasonable-notice) kündigt. Um gleich einen guten Anfang (start) zu machen, soll der bonus für drei Jahre vom 30. Juni d. J. zurückberechnet werden (zu zwei Prozent für das erste, drei und vier Prozent für das zweite und dritte dieser Jahre), sodaß jeder auf den Vertrag eingehende Arbeiter sofort beim Unterschreiben ein Guthaben bei der Gesellschaft von neun Prozent seines Jahresverdienstes erwirbt, bei einem wöchentlichen Lohn von 30 Schilling, also ungefähr 7 Lstr., bei 24 Schilling Wochenlohn 5 Lstr. 12 Schilling. Dieses letztbeschriebene Guthaben, das von Herrn Livesey the nest-egg benannt wird, darf nicht vor Ablauf des ersten Jahres herausgenommen werden, ausgenommen im Todesfalle des Arbeiters, und auch vor Ablauf der ersten drei oder fünf Jahre (je nach der verabredeten Vertragsdauer) nur unter gewissen Voraussetzungen (Tod, Altersschwäche, ehrenvolle Entlassung aus dem Dienste), worüber nähere Vereinbarung durch ein besonderes Komitee vorgesehen ist. Nach dem ursprünglichen Plane sollte der Anspruch verloren gehen, falls der Arbeiter streikt oder vorsätzlich die Gesellschaft schädigt. In der Folge ist diese von vielen Arbeitern anstandslos unterzeichnete Streikklausel auf Anraten der Presse (z. B. des Economist) und verschiedener Beteiligten beseitigt worden. Als Gegenleistung des Arbeiters enthält das Abkommen die Verpflichtung, ausgenommen unter besonders vorgesehenen Umständen, fünf oder drei Jahre (wenigstens aber ein Jahr) im Dienste der Gesellschaft zu bleiben.

Dieser von der Londoner Presse sehr anerkennend besprochne Plan, dem, wie erwähnt, 1000 Arbeiter sofort beigetreten waren, stieß jedoch auf den Widerstand der Gasarbeitergewerkschaft (Gas-Stokers Union), die am 4. Dezember eine den Direktoren der Gasgesellschaft mitgeteilte Resolution folgenden Inhalts faßte: Durch die Abgeordneten der Union sei die Handlungsweise der South Metropolitan Gas Company, wodurch Unionsmitglieder gezwungen würden, mit Leuten zusammenzuarbeiten, die den bonus-Plan des Herrn Livesey angenommen hätten und die von der Union als blacklegs angesehen würden, als ungerecht und unehrenhaft (unfair) verurteilt worden, und es müsse diesem System Widerstand geleistet werden. Infolge dessen seien alle bei der Gesellschaft arbeitenden Unionsmitglieder berechtigt, sofort den Dienst zu kündigen und zu streiken, bis der bonus-Plan beseitigt sei, und diejenigen Arbeiter, die ihn angenommen hätten, entlassen wären. Auf Befehl der Union haben dann die Mehrzahl der in Rede stehenden Gasarbeiter ihre Kündigungen eingereicht und haben, da alle Vermittlungsversuche fehlschlugen, am 13. Dezember den Streik begonnen.

Dieser schien zuerst große Ausdehnung anzunehmen und zu einem neuen beträchtlichen Notstande für den Londoner Verkehr und auch für den Handel

werden zu sollen. Gleichzeitig mit den Gasarbeitern brachten nämlich die unionistischen Kohlenträger Klagen vor, worin sie behaupteten, daß die Kohlenhändler die Abmachungen nicht innehielten, zu denen sie sich durch die Ende August zwischen ihnen und den Abgeordneten der Arbeiter in der Kohlenbörse getroffenen Vereinbarungen verpflichtet hatten. Gleichzeitig erklärten der Vorstand der Kohlenträgergesellschaft und der Vorstand der National Amalgamated Sailors and Firemens Union, daß sie die Forderungen der Gasarbeiter nötigenfalls dadurch unterstützen würden, daß sie den Mitgliedern ihrer Unions verbieten würden, irgend ein Schiff zu beladen oder abzuladen, das Kohlen für die South Metropolitan Gas Company herbeizuschaffen versuchen würde. Überhaupt sollte die South Metropolitan Gas Company durch gemeinsame Weigerung aller dieser Gewerkschaftsmitglieder, ihr Vorräte irgend welcher Art zuzuführen, zum Nachgeben gezwungen werden. In einzelnen Fällen scheint es den Unions auch gelungen zu sein, das Abladen von Kohlenschiffen zu verhindern, und es verlautet, daß der Vorsitzende des Londoner Zweigvereins der Sailors Union nach Sunderland gefahren ist, um dort das Abgehen von Kohlenschiffen zu verhindern. Im allgemeinen ist jedoch bisher die mehrgedachte Gasgesellschaft als Siegerin in dem Streite zu betrachten. Es ist Herrn Livesey gelungen, vollen Ersatz für die abgehenden Arbeitskräfte herbeizuschaffen, diese neuen Arbeiter mit Hilfe der Polizei, die bei diesem Vorgange energisch auftrat, in die Gaswerke hineinzubringen, sie in ausreichender Weise mit Lebensmitteln und Wohnräumen zu versorgen, und auch sonst die Zufuhr von Kohlen und andern Vorräten zu ermöglichen. Noch leben die neuen Arbeiter freilich in den Gaswerken wie in Festungen, da es bedenklich erscheint, sie mit den Streikenden in unmittelbare Berührung zu bringen. Es scheint aber, als ob die alten streikenden Arbeiter wenig Hoffnung mehr auf den Erfolg ihres Unternehmens setzen. Hierzu hat wesentlich der Umstand beigetragen, daß der Streit der Kohlenträger mit ihren unmittelbaren Arbeitgebern durch Erneuerung und Befestigung des Vergleichs vom August schleunigst beigelegt worden ist, und daß anscheinend überhaupt nur die Leiter der Bewegung, die zwischen den Kohlenträgern und ihren Arbeitgebern erzielte Einigung durch eine Arbeitseinstellung der Kohlenträger zu Gunsten der Gasarbeiter von neuem haben gefährden wollen. Ferner sind in der letzten Zeit verschiedne Streiks, so der Gasarbeiterstreik in Manchester, der der Arbeiter in der Telegraphenbauanstalt zu Silvertown und andern, zusammengebrochen, und es ist endlich auch ein erheblicher Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Ungunsten der Arbeiter eingetreten.

So lange die Streiks im wesentlichen nur die Erlangung besserer Lohnsätze und die Abkürzung der Arbeitszeit zum Gegenstande hatten, sind die Arbeiter durch die Presse und das Publikum mit Wort und That, und zwar besonders durch reiche Geldspenden, unterstützt worden. Seitdem aber die ein-

geleitete Bewegung von den verschiedenen Gewerkschaften immer mehr zur Erlangung einer Art von Arbeitsmonopol für Unionsmitglieder benutzt und zu einem Kampfe der ganzen Arbeiterklasse gegen die Arbeitgeber gestempelt wird, hat sich das allgemeine Interesse sehr von den Arbeitern abgewendet. Die überall auftauchende Weigerung der Unionsmitglieder mit Nichtunionisten überhaupt zusammenzuarbeiten, und die Forderung, daß diese Nichtunionisten von den Arbeitgebern entweder entlassen oder selbst gegen ihren Willen gezwungen werden sollten, der betreffenden Union beizutreten, zeigten deutlich, daß die Bewegung der Arbeiter nicht sowohl das Ziel der Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter selbst, als vielmehr das der Herrschaft gewisser Arbeiterführer verfolgte. Dies kam am deutlichsten bei dem Londoner Gasarbeiterstreik zum Ausdruck.

Hier sollte eine für die Arbeiter wohlthätige Einrichtung bloß deshalb vernichtet werden, weil dadurch möglicherweise die Interessen der Union als solcher einen Schaden erleiden könnten. Die Unionsführer behaupten nämlich, wenn sich die Arbeiter — wie dies in dem bonus-Plan des Herrn Livesey vorgesehen ist — mindestens auf ein Jahr statt wie bisher auf eine Woche fest verpflichteten, so büßten die Arbeiter dadurch ihre freie Selbstbestimmung bezüglich der Arbeitseinstellung und damit zugleich die Union ihre Herrschaft über die Leute ein. Der ganze Plan des Herrn Livesey wurde als ein Versuch zur Vernichtung der Gewerkschaft bezeichnet. Einzelne Stimmen haben sich in dieser Beziehung zu Gunsten der Streikführer erhoben, so hat Lord Dunraven in einem „Eingesandt" an die Times ausgeführt, daß die Trade Unions als berechtigt angesehen werden müßten, in ihrem Interesse jeden Versuch einer Beschränkung der Streikbefugnis zu bekämpfen. Sowohl die Times wie der Standard haben aber dem gegenüber betont, daß es hohe Zeit sei, den tyrannischen Übergriffen der Gewerkschaften und besonders ihrer Führer entgegenzutreten; im Vordergrunde stehe das Interesse der Arbeiter und der Industrie. Wenn wie im vorliegenden Falle ein Plan aufgestellt worden sei, durch den die Arbeiter wesentliche Vorteile erlangen, der ferner das so erstrebenswerte Ziel des Anteils der Arbeiter am Unternehmergewinn verfolge, und auf den Hunderte von Arbeitern freudig eingegangen seien, so müsse jeder Versuch, diesen Plan zu nichte zu machen, bloß weil dadurch im Gegensatz zum Gewerkschaftsinteresse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern ein gemeinsames Interesse geschaffen werde, als frevelhafte Tyrannei bezeichnet werden. Um auch in dieser Beziehung keinen Zweifel über die Absichten der South Metropolitan Gas Company aufkommen zu lassen, hat Herr Livesey in einem in den Londoner Zeitungen vom 19. Dezember veröffentlichten Schreiben folgendes ausgeführt. Er habe sich bei seinem Plan wesentlich von dem Gedanken leiten lassen, die Arbeiter mit ihren Interessen der Gasgesellschaft zu nähern. Zweimal innerhalb dreier Monate hätten sämtliche Gasarbeiter auf Befehl der Gewerkschaft

ihre achttägige Kündigung eingereicht, wodurch jedesmal die Gefahr eines Aufhörens der gesamten Gaszufuhr für einen großen Teil Londons heraufbeschworen worden sei. Es sei daher unbedingt nötig, eine längere Kündigungsfrist einzuführen. Dies Ziel habe er geglaubt am besten durch den gedachten bonus-Plan zu erreichen.

Herr Livesey hat dann in diesem Schreiben, wie auch in einer mit Abgesandten der Arbeiter gepflogenen Besprechung erklärt, er sei bereit, die Kündigungsfrist von einem Jahr auf drei Monate herabzusetzen, um der Gewerkschaft möglichst entgegenzukommen. Die Arbeiterabgeordneten haben bei dieser Besprechung wohl mit Rücksicht auf die gegenwärtig geringen Aussichten auf einen günstigen Verlauf ihrer Sache, sich im Namen der Streikenden bereit erklärt, mit den alten Arbeitern, die auf den bonus-Plan eingegangen sind, wieder zusammenzuarbeiten, dagegen haben sie die Entlassung aller neuangestellten Arbeiter gefordert. Dies haben die Direktoren mit dem Bemerken abgelehnt, daß sie sich verpflichtet fühlten, diese Arbeiter, die ihnen im Augenblick der Gefahr geholfen hätten, beizubehalten. Hierauf haben die Abgesandten der Arbeiter, die übrigens nicht dem Streikkomitee angehörten, da die Direktoren sich geweigert hatten, dieses Komitee zu empfangen, die Verhandlungen abgebrochen. Möglicherweise werden die Streikenden aber bald nachgeben, da der Ausgang des Gasarbeiterstreiks in Manchester ihnen sehr deutlich die Gefahr zeigt, daß sie bei fernerm Ausstande ihre Arbeitsstellen für immer zu Gunsten der neueingetretenen Arbeiter verlieren könnten.

Die Schilderung dieser Arbeiterbewegung in den letzten Wochen, wie sie sich in England entwickelt hat, bietet auch für die Beurteilung der Verhältnisse in Deutschland ein großes Interesse.

Die englischen Fachvereine (Trade-Unions) haben sich aus den Arbeiterkreisen ganz selbständig entwickelt; sie haben keine organische Verbindung mit den Arbeitgebern und noch weniger mit der Regierung oder der Behörde gehabt. Sie waren sich selbst überlassen, und da in England die Gesetzgebung nicht wie in Deutschland für Krankheiten, Unfälle, Alter und Invalidität der Arbeiter sorgt, so hatten die Trade-Unions diese Aufgaben übernommen, dadurch eine große Herrschaft über ihre Mitglieder gewonnen und anderseits in ihnen einen Haß gegen die Ausbeutung des Kapitals und gegen die Unthätigkeit der Regierung groß gezogen. In neuester Zeit hat nun die sozialdemokratische Bewegung auch in England festen Fuß gefaßt. Die englischen Manchestermänner, die sich in dem Wahne wiegten, daß der praktische Sinn des englischen Arbeiters sich von den utopistischen und gewaltthätigen Lehren des sozialdemokratischen Festlandes fernhalten würden, beginnen eine große Täuschung zu erleben. Die große Freiheit, deren sich die sozialrevolutionären internationalen Vereine in England und besonders in London erfreuen, zieht allmählich auch die englischen Arbeiter in ihren Kreis. Zweifellos steht John Burns, der

Führer in dem Streik der Dockarbeiter, in Verbindung mit den sozialdemokratischen Führern auch des Festlandes. So läßt sich auch nur die Agitation gegen den sehr verständigen Plan des Herrn Livesey erklären. Es kann nichts Verständigeres geben, als den Arbeitern einen Teil des Gewinnes am Unternehmen zu verschaffen, und es ist nur zu billigen, daß als Gegenleistung eine längere Vertragsdauer gefordert wird. Die Arbeiterbewegung will sich aber mit diesen Zielen nicht mehr begnügen; sie hält den Zeitpunkt für gekommen, die ganze Gesellschaftsordnung umzustürzen, und das lebende Geschlecht hat jetzt die Aufgabe, sich mit dieser Bewegung ernstlich zu beschäftigen und mit ihr abzufinden.

Wir stehen in Deutschland jetzt einer ähnlichen Bewegung gegenüber, und hier sind es die Bergarbeiter, die die Führung übernommen haben. Die bloßen Palliativmittel, die für den Augenblick sich begnügen, zwischen den streitenden Teilen zu vermitteln und den Streik beizulegen, erweisen sich als unzureichend. Schon droht für den 1. Februar aufs neue ein großer Ausstand der Bergarbeiter, und unsre Bureaukratie ist bis jetzt zu nichts anderm gekommen, als zu einer Enquete über die gegenseitigen Forderungen und Beschwerden. Wir haben ernste Tage zu erwarten, wenn nicht Einsicht und Billigkeit auf allen Seiten, kräftiges und maßvolles Auftreten einen befriedigenden Ausweg finden.

Studien zur englischen Litteratur der Gegenwart

Von E. J. Groth

(Schluß)

Neben dem religiösen Tendenzroman, der gegenwärtig in Mrs. Humphrey Ward seinen Hauptvertreter gefunden hat, genießen die Abenteurergeschichten und die psychologisch-phantastischen Romane von Robert Louis Stevenson den größten Beifall. Stevenson ist unzweifelhaft ein vielseitiges Talent. Seinen wohlverdienten Ruhm hat er besonders als Jugendschriftsteller erworben. Schon aus seinen Gedichten: A Child's Garden of Verses erkennt man die wunderbare Fähigkeit, sich in das harmlose Gemüt, die fröhlichen Anschauungen und seelischen Bedürfnisse der kleinen Wesen zu versetzen und das kindliche Leben und

Treiben so richtig und mit so viel Treue und Liebe darzustellen, daß man mit Henry James von seinen Dichtungen sagen kann: So würde ein Kind geschrieben haben, wenn es die Kindheit von außen sehen könnte. Stevenson hat der englischen Knabenwelt wieder ihren Jugendroman gegeben; er hielt den Versuch bei der heutigen Erziehungsweise mit ihrer Betonung des Verstandesmäßigen für gewagt und schrieb deshalb in einem poetischen Vorwort zu seinem ersten Jugendroman Treasure Island: „Wenn Seemannsgeschichten und Matrosenlieder, wenn Stürme und Abenteuer, Hitze und Kälte, wenn Schooner, Inseln und unbewohnte Küsten, wenn Seeräuber und vergrabene Schätze, wenn all diese Mären, genau auf alte Weise wiedererzählt, den weisern Jüngsten unsrer Tage so gefallen, wie sie uns gefallen haben, so ist es gut, dann stürzt euch drüber her! Wenn nicht, wenn unsre gelehrte Jugend nicht mehr darnach fragt und ihre alten Lieblinge vergessen hat, Kingston und den wackern Ballantyne, oder den Cooper der Urwälder und der Ozeane, so ists auch gut! Ich und alle meine Seeräuber mögen dann das Grab teilen, in dem jene und ihre Dichtungen ruhen!“ Aber wider Erwarten ist Treasure Island nicht nur von den englischen Knaben, sondern merkwürdigerweise gerade von den Erwachsenen mit ungeteiltem Beifall aufgenommen worden. Es ist das richtige boy's book, voll von abenteuerlichen Erlebnissen, spannenden Episoden, unheimlichen und biedern Gestalten, deren Schicksale die Phantasie des jungen Lesers aufs lebhafteste beschäftigen müssen.

Im Gasthaus Admiral Benbow wohnt ein alter Kapitän, ein verschlossener, geheimnisvoller Mensch mit einer verdächtigen Neigung zur Rumflasche und einem noch verdächtigern Säbelhieb über der einen Backe. Der Sohn des Wirtes, Jim Hawkins, ein halbwüchsiger Knabe, wird gewissermaßen sein Vertrauter und soll ihm stets mitteilen, wenn seefahrende Leute eintreffen. Der alte Seadog fürchtet die Menschen, besonders einen schrecklichen „Seemann mit einem Bein.“ Als eines Tages ein scheußlicher blinder Kerl bei dem Kapitän erscheint, fällt dieser vor Aufregung tot um. Jim sucht nun mit seiner Mutter den Kasten des Verstorbenen durch und findet eine Menge rätselhafter Papiere, die er dem Doktor Livesey übergiebt. Aus diesen Schriftstücken erfährt man, daß der Kapitän ein gefährlicher Seeräuber gewesen ist, und daß er vor Jahren einen großen Schatz auf der Insel Skeleton-Island vergraben hat, deren Lage auf der Karte genau angegeben wird. Nun beginnt die abenteuerliche Fahrt nach der Schatzinsel. Unglücklicherweise befindet sich auf dem Schiffe als Koch der Schurke John Silver, jener einbeinige Seemann, der ein Mitgenosse des alten Kapitäns gewesen war und um den vergrabenen Schatz weiß. Sein Plan, die Abenteurer zu töten und sich allein des Schatzes zu bemächtigen, wird durch die Achtsamkeit und Schlauheit des jungen Jim vereitelt. Nach vielen Fährnissen, Meutereien und Kämpfen aller Art gelangen der Doktor, Jim und die übrigen Teilnehmer in den Besitz des Schatzes und kehren als reiche Leute nach Bristol zurück.

Die ganze Erzählung ist bei allen phantastischen Verwicklungen mit so viel Natürlichkeit und psychologischer Feinheit durchgeführt, die Darstellung so einfach und anschaulich, daß wir uns den Erfolg bei der englischen Jugend sehr gut erklären können. Weniger verständlich ist es uns, daß auch Erwachsene in diesen Abenteurergeschichten ihre litterarische Befriedigung finden können. Ein begeisterter Verehrer Stevensons, der genannte Henry James, sagt: „Treasure Island wird ein in seiner Art klassisches Buch werden. Das scheint es schon zu geworden sein und wird es bleiben, dank einer unbeschreiblichen Mischung von Rätselhaftem und Menschlichem, von überraschenden Ereignissen und vertrauten Stimmungen. Die Sprache, in der Stevenson seine Geschichte erzählt, ist ein bewundernswertes Ausdrucksmittel für diese Stimmungen; mit ihren humorvollen Prahlereien und Sonderbarkeiten erinnert sie an die alten Balladen und Sagen und setzt alle sympathischen Saiten in Schwingungen."

Dieselben Vorzüge weist auch Stevensons Erzählung Kidnapped auf, die auf einem geschichtlichen Hintergrunde sich abspielt. Stevenson versetzt uns in jene für Schottland bewegte Zeit des vorigen Jahrhunderts, in der die Anhänger der Stuarts trotz der gewaltigen Niederlagen ihr Unwesen in Schottland weiter trieben und von den Rotröcken aufs schärfste verfolgt wurden. Der Held der Erzählung, David Balfour, eines armen Schulmeisters Sohn, wandert im Jahre 1751 nach dem Tode seiner Eltern zu seinem Onkel Ebenezer, der bei Edinburg eine Besitzung hat. Davids Vater hat sich um sein Erbe von diesem habgierigen Bruder prellen lassen; dieser sieht nun in David einen unangenehmen Mahner und sucht den Knaben so schnell wie möglich zu beseitigen. Unheimliche Szenen spielen sich in dem alten verfallenen Schlosse ab. Schließlich wird der Knabe mit List auf ein Schiff gebracht, um entführt — kidnapped — und nach Karolina in die Sklaverei verkauft zu werden. Welchem jungen Leser stünden da nicht schon die Haare zu Berge! Auf dem Schiffe treffen wir nun die alten bekannten Gestalten, den rauhen, abgefeimten Kapitän, den stets betrunkenen Bootsmann, den mitleidigen Steuermann u. s. w. David Balfour gewinnt sich durch Bescheidenheit und Anstelligkeit die Zuneigung und das Vertrauen der Besatzung. Das Schiff nimmt seinen Kurs um Kap Wrath, wird aber nach Süden verschlagen und überrennt während eines Nebels ein Boot, aus dem nur ein Mann, Alan Breck, auf das Schiff gerettet wird. Der Gerettete, ein Jakobit, der aus Schottland eine große Summe Geldes geholt hat, begeht die Unvorsichtigkeit, dem Kapitän und der Schiffsmannschaft seinen Reichtum zu zeigen; sofort erwacht in der Bande der niederträchtige Gedanke, Alan Breck zu töten und sein Geld zu verteilen. David belauscht diesen verräterischen Plan und teilt ihn sofort dem Alan Breck mit. Sie verschanzen sich beide in dem round house, wo sich zufällig alle Schußwaffen befinden, und erwarten den Angriff der Seeleute. Es kommt zu einem furchtbar aufregenden Kampfe, in dem David

und Alan Breck wahre Heldenthaten verrichten. Das Schiff scheitert. David wird über Bord gespült und auf ein kleines, unbewohntes Eiland, Earraid, geworfen, wo er viele Tage ein Robinsonleben führt. Endlich gelangt er nach der Insel Mull und kommt von hier, dank einem silbernen Knopfe, den ihm Alan Breck als Erkennungszeichen für alle Jakobiten mitgegeben hat, aufs Festland. Er trifft mit Alan wieder zusammen und teilt nun mit ihm alle Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren auf der Flucht vor den Rotröcken bis nach Edinburg. Hier trägt David seine Entführungsgeschichte einem Anwalt vor und gelangt durch dessen Hilfe in den Besitz seines rechtmäßigen Erbes.

Stevenson ist ein Landsmann von Burns und Scott. Kein Wunder, daß er über diese schottische Erzählung Kidnapped den ganzen Zauber des Landes mit seinen rauhen Felsen, seinen einförmigen Heiden, seinen düstern Mooren und geheimnisvollen Lochs zu breiten weiß. Die Charakteristik in dieser Jugendgeschichte ist vortrefflich, bei allen außerordentlichen und überraschenden Zügen niemals übertrieben, bei aller sittlichen Haltung niemals moralisirend, bei aller Betonung des menschlichen Gefühls niemals sentimental. Die Figur des ritterlichen Alan Breck, an den sich David wie mit Zauberbanden gefesselt fühlt, ist nicht nur a genuine study, sie ist ein Meisterstück. There could be no better instance of the author's talent, sagt Henry James, for seeing the familiar in the heroic, and reducing the extravagant to plausible detail, than the description of Alan Breck's defence in the cabin of the ship and the really magnificent chapters of The Flight in the Heather. Leider wird das Verständnis hin und wieder durch die häufige Verwendung des Dialektes erschwert; dieser Übelstand tritt noch mehr in der Erzählung The Black Arrow hervor.

Auch dieser etwas verworrenen Abenteurergeschichte hat Stevenson einen geschichtlichen Hintergrund gegeben, den Krieg zwischen der weißen und der roten Rose. Das Athenæum hat Recht, wenn es sagt: „Es ist eine schwere Aufgabe, The Black Arrow durchzulesen, so verblüffend sind die Verwicklungen der Geschichte, und so stark ist die Zumutung, die an unsre Leichtgläubigkeit gestellt wird, wie sorglos und eifrig man sie auch einer Abenteurergeschichte entgegenbringen mag."

Der schon in diesen boy's books hervortretende Zug Stevensons, in die realistische Auffassung der Personen und Handlungen ein gutes Teil Romantik einzuflechten, tritt besonders in den Werken hervor, in denen er den modernen Menschen, die heutigen Zustände und Anschauungen der Gesellschaft zum Gegenstande seiner Darstellungen macht. Es war ein glücklicher Gedanke, zu diesem Zwecke die Form und den Ton der arabischen Märchen zu verwenden, wie er es in The New Arabian Nights gethan hat, und uns so durch das englische Leben der Gegenwart mit seinen Licht- und Schattenseiten wie in einem Traume durchzuführen.

Weniger Beifall hat sein Roman Prince Otto gefunden, der ohne klaren Aufbau eine ziemlich verworrene Sammlung von politischen, philosophischen und dabei oft paradoxen Gedanken enthält, aber bei allen Mängeln doch einen Beweis von der vielseitigen Bildung und der gründlichen Menschenkenntnis des Verfassers giebt. Umso mehr Anerkennung ist seiner Novellensammlung The Merry Men and other tales and fables vom englischen Publikum gezollt worden. Die Novellen behandeln fast sämtlich psychologische Probleme und sind, abgesehen von der ersten The Merry Men, in der der ausbrechende Wahnsinn eines Seemanns geschildert wird, den ein begangener Mord quält, in der Form knapp und durchsichtig gehalten.

Mit seiner Erzählung The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde, die auch in guter Übersetzung unter dem Titel „Der seltsame Fall“ erschienen ist (Breslau, S. Schottländer, 1889), hat R. L. Stevenson geradezu ein psychologisch-phantastisches Kunstwerk, a first-rate book, geliefert. Er erinnert in dieser Richtung ganz an E. T. A. Hoffmanns unheimliche Geschichten, die, auf unmögliche, übernatürliche Voraussetzungen aufgebaut, in die haarsträubendsten Folgen und Verwicklungen auslaufen. Mit großem Geschick und grauenerregender Natürlichkeit behandelt Stevenson das mystische Problem, die menschliche Natur in zwei für sich bestehende und unabhängig von einander handelnde Wesen zu zerlegen. Die Verdoppelung des Bewußtseins ist eine Erscheinung, die in der Psychophysik eine große Rolle spielt und deren Möglichkeit bei gewissen Kranken feststeht. Der französische Philosoph Taine erzählt z. B. in seinem Buche L'intelligence von einem kranken Menschen, der fest behauptete, er habe erst das Bewußtsein seiner eignen Person verloren und sei dann zu dem ganz sichern Bewußtsein gekommen, daß er ein andrer sei, als er selbst. Diese Zweiteilung versucht Stevenson auch auf den moralischen und physischen Menschen auszudehnen und führt uns einen Gelehrten vor, dem es durch besondre Mittel gelungen ist, aus dem durch Erziehung geistig und ästhetisch hochgebildeten und durch das Gewissen künstlich gehaltenen sittlichen Menschen den ihm zu Grunde liegenden brutalen Sinnenmenschen herauszuziehen und bald in dem Bewußtsein dieses nach rohen tierischen Trieben, bald in dem Bewußtsein jenes nach sittlichen Grundsätzen zu leben und zu handeln.

Doktor Jekyll ist ein angesehener Arzt in London, von bedeutendem Ruf und ungeheuerm Vermögen. Hochgestellte Männer, unter ihnen besonders der Advokat Utterson und der Arzt Lanyon, bemühen sich um seine Gunst und feiern in ihm den großen Gelehrten und den edeln Menschenfreund. Sein besondrer Vertrauter ist Utterson geworden, in dessen Hände Jekyll sein Testament niederlegt. Dieses Testament erregt die Verwunderung des Advokaten im höchsten Grade, denn es wird darin angeordnet, daß Jekylls ganzes Besitztum seinem Freunde und Wohlthäter, Herrn Edward Hyde, vermacht werden soll, und daß, falls Jekyll auf unerklärliche Weise verschwinden oder länger

als drei Monate von seinem Hause fern bleiben sollte, der genannte Edward Hyde von seinem Vermögen Besitz nehmen soll, und zwar „ohne jedwede Verhinderung, Belästigung oder Verpflichtung" außer der Zahlung einiger kleinen Beträge an die Dienerschaft des Doktor Jekyll. Der Advokat zerbricht sich über diese seltsame Formulirung den Kopf. Wer ist der Edward Hyde? Wer ist dieser Mensch, der das Vertrauen und die Gunst seines alten Freundes so vollständig besitzt, daß er ihn zum Universalerben einsetzt? Er kennt Jekylls Verkehr ganz genau und erinnert sich keiner Person, die den Namen Hyde führt. Ein Zufall fügt es, daß Utterson kurze Zeit darauf diesen Namen hört. Als er eines Tages mit seinem Freunde Enfield an dem Hinterhause der Jekyllschen Wohnung vorbeigeht, erzählt ihm dieser von einer Schandthat, die in derselben Straße ein gewisser Hyde an einem kleinen Mädchen verübt habe. Hyde habe sich vor der Wut der Leute nur dadurch retten können, daß er sich bereit erklärte, den Eltern des Kindes hundert Pfund zu zahlen; er sei alsdann in das Hinterhaus getreten und seltsamerweise nach einiger Zeit mit einem von Doktor Jekyll unterzeichneten Check wieder herausgekommen. Enfield fügt über Hydes Äußeres noch hinzu: Es ist etwas ganz Befremdliches in seiner Erscheinung, etwas Unheimliches, Furchtbares. Er muß verwachsen sein — wenigstens macht er den Eindruck —, man kann aber nicht sehen, wo. Es ist ein merkwürdig aussehender Mensch — und doch kann ich dir nicht sagen, was mir an ihm auffällt.

Utterson ist vor Überraschung starr. Dieses Scheusal ist also der Vertraute, der Schützling, der Erbe seines edelmütigen Freundes Jekyll. Welch ein dunkles Geheimnis steckt dahinter! Es treibt ihn, diesen Menschen, in dessen Klauen sein armer Freund unzweifelhaft liegt, selbst kennen zu lernen. Er lauert Hyde in der dunkeln Sackgasse vor dem Hinterhause auf, redet ihn mit Namen an, nennt seinen eignen Namen und bittet um Einlaß zu seinem Freunde Doktor Jekyll. Hyde erwidert: Sie würden Doktor Jekyll nicht zu Hause finden, er ist verreist — woher kennen Sie mich? Da wir uns einmal getroffen haben, will ich Ihnen auch gleich meine Adresse sagen — er nennt eine obskure Straße —, und nun darf ich noch einmal fragen, woher Sie mich kennen?

Nach der Beschreibung.

Nach wessen Beschreibung?

Wir haben gemeinschaftliche Freunde, sagte Utterson.

Gemeinschaftliche Freunde? Und wer wären die?

Doktor Jekyll zum Beispiel.

Der? Der hat es Ihnen nicht gesagt, stieß Hyde mit großer Heftigkeit hervor — Sie lügen!

Herr, sagte Utterson, das ist eine Sprache, die Ihnen sehr wenig zukommt.

Der andre antwortet mit einem höhnischen Gelächter, und mit unglaublicher Schnelligkeit hat er die Thür aufgeschlossen und ist hinter ihr verschwunden.

Utterson findet seinen Freund wirklich nicht zu Hause. Die Unruhe des Advokaten steigt immer höher. Er will und muß seinen alten Freund aus den Krallen dieses Nichtswürdigen befreien. Nach einer gemütlichen Gesellschaft beim Doktor Jekyll nimmt er, als sie beide allein sind, die Gelegenheit wahr, über Hyde zu sprechen. Was ich über Hyde gehört habe, sagt Utterson, ist etwas Schändliches.

Das geht mich nichts an, erwiderte der Doktor, ich ändere mein Testament nicht. Ich bin in einer sehr schwierigen Lage. Der Fall ist selten, ungewöhnlich. Es nützt nichts, noch weiter darüber zu sprechen.

Der Verkehr zwischen beiden wird immer kühler. Jekyll zieht sich mehr und mehr von der Gesellschaft zurück. Da geht eines Tages durch London die Kunde von der gräßlichen Ermordung eines hochstehenden Mannes, Sir Carew, die nach der Aussage eines Mädchens von einem kleinen, abschreckend häßlichen Menschen auf offner Straße verübt worden sein soll.

Man findet neben dem Toten die Hälfte eines zerbrochenen Stockes und in seiner Tasche einen an den Rechtsanwalt Utterson gerichteten Brief. Dieser wird herbei gerufen und mutmaßt sofort nach der Beschreibung des Mörders, daß es kein andrer als Hyde sein könne. Er sieht das Stück des zerbrochenen Stockes und erschrickt, denn denselben Stock hat er selbst einst dem Doktor Jekyll geschenkt. Keine Frage — Hyde hat den Stock von seinem Freunde erhalten oder gestohlen und den Mord damit begangen. Er führt den Polizeibeamten nach der Wohnung Hydes, aber dieser scheint bereits geflohen zu sein. Die andre Hälfte des Stockes wird in Hydes Zimmer gefunden. In allen englischen Zeitungen werden dem Entdecker des Mörders große Belohnungen zugesichert. Utterson ist im höchsten Grade aufgeregt. Er geht zum Doktor Jekyll und findet ihn in sehr niedergedrückter Stimmung.

Ich möchte nur eins wissen, sagt der Advokat, Carew war mein Klient und mein Freund, gerade wie du es bist. Was soll ich nun thun? Du bist doch nicht etwa wahnsinnig genug, den Mörder zu verbergen?

Utterson, ruft der Doktor, ich schwöre es dir beim allmächtigen Gott, daß ich ihn nie in meinem Leben wiedersehen will. Ich gebe dir mein Ehrenwort, ich habe nichts mehr mit ihm zu thun, es ist alles, alles vorbei zwischen uns. Außerdem bedarf er meiner Hilfe nicht, er ist außer Gefahr, außer aller Gefahr. Glaube mir, Utterson, man wird ihn nie wieder einfangen — man wird nie wieder etwas von ihm hören.

Nachdem Hyde verschwunden ist, tritt Jekyll wie von einem Alp befreit wieder aus seiner Zurückgezogenheit hervor, verkehrt mit seinen Freunden wie früher und giebt glänzende Gesellschaften. Mit einemmale bricht er wieder

allen Umgang ab und weist selbst Utterson zurück, der von dem plötzlich verstorbenen Arzte Lanyon aus der Hinterlassenschaft einen Brief erhalten hat mit der auffallenden Weisung, ihn erst nach Jekylls Tode zu lesen. Unter der Dienerschaft Jekylls herrscht eine heillose Angst. Seit einiger Zeit läßt sich der Doktor nicht mehr vor ihr sehen und giebt seine Wünsche nur durch Zettel kund, die er vor die Thür seines Zimmers legt. Eines Tages kommt sein alter Diener zitternd zu Utterson und erzählt ihm, sein Herr sei verschwunden, Hyde halte sich wieder in der Wohnung im verschlossenen Zimmer auf und habe sicher den Doktor ermordet. Der Advokat will nach der Wohnung, begiebt sich mit bewaffneten Dienern nach dem Zimmer und ruft Jekylls Namen. Utterson, um Gottes willen, ruft eine Stimme von innen, um Gottes willen, hab Erbarmen!

Ha! schreit der Advokat, das ist nicht Jekylls Stimme, das ist Hyde! schlagt die Thür ein!

Unter wuchtigen Axthieben weicht die Thür. Ein grauenerregendes, tierähnliches Angstgeschrei dringt aus der Stube — Hyde liegt tot am Boden, in der Hand eine Giftflasche haltend. Wo ist Jekyll? Sie suchen das ganze Haus durch — der Doktor ist nirgends zu finden. Welch ein entsetzliches Verbrechen liegt hier vor? Utterson nimmt die versiegelten Schriftstücke des Doktors an sich und liest jetzt Lanyons Brief. Lanyon teilt ihm die haarsträubende Geschichte mit, daß sich eines Tages vor seinen Augen die Gestalt des Hyde, nachdem dieser ein eigentümliches Gemisch getrunken, in Doktor Jekyll verwandelt habe. Utterson reißt Jekylls Dokumente auf und findet darin ein Testament, worin er als Erbe eingesetzt wird, und außerdem einen vollständigen Bericht Jekylls über seine unheimlichen Verwandlungen und sein mystisches Doppelleben.

Der Eindruck, den der Roman beim Leser hinterläßt, ist grausig. Man möchte mit Goethe ausrufen:

> Nichts Schrecklichers kann dem Menschen geschehen,
> Als das Absurde verkörpert zu sehen —

wenn der absurden Erzählung nicht eine rein menschliche Erscheinung zu Grunde läge: der Kampf nämlich zwischen dem guten und bösen Prinzip und der hieraus folgende Dualismus im Seelenleben des Menschen. Jekyll ist ein Mensch, in dem sich die Doppelnatur schärfer und tiefer getrennt hat als in andern. „Mit jedem Tage — sagt er in seinen hinterlassenen Papieren —, sowohl vom Standpunkt der Moral als der Vernunft, näherte ich mich der unumstößlichen Wahrheit, die ich leider nur halb entdeckte und die mich zu Grunde gerichtet hat, daß der Mensch nicht aus einem, sondern in Wirklichkeit aus zwei Wesen besteht. Der Gedanke, diese beiden Elemente ganz von einander zu trennen, bemächtigte sich meiner mit unwiderstehlicher Macht; es war ein herrlicher Traum, ein solches Wunder zu vollbringen. Ich sagte mir, daß, wenn es nur möglich sei, jedes in eine besondre Persönlichkeit zu zwängen,

alles, was das Leben unerträglich macht, aus dem Wege geräumt sei. Das Böse in uns würde dann frei von Gewissensbissen, frei von den bittern Vorwürfen des Edeln und Guten sein; der Gerechte würde ruhig und ungehindert auf dem Pfade der Tugend wandeln, ohne der Gefahr der Schande, ohne den Schmerzen der Reue ausgesetzt zu sein, die ihm der Zwillingsbruder bereitet. Es schien mir der Fluch der Menschen, daß diese Widersprüche im schmerzenden Grunde seines Gewissens in unaufhörlichem Kampfe streiten."

Robert Louis Stevenson ist kein Spezialist; seine Stoffe nimmt er aus den denkbar verschiedensten Gebieten: aus der harmlosen Kinderzeit und den verwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen, aus dem Abenteurerleben und der Mystik, aus vergangenen Tagen und der Gegenwart. Er ist ein hervorragender Stilist, der stets den treffendsten Ausdruck, das klarste Bild bei der Hand hat und die kunstvolle Ausarbeitung der Form zu einer Gewissensfrage macht. William Archer hat daher nicht Unrecht, wenn er in seiner Studie R. L. Stevenson, his Style and Thoughts (Time, November 1885) sagt: He is not only philosophically content but deliberately resolved, that his readers shall look first to his manner, and only in the second place to his matter. Sicher hat auch der Grundsatz Stevensons, nur Romane in Stärke von einem Bande zu schreiben, zu der Geschlossenheit und Schönheit der Darstellung beigetragen, vielleicht ebenso sehr wie zu seinem Erfolge, denn auch beim Lesen heißt es in England und besonders in Amerika, wo dieser Schriftsteller sehr gefeiert wird: Zeit ist Geld. Man hat Stevenson vorgeworfen, daß seine Lebensauffassung zuweilen einseitig sei, daß sein angeborener Frohsinn, jauntiness, ihn die Schattenseiten des Lebens mit seinen Leiden und Qualen verkennen lasse, daß ihm für diese Erscheinungen der empfängliche Sinn und das richtige Verständnis zu fehlen scheine. Der Vorwurf ist nicht unberechtigt; Stevenson kommt auch da, wo er tiefere Probleme behandelt, nicht recht aus der Luft des Jugendschriftstellers heraus. Auffallend ist in dieser Beziehung, daß er das Ewigweibliche aus den meisten Erzählungen verbannt hat, und daß er, wo es nicht möglich war, weibliche Gestalten zu übergehen, ihre Rollen auf das Notwendigste beschränkt hat. Er liebt nicht die philisterhafte Stille der Häuslichkeit; es gilt ihm für unmännlich, „alle Lebensführungen in einem Wohnzimmer mit geregelter Temperatur durchzumachen." Freiheit, Thatendrang, heroische Gesinnung pulsiren in allen seinen Helden. If Prince Otto and Doctor Jekyll, sagt Henry James, left me a clearer field for the assertion, I would say that everything he has written, is a direct apology for boyhood.

Neben Robert Louis Stevenson hat gegenwärtig H. Rider Haggard die größten Erfolge aufzuweisen; englische Zeitschriften sprechen sogar von the countless number of readers. Während Stevenson in der immer neuen Darstellung menschlicher Charaktere, in der psychologischen Vertiefung und der kunstvollen Handhabung der Sprache ein Meister ist, verdankt Rider Haggard

seinen litterarischen Ruhm der Fruchtbarkeit seines Erzählertalents und der Fähigkeit, seine Abenteurergeschichten mit fesselndem romantischen Beiwerk auszuschmücken. Er ist der Cooper Afrikas. Hier in diesem noch immer „dunkeln" Erdteil, auf den seit einigen Jahrzehnten die Aufmerksamkeit und Erwartung aller gebildeten Völker, insbesondre auch die der Engländer gerichtet ist, läßt er seine abenteuerlichen Geschichten spielen. Geschickt und mit gutem Humor weiß er überall seine staunenswerte Bekanntschaft mit den geographischen Verhältnissen des Landes, mit den Gewohnheiten und Gebräuchen afrikanischer Völkerstämme, mit den Gefahren und Drangsalen der Forschungsreisenden in seine Abenteuer einzuweben und dadurch über seine phantastischen Schöpfungen ein anziehendes Zwielicht von Wahrheit und Dichtung auszugießen. Rider Haggard erinnert in dieser Hinsicht an Jules Verne. Zwar hat man sein Motto: Ex Africa semper aliquid novi übersetzt mit: There is no end of novels about Africa; aber wenn auch seine Gestalten fast immer dieselben bleiben, wenn er auch zuweilen langatmig wird, wie in Allan Quatremain, oder dunkel und allegorisch, wie in dem Roman She, so bleibt ihm doch der große Leserkreis, den er durch sein Erstlingswerk King Salomon's Mines — eine mit köstlichem Humor beschriebene Forschungsreise dreier Originale durch Afrika — gewonnen hat und dessen Begeisterung durch seinen realistisch gefärbten, in Transvaal spielenden Roman Jess in der letzten Zeit besonders hoch gestiegen ist. Jeß ist eine der anziehendsten Mädchengestalten, die die Litteratur der Gegenwart hervorgebracht hat.

Die übrigen Romane Rider Haggards, vor allen Mr. Meeson's Will zeigen oft Geschmacklosigkeiten, die an Hintertreppenromane erinnern. Sehr richtig urteilt das Athenæum, indem es Rider Haggard mit Stevenson vergleicht: Rider Haggard's literary art is of a much coarser tissue, and his command of character and motive is not extensive. He tells a good story, however, and his invention is fertile.

Antoine Watteau

In einer Zeit, wo die maßlose Wertschätzung von künstlerischen Erzeugnissen der Vergangenheit zu einem Gegenstande des Liebhabersports geworden ist und das Treiben auf öffentlichen Versteigerungen dem auf den Rennplätzen gleicht, ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß der Biograph eines Künstlers das seinem Helden gewidmete Buch mit den Worten schließt: „Er, der den Namen eines bedeutenden Künstlers beanspruchen kann, wurde in die Reihe der größten

Maler erhoben. Zu diesen gehört er ebensowenig wie zu denen, die in Vergessenheit geraten dürfen. Er verdient es, daß man ihn kennen und lieben lernt." Es ist Antoine Watteau, dem diese Worte gelten, der „Maler der galanten Feste," nach dessen Hauptwerk, der Abfahrt nach der Insel Cythera, die Schüler Davids im Louvre zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Brot- und Lehmkugeln warfen, um ihre gründliche Verachtung dieser Lotterkunst einer entnervten Gesellschaft darzuthun, während heute dieses Bild in der Preisliste der Liebhaber mit 300 000 Mark notirt wird. Was David und seinen Schülern als Inbegriff der Unnatur galt, wird heute als Gipfel natürlicher Anmut gepriesen, und im Einklang damit macht man die Beobachtung, daß sich die Idealisten und die Naturalisten von heute wenigstens in dem einen Glaubenssatze begegnen, daß sie beide den gleichen Abscheu gegen die gespreizte, unnatürliche Darstellungsart des von David und seinen Schülern und Nachahmern vertretenen Pseudoklassizismus kundgeben.

Was ist Wahrheit? wird der Laie in seiner ästhetischen Bedrängnis fragen. Und ist das Ideal der Schönheit nicht unverrückbar, von den Ergebnissen öffentlicher Kunstauktionen unabhängig? Es wäre vermessen, auf diese Frage eine runde Antwort geben zu wollen. Aber so viel darf man sich doch herausnehmen, zu behaupten, daß diejenigen Künstler sich das größte Anrecht auf das Verständnis, die Wertschätzung und die Bewunderung aller Zeiten erworben haben, die mit ihrer Kunst in dem Boden ihres Landes, ihres Volkes und ihrer Zeit wurzeln. Das Dogma, daß die wahre, allgemeingiltige Kunst international, d. h. ein über Ort und Zeit erhabenes, allen Völkern gleichverständliches Wesen sein müsse, hat sich längst als leere Redensart erwiesen, und der Empiriker Morelli ist in seinem neuesten Buche sogar soweit gegangen, daß er den Grundsatz aufgestellt hat: „Nur diejenige Kunst, welche mit unsrer eignen Kultur im innigsten Zusammenhang steht, können wir vollkommen verstehen und in uns aufnehmen." Wenn sich auch dieser Satz weder bestreiten noch beweisen läßt, so scheint doch das eine festzustehen, daß Watteau, der streng genommen keine eigentlich geniale, ursprüngliche, bahnbrechende Natur besaß, den großen Eindruck und Einfluß auf seine Zeitgenossen und die übertriebene Schätzung in unsrer Zeit der historischen Kritik nur dadurch erreicht hat, daß er den Geist seines Zeitalters begriff, die Neigungen seiner Zeitgenossen verstand und ihnen eine künstlerische Gestalt gab, die trotz ihrer idealen Maskerade allgemein verstanden wurde. Was uns Watteau vorgespielt hat, war die wirkliche Komödie seiner Zeit. David und seine Schüler haben uns dagegen nur die Karrikaturen ihrer Zeit geschaffen, zu Riesen auseinander gezerrte Gernegroße, deren wahre Bildnisse wir aus den gleichzeitigen Flugblättern, den illustrirten Büchern, den Modekupfern und aus ähnlichem Kleinkram der Kunst kennen lernen.

Der oben genannte Biograph Watteaus, der Däne Emil Hannover, dessen Buch

kürzlich auch in deutscher Übersetzung erschienen ist,*) hat an zwei Stellen sehr scharfsinnig dargelegt, durch welche Umstände Watteau dazu gelangt ist, das lüsterne Leben seiner Zeit unter dem unschuldigen Sinnbild arkadischer Schäferspiele wiederzuspiegeln. Die allgemeine Atmosphäre war in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. vorbereitet worden. Wie ein Alp hatte die Despotie heuchlerischer Frömmigkeit auf der französischen Gesellschaft gelastet. Man wünschte den Tod des Sonnenkönigs sehnsüchtig herbei, und als dieses Ereignis endlich eintrat, schoß die gallische Ausgelassenheit im Verein mit der gallischen Leichtfertigkeit und Sinnlichkeit in die Höhe wie der lange niedergehaltene Strahl eines Springbrunnens. Während jener Zeit der Gährung und der Vorbereitung lernte Watteau den ersten Abglanz der galanten Gesellschaft von ferne kennen. Bis dahin hatte der junge Vlamländer, der aus seiner Geburtsstadt Valenciennes im Jahre 1702 mit leerer Tasche und auch noch ziemlich leerem Hirn nach Paris gewandert war, ein sehr kümmerliches Dasein als Dutzendarbeiter für Händler gefristet, welche die religiösen Bedürfnisse der Provinzbewohner durch billige Andachtsbilder zu befriedigen suchten. Erst nach sechs oder sieben Jahren rückte Watteau zu einer höhern Stufe in dieser Handlangerarbeit empor, als zufällig Claude Gillot auf seine Arbeiten, die sich etwas über die Dutzendware erhoben, vielleicht auch nur durch ein lebhafteres Tempo in der Schnellmalerei auffielen, aufmerksam wurde. Watteau trat nun in Gillots Werkstatt, nicht bloß als Schüler, sondern auch als Gehilfe bei den dekorativen Arbeiten des vielbeschäftigten Meisters, und in dieser Eigenschaft mag er, wie Hannover mit großer Wahrscheinlichkeit annimmt, die grande und die petite singerie, zwei Zimmer im Schlosse zu Chantilly, mit komischen Darstellungen aus dem Leben der Affen und aus ihrem Verkehr mit Menschen nach Entwürfen Gillots ausgemalt haben. Einige Watteauforscher haben dem Künstler auch die Erfindung dieser Dekorationen zugewiesen, andre haben ihm auch die Ausführung abgesprochen. Demgegenüber weist Hannover im einzelnen nach, daß man keine Ursache hat, auf diese Malereien, selbst wenn sie ganz und gar von Watteau herrührten, in seinem Entwicklungsgange großen Wert zu legen, da der Künstler in ihnen durchaus als Nachahmer Gillots erscheint. Es ist ein weiteres Verdienst des Biographen, zuerst mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben, daß dieser Gillot ein „viel originellerer Charakter war, als sein unleugbar weit feiner und in viel höherm Grade echt künstlerisch angelegter und tief poetischer Schüler," und daß dieser trotz seines kurzen, nur einige Monate währenden Aufenthalts bei Gillot sehr viel dem Meister zu verdanken hatte, der zuerst Bilder aus dem Theater- und Schauspielerleben gemalt, der den Grund zu dem später von Watteau weiter ausgebildeten Ornamentstil gelegt

*) Antoine Watteau von Emil Hannover. Aus dem Dänischen übersetzt von Alice Hannover. Mit elf Abbildungen. Berlin, R. Oppenheim.

und durch seine Feste heidnischer Waldgötter den Anlaß zu Watteaus galanten Festen gegeben hat.

Durch Gillot, mit dem Dichter, Schriftsteller und andre Schöngeister verkehrten, lernte Watteau auch eine andre Gesellschaft kennen, als die war, in der er sich bisher bewegt hatte. Einen umfassenderen Einblick in das Leben der vornehmen Kreise erhielt er aber erst, als er in die Dienste des Dekorationsmalers Claude Audran, des Inspektors des Luxembourgpalastes, trat, in dessen ornamentale Kompositionen er menschliche und Tierfiguren hineinmalte. Er gewann als Mensch und Künstler zugleich, da er mit Muße die im Schlosse befindlichen Bilder der Medicigalerie von dem ihm stammverwandten Rubens studiren konnte und so zum erstenmale mit echter, großer Kunst in nahe Berührung kam. „Er wohnt im Luxembourg; er hat im Innern des Schlosses die robusten, vlämischen Figuren vor Augen, und im Parke des Schlosses verkehrt die elegante französische Gesellschaft jener Zeit. Er hat hier zu derselben Zeit eine Natur und eine Kunst vor Augen, die modernsten Menschen und eine Kunst, mit deren Puls sein eigner, kraft einer nationalen Verwandtschaft, im gleichen Takte schlug. Er fängt an, von einer Darstellungsform zu träumen und sich in eine Darstellungsweise hineinzuleben, die langsam zu seinem Ideal heranreift. Nach und nach entwickelt er sich als Franzose, und gleichzeitig wird er jeden Augenblick an seine vlämische Herkunft, an seine vlämischen Sympathien erinnert, die er nie vergessen hat." An jenen Gemälden von Rubens bildete Watteau seinen malerischen Stil, der bis dahin noch keine feste Grundlage hatte. Wenn übrigens Hannover von diesen Bildern sagt, daß sie „Atelierarbeiten ohne die Klarheit, Feinheit und Leuchtkraft der Farbe gewesen seien, die die eignen Arbeiten des Antwerpener Meisters auszeichnen," und daß sie „größtenteils von Rubens Schülern, Justus von Egmont, Jacob Jordaens, Simon de Vos, Snyders, van Uden und andern herrührten," so irrt er in verschiedner Beziehung. Die Namen der beteiligten Schüler hat er wohl nur auf Treu und Glauben dem sehr flüchtig gearbeiteten Louvrekatalog nachgeschrieben; denn Jordaens, Snyders und van Uden sind keine Schüler von Rubens gewesen, die beiden letztern nur seine Mitarbeiter, und der de Vos, der mit Rubens zusammen arbeitete, hieß nicht Simon, sondern Paulus. Auch hat Rubens nach seiner eignen Aussage die ganze Bilderreihe an ihrem Aufstellungsorte mit Rücksicht auf die Beleuchtung übergangen, sodaß der Anteil der Schülerhände sich nicht mehr feststellen läßt, und einer seiner Briefe berechtigt sogar zu dem Schlusse, daß das Bild „Glück der Regentschaft der Maria von Medici" von Rubens ganz eigenhändig in Paris gemalt worden sei, weil man ein andres Bild als politisch anstößig aus der Reihe ausgeschieden hatte. Watteau hatte also in diesen Gemälden Werke vor Augen, an denen er Rubens eigne Malweise sehr wohl studiren konnte.

Das zweitemal, wo Watteau „in seinem Leben gleichzeitig die Kunst und die

Gesellschaft, die beste und die edelste ältere Kunst und die feinste, modernste und eleganteste Gesellschaft" fand, war, als ihm der reiche Bankier Pierre Crozat, der größte, feinsinnigste und zugleich liberalste Kunstsammler des vorigen Jahrhunderts, die Gastfreundschaft seines palastartigen Hauses und damit freien Verkehr in seinen Sammlungen gewährte. Der Zeitpunkt der Übersiedelung Watteaus in das Hotel Crozat ist nicht genau bekannt. Doch hat Hannover durch geschickte Vereinigung von andern Zeitangaben den überzeugenden Beweis geführt, daß Watteau seinen Wohnsitz bei Crozat im Anfange des Jahres 1716 genommen haben muß. Er war um diese Zeit bereits ein angesehener Künstler, der sich in einer eignen Gattung von Darstellungen bewegte und Käufer und Liebhaber gefunden hatte. Denn ein Jahr später wurde er in die Akademie mit dem Beinamen „der Maler der galanten Feste" aufgenommen, nachdem er schon am 30. Juli 1712 zum Mitgliede gewählt worden war. Da er bis zu diesem Zeitpunkte in der Wahl seiner Gegenstände noch schwankend gewesen war und Soldatenbilder in der Art des van der Meulen, Landschaften mit Figuren im Geschmacke von David Teniers und Schäferstücke ohne scharf ausgeprägte Physiognomie durch einander gemalt hatte, muß er die Gattung von Gemälden, der er seinen akademischen Beinamen verdankte, in der Zeit von 1712 bis 1717 begründet und zu großer Beliebtheit gebracht haben. Denn er war in diesen Jahren so stark beschäftigt, daß er das vorgeschriebene Bild, das er der Akademie vor seiner förmlichen Aufnahme einzureichen hatte, nicht liefern konnte und erst durch die Drohung, daß sein Name aus den Listen der Akademiker gestrichen werden würde, im Jahre 1717 dazu bewogen wurde. Er erfüllte damit aber keine Förmlichkeit, sondern er bot in seinem Aufnahmebilde, der berühmten „Abfahrt nach der Insel Cythera," den Gipfel seiner Gattung, das Höchste seines künstlerischen Vermögens. Dieses Bild, das sozusagen in jedem Pinselstrich „Watteaus ganzes Temperament mit seinem schnellen Pulsschlag, mit seiner Unruhe, mit seinem dünnen und doch heißen Blute" verrät, ist also unter dem Eindrucke der Kunstschätze entstanden, in deren Studium sich Watteau bei Crozat versenken konnte. Crozat besaß etwa 400 Gemälde, 1400 antike Gemmen, eine große Sammlung von Kupferstichen, Terrakotten, prächtige Möbel und eine reiche Bibliothek. Sein größter Schatz bestand aber in 19000 Handzeichnungen der bedeutendsten Künstler Italiens und der Niederlande, unter denen sich 229 von Rubens, 129 von van Dyck, 106 von Paolo Veronese und 103 von Tizian befanden. Zu dem Studium von Rubens, der, wie sich aus den wenigen erhaltenen Briefen Watteaus schließen läßt, auch später der Gegenstand seiner höchsten Verehrung blieb, trat jetzt der Einfluß der venezianischen Koloristen, und Veronese und Tizian haben denn auch bei der „Abfahrt nach der Insel Cythera" Pate gestanden. Aber ein Nachahmer war Watteau darum nicht, denn Rubens, Tizian und Veronese waren in erster Linie Maler großen Stils, und Watteau konnte für seine Welt die weiten

Farbenflächen jener Meister nur in einem kleinen Hohlspiegel auffangen. Daher bisweilen jene Buntheit, jenes unruhige Nebeneinander, jene Färbung, die Hannover „mehr Kolorirung als Kolorit" nennt.

Neben einem weiten Überblicke über alle künstlerischen Schöpfungen der Vergangenheit, die den Liebhabern des achtzehnten Jahrhunderts begehrenswert erschienen, erhielt Watteau bei Crozat aber auch einen neuen Einblick in die beste Gesellschaft, und er brauchte diesmal nicht durch die Fenster in den Park zu sehen, sondern er bewegte sich inmitten dieser Gesellschaft, die vorurteilsfrei genug war, den Maler ihrer galanten Feste auch als ihresgleichen in Person zu behandeln. „Crozat war der Mittelpunkt eines Kreises von Schöngeistern, die wöchentlich in seinem herrlichen Heim zusammenkamen, über Kunst sprachen oder Musik trieben. Bei Crozats Soireen waren u. a. Mariette, Caylus, Julienne und der Abbé von Maroulle als Zuhörer anwesend. Bei Crozat traf er den ganzen Luxus und die ganze Eleganz der Zeit; und wenn er nicht der historische Erzähler, sondern der schwärmerische Darsteller dieses Glanzes und dieser Eleganz wurde, so lag das nur daran, daß er selbst nie des höchsten Schönheitsgenusses im Dasein, der Liebe, teilhaftig wurde. Seine ganze große Produktion kann mit zweifellosem Rechte als ein großes Entbehren, ein großes Sehnen aufgefaßt werden, das Sehnen eines kranken Mannes nach Gesundheit und Kraft, eines von den Schönheitsgöttinnen verschmähten Mannes nach der Liebe und Anmut einer Frau. Denn er trug im Innern ein unheilbares Leiden (Brustkrankheit) und hatte von der Geburt an ein häßliches Äußere. Welche Ironie, daß er, der Maler der Grazie, der Schönheit, der Eleganz, der Koketterie, der Geselligkeit, der Galanterie, große häßliche Hände hatte, ungeschickt im Verkehrston, beißend und nichts weniger als kokett, scheu und ungesellig war! Um ihn herum Reichtum, Liebe und Lust, bei ihm Armut, in seinem Innern Lebensüberdruß und das nagende Gefühl der Einsamkeit! Sein Leben war ein Traum, dessen Verwirklichung ihm versagt war. Libertin d'esprit, mais sage d'amour, sagt Gersaint so hübsch von ihm. Doch seine Weisheit war Resignation, keine wahre Natur. Aber aus dieser Resignation, aus diesem Leben ohne Lächeln, ohne Lichtblick formt sich gerade seine Kunst in der ihm eignen Individualität. Sie ist der Ausfluß der unbefriedigten Leidenschaft eines leidenschaftlichen Geistes. Wenn seine Phantasie die gleichzeitigen Menschen in Wesen eines Zeitalters umwandelte, die aßen und tranken, ohne satt, und liebten, ohne müde zu werden, wenn sie sich in seinem Traum nach den Küsten der schönen Insel Cythera einschifften, Arm in Arm und Mund an Mund, so blieb er, der Verschmähte, allein am Strande zurück und starrte über das Meer der Poesie hinaus, über welches das Boot die Günstlinge des Glücks nach des Glücks beseligendem Lande entführte."

Watteaus Kunst aus seiner seelischen Verfassung und aus seiner Lage erklärt und zu vollem Verständnis gebracht zu haben, ist das hervorragendste

Verdienst seines Biographen. Neue Aktenstücke hat er nicht aufgefunden, und andre wichtige Entdeckungen hat er auch nicht gemacht. Aber er hat alle vorhandenen, für die Lebensgeschichte Watteaus verwendbaren Zeugnisse vollständiger und übersichtlicher zusammengestellt und verwertet als alle seine Vorgänger und eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung von Watteaus Lebens- und Entwicklungsgang geboten, gegen die sich triftige Einwendungen kaum werden erheben lassen. Nach der unübertrefflichen wissenschaftlichen Analyse, die Robert Dohme in mehrern Einzelschriften und Abhandlungen von Watteaus Werken gegeben hat, hat sich Hannover mit Recht auf eine abermalige Würdigung aller Gemälde des Künstlers nicht eingelassen, ebenso wie er die ornamentalen und dekorativen Schöpfungen Watteaus nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat, weil diese nur im Zusammenhang mit der gesamten Geschichte des Ornaments richtig verstanden und geschätzt werden können. Was aber das innerste Wesen des Künstlers und seine Bedeutung für die Kultur- und Kunstgeschichte ausmacht, hat er, wie wir glauben, in großen Zügen endgiltig festgestellt.

Berlin — Adolf Rosenberg

Litteratur

Elias, der Prophet. Ein althebräisches Epos, besprochen in elf Predigten von Moritz Schwalb, D. theol., Prediger zu Bremen. Leipzig, O. Wigand, 1889

Der Verfasser oder sagen wir „Kanzelredner" ist den Lesern schon als ein der Linken des Protestantenvereins angehöriger Mann bekannt. Den Vorzug hat er, daß er nicht mit seinen Meinungen hinter dem Berge hält und keine Vermittlungstheologie pflegt. Seine Zuhörer legen ihm auch keine Rücksichten auf. Da ihn Wunder auch nicht stören, so bewegt er sich völlig frei in seinem Text, den er als ein nachbabylonisches Epos behandelt, und der für manche gute oder auch triviale Gedanken einen hübschen Anknüpfungspunkt bietet. Elias ist ihm ein Typus, ein negativer Prophet, er verschließt den Himmel, er leugnet den Himmel, er leugnet die Götter. So ist auch Jesus ihm negativ, er verwirft die pharisäische Gerechtigkeit, die Gesetze von unreinen Speisen, spricht von der Zerstörung des Tempels, vertreibt die Verkäufer, kurz, er ist ein „negativer" Mann. So auch Paulus, so die Reformatoren, natürlich auch „wir freisinnigen Protestanten." Er hält sie freilich alle für sehr positiv, dagegen sind ihm die positiven negativ oder vielmehr feig gegenüber der Wahrheit, der Vernunft und der Geschichte. Die Raben am Bach Krith sind auch die negativen Gedanken, die Zweifel, die Elias nagten. So müssen auch die Prediger den Leuten manche Gedanken stehlen, wie es die Raben thun,

z. B. die alten Vorurteile von Inspiration, Taufgnade; aber sie müssen auch etwas „bringen,“ z. B. das Göttliche in jedem Menschen erkennen lassen, zeigen, wie es alle Tage eine „Taufe“ für uns geben soll u. s. w. Wenn ferner Elias nach Zarpath ins Heidenland geht, so sollen wir auch wissen, wie viel wir von den klassischen Heiden gutes erhalten haben. Schwalb gesteht, daß er sich in den letzten Jahren oft viel mehr erbaut habe an heidnischen Büchern, als an christlichen. Er läßt sich in Zarpath von der alten Witwe einen Ölkuchen geben, wie man hier zu Bremen sagt, einen „heißen,“ und der schmeckt besser, als das „schimmelige Brot christlicher Pfaffen.“ Der Mann scheint etwas herunterzukommen; doch mag er ja seinen Zuhörern durch gute und vortreffliche Stellen, wie sie sich auch hie und da finden, einige Förderung bieten.

Kyrene, eine altgriechische Göttin. Archäologische und mythologische Untersuchungen von **Franz Studniczka** Mit 38 Abbildungen. Leizig, F. A. Brockhaus, 1890

Diese Untersuchung hat zum Gegenstande die Stammes-, Religions- und Kunstgeschichte der durch ihren Silphionhandel reichen griechischen Pflanzstadt Kyrene (jetzt Krenna in Barka) und ihrer Mutterinsel Thera (des heutigen Santorin). Aus dem Wust von griechischen Stammessagen sind hier also besonders die dorischen behandelt; ein Anhang führt die Leser sogar aus dem östlichen Becken des Mittelmeers ins westliche zu den Doriern von Tarent. Inwieweit diese seit O. Müller beliebte, häufig recht willkürliche Verwendung der griechischen Stammessagen zur Erforschung der ältesten griechischen Geschichte gerechtfertigt ist, dies zu untersuchen ist hier nicht der Platz. Wir finden die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung überhaupt nicht in dem mythologischen Teile des Buchs, sondern in dem kunstgeschichtlichen, der zum erstenmale eine feste Grundlage legt, auf der man wird weiter bauen können.

Catulls Buch der Lieder in deutscher Nachbildung von **Theodor Heyse.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage, aus des Verfassers (so!) Nachlasse herausgegeben von **August Herzog.** Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1889

Übersetzungen lateinischer Dichter erlangen meist nur geringe Verbreitung. Wer nicht Latein versteht und nicht in der „klassischen Bildung“ aufgewachsen ist, dem wird ein römischer Dichter auch in der besten Übersetzung fremd und vielfach unverständlich bleiben; wer aber einen Schriftsteller in seiner eignen Sprache lesen kann, der wird im allgemeinen lieber nach der Urschrift greifen, als nach einer Übersetzung, denn auch der besten Übersetzung haftet immer etwas von dem Zwang an, den unsre Sprache durch die Nachbildung griechisch-lateinischer Versmaße erleidet. Auch die Catullübersetzung Th. Heyses scheint zwar gelobt genug, aber nur wenig gekauft und gelesen worden zu sein. Denn nachdem die erste Auflage bereits im Jahre 1855 ausgegeben worden ist, folgt erst jetzt, nach dem Tode des Verfassers, die zweite, und zwar, wie die Vorrede des Herausgebers sagt, „leider nicht aus buchhändlerischem Bedürfnis.“ Und doch steht Catull unter den römischen Lyrikern unserm Geschmacke noch am nächsten, und die Übersetzung Heyses gehört zu den besten, die wir von klassischen Dichtern besitzen. Gedichte wie die „Totenklage um den Sperling,“ „An Lesbia (5 und 51)“ und „Brautlied“ sind Perlen echter Poesie und zugleich echter Übersetzungskunst. Auch die schwierigern Versmaße sind so vollendet nachgebildet, daß man nur selten durch Wortstellung oder Ausdrucksweise an die Schwierigkeiten erinnert wird, die der Übersetzer zu

überwinden hatte. Daß er jahrzehntelang an seinen Übersetzungen gefeilt und dabei einen Dichter wie seinen Neffen Paul Heyse und einen Philologen wie seinen Freund O. Ribbeck zu Beratern gehabt hat, hat dem Buche natürlich nur zu gute kommen können.

Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der Naturwissenschaften geschildert von **Ernst Hallier**. Mit 180 Abbildungen. Stuttgart, F. Enke, 1889

Die naturwissenschaftliche Fachlitteratur wird wohl Veranlassung nehmen, diesem umfangreichen Werke eingehendere Beachtung zu schenken. Wir können hier nur weniges zu seiner Charakterisirung beibringen. Dem Hauptteil, der das neunzehnte Jahrhundert behandelt, geht eine Darstellung der Erbschaft aus dem achtzehnten Jahrhundert voraus, die auch die Philosophie Kants würdigt. In dem Hauptteil beginnt wieder die Philosophie, dann treten aber die chemischen, physikalischen, astronomischen, meteorologischen Fortschritte in aller Anschaulichkeit hervor, sowie die in der Naturkunde beschreibender Gattung. Der Darwinismus schließt diesen Teil. Eine neue Abteilung zeigt sehr interessant, wie sich die neuere Weltanschauung im Kulturleben geltend macht, in Wissenschaft und Kunst, Gewerbe, Verkehr, Ackerbau und Viehzucht, auch für das häusliche und öffentliche Leben. Nicht wenig anregend sind die beiden letzten Abschnitte, von denen der dreiundvierzigste „Falsche Schlüsse aus naturwissenschaftlichen Thatsachen" überschrieben ist, der vierundvierzigste und letzte die soziale Frage behandelt. Wir sind leider von den modernen Naturforschern an allerlei gewöhnt, und es ist eine angenehme Pflicht, zu zeigen, daß Männer wie Ernst Hallier auf ihrem Gebiete sich durchaus würdig von allem übergreifenden Geschwätz fernhalten. Hallier tadelt die monistisch-naturalistischen Kollegen in folgenden klassischen Sätzen: „Die meisten unsrer heutigen Naturforscher verstehen nicht das allergeringste von der Philosophie, und das wäre ja gar kein Unglück; im Gegenteil, die Arbeitsteilung ist gegenwärtig eine ganz unerläßliche Forderung. Aber dann müssen wir auch dem Naturforscher ernstlich zurufen: »Schuster, bleib bei deinem Leisten.« Die Naturwissenschaft hat es mit den Bewegungserscheinungen der Körperwelt zu thun. Was jenseits liegt, das ganze Gebiet der Geisterwelt, ist nicht Gegenstand der Naturforschung und kann es niemals werden. Nun könnte man freilich solches Bierbankgeschwätz, wie es hervortritt in Büchners »Kraft und Stoff,« eines völligen Ignoranten namentlich auch in naturwissenschaftlichen Dingen, ruhig gewähren lassen. Aber leider vergiftet dieses Geschwätz den Kern des Volkes, nämlich die sogenannte arbeitende Klasse. Diese Volksklasse bedarf täglich der Naturwissenschaften, der Resultate der Naturforschung im Berufsleben. Da solche Leute natürlich niemals Zeit haben, über die schwierigsten aller wissenschaftlichen Probleme eigne Studien zu machen, so müssen sie jene Phrasen wohl für bare Münze nehmen. Durch solches Geschwätz wird der redliche Arbeiter irre gemacht an den sittlichen Grundlagen, auf denen sich seine ganze Erziehung aufgebaut hat." Das sind treffliche Worte und gerade im Munde eines Naturforschers wichtig. Ebenso sieht Hallier bei solchem materialistischen Geschwätz die Religion gefährdet, die von der wirklichen Naturwissenschaft nichts zu fürchten hat. Von der Religion unterscheidet Hallier sehr lebhaft das, was er unter Kirche versteht. Für diese hat er wenig Sympathie, weil sie die religiösen Bilder (Symbole) in Satzungen und Dogmen verwandle und so allerdings mit den Naturwissenschaften in Widerspruch gerate.

Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar, H. Böhlau, 1889

Seit durch das Testament des letzten Enkels Goethes das Goethenationalmuseum und die Goethegesellschaft nicht sowohl ins Leben gerufen, als vielmehr ermöglicht worden sind, haben Zeitungen und Zeitschriften mannichfachen Anlaß gehabt, sich mit den Nachkommen unsers großen Dichters, ihren Persönlichkeiten wie Lebensschicksalen zu beschäftigen. Daß dabei viel Kritik nnd noch mehr Klatsch zu Tage gekommen ist, braucht nicht erst betont zu werden, es giebt einmal eine „Teilnahme“ an litterarischen und künstlerischen Dingen, der erst wohl und warm wird, wo der Klatsch anhebt. Die vorliegende kleine Schrift ist andern Gepräges: sie sucht den menschlichen Eigenschaften, der tiefern Bildung des einen der beiden Enkel Goethes, mit dem der Verfasser befreundet gewesen ist, gerecht zu werden und ein Mitgefühl für das Leid dieses Lebens zu erwecken. Schlimm ist, daß dabei vieles unausgesprochen bleibt, was andernorts die Spatzen von den Dächern pfeifen. Ganz klar wird es dem Leser, der nicht anderwelt unterrichtet ist, schwerlich werden, warum der Enkel Goethes sich Zeit seines Lebens nie wohl gefühlt und ein einsames Sonderlingsdasein geführt hat. Ergreifend drängt sich das Weh dieses Daseins in die poetischen Zeilen zusammen:

Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben
Ich möchte einmal sein!

ohne daß uns auch Mejers feine und liebevolle Darstellung überzeugte, daß es so habe sein müssen.

Russische Wanderbilder. Von Dr. Alfred Charpentier. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz)

Anspruchslose, aber lebendig und deutlich wiedergegebene persönliche Eindrücke einer Reise durch das Zarenreich. Was der westeuropäische Leser vor allem zu erfahren und zu wissen begehrt, Auskunft über die eigentliche Beschaffenheit des riesigen Volkslebens und des Staates, die uns beständig drohend gegenüberstehen, kann ein Reisender wie Charpentier nicht geben. Er beobachtet gut und leidenschaftslos, hat sich auch offenbar des Glückes erfreut, mit verschiednen gesellschaftlichen Kreisen in Berührung zu kommen. Aber in die elementaren Tiefen des russischen Lebens hat er nicht hinabgeblickt, und mit den lebendigen Kräften, die die Welt dem heiligen Rußland dienstbar zu machen streben, ist er in keine Berührung gekommen. So sind es mehr Äußerlichkeiten, Landschafts- und Städteschilderungen wie Sittenbilder, die Charpentier giebt. Aber sie lesen sich gut und scheinen vollständig treu und echt zu sein.

Littauische Geschichten. Von Ernst Wichert. Neue Folge. Leipzig, Carl Reißner

Ernst Wichert hat schon früher einen Band „Littauischer Geschichten,“ unter denen „Ansas und Grita“ die vorzüglichste war, veröffentlicht. Ein eigenartiges Lokal und ein eigenartiger Menschenschlag, der Rest der auf ostpreußischem Boden lebenden Littauer, geben den Hinter- und Untergrund zu diesen Geschichten ab, die im einzelnen viel kriminalistische Elemente aufzuweisen haben. In der am besten geschriebnen Erzählung dieses Bandes „Endrik Kraupatis“ überwiegen diese Elemente die poetische Bedeutung allzusehr. Reinere und menschlich ergreifendere Motive hat die Geschichte „Für tot erklärt,“ deren Voraussetzung, nicht aber der Ausgang an

„Enoch Arden“ von Tennyson erinnert, wobei wir dem Verfasser gern glauben, daß er das Gedicht des Engländers viel später kennen gelernt habe, als wie er seine Geschichte geschrieben hat.

Neue Novellen. Von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz u. Komp.

In den neuen Novellen macht sich im Vergleich mit den frühern des Verfassers (oder der Verfasserin) eine gewisse Verflachung geltend. Die einzige ernstere und gehaltvollere ist „Schach der Königin“; leichte Geschichten wie „Die Landpartie,“ „Angenehme Gäste“ und „Papas Zahnschmerzen“ genügen kaum dem flüchtigsten Zerstreuungsbedürfnis und sollten, wenn sie durchaus gedruckt werden müssen, wenigstens nicht in Bände gesammelt werden. Geschrieben sind sie fließend und gewandt.

Hamburger Novellen. Von Ilse Frapan. Zweite Auflage. Mit sechs Bildern von G. Brandt. Hamburg, Otto Meißner, 1889

Die vorliegenden Hamburger Novellen gehören zu den frischesten, liebenswürdigsten und reizvollsten Erzählungen, die uns seit langer Zeit vorgekommen sind. Sie offenbaren ein tiefes Gemüt und eine scharfe Beobachtungsgabe. Wir würden der Erfindung und Ausführung nach den Novellen „Der Kondukteur,“ „Um zehn Pfennig,“ „Eine Weihnachtsgeschichte“ den Vorzug geben, doch verdienen auch „Die Schneehütte“ und „Der Flötenkieker“ hervorgehoben zu werden. Die einfache Darstellung Ilse Frapans wirkt am lebendigsten und tiefsten, wo sie auf dem Hintergrunde ärmlicher oder beschränkter Lebenszustände echtes Gefühl und feinere Seelenregungen darzustellen hat. Der „Kondukteur“ ist in dieser Beziehung ein Meisterstück.

Moderne Xenien. Ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Strophen. Von Ernst Ziel. Leipzig, H. Haessel, 1889

Die Mehrzahl dieser modernen Xenien, die eine ernste, idealen Lebenszielen treue Natur spiegeln, halten sich innerhalb der Grenzen der Spruchpoesie. Die schönsten haben einen lyrischen Klang, den träumerischen Hauch tiefer, nur halb ausgesprochener Empfindung. Aber auch unter den scharf epigrammatischen finden sich vortreffliche, großenteils Variationen zu dem Thema:

Schier rätselhafte Preßzustände!
Wäscht eine Hand die andre ohn Ende,
Und sind doch lauter unsaubre Hände.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zur Charakteristik der Deutschfreisinnigen

Als am 21. Februar 1887 der Freisinn eine so grimmige Niederlage erlitt, wie selten eine Partei erlitten hat, fand er seinen Trost in der Hoffnung, daß die nächste Reichstagswahl ihn wieder obenauf bringen würde. Der jetzige Reichstag, so fabelten die Herren Richter und Kompagnie, sei ein Angstprodukt, und wenn die Angst vorüber wäre, so sei ihre Zeit wieder da. Wenn nun von einer Angst bei dem deutschen Volke überhaupt hätte die Rede sein können, so wissen wir jetzt aus den besten Quellen, von den Franzosen selbst, daß der Krieg vor den deutschen Wahlen von Frankreich in sichere Aussicht genommen war. Nur die Einmütigkeit des deutschen Volkes, die sich in den Wahlen so gewaltig kundgab, verscheuchte sofort das Kriegsgespenst. Wem aber diese Einmütigkeit außer den Franzosen noch ein Dorn im Auge war, das war unser herrlicher Deutschfreisinn. Darum kann man ebensogut sagen: Die Niederlage der Deutschfreisinnigen hat uns 1887 vor dem Kriege bewahrt.

Bald stehen wir wieder vor neuen Wahlen, vor den Wahlen, auf die die unpatriotische Partei alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Verdient sie es jetzt, daß ihre Hoffnungen sich auch nur um ein Geringes erfüllen? Wir wollen zur Beantwortung dieser Frage das Bild, das diese Partei in der Zeit der letzten Reichstagsperiode von sich geboten hat, wenigstens soweit zeichnen, daß einige Charakterzüge deutlich darin hervortreten.

Der jammervollste Zug an dem Charakter der Deutschfreisinnigen ist die hämische Schadenfreude, die sie empfinden, wenn irgendwo auf der Erde etwas für Deutschland unangenehmes vor sich geht. Dieser Zug machte sich wieder recht geltend bei den Vorgängen in Ostafrika. Keine traurige Nachricht, die, wenn sie Deutschland betraf, nicht mit hoher Freude und großer Eile in den

deutschfreisinnigen Blättern veröffentlicht worden wäre. Je gehässiger irgend ein Angriff gegen Deutschland von der Times gebracht wurde, desto lieber wurde er unbesehen von ihnen aufgenommen. Freisinnige, Vossische und Volkszeitung konnten gar nicht schnell genug etwaiges Mißgeschick, das unsre Landsleute in Sansibar und an der Küste oder im Binnenlande nach den lügenhaften Berichten der mißgünstigen englischen Presse erlitten haben sollten, weiter verbreiten. Dagegen hielten diese patriotischen Blätter jedes Mißgeschick der Engländer zurück, so lange es ging, und beschönigten deren Fehler auf alle Art. Es kamen da unsagbare Dinge zum Vorschein. Die Freude dieser Partei bei Mißgeschicken unserseits war so groß, daß nur das eine fehlte, daß diese deutschen Patrioten mit dem Sklavenjäger Buschiri sympathisirt hätten. Daß wir so schnell als möglich nun aus Afrika fortgingen, nachdem wir so viel Unglück mit unsern Koloniebestrebungen erfahren hätten, war das Wenigste, was dieser hochgesinnte Freisinn verlangte. Daß dagegen die Engländer blieben und sich zu Herren von Afrika machten, das verstand sich und versteht sich bei diesen deutschen Patrioten von selbst. Hat doch noch jüngst, als bei der Beratung der ostafrikanischen Dampfervorlage die ganze Kolonialdebatte wieder auflebte, Dr. Barth ausgerufen: Alle Nationen würden uns dankbar sein, wenn wir alle unsre Kolonien verkauften. Das ist den Herren, die mit so heißer Inbrunst für Englands Interesse besorgt sind, allerdings aufs Wort zu glauben. Für den tapfern Bamberger sind die Erfolge des Reichskommissars Wißmann so gering, daß er noch gar nichts von ihnen sieht. Daß die Verträge erneuert sind und die Karawanenstraßen gesichert, daß wir nur für die Engländer gearbeitet hätten, wenn wir gegenwärtig unsre afrikanischen Interessen nicht weiter förderten, das alles ist für Herrn Bamberger nicht der Erwägung wert. Er möchte es gern so darstellen, als ob, wie Hobrecht ganz richtig bemerkte, die Zustimmung unsers Volkes zur Kolonialpolitik unsrer Regierung nur „Schützenfeststimmung" sei. Er rief pathetisch aus: „Ist denn das Land in Ostafrika pazifizirt, daß man von jetzt an eine ganz neue Ära rechnen kann? . . . Und das soll ein Hinterland sein, auf welches man große Pläne baut!" Daß England gerade wegen der Bedeutung, die es seinen neuen Koloniebesitzungen und besonders deren Hinterlande beilegt, an Stelle seiner bisherigen Dampferlinie Bombay-Aden-Sansibar-Mozambique neuerdings eine direkte zwischen London und Sansibar eingerichtet hat, und daß wir auch weiter gar nichts wollen, als eine solche direkte Verbindung zwischen unserm Haupthandelsplatz Hamburg und Sansibar herstellen; daß unsre bisherigen ostafrikanischen und australischen Linien sich so bewährt haben, daß Unterhandlungen wegen einer Verdoppelung der Fahrten schweben; daß wir mit den 900 000 Mark Unterstützung unsre Kolonien so sehr ertragsfähig machen werden, daß man, wie der Staatssekretär Stephan sagt, in England mit Furcht auf das Vordringen der deutschen Industrieprodukte sieht, das ist alles für die Herren vom Fortschritt ein Grund

mehr, durch mißgünstige Reden unsre Kolonialpolitik bei den Fremden ins schlimmste Licht zu setzen. Helfen wird ihnen aber ihr Bestreben, das Vaterland aus Parteiinteresse zu schädigen, nicht sehr viel. Es wird doch mit patriotischer Freude begrüßt werden, „wenn das erste deutsche Dampfschiff mit der deutschen Flagge am Top in Sansibar erscheint." Helfen wird ihnen dieses ihr Bestreben auch am 20. Februar nichts. Wir sind doch im Range der Völker zu hoch aufwärts gestiegen, und unsre Politik, nicht am wenigsten unsre Kolonialpolitik, richtet auch des schlichten Mannes Blick zu mächtig aufwärts, als daß die nationale Unbedeutendheit, die der Fortschritt nun beinahe seit dreißig Jahren als seine höchste Weisheit predigt, auch heute noch als wünschenswertes Ziel erstrebt werden könnte. Die Sache kann nicht mehr zerschlagen werden.

Zur weitern Charakteristik der Deutschfreisinnigen wollen wir noch auf einen Fall aus der Zeit der laufenden Reichstagsperiode zurückgreifen, der uns zeigt, wessen die Partei fähig ist, sobald sie in ihrer Sympathie für England gestört wird. Wir meinen den Fall, wo die Kölner Zeitung auf das deutschfeindliche Treiben Sir Moriers in Petersburg hinwies. Die Kölner Zeitung hatte ihren guten Grund, ihrem Hinweise auf das deutschfeindliche Treiben des englischen Botschafters am russischen Hofe die Bemerkung beizufügen, daß dieser selbe Morier als Gesandter in Darmstadt 1870 Depeschen über die Bewegung unsrer Heere nach London gesandt hatte, die von da über Paris zu Bazaine gekommen waren. Die Sache stand auf Grund des Zeugnisses zweier deutschen Offiziere fest, das unanfechtbar war, weil sie die ganze Schwere ihres Berichtes an die deutsche Regierung kannten. Der Hinweis darauf nun, daß dieser Sir Morier ein Freund des kronprinzlichen Hauses gewesen und durch das Vertrauen des verstorbenen Kaisers Friedrich geehrt worden war, war in den Augen der Deutschfreisinnigen ein todeswürdiges Verbrechen. Die Volkszeitung brachte einen Artikel „Das böse Gewissen," worin es heißt: „Es läßt sie [die sie sind hier alle Nationalgesinnten] nicht rasten und ruhen, das böse Gewissen, nämlich diejenigen nicht, welche jeder Gedanke an Kaiser Friedrich mit banger Angst erfüllt. Was alles an diesem unglücklichen Herrscher gefrevelt worden ist, ruht noch unter dem Schleier eines Geheimnisses, welches auf lange hinaus nicht offenbar werden dürfte, aber wenn man aus der Wirkung auf die Ursache, aus den Gewissensbissen auf die Unthat schließen darf, dann muß es wahrhaft Ungeheuerliches gewesen sein. Alle Wohlgerüche Arabiens waschen ihnen den blutigen Fleck nicht von der Frevlerhand, und am hellen Tage gehen sie um, angstgepeitscht, sinnbethört, mit Revolverschüssen nach dem Gespenst zielend, von dem ihre wirren Augen auf Schritt und Tritt sich verfolgt sehen." Mit diesem Wutgeheul einer bis zum Wahnsinn erhitzten Phantasie, die es zu stande bringt, daß Gerüche Blutflecken abwaschen sollen, fällt das Gesindel über eine Angabe her, die einfach Thatsächliches berichtete. Denn es steht eben als

Thatsache fest, daß Sir Morier zu denen gehörte, die mit Deutschland außerordentlich zufrieden waren, so lange sie in ihm das Volk der Dichter und Denker sahen, deutschfreundlich waren, so lange Deutschland ohnmächtig war, dagegen von dem Augenblick an Kehrt gegen Deutschland machten, als dieses den Anspruch erhob, etwas in der Welt zu gelten. Aber gerade solche Persönlichkeiten sind die guten Freunde der Deutschfreisinnigen. Diese jubelten den englischen Zeitungen entgegen, die für die Ehrenhaftigkeit ihres Morier eintraten, weil ein englischer Gentleman nicht lügen könne. Als ob es keinen Mackenzie gegeben hätte! Die Kölner Zeitung hatte zwar ganz Recht, wenn sie sagte: „Mit der Redensart, ein englischer Gentleman thue das oder jenes nicht, kommt man nicht weit; denn ein deutscher Gentleman erhebt keine Beschuldigung, wenn er nicht von seinem Rechte, sie erheben zu dürfen, fest überzeugt ist." Aber die deutschfreisinnigen Blätter machten natürlich auch hier gemeinsame Sache mit dem Ausländer, auf dessen Worte sie von vornherein schwuren. Die wohlbegründeten Anklagen der Kölner Zeitung waren ihnen von vornherein eine „feige Verleumdung."

Wir haben oben eine Äußerung Hobrechts aus der neulich aufgeführten Kolonialdebatte, die er gegen Bamberger that, erwähnt. Hobrecht sagte: „Die Annahme [Bambergers], daß es sich bei der Kolonialpolitik nur um Strohfeuer, nur um eine Schützenfeststimmung handelt, hat schon viel deutsches Blut und viele Opfer gekostet." Was Hobrecht hier im allgemeinen sagt, das wollen wir an einem bestimmten Falle noch besonders nachweisen. Der Fall ist ein Zeugnis von der Schädigung, die die freisinnige Partei mit dem größten Leichtsinn den vaterländischen Interessen immer zu bringen bereit gewesen ist. Die schwersten Opfer, die wir bisher überhaupt durch überseeische Expeditionen erlitten haben, wurden in dem Zusammentreffen unsrer Marine mit den Gegnern Deutschlands auf Samoa gebracht: 16 Tote und 38 Verwundete. An dem blutigen Ereignis trugen hauptsächlich der amerikanische Konsul Klein und der Kommandant des amerikanischen Kreuzers „Adler," Mr. Leary, die Schuld. Daß aber die samoanische Frage sich so verwickelt hatte und überhaupt in ein so „akutes Stadium" hatte eintreten können, verdanken wir dem Patriotismus des Herrn Bamberger, der, als es 1880 galt, Samoa dem deutschen Handelsinteresse vollständig zu unterwerfen und eine Reichsbürgschaft für die dortigen deutschen Niederlassungen zu übernehmen, aus Ärger über Bismarck lieber das Reichsinteresse gegenüber dem Auslande schädigen wollte. Diesem hohen Standpunkte des fortschrittlichen Herrn folgte auch der damalige Reichstag. Die Folge dieser Politik war, daß auf Samoa selbst sofort das Ansehen des deutschen Reiches sank, das des Auslandes stieg. Es war nur sachgemäß, daß der Abgeordnete von Helldorff bei der jüngsten Debatte über die Dampfervorlage am 19. Januar wieder darauf hinwies, daß, wenn damals die Unterstützung bewilligt worden wäre, unsre Verhältnisse auch in der Südsee besser stünden.

Der große Staatsmann Virchow freilich, dieser Prophet unter den Kindern Israel, meinte, Samoa sei viel zu unbedeutend, als daß wir hätten versuchen sollen, uns darauf festzusetzen, und wir könnten zufrieden sein, daß wir mit einer so kleinen Niederlage davongekommen wären. Daß Amerika wie England die Interessen auf Samoa bedeutend genug fanden, um als Rivalen aufzutreten, das bekümmert den Propheten gar nicht. Für uns war nach seiner Meinung die Festsetzung „ein politischer Fehler, weil wir bei der Rivalität der beiden Seemächte England und Amerika gleichsam als Puffer zwischen beide gerieten." Damals also setzten die patriotischen Deutschfreisinnigen alle Hebel in Bewegung, um auf ein Gebiet zu verzichten, wo das Übergewicht der Deutschen so groß war, daß z. B. an der Ausfuhr aus Apia im Betrage von 1478540 Mark die deutschen Kaufleute mit 1179200 Mark teilnahmen, an der Einfuhr im Werte von 1874452 mit 1126452 Mark. Das ist das unbedeutende Samoa Virchows! Den Amerikanern schien es, zumal wegen seiner Lage, nicht so unbedeutend. Wenn aber Konsul und Schiffskommandant als Vertreter der Vereinigten Staaten zuletzt offen gegen die Deutschen hetzten und es zum blutigen Kampfe kam, so konnten wir uns bei dem tapfern Bamberger dafür bedanken. In seiner ganzen Glorie zeigte sich Herr Bamberger nochmals in der Sitzung vom 15. Januar vorigen Jahres, in der Bismarck wieder zum erstenmale nach langer Zeit erschien und mit der schamlosen freisinnigen Presse Abrechnung hielt. Dabei wies er auch auf die Rolle hin, die Herr Bamberger in Koloniedingen spielt. Dieser Herr hatte es zu stande gebracht, die Rechte der Deutschen im südwestafrikanischen Schutzgebiete zu bezweifeln, und so für den kecken Eindringling Lewes gesprochen. Da erklärte Bismarck mit wuchtigen Worten, daß solches Verhalten die Verhandlungen mit England sehr störe; wenn hier hervorragende Abgeordnete Verträge mit Südwestafrika (mit Kamaherrero) als zweifelhaft bezeichneten, so dürften die Engländer, die diese Verträge bisher anerkannten, sich auf den Patrioten Bamberger berufen und sie ferner nicht mehr anerkennen. So hatte denn Herr Bamberger und mit ihm seine deutschen Freisinnigen zum zweitenmale ganz ähnlich wie in der Samoafrage seine unheilvolle Thätigkeit wirksam zu machen versucht. Glücklicherweise gelang es ihnen diesmal nicht; aber ihren Dank für die Angriffe auf die deutsche Kolonialpolitik erhielten sie sehr bald von den englischen Zeitungen. Die Daily News sagte, die Deutschfreisinnigen hätten sich wie echte Patrioten gewehrt gegen den Diktaturversuch Bismarcks. England schulde ihnen den Dank für ihre Kritik. Et haec meminisse juvabit.

Die Ansiedelung deutscher Landwirte in Lothringen

Die „Kolonisirung von Lothringen" steht zwar augenblicklich nicht auf der Tagesordnung, wie noch etwa vor Jahr und Tag, wo man glauben konnte, daß das Reich für die Sache eintreten würde; diese nationale Angelegenheit wird aber über kurz oder lang wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregen und dann vielleicht auch die Teilnahme der Reichsregierung erwecken. Es liegt hier nämlich nicht nur ein wirklicher Mißstand vor, sondern auch die Möglichkeit der Abhilfe. Der größere Grundbesitz in Lothringen — und hierin liegt der Mißstand — ist weit über die Hälfte in den Händen französischer Eigentümer; dasselbe ist, wenn auch nicht in ganz gleichem Grade, im Elsaß der Fall. In Lothringen sind aber weit mehr größere Güter als im Elsaß, und davon mag wohl die Mehrzahl käuflich sein; die Gelegenheiten zum Ankauf in Lothringen sind weit zahlreicher und wohl auch günstiger als im Elsaß, und darin liegt auch die größere Leichtigkeit der Abhilfe. So mag es auch gekommen sein, daß man in Deutschland gerade in Lothringen die Thatsache, daß Ausländer einen großen Teil des Grundbesitzes in den Händen haben, als Mißstand empfindet, während man über die gleiche Thatsache im Elsaß wegsieht. Man hat wohl auch das Gegenstück zu der nationalen Aufgabe in Posen vorzugsweise im französischen Sprachgebiete der Westmark gesucht. In der Presse steht die Angelegenheit, wie gesagt, heute nicht auf der Tagesordnung; eine vielleicht nicht sehr geschickt geleitete erste Bewegung für die Sache ist in Stillstand geraten, und von einer etwas pomphaft ausgerufenen Unternehmung zum Ankaufe von Großgrundbesitz in Lothringen hörte man vor Jahr und Tag nur einige Wochen lang. Das Interesse an der Sache besteht aber ungeschwächt fort; es sind inzwischen Käufe abgeschlossen worden, Unterhandlungen sind anderseits im Gange, und zahlreich sind die Anfragen, die ins Land gehen. Es dürfte daher auch jetzt an der Zeit sein, über die Sachlage einmal Umschau zu halten.

Kurze Zeit nach dem Frankfurter Friedensschlusse ist in der deutschen Presse viel davon die Rede gewesen, daß es zur Förderung der deutschen Sache im französischen Teile von Lothringen von großem Nutzen sein würde, wenn deutsche Landwirte ins Land gezogen würden, und es wird wohl noch vielen erinnerlich sein, daß damals der Vorschlag gemacht wurde, es sollte die

Verleihung der sogenannten Dotationen an die Bedingung des Grunderwerbes in Lothringen oder im Elsaß geknüpft werden. Es wäre wohl eine müßige Aufgabe, heute noch zu erörtern, welche Bedenken und welche wirklichen Schwierigkeiten damals der Ausführung dieses patriotischen und sicher vernünftigen Gedankens wie auch dem Versuche entgegenstanden, deutsches Kapital überhaupt der Grunderwerbung und z. B. auch der Ausbeutung der Eisenwerke in Lothringen in genügendem Maße zuzuführen. Als die Optionsbewegung eintrat, etwa im Sommer 1872, waren schon viele deutsche Kaufliebhaber, die sich die Sachlage in der Nähe besehen hatten, enttäuscht und von der ersten Begeisterung abgekühlt aus Lothringen wieder in die Heimat zurückgekehrt. Der ganze Vorteil, der aus der Wanderbewegung in Lothringen als Gelegenheit zum Grunderwerbe entstand, fiel damals einheimischen und besonders französischen Güterhändlern aus Nancy, Lunéville, Blamont, Pont-à-Mousson, Romény, Briey u. s. w. zu. Diese benutzten den Vorteil der Lage, der ihnen dadurch erwuchs, daß einerseits durch den Friedensvertrag die Gegenseitigkeit der Rechtshilfe gesichert war, während anderseits die Enregistrementsabgabe in Deutschland dadurch umgangen wurde, daß die Zwischenmänner auf Grund von Vollmachten der Eigentümer Privaturkunden (actes sous seing privé) machten, kraft deren ein Anwesen oder ein Grundstück zwei, drei mal veräußert wurde, bis der letzte ernsthafte Erwerber schließlich die lästige Abgabe für den Eigentumsübergang entrichtete. Wie damals alles käuflich war, so fehlte es auch nicht an Kaufliebhabern, denn der Lothringer ist ein „Grundwolf" so gut wie der Elsässer, der jede Ersparnis in „Stücken" anlegt, die bei Gelegenheit von sogenannten Protokollkäufen, bei Erbschaftsteilungen, bei Losbildungen, wenn es sich um den Verkauf größerer Liegenschaften handelt u. s. w. erworben werden. Es ist kaum zu schildern, wie besonders einige jüdische Gütermetzger die Bestürzung und Unwissenheit der Bedauernswerten, die meinten, es müsse um jeden Preis verkauft und ausgewandert werden, zu ihrem Vorteile ausbeuteten, und welches Elend diese Halsabschneider in den Dörfern angerichtet haben. Die Geschichte einer Reihe von verkrachten Notariatsstuben würde die lehrreichsten Beiträge zur Kenntnis dieser Bewegung liefern, die dazu gedient hat, die Bevölkerung der deutschen Sache so gründlich zu entfremden, daß die katholisch-royalistische Bewegung in Frankreich, von der Geistlichkeit ins Land getragen, wie eine Rettung vom Untergange begrüßt wurde und Anhänger gewann, die in das ewig goldne Land einer bessern Zukunft, nach Frankreich zogen. Vor etwa dreißig Jahren, um dieselbe Zeit etwa, als der Generalprokurator in Nancy in einem Berichte an den Justizminister erklärte, die Ausbeutung der Bauern in Deutsch-Lothringen sei so weit gediehen, daß er, um die Nester von Blutsaugern zu zerstören, die Inhaber aller verkäuflichen Justizstellen ganzer Kantone zur Versetzung empfehlen müsse, weil sie insgesamt einer Art von Camorra anzugehören verdächtig waren, damals konnte man ein tieftrauriges deutsches

Auswandererlied in den lothringischen Dörfern hören, dessen Veröffentlichung schon einmal Vertreter einer gewissen Berufsart zu einer Verwahrung wegen der gefährdeten Standesehre veranlaßt hat. Dieses selbe Lied konnte man in der ersten Hälfte der siebziger Jahre auf den Bahnhöfen in Deutsch-Lothringen wieder hören. Wir verzichten darauf, es wiederzugeben. Die eben erwähnten französischen Unterhändler boten damals der bethörten Bevölkerung des Landes alles; sie vermittelten Gelegenheiten zu Scheinoptionen, Empfehlungen bei den Vorständen der Vereine für Versorgung von Elsässern und Lothringern in Frankreich oder für deren Beförderung in die Fremdenlegion und in die Gründungen des Grafen d'Haussonville in Algier, sie besorgten die sogenannten „Reintegrationen," d. h. die mit ermäßigten Gebühren verbundene Wiederaufnahme in den französischen Staatsverband, eine Erfindung der juristischen Fakultät in Nancy, sie bestellten persönlich die ordres de convocation für die Übungen der französischen Reserve und der Territorialarmee, kurz sie waren stark begehrte Helfer in allen Nöten, die durch die Trennung des Landes von Frankreich entstanden waren. Wenn man je in Zweifel darüber sein konnte, ob die Einführung des Paßzwanges gerade in Lothringen von Bedeutung und Nutzen sein sollte, so wird die Hinweisung auf die Thätigkeit dieser Pferdehändler in ihren langen blauen leinenen Kitteln oder der feiner gekleideten marchands de terres genügen, um jeden Zweifel darüber zu beseitigen. Etwas Ruhe in dieser fieberhaften und künstlich durch Erregung der Kriegsfurcht oder der Hoffnung auf Frankreich genährten Bewegung trat ein, als Mitte der siebziger Jahre kurz hinter einander einige bessere Ernten folgten, die mit einer gewissen politischen Sammlung in Frankreich und mit einem Nachlasse des Rachegeschreies zusammentrafen. Aber diese Ruhe hielt nicht an. Es war ein Spiel des Zufalls, daß mit der Wiedererstarkung der französischen Rachebestrebungen die Einführung der deutschen Gerichtsgesetzgebung zusammenfiel. Wie früher in den Rheinlanden, so wurde auch besonders in Lothringen die Furcht vor den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung über die Vorrechte der Pfandgläubiger in der wüstesten Weise ausgebeutet. Es wurde eine Panik der Gläubiger künstlich geschaffen, und die Gerichtsvollzieher hatten damals gute Tage: die in Frankreich weilenden Eigentümer dehnten vergeblich die auch früher übliche Langmut bei der Eintreibung der fälligen Pachtzinsen über das gewöhnliche Maß aus. Wie sollten sie auch Pächter finden, die in die gewöhnlich neun- oder achtzehnjährige Pacht eingetreten wären und insbesondre, wie dies ortsüblich ist, Vieh und Fahrnis mitgebracht hätten? Die Pachtverträge auf längere Zeit wurden auch wegen der Höhe der Gebühren immer seltener. Das Endergebnis dieser ganzen Bewegung war, daß an der ersten Sachlage im ganzen wenig geändert war. Die Güter blieben meist in Händen der französischen Eigentümer. Die französische Gesetzgebung über das eheliche Güterrecht, über die Verwaltung von Mündelgütern u. s. w. hatte zur Erwerbung oder Beibehaltung von

Grund und Boden vielfach bestimmt. Dieser Entstehungsursache entsprach der Umstand, daß diese Güter nicht etwa von den Eigentümern bewirtschaftet, sondern verpachtet wurden. Die Optionsbewegung und der damit verbundne Güterschacher hat im ganzen keine bedeutende Verschiebung des Besitzes zustande gebracht. Der erste Besitzwechsel ist vielfach rückgängig geworden, oder der Besitz ist in den Händen französischer Güterhändler geblieben, während die Strohmänner, die sogenannten prête-noms, wieder verschwanden, wie sie aufgetaucht waren. Nach langjährigen Beobachtungen können wir wohl die Behauptung aufstellen, daß, wenn wir vom Waldbesitze absehen (etwa 26 Prozent der Fläche, zumeist in Händen des Staates, der Gemeinden oder öffentlichen Anstalten), wohl ein Drittel des der Landwirtschaft gewidmeten Bodens von Lothringen — große und kleine Güterparzellen u. s. w. zusammengerechnet — heute noch Eigentum französischer Staatsangehörigen ist, die bei der Option oder Auswanderung, sei es der schlechten Güterpreise wegen, sei es in der Hoffnung auf baldige Rückkehr, ihre Güter oder Parzellen nicht veräußert hatten. Wenn wir die größern Güter gesondert betrachten, so können wir nach ungefährer Schätzung annehmen, daß in Lothringen, wo überhaupt fast acht Zehntel aller größern Güter des Reichslandes liegen, während sich der Rest auf Unter- und Oberelsaß beinahe gleich verteilt, weit mehr als die Hälfte der größern Güter in den Händen von Franzosen oder doch von Einheimischen ist, deren Kinder nach Frankreich ausgewandert sind. Im Unterelsaß liegen die Verhältnisse etwas günstiger für die deutsche Sache, doch dürften die Güter noch immer zur Hälfte in den Händen von Franzosen sein, während im Oberelsaß der einheimische Besitz überwiegt. So waren z. B. noch vor wenigen Jahren etwa sechzig größere Güter des Landkreises Metz in den Händen adlicher Familien, fast die Hälfte des dortigen Großgrundbesitzes. Von diesen sechzig Eigentümern waren fünfzig Franzosen, die übrigen Einheimische. An dieser Sachlage dürfte sich seitdem wenig geändert haben. Wenn nun auch aus den übrigen Landkreisen des Bezirks Lothringen nicht so viele Großgrundbesitzer auswanderten als aus der Umgegend von Metz, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß weit mehr als die Hälfte der größern Güter in Lothringen französischen Eigentümern gehört. Das ist ungefähr die heutige Sachlage.

Die Unternehmung Preußens, in Posen eine deutsche Besiedelung anzubahnen, hat die Aufmerksamkeit wieder auf Lothringen, auf unsre westliche Grenzmark gelenkt, und es ist nicht zu verwundern, daß vielfach die Vorstellung geweckt geworden ist, als ob in Lothringen ähnliche Verhältnisse wie in der deutschen Ostmark vorlägen. Diese irrtümliche Vorstellung muß vor allem beseitigt werden. Lothringen ist zwar im ganzen und großen kein hoch entwickeltes Kulturland, aber die Besiedelung des Gebietes ist eine regelmäßige, wenn auch die Bevölkerung dünn gesät ist. Während im Oberelsaß auf den

Quadratkilometer 130 Personen der Zivilbevölkerung kommen, im Unterelsaß 125, fallen auf Lothringen nur 76. Dieses Verhältnis entspricht aber der extensiven Bewirtschaftung des Bodens. Die kleinen Landgemeinden sind vorherrschend; 1880 wurden von den 754 Gemeinden des Bezirks 461 gezählt, die weniger als 500 Seelen hatten; 215 Gemeinden hatten 500 bis 1000 Seelen, 73 Gemeinden durchschnittlich 1700 Seelen; abgesehen von Metz sind im ganzen Bezirke nur 4 Orte mit mehr als 5000 Seelen. Das Steuersoll der vier direkten Landessteuern betrug 1883/84 in 551 von 754 Gemeinden des Landes weniger als 5000 Mark. Der Flächeninhalt von 727 Gemeinden ist geringer als 2000 Hektare; nur 25 Gemeinden haben größere Flächen, die überhaupt meist durch Wald gebildet sind. Die Fluren von 549 Gemeinden sind unter 1000 Hektaren. Wenn man aber meint, daß in Lothringen „mehrere größere Länderkomplexe" zu erwerben seien, auf denen „praktische Kolonisation" getrieben werden soll, oder daß in Lothringen noch Platz sei, um „deutsche Sprachinseln oder Gemeinden im französischen Sprachgebiete" zu bilden, wie es in einer hier im vorigen Jahre in Umlauf gesetzten Einladung zum Grunderwerbe in Lothringen heißt, so beruht dies auf einer völligen Verkennung des Sachverhalts. Großgrundbesitz, wie im preußischen Osten, ist in Lothringen nicht zu suchen. Was geschlossene größere Güter betrifft, so sind die von Napoleon I. geschaffenen Majorate, die nach dem Gesetze vom 12. Mai 1835 in der zweiten Geschlechtsfolge in freies Eigen übergehen sollten, bis auf eins verschwunden. Die alten Lehnsgüter des lothringischen und oberrheinischen Adels im Lande sind schon während der endlosen Kriege des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von den Eigentümern aufgegeben und zertrümmert, vielfach unter Ludwig XIV. mit Beschlag belegt und verkauft worden. Die Revolution hat an der Zerstörung der adlichen und der Klostergüter weiter gearbeitet. Es ist überdies zu bemerken, daß einerseits die adlichen Lehnsgüter selten größere Wirtschaften hatten und den größeren Teil der Einkünfte aus der Gerichtsbarkeit, den Zehnten und einer Reihe von Zinsen, Gülten und Gefällen zogen, anderseits die Klöster, abgesehen von den an den Staat gefallenen Waldungen, selten geschlossenen größern Besitz hatten, sondern zerstreute Hofgüter, die sie selbst bewirtschafteten oder in Erbpacht gaben. So erklärt sichs, daß größere Besitze im Verhältnis zu der großen Anzahl der frühern Lehen und des Besitzes in toter Hand selten sind. Nur die Güter der Patrizier von Metz, der sogenannten Paraiges, haben sich in nächster Umgebung der Stadt der Mehrzahl nach im alten Umfange erhalten, weil Frankreich dafür sorgte, daß diese Güter an die Familien der Räte des 1633 errichteten Parlaments von Metz verliehen wurden. In dem zum alten Herzogtume gehörigen kleinsten Teile des Landes hatten die Herzoge, teils um den Trotz der zu den alten Assisengeschlechtern gehörigen grands et petits chevaux de Lorraine zu brechen, teils um Anhang gegenüber Frankreich zu gewinnen, eine Menge von

Herrschaften, Marquisaten, Grafschaften und Baronien geschaffen, die meist den neugeadelten Familien verliehen wurden, deren man 1680 900 zählte. Aber mit dem Grundbesitze dieser Herrschaften war es meistens kläglich bestellt. Die Standeserhöhung zog höchstens die Kosten der Errichtung eines Galgens oder eines Taubenschlages nach sich; der Umfang der Hofgüter blieb derselbe; es blieb meist bei der ferme franche, die nach den lothringischen coutûmes zu jedem adlichen Sitze gehörte. Man sagte in Lothringen sprichwörtlich: Qui a pignon à Nancy, a château en Lorraine. Daneben entstand etwa seit dem sechzehnten Jahrhundert eine Reihe andrer Güter, indem aus den Rodungen, die durch den Holzbedarf der Salinen in Dieuze, Vic, Moyenvic, Saléaux, Chambrey, Marsal, Harraucourt, Salones, Haboudange, Château-Salins u. s. w. entstanden, sowie aus den Rodungen der wandernden, mit besondern Privilegien ausgestatteten Glashüttenbesitzer Höfe gebildet wurden, von denen noch eine große Anzahl besteht. Es läßt sich nur aus der ursprünglichen großen Anzahl von Lehen, Stifts- und Klostergütern, sowie aus den spätern Hofbildungen erklären, daß trotz der mannichfachen Zerstückelungen, die der Großgrundbesitz erfuhr, heute doch noch in Lothringen weit mehr Mittelgüter von 50 bis 200 Hektaren sich finden als im Elsaß. Der große zusammenhängende Besitz der alten lothringischen haults hommes und die riesigen Ländereien der großen Herren im Westrich, der Finstingen, der Rheingrafen, der Rixingen, Kriechingen, Leiningen, Saarwerden, Dhaun, Oberstein, Rollingen, Rodemachern, Sierk, Warsberg u. s. w. und ihrer Erben sind seit Jahrhunderten in Fetzen zerrissen, und nur einige größere Waldungen, meist in den Händen des Staates, erinnern noch an die alten Herrschaften. In Lothringen bestätigt sich die alte Erfahrung, daß der Großgrundbesitz, wo er sich noch findet, feudalen Ursprungs ist, daß dagegen in späterer Zeit größere Güter meist nur durch Rodungen, selten durch Käufe entstanden sind. Wer also glaubt, daß in Lothringen große, nach deutschen Begriffen große Güter zu haben wären, der würde sich irren, und wenn der eben erwähnte Aufruf von der Erwerbung „großer Ländereien" spricht, so ist das für den Landeskundigen einfach unverständlich. Wenn aber noch obendrein von Gründung ganzer Dorfschaften die Rede ist, so kann man darunter wohl nur verstehen, daß dabei an die Rodung von Waldungen oder die Trockenlegung einiger Weiher gedacht wird; denn wo sollte sonst noch Platz für Dorfschaften sein? Im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sind in Lothringen über hundert Dörfer verschwunden, und die Verwaltung arbeitet gleichwohl seit 1870 an Rückbildung der allzukleinen Gemeinden, die oft mit mäßigen Gutsbezirken zusammenfallen. Wo soll da noch Platz für Neugründungen sein?

Von dem Gedanken, daß in Lothringen ähnliche Verhältnisse vorlägen wie in Posen, muß also ganz und gar abgesehen werden. Nur das ist wahr, daß in Lothringen noch mehr Mittelgüter als im Elsaß vorhanden sind. Es

ergiebt sich dies aus folgender Zusammenstellung, zu deren Verständnis wir übrigens bemerken müssen, daß sie nach Gemeindefluren berechnet ist, daß also dabei die allerdings seltenen Fälle nicht berücksichtigt sind, wo ein Gutsbesitz in eine benachbarte Flur hinübergreift.

Es sind 1882 gezählt worden landwirtschaftliche Betriebe von:

	20—50 Hektaren	50—100 Hektaren	100—200 Hektaren	200—500 Hektaren	500—1000 Hektaren	1000 und mehr Hekt.
im Unterelsaß . .	824	63	10	4	1	1
im Oberelsaß . .	960	111	35	2	—	—
in Lothringen . .	2475	885	501	14	1	—
in Elsaß-Lothringen	4259	1059	546	20	2	1

Obwohl wir diese Ziffern keineswegs als ganz genau bezeichnen möchten, so können wir doch daraus mit Sicherheit entnehmen, daß in Lothringen die Gelegenheit zur Erwerbung von Gütern von 50—200 Hektaren viel häufiger ist als im Elsaß.

Die wirtschaftliche Thatsache wollen wir einstweilen auf sich beruhen lassen. Politisch, nicht wirtschaftlich, ist dabei von Bedeutung, daß die große Mehrzahl dieser Güter in französischen Händen ist. Die Eigentümer fanden bei der Optionsbewegung keine Gelegenheit zum Verkauf, oder sie wurden durch vermögensrechtliche Rücksichten zur Beibehaltung des Eigentums bestimmt. Auch wollte mancher, sei es in der Hoffnung auf eine Wandlung der Dinge, sei es in der Meinung, daß man sich für den Fall einer Umwälzung in Frankreich ein buen retiro im Reichslande offen halten müsse, sich seines Grundbesitzes nicht entäußern. Politisch ist es ferner von Bedeutung, daß der Kleinbesitz bis herab zu den geringfügigsten Parzellen heute noch in bedenklichem Maße im Besitze von Optanten und Auswanderern ist. Das sind die politischen Gründe, die für eine Kolonisirung oder besser gesagt für die Förderung der Einwanderung deutscher Landwirte sprechen. Die wirtschaftlichen Gründe sind dabei von untergeordneter Bedeutung insofern, als das Land sich wirtschaftlich in den alten Geleisen noch lange fortbewegen mag. Es kann aber heute, wo wir Wichtigeres im Lande zu thun haben, nicht als nächste Aufgabe des deutschen Reichs bezeichnet werden, deutsche Landwirte in Lothringen nur zu dem Zwecke einzuführen, damit dieses genügend besiedelte, wenn auch landwirtschaftlich nicht hoch entwickelte Land durch Musterwirtschaften über seine Entwicklungsfähigkeit belehrt werde.

Lothringen ist auch kein Gegenstand für die Gewinnsucht von Leuten, die Güter unter dem Preise kaufen wollen, um gute Geschäfte zu machen, und sollte dies auch heute wie allenthalben in der Welt hie und da der Fall sein, so würde doch die Predigt eines wirtschaftlichen oder nationalen Kreuzzuges

nach Lothringen die Preise in die Höhe schrauben, denn die meisten Güter sind zwar käuflich, aber doch nicht unter allen Umständen käuflich.

Es ist aber ein unleugbares nationales Bedürfnis, daß mit den Zuständen in Lothringen aufgeräumt werde, die mit einem Vorherrschen der französischen Einflüsse ungefähr gleichbedeutend sind.

Wie schon unmittelbar nach dem Kriege, so ist auch wieder in jüngster Zeit eine Reihe von Kaufliebhabern ins Land gekommen, die mit wenigen schon erwähnten Ausnahmen nach der ersten Umschau meist wieder verschwunden sind, ohne weiter von sich hören zu lassen, oder auch mit ihren Klagen über die erfahrenen Enttäuschungen nicht zurückhalten. Meist ergiebt sich, daß man die Preise noch ziemlich ansehnlich findet, sodann wird über den schlechten Zustand der Wirtschaftsgebäude, besonders der Stallungen, aber auch der Keller, der Scheunen, der Brennereien u. s. w. Klage geführt, über die Schwierigkeit, an Ort und Stelle Dienstboten und Arbeiter zu finden, über die Höhe der Tagelöhne, über die mangelhafte Schulung dieser Hilfskräfte, über die unüberwindliche Abneigung der Knechte, Ochsen als Gespann zu benutzen, wodurch die Aufzucht von Mastvieh erschwert wird, über den schlechten Stand der Weinberge, über die gründliche Verschiedenheit der landwirtschaftlichen Gewöhnungen, über den schwächlichen und herabgekommenen Pferdeschlag u. s. w., ganz besonders aber über die staatlichen und Notariatsgebühren für den Eigentumsübergang, die durchschnittlich sieben Prozent des Kaufwertes betragen. Regelmäßig aber vernimmt man zum Schlusse die Selbstanklage, daß man nicht schon den ersten Bedenken, die daheim entstanden, Bedeutung beigelegt habe. Lothringen werde voraussichtlich den Schauplatz des nächsten Krieges bilden, und das Land müsse einer schlimmen Zukunft gewärtig sein; wer sich dort niederlassen wolle, müsse alles wagen. Davon aber abgesehen sei eben Lothringen ein ganz und gar französisches Land, worin der Altdeutsche sich nie heimisch finden werde.

Diese stets wiederkehrenden Bedenken verdienen eine ernsthafte Betrachtung. Auf das erste Bedenken, daß Lothringen einmal den Kriegsschauplatz bilden werde, können wir allerdings nur einwenden, daß diese Gefahr in Posen, dessen Besiedelung durch Altdeutsche einen ruhigen Fortgang nimmt, sicher nicht minder besteht. Wenn die Menschen nicht anstehen, auf den durch Erdbeben oder durch vulkanische Ausbrüche zeitweise verwüsteten Stätten sich wieder anzusiedeln, so wird die treibende Kraft im Leben der Völker, die Hoffnung, die Menschen auch nicht abhalten, sich da niederzulassen, wo Krieg droht. Der durch die französischen Bemühungen bedenklich gesteigerte Haß läßt zwar für den Fall eines Krieges Schlimmes befürchten, aber die Grundsätze des Völkerrechtes gewähren doch die Gewißheit, daß der Sieger seinen Freunden Entschädigung zu verschaffen wissen werde, und die Zuversicht, daß Deutschland siegreich bestehen werde, lebt doch im ganzen deutschen Volke. Wenn aber

diese Befürchtung Spekulanten fern hält, die sich nur rasch bereichern wollen, so können wir dies nicht für ein Unglück ansehen.

Das zweite Bedenken aber, daß Lothringen ein gänzlich verwälschtes und diesem Schicksale für immer verfallenes Land sei, können wir in keiner Weise als zutreffend erachten. Lothringen ist nach Sprache und Sitte ein überwiegend deutsches Land, und es ist in gewissen Gebietsteilen deutscher als das Elsaß, da diese Landstriche teils 1769 vom österreichischen Luxemburg abgetrennt, teils durch den Frieden von Lunéville 1801 mit Frankreich vereinigt wurden, während Elsaß thatsächlich seit 1648 oder 1680 französisch war. Lothringen ist überdies nicht als ein Land zu betrachten, worin das deutsche Wesen niemals den Vorrang gewinnen werde; im Gegenteile scheint Lothringen dazu berufen und angelegt zu sein, durch Einwanderung und Verschmelzung rascher für Deutschland gewonnen zu werden, als das Elsaß, das seinen alemannischen Stammestrotz durch die Wahnvorstellung nährt, als sei das Land von jeher Bestandteil der großen französischen Nation gewesen. Dem deutschen oder gemischten Sprachgebiete gehören in Lothringen etwa 75 Prozent der Zivilbevölkerung, 56 Prozent der Gemeinden und 60 Prozent der Fläche an. Es ist überdies eine merkwürdige Thatsache, daß sich die deutsche Einwanderung mehr nach Lothringen wendet, als nach dem Elsaß.

Es sind gezählt worden Altdeutsche in der Zivilbevölkerung von:

	1875	1880	1885
Unterelsaß	14842	30872	41911
Oberelsaß	7966	12662	19075
Lothringen	15935	33482	49386

Ziehen wir aber von den Ziffern für die drei Bezirke die Anzahl der Altdeutschen in der Zivilbevölkerung der drei größten Städte ab, so finden wir Altdeutsche in der Zivilbevölkerung von:

	1875	1880	1885
Unterelsaß ohne Straßburg	4189	7953	11901
Oberelsaß ohne Mülhausen	4295	6200	8721
Lothringen ohne Metz	10096	19292	32250

Es ergiebt sich aus diesen Zahlen, daß der Zug aus Altdeutschland nach Lothringen nicht nur nach Metz geht, wo heute schon die Mehrheit der Geburten und Eheschließungen der deutschen Einwanderung angehört, sondern auch in die kleinern Orte und ins Land selbst.

Dieser Zug nach Lothringen besteht von alten Zeiten her und ist durch die Ereignisse von 1870 nur stark gefördert worden. Der Zuzug kommt meist

aus den Rheinlanden. Bei dieser Einwanderung vollzog sich früher die Anschmiegung an die Sitten der neuen Nachbarn und ursprünglichen Stammesgenossen so rasch und so leicht, daß schon die zweite Geschlechtsfolge in Art und Wesen, in Mundart und Gesinnung von den Dorfgenossen nicht mehr zu unterscheiden war, während einerseits die Nachkommen der unter Ludwig XIV. und XV. ins Land gebrachten Kolonen aus der Freigrafschaft Burgund, aus der Champagne, Auvergne, aus Bar und der Picardie durch Mundart und Absonderung von den Nachbarn heute noch sich etwas auszeichnen, wie sich der Lothringer und der „Messin" unterscheiden und mit einander nicht verwechselt werden wollen. Der Enkel eines eingewanderten Rheinfranken ähnelt heute so gut einem Bitscher oder einem Saargemünder, als seinem mütterseitigen Vetter, der seinen väterlichen Stammbaum auf das westliche und südliche Frankreich zurückführt. Seit 1870 bewahrt aber der deutsche Einwanderer seine Nationalität fester. Der Lothringer besitzt von Haus aus keine bedeutende nationale Widerstandsfähigkeit; es liegt ganz in den Händen der deutschen Regierung, der Gefahr der Verwälschung deutscher Einwanderer durch die nachdrücklichste Handhabung der Bestimmungen über den deutschen Sprachunterricht und die Unterrichtssprache in den Schulen, wie über die amtliche und gerichtliche Geschäftssprache vorzubeugen. So glauben wir denn mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß Lothringen zur Verdeutschung auf dem Wege der Einwanderung weit eher bestimmt und geeignet sei, als Elsaß durch Bekehrung der höhern Stände von einem nationalen Wahne oder der untern Stände von der Gewöhnung, die Wanderpfade der Voreltern gegen Westen zu verfolgen, gewonnen werden wird.

Nicht ohne Absicht haben wir vielleicht etwas über Gebühr auf die geschichtliche Gestaltung der Besitzverhältnisse in Lothringen zurückgegriffen. Wir wollen darauf hinweisen, wie es seinerzeit dem französischen Königtum gelungen ist, Lothringen und die Bistümer, die durch die französische Handels- und Zollpolitik jener Zeit auf den Verkehr mit Deutschland, Holland und die Schweiz angewiesen waren, im ganzen durch den Nachdruck des Staatsgedankens, im einzelnen aber durch die Zuwendung von Lehen und durch die Besiedelung des Landes mit Einwanderern, durch die Eröffnung der Stifte, Kapitel und Klöster für die Standesgenossen aus Frankreich für das nationale Leben zu gewinnen. Frankreich hatte bei der Lösung dieser Aufgabe einen großen Vorteil voraus, die Willkür des absoluten Regiments und alle Machtmittel des Lehenrechtes. Diese Wege sind uns verschlossen; wir müssen aber doch untersuchen, ob es nicht möglich wäre, ohne die Grenzen des Rechtsstaates zu verlassen in zeitgemäßer Weise für die deutsche Sache thätig zu sein.

Es ist vor einiger Zeit aus archivalischen Quellen in Wien ein Brief veröffentlicht worden, den der ehemalige Kronprinz Ludwig von Baiern an

Kaiser Franz I. von Österreich am 11. April 1814, bald nach Einzug der Verbündeten in Paris, gerichtet hat. Der patriotische Fürst empfiehlt, den deutschen Orden wieder herzustellen und ihm ein Stück des linken Rheinufers, sowie die ehemaligen Kommenden des Malteserordens deutscher Zunge im Elsaß zu überlassen. Heute würde wohl niemand mehr auf den Gedanken kommen, daß man Deutschherren oder Marianer nach Lothringen verpflanzen sollte. Aber der Gedanke, der dem baierischen Kronprinzen vorschwebte, daß man durch Überlassung gebundenen Großgrundbesitzes an Deutsche in der deutschen Westmark eine politische Aufgabe erfüllen könne, ist heute noch, ins Zeitgemäße übertragen, beachtenswert. Seit Jahren ist eine recht bedeutende Anzahl von Versuchen gemacht worden, für deutsche Adelsfamilien größere Güter im Reichslande zu erwerben. Aber niemals ist die Sache über diesen ersten Versuch hinaus gediehen. Denn mit der Eröffnung, daß nach der bestehenden französischen Gesetzgebung Fideikommisse oder Majorate nicht gegründet werden können, schwand sofort die Lust an Erwerbungen. Wir haben diese Einrichtungen in ganz Altdeutschland mit Ausnahme von Oldenburg. Die Einrichtungen bestanden auch früher im Reichslande, wo sie 1835 verschwanden, weil die Orleans einer napoleonischen Schöpfung keine Vorrechte vor den andern grundbesitzenden Familien auf die Dauer zuerkennen wollten. Ein Gesetz, das die Substitutionen wieder zulassen und die Errichtung von Gütern, die ein bestimmtes Steuersoll an Grundsteuer entrichten, zu Majoraten nach deutschem Muster gestatten und dabei einerseits den Besitz des Adels als Vorbedingung ausschließen, aber die deutsche Staatsangehörigkeit der ersten Besitzer und der Nachfolger als unerläßliche Voraussetzung der ersten Gründung wie des Fortbestehens der Majorate zur Regel machen wollte, hätte sicher den Erfolg, daß nicht nur die einheimischen Grundbesitzer von den gebotenen Vorteilen Gebrauch machen würden, sondern daß sie sich auch mehr und mehr von der Erwerbung französischer Rente oder ausländischer Werte ab- und der Gütererwerbung zuwenden würden, während nicht zu bezweifeln ist, daß auch Altdeutsche die Gelegenheit zur Festigung des Familienvermögens aufsuchen würden, die in Altdeutschland bürgerlichen Kreisen verschlossen ist. Politische Vorrechte aber mit solchem Grundbesitze zu verbinden, etwa Anspruch auf Berufung in ein Herrenhaus, das wäre ein Fehlgriff. Der Grundbesitzer erwirbt und wahrt sich im Reichslande seine Stellung durch den natürlichen Einfluß, den der Besitz verleiht, durch dieses privilège anonyme, das an Stelle der alten Privilegien getreten ist, die die Revolution abgeschafft hat. Der Vorrang vor den einheimischen Gutsbesitzern, die alles in Pacht geben und höchstens bei der Weinlese oder bei der Hubertusjagd eine Rolle spielen, würde dem deutschen Landwirt, der sein Gut selbst bewirtschaften und sich nicht nur durch Besprechungen, sondern durch Bethätigungen landwirtschaftlicher Besserungen hervorthun würde, gar bald gesichert sein. Der altdeutsche Großgrundbesitzer bedürfte keiner

durch den Staat gemachten Stellung; er kann sich diese Stellung selbst schaffen.

Doch wir hören schon die Einwendungen, daß Elsaß-Lothringen nicht durch Neubelebung vormärzlicher Einrichtungen gewonnen werden könne. Wir möchten aber, ganz abgesehen davon, daß solche Einrichtungen heute noch fast in ganz Deutschland bestehen, nur daran erinnern, daß Napoleon I. unmittelbar nach der Revolution keine Bedenken trug, Einrichtungen zu schaffen, die denen des ancien régime ähnlich waren. Warum sollte das deutsche Reich Bedenken tragen, im Reichslande die Möglichkeit zu eröffnen, den erblichen Besitz von Großgütern zu festigen, wie dies im ganzen Reiche — mit Ausnahme von Oldenburg und dem Reichslande — zulässig ist? Der Landwirtschaftsrat für Elsaß-Lothringen hat sich zwar jüngst, in seiner Sitzung vom 5. Juni v. J., dahin ausgesprochen, daß ein Bedürfnis für Errichtung von Fideikommissen nicht bestehe; doch ist diesem gelegentlich abgegebnen Gutachten einer Körperschaft, die nur den Standpunkt der Landwirtschaft zu vertreten hat, bei Beurteilung der politischen Seite der Frage keine besondre Bedeutung beizumessen. Daß durch eine entsprechende gesetzliche Bestimmung die deutsche Einwanderung in Lothringen wesentlich gefördert werden würde, ist nicht zu bezweifeln. Doch wäre mit der Eröffnung der Möglichkeit, im Reichslande Fideikommisse oder Majorate zu gründen, nur ein Teil der nationalen Aufgabe erfüllt. Es müßte vor allem darauf Bedacht genommen werden, kleinere Grundbesitze zu bilden und deutsche Landwirte und Tagelöhner in den Dörfern von Lothringen anzusiedeln. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Gründung neuer Dorfschaften nicht nur schwierig, sondern auch zwecklos wäre. Ludwig XIV. hatte in dieser Beziehung leichtes Spiel. Wie wir aus den sogenannten procès verbaux de remembrements bei Wiedererrichtung der Lehengüter ersehen, waren damals die Dörfer ganz oder nahezu verlassen, und der König sicherte den Ansiedlern Eigentum zu, die nachweisen konnten, daß sie ein offnes Gut bestellt und die Ernte davon eingebracht hatten. Eine solche Sachlage liegt heute nicht vor. Heute handelt es sich in der Hauptsache darum, deutsche Landwirte in den bestehenden Ortschaften einzubürgern. Hier drängt sich aber zunächst ein erstes Bedenken auf. Wird der vorhandne Zug nach Westen genügen, die Lücken auszufüllen und insbesondre den Bedarf an Hilfskräften für die Landwirtschaft zu decken? In dieser Beziehung würde sich voraussichtlich, wenn deutsche Großgrundbesitze im Lande entstünden und kräftig nach deutschem Muster bewirtschaftet würden, das Bedürfnis fühlbar machen, deutsche Knechte und Mägde sowie deutsche Tagelöhner und Handarbeiter heranzuziehen; denn auf dem heute noch bestehenden Gesindemarkte in Metz (la loue) oder durch Unterhändler, die sonst zwischen Bedarf und Nachfrage vermitteln, würden sich geeignete Leute schwerlich finden lassen. Einem solchen Bedürfnis muß auch auf die Dauer gesteuert werden. Früher behalf man sich vielfach durch fahrende

Arbeiter, die kamen und gingen: für die Erntezeit, für das Hopfenpflücken, für die Heuernte, für die Weinlese oder das Krautschneiden; dieses ziehende Volk bleibt jetzt vielfach aus. Aber wenn auch deutsche Dienstboten ins Land gebracht würden, so würde doch das fortwährende „Wandeln," wie man in Lothringen den Pacht- oder Dienstwechsel nennt, unausbleiblich eintreten, und zwar schon wegen der voraussichtlichen Verfeindung mit den einheimischen Dorfleuten. Für die Gutsbesitzer wie für die deutsche Sache wäre damit sehr wenig gewonnen. Die größern Gutsbesitzer würden sehr bald genötigt sein, durch Verpachtung von Häusern oder kleinerm Besitz sich den Bedarf an jederzeit bereiten Hilfskräften dauernd zu sichern.

Man sieht, daß sich für Grundbesitzer, die die Güter selbst bewirtschaften wollten, gar bald bedeutende Schwierigkeiten ergeben würden, denen nur durch einen Nachschub aus der Heimat und durch dessen Seßhaftmachung wirksam begegnet werden könnte.

Diese Verhältnisse weisen auf eine Lösung hin, wie sie in Preußen für die östlichen Provinzen versucht wird.

(Schluß folgt)

Sybel über die Gründung des Reiches

Nachdem uns Heinrich von Sybel vor einigen Jahren in seiner Darstellung der „Revolutionszeit von 1789 bis 1800" den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geschildert hat, giebt er uns jetzt die beiden ersten Bände eines Werkes, das gewissermaßen die Fortsetzung dieser historischen Arbeit und in seinem Inhalte das Gegenstück dazu bilden wird. Es nennt sich Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. (München und Leipzig, R. Oldenbourg) und ist, wenn sich das frühere schon durch ausgedehntes und gründliches Quellenstudium auszeichnete, insofern noch wertvoller, als dem Verfasser dabei der Einblick in die preußischen Staatsakten in weitem Umfange gestattet war, indem er vom Reichskanzler im März 1881 die Erlaubnis erhielt, dazu die Bestände der Staatsarchive sowie der Registratur des Auswärtigen Amtes zu benutzen, „eine kaum absehbare Fülle des trefflichsten Materials, ministerielle Erlasse und Berichte der Gesandten,

Sitzungs- und Konferenzprotokolle, Telegramme und Korrespondenzen aller Art, zahlreiche Noten der fremden Mächte, wichtige Kammerverhandlungen und Zeitungsausschnitte, alles wohlgeordnet. Erwünschte Ergänzungen lieferten die Akten des Staatsministeriums, des großen Generalstabs, mündliche Mitteilungen der an den Ereignissen mitwirkenden oder ihnen nahestehenden Personen, sowie für die gegnerische Politik die alten Archive von Hannover, Kurhessen und Nassau."

Verbürgt das nun die volle Wahrheit? Ist damit das Ideal dessen erreicht, was die Kunst des Geschichtsschreibers an Material bedarf? Sybel sagt: „Es war damit für den größten Teil meiner Arbeit die Möglichkeit gegeben, nach den Dokumenten selbst, die im Gange der preußischen Aktion erwachsen waren oder denselben bestimmt hatten, die Geschichte jener Jahrzehnte zu schreiben. Auf das genaueste ließ sich jede Wendung der preußischen Politik, in den entscheidenden Krisen oft Tag für Tag, ja zuweilen Stunde für Stunde verfolgen." Das wäre gewiß viel und würde das Gefühl stolzer Schöpferkraft rechtfertigen, mit dem der Verfasser fortfährt: „Ich glaube es aussprechen zu dürfen, daß nach so zahllosen unvollständigen, halbwahren oder unwahren Darstellungen hier ein treues und umfassendes Bild der preußischen Bestrebungen gegeben wird. Man wird überrascht sein, wie viele bedeutende Momente in diesem Zusammenhange zum erstenmale an das Licht treten oder doch in neuer Beleuchtung erscheinen." Wenn sich nur gegen den Wert mancher von diesen zahlreichen Quellen und ihre Benutzung nicht einiges einwenden ließe. Es ist viel, was dem Verfasser des Werkes zu Gebote gestanden hat, sehr viel mehr als das, was andre vor ihm haben benutzen können, aber dennoch nicht alles, was notwendig gewesen wäre, um Superlative wie „auf das genaueste" und ihre Anwendung auf „jede Wendung der preußischen Politik" zu rechtfertigen. Dazu wäre zunächst erforderlich gewesen, daß der Verfasser nicht bloß die preußischen Archive und einige von den gegnerischen, sondern auch die übrigen hätte benutzen dürfen; denn „ihr sollt sie billig hören beede." Dann aber, hat er von den für sein Unternehmen wichtigen preußischen Dokumenten alles gesehen, auch die Sekreta und Sekretissima, und, war das der Fall, hat er alles für sein Buch zu verwenden Erlaubnis gehabt? Wir brauchen wohl kaum Gründe dafür anzugeben, wenn wir das stark bezweifeln. Das Material also, mit dem er gearbeitet hat, wird allerdings reich, aber bei aller Fülle unvollständig, und zwar für sehr wichtige Fragen unvollständig gewesen sein. Dazu kommt noch ein Punkt, über den wir keinen Geringern, als den Fürsten Bismarck Kritik üben lassen wollen. Sybel spricht, wenigstens mittelbar, von seinem Material, als ob es etwa von gleichem Werte wäre, wie Rankes venezianische Gesandtschaftsberichte. Der Bundeskanzler aber äußerte sich*) am 22. Februar 1871

*) Vgl. Graf Bismarck und seine Leute von Moritz Busch, 7. Auflage, S. 626 ff.

in Versailles über Gesandtschaftsberichte und deren Verwertung für historische Zwecke: „Es ist großenteils Papier und Tinte darauf. Das Schlimmste ist, wenn sies lang machen. Ja, bei Bernstorff, wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist mans gewohnt. Aber wenn ein andrer einmal viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts drin ist. — Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet, man könnte sie viel eher hineinsehen lassen. Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was der Gortschakoff oder was der Gladstone oder Granville mit dem gemeint haben, was der Gesandte berichtet. Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntnis der Verhältnisse. Die Hauptsache liegt aber immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mitteilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt." Er führte dann eine Anzahl von Beispielen an und schloß: „Das erfährt man nur auf vertraulichem Wege und nicht auf amtlichem." Manches hiervon fällt allerdings bei Sybel weg, da sich ihm die Archive nicht erst nach dreißig Jahren aufgethan haben, er also den Berichterstattern und ihren Gegenständen näher stand, als er sich mit ihnen beschäftigte, und da ihm, wie mehrfach ersichtlich ist, auch mündlich und zwar anscheinend vom Reichskanzler selbst Mitteilungen und Aufschlüsse zugekommen sind. In Betreff der Verarbeitung des Materials aber wird man von vornherein zweifeln dürfen, ob es überhaupt jemand möglich ist, über eine Zeit, in der wir noch mit dem einen Fuße stehen, und über Personen, die wir noch neben und über uns sehen, so frei und unbefangen zu reden, wie in etwa fünfzig Jahren. Der Verfasser ist ferner eingestandenermaßen nicht bloß Geschichtsschreiber, sondern auch Parteimann gewesen, „an keiner Stelle des Buches" hat er „seine preußischen und nationalliberalen Überzeugungen verleugnet." Er hat endlich wohl auch die Verpflichtung empfunden, den Voraussetzungen bestens zu entsprechen, unter denen ihm das amtliche Material anvertraut wurde, d. h. nach Möglichkeit zu billigen und zu loben, und dabei könnte Dankbarkeit mehr gethan haben, als vom Standpunkte der reinen geschichtlichen Wahrheit gestattet ist.

Wir heben das alles aber nur hervor, um zu verhüten, daß man in dem Sybelschen Werke das Ideal der Darstellung unsrer neuesten Geschichte zu finden erwarte. Das ist es nicht und konnte es nicht werden. Wohl aber ist es bis jetzt das beste Buch seiner Art. Das immer noch lückenhafte, aber

sehr reichhaltige Material ist mit größtem Geschick, mit wahrer Künstlerhand verarbeitet, nicht mit der warmen Farbe und der epischen Breite, die wir an Treitschkes entsprechenden Darstellungen wohlthuend empfinden, sondern kühler, knapper, mehr Plastik in Marmor, aber im großen und ganzen verständiger, parteiloser und zuverlässiger. Namentlich thut es wohl, daß Sybel allenthalben zu vermeiden bestrebt ist, Irrtümer und Mißgriffe der Partei, der er angehört, zu verhüllen und zu beschönigen, und daß er sich anderseits bemüht, das Thun und Lassen der Gegner billig, d. h. nach den geschichtlichen Voraussetzungen ihrer Stellung zu beurteilen, sie also nicht als Dummköpfe oder schlechte Gesellen aufzufassen. Verschweigt er manches, läßt er einige Stellen dunkel, so fällt durch sein Buch, soweit es vorliegt, doch auf nicht wenige Punkte mehr Licht, als durch alles, was sie bisher aufzuhellen bestimmt war. Wir können, um das zu zeigen, nicht seiner ganzen Erzählung in den beiden Bänden ins einzelne folgen, sondern müssen uns begnügen, einen kurzen Überblick über deren Gang zu geben, das Wichtigste, was darin neu ist, hervorzuheben und einige Charakterbilder herauszunehmen, die uns besonders gelungen zu sein scheinen.

Das erste Buch des ersten Bandes beginnt mit einleitenden Rückblicken auf die älteste Zeit der Deutschen und das heilige römische Reich, denen sich Betrachtungen über die Entwicklung Österreichs und Preußens, die Fremdherrschaft zwischen der Entstehung des Rheinbundes und der Vertreibung Napoleons durch die Befreiungskriege, die ersten Jahre des Bundestages, dann ein Kapitel über die Einwirkungen der Julirevolution und zuletzt ein Charakterbild des Königs Friedrich Wilhelm IV. anschließen. Wir begegnen hier allenthalben wohlbegründeten Urteilen, übersichtlicher Gruppirung der Thatsachen, feinen Bemerkungen, erfahren aber wenig Neues, und dem, was über die süddeutschen Landtage und die burschenschaftliche Bewegung gesagt wird, ziehen wir die Schilderungen Treitschkes als anschaulicher vor. Meisterhaft dagegen ist das Bild des romantischen Preußenkönigs gezeichnet, das wir, soweit es in die Zeit vor dem ersten Versuch der Deutschen, zur Einheit zu gelangen, fällt, in seinen Hauptzügen wiedergeben. Seine Ergänzung findet man in den folgenden drei Büchern, von denen das eine von den Anläufen dieses Versuchs durch die Parteien und Vertreter des Volkes, das nächste vom Scheitern desselben und das dritte von dessen Wiederholung im engern Rahmen durch die preußische Regierung erzählt. Friedrich Wilhelm wird von Sybel etwa folgendermaßen charakterisirt: Hochbegabt mit Anlagen und Interessen jeder Art, durch seine Erzieher auf religiöse, ästhetische und intellektuelle Entwicklung gerichtet, erschien er als Erwachsener kenntnisreich und geschmackvoll, von sprudelndem Geist, dabei sittenrein, gefühlsweich und leicht erregbar, immer aber enthusiastisch bei jeder hohen Aufgabe und erfüllt von warmem Vertrauen auf Gott und die Menschen. Hatte er eine Überzeugung gewonnen, so stand

sie unerschütterlich in seinem Innern fest; kam er jedoch in den Fall, sie praktisch durchzusetzen, so scheute er leicht vor Durchbrechung der Hindernisse zurück, aber wenn er dann für den Augenblick zu verzichten schien, blieb er doch bei seinem Sinne und nahm bei erster Gelegenheit den mißlungenen Versuch wieder auf. Seine Willenskraft war mehr passiv als aktiv, mehr zähe als energisch, sein Handeln stets weniger durch praktischen Verstand als durch Herzenswärme und allgemeine Doktrinen bestimmt. Auffallend trat bei ihm, dem Hohenzollern, der militärische Sinn zurück. Seine Generale klagten, daß er bei Revuen und Paraden ohne rechte Liebe zur Sache sein kriegsherrliches Geschäft erledige. Ritterlicher Sport galt ihm wenig, „er hat zu viel Nerven, zu wenig Muskeln," meinte ein alter Reiteroberst. Dagegen ging dem König das Herz auf, wenn er mit Meisterhand Zeichnungen von Landschaften entwarf, Risse von Bauwerken zu Papier brachte oder den Figuren alter Kirchenmusik lauschte. Dann war er von einer Liebenswürdigkeit, die die bedeutendsten Geister der Zeit unwiderstehlich an ihn fesselte. So Cornelius, so Rauch und so Humboldt. Ranke sagte einmal inmitten eines Kreises berühmter Gelehrten von ihm zu dem Könige Max von Baiern: „Er ist mein Meister, er ist Ihr Meister, er ist unser aller Meister." Die Vertrauten des Königs bei seinen politischen und kirchlichen Entwürfen, die Gerlach, Bunsen, Radowitz, standen bis an ihr Ende unter der Herrschaft seiner bezaubernden Persönlichkeit. Mit der bunten Fülle seiner Phantasie und dem unerschöpflichen Flusse seiner Gedanken war der König ein Meister der Rede in Ernst und Scherz, stets fand er für seine ästhetischen, religiösen oder politischen Betrachtungen ein treffendes oder doch blendendes Wort, und verwunderlich däuchte manchem die Leichtigkeit, mit der er gelegentlich aus dieser Sphäre idealer Begeisterung plötzlich in das Gebiet des Berliner Volkswitzes hinabsprang und auch hier Talent entwickelte. Das ungefähr war das Wesen des Königs, wenn man von seiner politischen Stellung und Richtung absah. Von dem Politiker sagt der Verfasser nicht weniger treffend: „Als Knabe vor dem Kriegsfürsten der französischen Revolution bis in den letzten Winkel des Staates geflüchtet, hatte er den Abscheu gegen die Revolution und die Abneigung gegen Frankreich für das Leben eingesogen. Wie viele seiner Zeitgenossen, hatte er auch in dem Elende der Gegenwart den Blick auf eine schönere Vergangenheit zurückgelenkt, auf die gewaltigen Kaiser, die ehrwürdigen Prälaten, die ritterlichen Fürsten und Herren, vor deren Heldentum einst halb Europa gezittert hatte. Als dann 1813 das Waffenbündnis zwischen Österreich und Preußen die deutschen Heere zum Siege und alle deutschen Fürsten zum neuen Bunde führte, reifte bei ihm der Entschluß, Österreichs Bruderhand für immer festzuhalten und unter allen Umständen treu und uneigennützig das Seine zu thun, um des heiligen Reiches Glanz und Hoheit zu erneuern. Unbedenklich dürfen wir annehmen, daß er damals die Wünsche Steins und Hardenbergs zur

deutschen Verfassungsfrage mit voller Sympathie begleitete, jene Anträge auf Österreichs höchsten Ehrenrang, Preußens zunächst wichtige Stellung [sein König sollte Bundesfeldherr sein], auf die Kreisobersten als Kriegsherren und Reichsregierung, die übrigen Fürsten und Dynasten als glänzende Reichsversammlung. Ein Reichsregiment also in mehrfacher Abstufung der obrigkeitlichen Gewalt, so jedoch, daß jedes Mitglied desselben in seinem Wirkungskreise die volle Weihe des gottbegnadeten Fürstenamtes besäße." Über diese Weihe, den Kern und Grund aller politischen Anschauungen Friedrich Wilhelms, dachte er wie früher de Maistre. Gott war ihm der Schöpfer des Staates, und zwar meinte er, Gott vollziehe sein Werk in der Weise, daß er einen Einzelnen und dessen Geschlecht mit der Kraft zu herrschen ausrüste, und daß sich um diesen hochragenden Stamm dann die dienenden Genossen gruppirten. Eine solche von Gott eingesetzte Souveränität möge darauf den Unterthanen einzelne Rechte einräumen, die aber, nur auf diesem Wege entstanden, segensreiche Dauer gewännen, während sie, erzwungen, sich selbst und den Staat zerstörten. Neben die großen Königsfamilien setze Gott dann eine Anzahl kleinerer, aber ähnlich ausgezeichneter Geschlechter, die fortan die breitere politische Entwicklung des Volkes bestimmten. Friedrich Wilhelm war, despotischer Willkür abgewandt, sehr geneigt, sowohl seinen Unterthanen einzelne Rechte zu erteilen als den „kleinern Herrscherfamilien," den adlichen Herren, fürstliches Walten in ihren Kreisen zu gestatten; nur erschien ihm dabei als erste Pflicht die Behauptung der ihm und seinem Hause von Gottes Gnaden angewiesenen Stellung hoch über der übrigen Menschheit. Die Krone strahlte ihm in mystischem Glanze, ihr Träger handelte nach himmlischer Eingebung. 1844 sagte er zu Bunsen: „Ihr alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nur erst als König erfahren habe." Man sieht, diese Vorstellungen wiederholten einerseits die mittelalterliche Anschauung vom Kaisertum als eines heiligen Amtes und näherten sich anderseits den Meinungen der altständischen Partei in Preußen. Ergänzt und abgeschlossen aber wurde ihr Kreis durch die religiöse Überzeugung des Königs. „Tief durchdrungen von der Notwendigkeit und Erhabenheit der Heilswahrheiten der christlichen Kirche, drängte es ihn [gegen die grammatische Regel, aber wir zitiren], den Verwaltern derselben eine würdige und unabhängige Stellung zu geben und sie von der lästigen Einmischung der profanen Staatsbehörden zu befreien. In dieser Gesinnung beeilte er sich, den Streit mit dem Vatikan gegen einige Einräumungen in den Personalfragen durch vollständige Nachgiebigkeit in der Sache zu beenden, und fort und fort trug er den Gedanken in der Seele, die bischöfliche Würde auch in der evangelischen Kirche nicht bloß als Ehrentitel, sondern mit voller Amtsgewalt wieder herzustellen und dann sich jeder positiven Einwirkung auf das Kirchenregiment zu enthalten, umso kräftiger aber

als Schirmvogt der Kirche sie vor jedem Angriffe durch ketzerische oder antichristliche Elemente zu schützen."

Fassen wir das zusammen, so ging Denken und Wollen des Königs dahin, daß er an der von Gott verordneten königlichen Unbeschränktheit in Sachen der Staatsverwaltung unbedingt festhielt, aber zugleich diesen Kreis seines Wirkens zu Gunsten unabhängiger Kirchenbehörden, adlicher Lokalgewalten und persönlicher Rechte der Bürger enger zu ziehen gedachte. Die einförmige, straff zentralisirte, überall sich eindrängende Bureaukratie war ihm gründlich zuwider, da er meinte, sie lasse keine Mannichfaltigkeit der Einrichtungen und keine fruchtbare persönliche Einwirkung des Herrschers aufkommen. Mit dieser Denkart, diesen Vorsätzen trat er in eine Zeit hinaus, in der die Mehrheit der an politischen Dingen teilnehmenden Preußen (Sybel sagt „eine gewaltige Mehrheit der Bevölkerung") ungeduldig volle Teilnahme an dem öffentlichen Wesen verlangte, die stimmführende Litteratur sich gegen jede überlieferte Autorität in Staat und Kirche skeptisch und kritisch verhielt und Beschränkung der monarchischen Gewalt durch allgemeine Rechte und Freiheiten, nicht aber durch Begünstigung der Aristokratie und Hierarchie wünschte. „Dem allen stand der König gegenüber wie der Sohn einer vergangnen Zeit, der Bürger einer andern Welt, der Redner in einer andern Sprache. Es fiel dies um so schwerer ins Gewicht, als er nach seinem individuellen und königlichen Selbstbewußtsein durchaus ein persönliches Regiment führte, seine Minister in strenger Abhängigkeit von seinem Willen erhielt und auch andern Vertrauten nur so weit Einfluß verstattete, als sich ihre Vorschläge innerhalb seines Gedankenkreises bewegten. Man darf es aussprechen: die geschichtliche Verantwortung für alle wesentlichen Akte seiner Regierung gebührt ihm und ihm allein."

Das zweite Buch bespricht zunächst in einem Kapitel mit großer Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit die Märzrevolution von 1848, dann die damaligen Parteien, worauf ein dritter Abschnitt die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche und den Reichsverweser charakterisirt und in ihren ersten Handlungen verfolgt. Ein viertes Kapitel erinnert an die Verwicklungen, die dem Niedergange des hier versuchten Werkes vorausgingen und dessen schließliches Mißlingen einleiteten, über das dann im dritten Buche berichtet wird. Das vierte beschäftigt sich mit der preußischen Union, dem Dreikönigsbündnisse, dem Gegenbunde, der russischen Einwirkung auf die Entwicklung der Dinge und der Krisis bis zur Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau. Alles wird mit Meisterschaft erzählt und entwickelt, und häufiger als in den frühern Partien begegnen wir Mitteilungen und Urteilen, die auf die gründliche Kenntnis der Hergänge schließen lassen, welche dem Verfasser sein Studium der preußischen Archive verschaffte. Interessant, wenn auch in einigen Zügen wohl mangelhaft in den Schatten, sind die Porträts Gagerns und des Generals und Ministers von Radowitz. Über den „Jupiter der Paulskirche,"

Bismarcks „Phrasengießkanne,“ wolle man Sybel selbst nachlesen. Von Radowitz wollen wir ihm Folgendes nacherzählen. Von Kassel, wo Radowitz als Lehrer der Kriegswissenschaften gewirkt hatte, nach Berlin übergesiedelt, erwarb er sich durch begeisterte Hingebung und christliche Glaubenswärme die Zuneigung des Königs, den es nicht störte, daß Radowitz ein eifriger Katholik war, sonst war er „ein stets ernst blickender Mann von stark ausgeprägten Gesichtszügen, festem und gemessenem Auftreten; immer Herr über seine Affekte, gedankenvoll und kenntnisreich, im Besitze eines wahrhaft encyklopädischen, wenn auch hie und da dilettantischen Wissens, ein Gelehrter gleich sehr auf mathematischem und geschichtlichem, theologischem und archäologischem Gebiete, dabei höchst bewandert in den adlichen Wissenschaften, der Genealogie, der Wappen- und Siegelkunde. Er war ein Meister sowohl der Konversation als der Rednerbühne; hier und dort sprach er stets nur nach gründlicher Vorbereitung, dann aber mit dem ganzen Gewichte des fertigen Gedankens, der geschlossenen Form und der zugeschliffenen Schärfe, sodaß er in der Paulskirche sehr bald zu den gefeiertsten und von allen Parteien beachteten Rednern gehörte. Stets aber liebte er, lange zu schweigen, dann in der Rede erraten zu lassen, wie viel Ungeahntes noch hinter dem ausgesprochenen Worte liege, und dadurch die Spannung der Hörer zu erhöhen. So imponirte er, wo er auftrat, gewann aber nicht leicht das Vertrauen weiterer Kreise. Die preußischen Liberalen hegten Argwohn gegen den Katholiken, der in allen kirchenpolitischen Fragen die Begehren der ultramontanen, sonst in Frankfurt stets großdeutschen und preußenfeindlichen Partei vertrat. Vollends die Konservativen und Feudalen wußten sich die Absichten des Mannes nicht zu reimen, der in Frankfurt zur äußersten Rechten gehört hatte und jetzt in Berlin als Freund des Königs eine entschieden liberale Richtung in den deutschen Angelegenheiten verfolgte.“ Mit schweren Bedenken sahen alle, als er Minister wurde, diese undurchdringliche Persönlichkeit den größten Einfluß auf die Leitung der preußischen Politik gewinnen. „Die nähern Genossen seines damaligen Wirkens aber haben ihn bis an seinen Tod als einen ebenso edeln Charakter wie bedeutenden Geist und vor allem als zuverlässigen preußischen Patrioten verehrt, der planmäßig und entschieden die großen Ziele der deutsch-preußischen Entwicklung verfolgt habe. Wir wollen gegen die Reinheit seiner Absichten nichts einwenden. Gewiß ist aber, daß ihm zum leitenden Staatsmanne bei allem sonstigen Talent und Wissen das eine so bescheidene und doch so große Erfordernis fehlte, der praktische Verstand, der seine Ziele nach den verfügbaren Mitteln zu wählen und seine Mittel der Erreichung des vorausgesetzten Zieles anzupassen versteht.“

Vergleichen wir damit, was Bismarck (bei Busch) über Radowitz bemerkt, so stimmt es nur teilweise zu dem Sybelschen Bilde, jedenfalls spricht Bismarck nicht im Tone der Bewunderung, sondern mit einem starken Anfluge von Spott

über ihn. Das einemal äußert er: „Man hätte sich vor Olmütz mit der Armee eher in Positur setzen müssen, und daß das nicht geschehen ist, ist seine Schuld. Statt an Rüstungen zu denken, beschäftigte er den König mit Verfassungskleinigkeiten, einer Wetterauer Grafenbank und andern mittelalterlichen Scherzen, mit Etikettesachen und dergleichen mehr. Einmal hatten wir Nachricht, daß Österreich in Böhmen achtzigtausend Mann zusammenzöge und viele Pferde kaufe. Man sprach davon beim Könige, und Radowitz stand dabei. Plötzlich trat er mit der Miene des Bestunterrichteten heran und sagte mit hohen Augenbrauen: Österreich hat in Böhmen 22 493 Mann und 2003 Pferde. Sprachs und drehte sich mit dem Bewußtsein um, wieder einmal imponirt zu haben." Ein andermal sprach der Bundeskanzler davon, wie eingeweiht Radowitz in Fragen alter Moden und Trachten gewesen sei. „Der gab — sagte er — über alles mögliche Auskunft, und damit erzielte er einen großen Teil seiner Erfolge bei Hofe. Er wußte genau, was die Maintenon oder die Pompadour an dem oder jenem Tage getragen hatte. Die hatte das und das um den Hals, sie trug einen Kopfputz von Kolibris oder Weintrauben, sie hatte ein perlgraues oder papageigrünes Kleid an, mit den oder den Falbeln oder Spitzen, ganz genau, wie wenn er dabei gewesen wäre. Die Damen waren ganz Ohr über diese Toilettenvorlesung, die ihm so fließend abging." Die Rednergabe des Generals charakterisirte er folgendermaßen: „Ein Potsdamer Bürger und Hausbesitzer erzählte mir einmal, daß eine Rede von Radowitz ihn tief gerührt und ergriffen hätte. Ich fragte ihn, ob er mir eine Stelle sagen könnte, die ihm besonders zu Herzen gegangen oder besonders schön vorgekommen wäre. Er wußte keine anzugeben. Ich nahm darauf die Rede her und erkundigte mich bei ihm, welches die rührende Stelle wäre, indem ich das Ganze vorlas, und da ergab sichs, daß gar nichts der Art darin stand, weder was Rührendes noch was Erhabenes. Es war eigentlich immer nur die Miene, die Stellung des Redners, die aussah, als spräche er das Tiefste, das Bedeutendste und Ergreifendste — der Denkerblick, das andächtige Auge und die Stimme voll Klang und Gewicht. Mit Waldeck wars ähnlich, obwohl der kein so gescheiter Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem wars mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit." Auch über die „Reinheit seiner Absichten," gegen die Sybel nichts einwenden „will," schien der Bundeskanzler Zweifel zu hegen.

Zur Geschichte von dem kranken Königssohne

Von F. Kuntze

Vor einem Jahre habe ich in diesen Blättern einen Aufsatz veröffentlicht, worin ich die Geschichte des Antiochus und der Stratonica in ihren vielfachen Wandrungen und Wandlungen darzustellen versuchte. Bald darauf kamen ein paar Nachträge zum Abdruck, die der Redaktion von freundlichen Lesern zugegangen waren. Es wurde von der einen Seite auf ein in der Kasseler Galerie befindliches Bild hingewiesen, das einen Augenblick aus der Krankheitsgeschichte des Antiochus darstellt, von der andern auf die irische Sage Tochmarc Etain, die zwar zu der griechischen Erzählung von dem Leiden des syrischen Königssohnes in keiner unmittelbaren Beziehung steht, aber den weitverbreiteten Zug von der Untersuchung des Pulsschlages mit ihr gemein hat. Beide Mitteilungen habe ich mir dankbar zu Nutze gemacht. Die irische Sage habe ich alsbald studiren können; das Kasseler Bild war mir im August des vorigen Jahres zu besichtigen vergönnt. Trotzdem wäre ich wahrscheinlich nicht wieder auf den Gegenstand zurückgekommen, wenn ich nicht zufällig entdeckt hätte, daß mein Bericht auch abgesehen von den bezeichneten Lücken keineswegs erschöpfend war. Schon in meinem ersten Aufsatz habe ich meine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts trotz ihrer bekannten Vorliebe für die Anekdote die Antiochuslegende so gut wie fremd sei. Bald sollte ich angeregt durch einen Wink in Erich Schmidts „Lessing" erfahren, daß das siebzehnte Jahrhundert reichlich nachgeholt hat, was das sechzehnte versäumt hat. Hätte ich rechtzeitig Gottscheds „Nötigen Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" eingesehen, so würde ich schon früher auf die rechte Spur geführt worden sein. Allein ich will nicht vorgreifen. Indem ich mich anschicke, eine Nachlese zu meinem vorjährigen Aufsatze zu halten, habe ich zunächst die irische Sage zu besprechen, weil sie nicht nur der Zeit, sondern auch dem Inhalte nach weit abliegt.

Tochmarc Etain d. h. Werbung um Etain, ist der Titel einer kleinen Gruppe von Erzählungen deren Heldin die eben genannte, durch ihre Schönheit berühmte Jungfrau ist; Serglige Ailella, d. h. Krankenlager Aillis, heißt die ausführlichste davon, und sie handelt, wie sich leicht erraten läßt, von Ailills

Liebe zu Etain, seiner Krankheit und Heilung. Ich lasse den Inhalt der Erzählung folgen, indem ich dabei den von Windisch in den „Irischen Texten" (Leipzig 1880) gegebnen Auszug, die von Ed. Müller im dritten Bande der Revue Celtique veröffentlichte englische Übersetzung und teilweise auch das irische Original selbst benutze, dessen Entzifferung mir an den wenigen Stellen, wo die Vergleichung notwendig war, dank dem den Texten beigegebnen ausführlichen Wörterverzeichnis gelungen ist.

Der König von Erino, Eochaid Airem, ladet im ersten Jahre seiner Regierung zu einem Feste ein. Aber die Großen seines Reiches weigern sich, zu kommen, so lange der König noch unvermählt sei. Da sendet dieser Boten aus, um eine seiner würdige Gemahlin zu suchen. Sie durchziehen die ganze Insel und entdecken endlich Etain, die Tochter Etars, des Königs der Side.*) Sie erstatten dem König Bericht, worauf sich dieser selbst auf die Brautfahrt begiebt. Er findet ein junges Weib von übernatürlicher Schönheit damit beschäftigt, am Brunnen ihr Haar zu waschen. Sie zu gewinnen fällt dem König nicht schwer; erklärt sie doch, daß sie längst von seiner Schönheit gehört, ihn geliebt und auf seine Ankunft gewartet habe. Ohne weiteres führt der König die Geliebte in die Heimat und zur Vermählung. Bald darauf wird das Fest gefeiert, das zu besuchen die Unterkönige sich früher geweigert hatten. Bei dieser Gelegenheit wird Ailill, Eochaids Bruder, von heftiger Leidenschaft für die junge Königin ergriffen. Unverwandten Blickes schaut er sie an, bis er endlich den Verdacht des eignen Weibes erregt und infolge dessen sich überwindet. Die Festgesellschaft zerstreut sich, und auch Ailill, verborgne Glut im Herzen, kehrt in seine Burg zurück. Liebe und Eifersucht quälen ihn dergestalt, daß er in eine schwere Krankheit fällt. Nach Ablauf des Jahres besucht ihn sein Bruder, der König Eochaid. Er legt seine Hand auf die Brust des Kranken, der währenddem tief Atem holt. Zwar hält er die Krankheit nicht für gefährlich; allein da er nichts Bestimmtes weiß, auch von dem Kranken nichts über die Art des Leidens erfährt, verspricht er, einen Arzt zu senden. Die Art, wie nun Fachtna, der Arzt, den Kranken untersucht, ist dieselbe wie die eben beschriebene, wird auch mit denselben Worten geschildert. Aber der Arzt sieht wenigstens so viel, daß entweder Liebe oder Eifersucht die Krankheit veranlaßt hat. Da sich jedoch Ailill aus Schamgefühl nach wie vor schweigend verhält, so vermag der Arzt auch nicht zu helfen und verläßt unverrichteter Sache das Krankenlager. Allmählich erscheint der Zustand des Kranken seiner ganzen Umgebung als hoffnungslos. Eochaid, der eine Rundreise durch sein Königreich unternehmen muß, läßt seine Gattin, deren Anwesenheit bisher unerwähnt geblieben ist, in der Burg des Kranken zurück mit der Weisung, diesen, so lange er noch am Leben sei, zu pflegen, wenn er

*) Side sind überirdische Wesen, die zwischen Göttern und Menschen stehen. Fairies übersetzt Ed. Müller.

aber gestorben sei, ihn mit allen Ehren zu bestatten. Von Ailills eignem Weibe ist dabei auffallenderweise nicht die Rede. Da bringt nun Etain eines Tages das Gespräch auf die Leiden des ihr anvertrauten Kranken und erfährt so ihren wirklichen Grund. Von Mitleid bewegt, sagt sie ihm die Erfüllung seiner Wünsche zu und ladet ihn zu einer heimlichen Zusammenkunft ein. Aber Ailill versäumt die verabredete Stunde, weil er gerade um jene Zeit in einen tiefen Schlaf versunken ist. Etain aber erblickt an dem verabredeten Orte einen Mann, der Ailill gleich sieht und auch schwach und krank ist wie jener. Gleichwohl erkennt sie, daß es nicht Ailill ist. Sie kehrt daher um und teilt dem Kranken mit, was sich begeben hat, wogegen sie von diesem den Grund seines Nichterscheinens erfährt. Sie bestellt ihn nun auf den nächsten Tag wieder, aber ihre Absicht wird in derselben Weise vereitelt, und so auch das drittemal. Jetzt aber fragt sie den Unbekannten nach dem Grunde seines Kommens und erfährt von ihm, daß er Mider ist, der König der Side von Brig Laith, dem Etain früher als Gattin angehört hat, bis sie ihm durch Zauberkünste entrissen wurde. Er fragt sie, ob sie ihm folgen wolle. Aber Etain lehnt dies ab mit dem seltsamen Grunde, daß sie nicht den König von Erin zu Gunsten eines Mannes, dessen Namen und Geschlecht sie gar nicht kenne, verlassen wolle. Mider ist darüber keineswegs erzürnt, sondern eröffnet ihr weiter, daß er es sei, der die Leidenschaft in Ailills Seele gelegt, ihn aber auch von der Zusammenkunft mit Etain abgehalten und so deren Ehre gerettet habe. Ailill wird alsbald gesund, und der König dankt nach seiner Rückkehr Etain für das, was sie an seinem Bruder gethan hat.

In der Fortsetzung der Geschichte wird berichtet, wie Etain später von Mider geraubt wird und verschwindet. Da wendet sich Eochaid an den weisen Druiden Dalan, der ihm mittels eines Runenzaubers den Aufenthalt der Gattin enthüllt und ihm den Rat giebt, ein Heer zu rüsten und in Miders Land einzufallen. Dies geschieht, und die Geraubte wird befreit.

Die Entstehung und Zusammensetzung dieser wunderlichen, schlecht motivirten, lückenhaften, ja widerspruchsvollen Sage zu verfolgen ist hier nicht der Ort. Nur zweierlei mag bemerkt werden: erstens hat allem Anschein nach der Streit um den Besitz Etains, jenes uralte, vielfach behandelte Thema des Frauenraubes, ursprünglich mit der Krankheitsgeschichte Ailills nichts zu schaffen; sodann ist das Verhalten Miders, des Sidenkönigs, so widersinnig und die Heilung Ailills so wenig begründet, daß man auf den Gedanken kommen muß, der Schluß der Erzählung habe ursprünglich anders gelautet: Etain habe dem Liebeskranken wirklich ihre Gunst gewährt und ihn so vom Tode errettet.

Hier handelt sichs lediglich um die Frage, ob die Geschichte von Ailills Krankheit auf eignem Boden gewachsen oder aus der Fremde bezogen worden ist. Nun ist ja Liebe und Liebeskrankheit etwas so Gewöhnliches, daß aus

dem bloßen Vorkommen dieses Themas natürlich keine Schlüsse gezogen werden können. Auch trägt die irische Sage besondre Züge, die auch dann bleiben, wenn man sie in der eben angedeuteten Weise umgestalten wollte. Aber das Urteil des Arztes und die Art, wie er den Grund des Leidens erforscht, stimmt genau mit der orientalisch-griechischen Legende, und wenn man dieses Motiv als den Quellpunkt der sonst weit aus einander gehenden Erzählungen betrachten will, so wird man allerdings geneigt sein, auch die irische Sage auf fremde Einflüsse zurückzuführen. Gleichwohl giebt es einen wesentlichen Unterschied, der nicht übersehen werden darf. In der irischen Erzählung nämlich hat die Diagnose des Arztes durchaus keine Folgen, während sie sonst regelmäßig die Heilung einleitet oder doch wenigstens wie in der früher besprochenen Episode des griechischen Romans ein greifbares Ergebnis hat. Hier aber wird über die Person der heimlich geliebten gar nichts ermittelt, und so ist denn die Heilung von dem Gutachten des Arztes unabhängig. Etain kommt auf ganz anderm Wege hinter das Geheimnis Ailills, und die Stelle, die von der Untersuchung des Kranken handelt, läßt sich ohne Schaden für die Erzählung beseitigen. Was folgt daraus? Vielleicht die Selbständigkeit der irischen Sage, so, daß das Motiv der Pulsfühlung späterhin von der Hand eines Überarbeiters eingesetzt worden ist. Für diese Auffassung scheint noch ein weiterer Umstand zu sprechen. Die oben nach dem sogenannten Egertonmanuskript mitgeteilte Sage ist noch in einer zweiten, kürzern Fassung erhalten, die auf den ersten Blick den Eindruck eines Auszugs macht, aber wahrscheinlich die ältere Gestalt der Überlieferung darstellt. „Denn — sagt Windisch in der Einleitung zu dem irischen Text — im allgemeinen läßt sich beobachten, daß die Texte in den jüngern Handschriften ausgedehnt und ausgeschmückt sind." „Freilich — fügt er hinzu — ist es doch die Frage, ob die ersten Teile dieser Sage in älterer Zeit immer nur in der ziemlich kahlen Form erzählt wurden, in der sie in L. U. [d. h. lebor (Buch) na h'Uidre] vorliegen"; und so mögen denn beide Überlieferungen, die eine vermehrt, die andre verkürzt, aus einer gemeinsamen Quelle stammen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls hat die Egertonhandschrift nachweisbare Zusätze.*) Zu diesen wird auch das hier in Rede stehende Motiv gehören, das im Egertonmanuskript sogar in unmittelbarer Folge wiederholt ist, während es die kürzere Handschrift nicht kennt. Um die Quelle selbst aber angeben oder auch nur vermuten zu können, müßte man mehr von der irischen Litteratur wissen, als die flüchtige Betrachtung einer irischen Sage abwirft.

Aus dem luftigen Bereiche der Vermutungen treten wir nunmehr auf den festen Boden der Thatsachen. Wir sehen, wie im siebzehnten Jahrhundert die Antiochuslegende in eine neue Ära tritt, indem sie mehrfach Anregung zu

*) Zu diesen möchte ich auch die bereits angeführte Erwähnung von Ailills Gemahlin rechnen, die in L. U. fehlt. Dann wäre Ailill ursprünglich unvermählt gedacht und damit der seltsame Umstand, daß er von dem Bruder in Etains Pflege gegeben wird, zur Genüge erklärt.

dichterischen Schöpfungen giebt. Den Reigen eröffnet der Italiener Luca Assarino, der in Sevilla geboren und im Jahre 1662 in Turin gestorben ist.*) Sein 1635 in Venedig erschienener, aus drei Büchern bestehender Roman Stratonica hat seinerzeit großen Beifall gefunden und ist auch ins Französische und Deutsche übersetzt worden. Das Werk ist ein klassisches Denkmal jener Geschmacksrichtung, die von Spanien ausgehend sich im siebzehnten Jahrhundert über ganz Europa verbreitete und nach einem ihrer Hauptvertreter Marinismus genannt oder auch schlechtweg als Schwulst bezeichnet wird. Es ist der Stil der Unnatur, die sich in der Erfindung und namentlich auch im Ausdrucke kundgiebt und sich in maßloser Übertreibung, sei es nach der Seite einer süßlichen Geziertheit oder einer Vorliebe für das Häßliche und Abschreckende, äußert. Assarino neigt in seiner Stratonica mehr zu dem ersten dieser Fehler. Er schwelgt in der Ausmalung glänzender Feste und behängt vor den Augen seiner Leser die Körper seiner unvergleichlich schönen Damen mit der wunderbarsten Kleiderpracht. Er wendet die kühnsten Steigerungen an, um den Eindruck weiblicher Schönheit oder gar die Gefühle von Liebenden deutlich zu machen, und er gefällt sich in gesuchten Vergleichen, eindrucksvollen Betrachtungen, hochtrabenden Ausdrücken, gelehrten Anspielungen, überschwänglichen Apostrophen und Ausrufen, kurz, seine Schreibart ist die „kostbare," die sich auch bei Nichtigkeiten spreizt und aufbläht und um jeden Preis geistreich sein will. Durch solche Mittel weiß er seinen dürftigen Stoff zu einer ansehnlichen Breite aufzubauschen. Gleichwohl würde es ihm nicht gelungen sein, drei Bücher zu füllen, wenn er nicht durch eigne Erfindungen verschiedner Güte die magere Überlieferung bereichert hätte. Von diesen ist die ausführlichste die, die von einem Anschlage auf das Leben des Seleukus handelt, und die in Bezug auf Anlage und Durchführung gar nicht übel ist, aber leider weitab vom Ziele führt und deutlich verrät, daß es dem Dichter nur um die Erweiterung seiner Fabel zu thun war. Viel übler steht es um die Charakterzeichnung. Seleukus, Antiochus, Stratonica sind Schatten ohne Fleisch und Blut, Modefiguren nach dem Geiste jener Zeit, die beiden letztgenannten ebenso verliebt wie tugendhaft und in jeder Hinsicht die Muster ihres Geschlechtes, Seleukus von einer grenzenlosen Zärtlichkeit und einem grenzenlosen Edelmute, der kaum einmal durch den Schatten einer aufsteigenden Despotenlaune getrübt wird. Nur einigen Nebenfiguren, besonders dem welterfahrenen, ebenso energischen wie verschlagenen Climenes, hat der Dichter individuelle Züge zu geben verstanden. Eine kurze Übersicht wird wenigstens einen Teil des Gesagten bestätigen.

Stratonica, des Demetrius Tochter, hat die ganze Welt mit dem Ruf

*) Die obenstehenden Angaben sind der Nouvelle Biographie générale entnommen, wo auch ein Verzeichnis der zahlreichen Werke des Dichters zu finden ist. Derselben Quelle zufolge hat er zeitweilig am Hofe zu Mantua gelebt. Unerwähnt geblieben ist sein Aufenthalt in Genua, wo er doch nach eigener Angabe die Stratonica vollendet hat.

ihrer Schönheit erfüllt. Auch Apelles, damals schon bejahrt, aber noch rüstig und geistesfrisch, hat davon gehört und begiebt sich nach Bursia am Fuße des Olymp,*) der Residenz des Demetrius. Bei Gelegenheit eines zu Ehren des Baal(!) veranstalteten Festes sieht er die Prinzessin und ist vom Anblick ihrer Schönheit vollständig betäubt. Während der heiligen Handlung entwirft er, „nachdem er den ersten Hunger seiner Augen an dem Anblick eines so schönen Geschöpfes gestillt hat," eine Skizze ihrer Gestalt, um diese zu Hause auszuführen. So ist er „un nuovo Prometheo, der der Sonne ihre Strahlen geraubt hat." Der Genuß aber, den er bei der Ausführung des Bildes fühlt, übertrifft bei weitem das Entzücken des Pygmalion, als dieser seine Statue schuf. Nach Vollendung seines Werkes kehrt er heim, „einem Jason vergleichbar, der von der Eroberung des goldenen Vließes sich zur Rückkehr wendet." Während der Seereise erhebt sich ein furchtbarer Sturm, und da die Schiffer alles Entbehrliche über Bord werfen, so ist auch das Bild des Apelles, das er in seinem Gepäck verborgen hat, in Gefahr. In seiner Angst, die natürlich nach Gebühr beschrieben wird, findet er einen Ausweg: er holt das Bild hervor, zeigt es den Schiffern und betet es vor aller Augen als eine Gottheit an. Die Schiffer halten es für das Bild der Venus und vereinigen ihre Gebete mit den seinigen. Alsbald legt sich der Sturm, und Apelles erreicht glücklich die Heimat.

Bald darauf erscheinen Gesandte des Seleukus in Korinth, die auf der Rückkehr nach Syrien begriffen von dem eben geschilderten Unwetter verschlagen worden sind. Sie besuchen auch die Werkstatt des Apelles, „wo die Figuren gesprochen haben würden, wenn nicht Apelles als ein neuer Pythagoras ihnen in seiner Schule vor allem das Stillschweigen auferlegt hätte." Entzückt kehren die Gesandten nach Damaskus, des Seleukus Residenz, zurück, und berichten ihrem Herrscher von der Schönheit des Bildes. Seleukus erwirbt es von Apelles, weil dieser es dem mächtigen Herrscher nicht zu verweigern wagt. Aber Seleukus will nun auch das Urbild besitzen und wirbt durch eine Gesandtschaft um die Hand der Stratonica. Demetrius selbst geleitet samt seiner Gemahlin Phila und einem glänzenden Gefolge die Tochter und wird in der Hafenstadt Tripolis(!) von Seleukus empfangen. „Die ersten Begrüßungen der Schiffe geschahen mittels künstlicher Röhren, aus denen eine wohlriechende, starke Luft herausgeblasen wurde. Dieses Wehen vereinigt mit den Seufzern des Seleukus bildete einen Luftzug, der seine Lebensflammen teils zu kühlen, teils anzufachen geeignet war." Mit unbeschreiblicher Pracht geht die Abreise nach Damaskus vor sich, wobei der Wagen der Braut von Vögeln gezogen wird, die so groß sind, daß sie mit Leichtigkeit ein Kalb durch die Luft tragen könnten. Nun folgt die Schilderung der Vermählungsfeierlichkeiten in derselben Manier. Dann sehen wir, wie Antiochus und Stratonica von heimlicher Liebe zu einander entzündet werden, die allmählich zu heller Leidenschaft auflodert.

*) Von tiefgehenden Quellenstudien zeugt diese Angabe gerade nicht.

Eine Episode, die von der Liebe der Sophonisbe, einer Verwandten und Begleiterin der Stratonica, handelt, soll hier nur angedeutet werden. Als Sophonisbe merkt, daß ihre Gefühle nicht erwidert werden, kehrt sie in die Heimat zurück, wo sie einen plötzlichen Tod findet. Antiochus, durch einen zurückgelassenen Brief von ihrer heißen Liebe in Kenntnis gesetzt, wird tief gerührt und antwortet in einem zärtlichen Schreiben, das jedoch zu spät kommt. Nach dieser kleinen Unterbrechung erwacht seine Leidenschaft für die Stiefmutter mit erneuter Heftigkeit. Stratonica, unfähig, sich auszusprechen, verzehrt sich in geheimem Gram. Da entdeckt ihre alte Amme und mütterliche Freundin Lycophronia den Zustand ihres Gemütes und macht ihr die lebhaftesten Vorstellungen. Stratonica ist völlig zerknirscht, und der Ausdruck ihrer Reue ist ebenso überschwänglich wie die eben erst überwundne Leidenschaft. „Und sollten meine Thränen auch ein Jahrhundert fließen — sagt sie —, es würde nicht Wasser genug sein, um mich rein zu waschen!" Sie ändert nunmehr ihr Betragen gegen den Antiochus, sie ist kühl und zurückweisend und meidet seinen Verkehr. Das bringt den Jüngling fast zur Verzweiflung. Er sucht Zerstreuung im Lesen, im Spiel und in der Jagd. Er spielt, um zu verlieren. „Denn jeder Gewinn, der nicht in der Gunst der Königin besteht, dünkt ihm ein Frevel zu sein." Jagend durchstreift er die Berge und Wälder und sucht die Einsamkeit. Da legt er, unter einem schattigen Baum gelagert, sein Haupt auf einen Stein, „der ohne Zweifel nicht so hart ist, als das Herz der Stratonica," und überläßt sich seinen Gedanken. Ein kühnes Jagdabenteuer zeigt noch einmal seine Kraft und Geschicklichkeit in hellstem Lichte. Dann wird er krank und schwach und verliert die Lust zu Speise und Trank. Man hörte nur abgerissene Seufzer, „die wie schwache Kanonenschläge verkündigten, daß der Tod schon Bresche gelegt hatte in die Burg seines Herzens." Er wünscht den Hof zu verlassen, und schon sind alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, als ihn ein plötzliches Fieber aufs Krankenlager wirft. Die Ärzte sind ratlos und bekämpfen sich gegenseitig in erbittertem Streit. Da kommen — seltsam genug — die Höflinge auf den Einfall, durch ein im Krankenzimmer veranstaltetes Ballet die Lebensgeister des Antiochus zu wecken. Während der Vorstellung wird plötzlich Seleukus von einer Ohnmacht ergriffen, und nun enthüllt sich die schon besprochene Intrigue gegen das Leben des Königs. Der Streit der Ärzte ist die Ursache des Anschlages. Der eine von ihnen, Hermogenes, durch seinen Nebenbuhler aus der Gunst des Königs verdrängt, schreibt einen lügenhaften Brief an Demetrius, des Inhalts, daß Seleukus ihm nach dem Leben trachte. Seleukus ist entschlossen, sich zu rächen, und setzt sich in Verbindung mit Clitarchus, einem Anverwandten des Seleucidenhauses, der in heftiger Leidenschaft für die Stratonica entbrannt und, um diese zu gewinnen, den König aus dem Wege zu schaffen bereit ist. Ein andres Werkzeug findet Demetrius in einem seiner Höflinge, dem Climenes,

dem Sohne der Lycophronia, der die schon erwähnte Sophonisbe liebt, von der es heißt, sie sei auf Befehl des Seleukus vergiftet worden, damit sie nicht die Gemahlin des Antiochus werde. Ungekannt begiebt sich dieser nach Damaskus und weiß bald nicht nur die Gunst der Hofgesellschaft, sondern auch das Vertrauen des Antiochus zu gewinnen. Die beiden Verschwornen bestechen den Arzt Hermogenes, daß er es unternimmt, den König zu vergiften, und als der Versuch fehlschlägt, wird der ungeschickte Helfershelfer von Climenes getötet. Aber noch in seinem Blute schwimmend vermag er einem Priester, der ihn aufgefunden hat, ein Bekenntnis abzulegen. So kommt der ganze Handel ans Licht, Climenes wird, nachdem er alles gestanden und auch seine Herkunft enthüllt hat, enthauptet, Clitarch dagegen begnadigt. Dann söhnt sich auch Seleukus wieder mit dem Demetrius aus.

Und nun lenkt die Geschichte wieder in die Bahn der Überlieferung ein. Antiochus verfällt immer mehr und enthält sich absichtlich der Speise, um seinen Tod zu beschleunigen. Seleukus begiebt sich oft in den mitten im Walde gelegnen Tempel eines unbekannten Gottes, um dort zu opfern. Als er einmal während der Nacht an den Stufen des Altars eingeschlafen ist, hört er eine Stimme, die ihm zuruft: „Seleukus, laß den Erasistratus suchen! wenn er deinen Sohn nicht heilt, ist dessen Tod unvermeidlich.“ Der Gesuchte findet sich bald unter den Einwohnern von Damaskus, und er wird samt seinem jungen Weibe Polybia, „die alle andern an Schönheit ebenso übertrifft, wie sie selbst von der Stratonica übertroffen wird,“ an den Hof des Königs beschieden. Das weitere brauche ich nicht zu erzählen; die Kur des Erasistratus ist dieselbe, wie sie aus den griechischen Berichten bekannt geworden ist.

Aber der Roman des Assarino hat noch ein Nachspiel. Catastrofo della Stratonica. Libro quarto — so lautet der Titel einer Erzählung, als deren Verfasser sich Giovanni Battista Cartolari nennt und die 1641 in Ferrara erschienen ist. Es ist ein fratzenhaftes Werk, das im Gegensatze zu Assarinos Roman die andre Seite des Marinismus, das Wohlgefallen am Häßlichen und Schrecklichen, zeigt. Der Verfasser ist entrüstet über den glücklichen Ausgang eines so ärgerlichen Liebeshandels und läßt in seiner Darstellung über das blutschänderische Paar wie über den schwachen Seleukus die gerechte Strafe hereinbrechen. Dabei leistet er an grotesker Erfindung und schwülstiger Schreibart das Menschenmögliche. Natürlich müssen auch die Hauptpersonen in veränderter Beleuchtung erscheinen. Grobe Sinnlichkeit ist die Triebfeder ihrer Neigung, die der Verfasser gehörig auszumalen bemüht ist, und der edelmütige Verzicht des Seleukus wird als thörichte, greisenhafte Schwäche bezeichnet. Das elende Machwerk beginnt mit einer ins unglaubliche übertriebnene Darstellung der Festlichkeiten, die bei der Vermählung des Antiochus und der Stratonica veranstaltet werden. Aber inmitten des Freudenrausches naht bereits das Verderben. Wie dies wirkungsvoll dargestellt werden kann, zeigt

die Odyssee und unser Deutscher Meier Helmbrecht. Aber was hier geschieht, ist nur abgeschmackt und widersinnig. Ein schwarzer Adler kommt plötzlich in den Saal geflogen, nimmt dem Seleukus die Krone vom Haupte und verschwindet wieder, ein Vorbote des heranziehenden Unheils. Trotzdem gehen die Orgien des Mahles weiter. Da erscheint ein Herold, blutrot gekleidet, drei Pfeile und einen Totenschädel in der Hand, und fordert ohne Gruß mit rauher Stimme den Antiochus als einen des Thrones unwürdigen zum Kampfe heraus. Dieser nimmt kühn genug die Herausforderung an und fällt in dem ungleichen Streite. Seleukus, ergrimmt über den Tod seines Sohnes, stürzt einem Rasenden gleich auf den Sieger, und beide geben sich gegenseitig den Tod. Nun wird auch Stratonica von der Strafe des Himmels ereilt. Des erledigten Thrones bemächtigt sich ein Verwandter des Seleukus, ein Scheusal von abstoßender Häßlichkeit. Dieser zwingt die Stratonica zur Ehe, und als sie ihm dann ihre Abneigung nicht verhehlt, giebt er sie der Roheit seiner Söldner preis.

Den Roman des Assarino hat ein Deutscher in ein Drama umzuwandeln unternommen: es ist Johann Christian Hallmann, ein Schlesier, der ums Jahr 1640 geboren und 1704 in Breslau gestorben ist.*) Unter seinen Dramen findet sich eins, das den Titel führt: „Die merkwürdige Vaterliebe oder der vor Liebe sterbende Antiochus und die vom Tode errettende Stratonica, von Joh. Christian Hallmann erfundenes und in hochteutscher Poesie gesetztes Trauer-Freudenspiel." Der hochtrabende Titel sagt dem Kenner genug: Hallmann ist ein Anhänger der oben geschilderten Geschmacksrichtung, die in Deutschland ihren Hauptvertreter in dem Schlesier Daniel Caspar von Lohenstein gefunden hat und darum auch schlechtweg nach dessen Namen genannt wird. Auch bei ihm herrscht Überladung und Geziertheit bis zum Übermaß, was schon von seinen Zeitgenossen bemerkt und getadelt wurde. Sein Stück ist nach der Sitte der Zeit mit Chören oder Reyen ausgestattet, die meist aus Verkörperungen abstrakter Begriffe bestehen. Da erscheint z. B. die Liebe, die Vernunft, das Gewissen, der Gehorsam, die Ehre, die Keuschheit u. s. w., um ein Wort dreinzureden und nach Art des antiken Chors ein Urteil über das Geschehene abzugeben. Dazu kommen noch einzelne Ritornelle, d. h. hier Gesangseinlagen, die von Einzelnen vorgetragen werden, sodaß das Ganze einen opernhaften Anstrich bekommt. Den ausgedehnten Stoff der Vorlage mußte natürlich der dramatische Dichter, der zumal die Einheit der Zeit festhalten wollte, bedeutend zusammenziehen. Das Drama beginnt mit der Schwermut des Antiochus. Aber der Dichter wäre bei der gänzlich undramatischen Natur seines Vorwurfes schwerlich auf seine fünf Aufzüge gekommen, wenn ihm nicht die Episode seiner Vorlage, die von der Verschwörung gegen

*) Über sein Leben und seine Dichtungen vgl. Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie.

das Leben des Seleukus handelt, zu Hilfe gekommen wäre. In dieser Geschichte steckt der Keim zu einer Verwicklung, der nur entfaltet zu werden brauchte, um eine dramatische Handlung zu geben. Hier dient sie, um wenigstens zwei Akte zu füllen und eine Nebenhandlung zu bilden, die jedoch nicht nach Shakespeares Weise mit der Haupthandlung verschlungen ist, sondern herausgenommen werden kann wie ein Kasten aus einem Schubfach. Dabei ist die Darstellung des Ganzen rein episch gehalten, wie es nach dem eben Gesagten natürlich ist.

Der Dichter hat dem Drama ein scenarium vorangeschickt, das ich gern hierher setzen würde, wenn es nicht zu viel Raum in Anspruch nähme. Aber eine Probe davon zu geben kann ich mir doch nicht versagen.

Erfindung des Schauspiels.

Der Ersten Abhandlung Erster Auftritt.

Der verliebte Printz Antiochus will ihm durchs Jagen die Liebe verjagen. Allein umsonst!

Zweyter Auftritt.

Sein Hoffmeister Antipator ist mühsam, den einsamen und betrübten Printz von den Wäldern abzuhalten, richtet aber wenig aus.

Dritter Auftritt.

Der König Seleucus wird von den Reichs-Räthen wegen seiner schönen Stratonica mit vielen Glückwünschungen bedienet.

Vierter Auftritt

Stratonica berichtet dem König des Printzens traurige Entfernung, worüber er heftig erschrickt und ihn abzuholen anordnet.

Im Reyen werden die mit dem Cupido streitenden Jäger artlich gesangen.

Der andern Abhandlung Erster Auftritt

Die als eine Schäfferin bekleidete Stratonica verwandelt ihr Mitleiden gegen dem Printz in eine Liebe und entschleust sich ihn selber im Walde zu suchen.

Zweyter Auftritt

Lycophronia redet deßwegen der Königin beweglich ein.

Dritter Auftritt

Stratonica tröstet den schwermüthigen Antiochus und verehret ihm auf sein Anhalten ihr Lämmchen, worauf er ihr unter dem Scheine kindlicher Ehrerbittung etwas lange die Hände küsset, welches Sie in Ungnaden vermerket und entweichet.

Vierdter Auftritt

Nachdem der verlassene Printz seine unanstehende Liebe auf keinerley Weise dämpffen kan, sondern selbte nur auf der Laute mit einem kläglichen Gesange beseufzzende verbergen muß, fällt er in eine Ohnmacht und kurz hierauf in eine tödtliche Krankheit.

Nun wird der Anschlag des Clitarchus und des Climenes dargestellt, worauf die Handlung im fünften Akte wieder zum Antiochus zurückkehrt. Seleukus opfert im Hain und vernimmt die Stimme, die ihm aufträgt, den Erasitratus

zu suchen. Erasitratus und Polybia werden geholt. Diagnose und List des Arztes, alles wie bei Assarino. Dann heißt es weiter im scenarium:

Fünfter Auftritt

Seleucus entdecket den Reichs-Räthen seinen Schluß, so ihme nach Überlegung dieser Sache beypflichten und die Vermählung Antiochi mit der Stratonica rathen.

Sechster Auftritt

Seleucus zeiget der Stratonica sein Vorhaben an, darüber sie sich erstlich entsetzet, hernach bequemet.

Siebenter und Letzter Auftritt.

Übergiebet derowegen Seleucus Stratonicam seinem einzigen und vor Liebe sterbenden Sohne Antiocho zur Gemahlin, worüber der Printz ob allzu großer Freude aus einer Ohnmacht in die andere findet, durch die kluge Vorsichtigkeit Erasitrati aber zu völliger Gesundheit gelanget. Und werden also diese traurigen Verwirrungen mit Vergnügung des Hoffes in ein anmuthiges Freuden Spiel verkehrt.

Im Reyen der panquetirenden Syrier wird Seleuci merckwürdige Vaterliebe gepriesen, auch zugleich Antiochi und Stratonicae Vermählung fröhlich vorgebildet.

Die Vorbildungen im innern Schau-Platze sind folgende:

1. Seleucus verehret dem von Antiocho umarmten Erasistrato in einer Schale 60000 Ducaten.

2. Stratonica wird Antiocho durch Ternpandera (das ist der Priester, dem der sterbende Arzt sein Bekenntnis ablegt) vermählet.

3. Seleucus übergiebt Antiocho Kron und Szepter.

4. Dem auf dem Throne sitzenden Antiocho schweren die Syrier.

5. Antiochus und Stratonica küssen einander.

6. Antiochus und Stratonica schlaffen auf einem Purpur-Bette, auf welches die Cupidines allerhand Blumen streuen.

Man sieht, der deutsche Dichter hat noch eine Zugabe bereit, um die ihn sein italienisches Vorbild beneiden könnte. Das Schlußtableau zeugt von verschwenderischer Erfindungskraft, und daß der König dem Erasistratus den bescheidnen Lohn von 60 000 Dukaten auf offner Bühne überreicht, ist praktisch und aller Ehren wert. Sonst aber sind die Abweichungen des Dramas von der Vorlage gering; die erheblichste möchte die sein, daß Stratonica als Schäferin erscheint. So hat der Dichter den Vorteil gewonnen, auch das so beliebte Schäferspiel in seine Handlung zu verweben und die Tonleiter der Gefühle von der süßlichsten Tändelei bis zu den Schrecken des Meuchelmords und der Hinrichtung durchlaufen zu können.

Es versteht sich von selbst, daß Anspielungen auf Personen und Begebenheiten der antiken Mythologie und Sage in Hülle und Fülle begegnen. Sie gehörten damals zu dem notwendigen Vorrat des poetischen Ausdrucks, und ihre stehende Verwendung hat sich bekanntlich bis auf die Anfänge Goethes und Schillers erhalten. Außer den bekannten Götternamen, die durch Neubildungen wie Martispiter und Cypripor noch vermehrt werden, finden wir, um nur einiges herauszugreifen, die Namen Adonis, Aktäon, Amphion,

Milanion, Atalante, Pyramus und Thisbe. Wir lesen von seufzerschweren Klagen, von pechschwarzen Gräbern, wir lesen von dem grünen Mördergift, das den Seleukus verderben soll, von diamantenen Röcken, smaragdenen Wiesen, saffirnen Lüften, alabasternen Wangen und Brüsten. Aber nichts scheint dem Dichter über den Zucker zu gehen. Er redet von zuckersüßer Ehe und zuckersüßer Ruhe, von der Zuckerstimme der Poeten und dem Zuckermund der Vögel, er findet, daß Vaterliebe selbst Galle und Gift verzuckern können, er läßt den König die Bitte aussprechen, Erasistratus möge doch Liebeszucker in den Mund des kranken Prinzen einflößen, indem er ihm seinen Schatz abtrete. Es ist unmöglich, auch nur annähernd die Fülle der Floskeln wiederzugeben, mit denen die Sprache dieses Dramas ausgeziert ist. Nur einiges noch. Wer stirbt, dem wird der Lebenskittel ausgezogen oder der Lebensdraht zerrissen, und Seleukus ist im Begriff, nach dem Genuß des Giftes ins schwarze Totenmeer zu versinken. In goldbesternten Kronen wohnt der Kummer- oder der Sorgenwurm, und der Besorgte, der auf seine teilnehmende Frage nicht gleich eine Antwort erhält, muß auf Kummerdisteln stehen. Lycophronia hat in die Stratonica der Brüste Milchquell rinnen lassen, und als die Schönheit der letztern durch den Mund der versammelten Reichsräte gepriesen wird, bemerkt der eine von ihnen tiefsinnig: Der Schenkel Uhrwerk ziert den diamantnen Rock. Wer nicht auf der Glättnis der Verhältnisse straucheln will, der muß den Schrittschuh vernünftiger Sinnen anziehen. Besonders geistreich soll es sein, wenn Stratonica mit den Worten spielend vom König sagt: Es will sein liebstes Schiff, nicht Liebesschiff versinken, und ebenso, wenn auf die Bemerkung der Königin: Es ist die Rose ja der Blumen Kaiserin — der Prinz erwidert: auch Kaiserkronen fallen wie Laub und Blätter hin. Aber der Geist des Hermogenes, der dem eingekerten Climenes erscheint, hört schon die Folterbänke knacken, und Seleukus erklärt nach andern Kraftworten im höchsten Pathos: Eh soll Damascus' Pracht zur Schindergrube werden u. s. w. Die Krone des Ganzen möchte folgendes Ritornell sein, mit dem der Chor der Syrer das neuvermählte Ehepaar ansingt:

Ach süsse Brunst! Ach angenehmer Gruß!
Ach Julepp, der auch Todte lebend macht!
Seht, wie der Printz mit Zuckersüßem Kuß
Sein Zucker Kind Stratonica anlacht!
Glück zu! Glück zu! küßt, Engel, küßt einander,
Schertzt in der heissen Glut wie treue Salamander.

Das ist eine kleine Probe von dem Phrasenschatz der zweiten schlesischen Dichterschule, deren Vortrag uns heute teils wie unfertiges Stammeln vorkommt, teils an Parodien nach Art der Rüpelkomödie in Shakespeares Sommernachtstraum und Gryphius' Peter Squenz glauben lassen möchte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wo hinaus? Wer unausgesetzt in der Stickluft der parlamentarischen und Parteiversammlungen lebt, wird augenscheinlich leicht das Opfer einer Selbsttäuschung, die er an Herrschern und Staatsmännern sehr deutlich erkennen und aufs härteste verurteilen würde. Denn der Abstand zwischen den beiden Grundanschauungen: „Der Staat bin ich“ und „Der Fürst ist der erste Diener des Staates“ ist nicht größer als zwischen den beiden andern: „Das Volk nimmt durch seine gewählten Vertreter an der Gesetzgebung teil“ und „Das Volk sind wir.“ Und dieses „wir“ gilt nur dann für die Gesamtheit der Volksvertretung, wenn sie der Regierung gegenüber einig ist; liegt dieser seltenere Fall nicht vor, dann ist „wir“ die Fraktion, und ihr, wo nicht zur Alleinherrschaft, doch zur Überzahl zu verhelfen gilt als die erste Pflicht des Fraktionsmitgliedes. Kann aber, was ja vorkommt, der „Führer“ der Fraktion mit einigem Rechte sagen: „Die Fraktion bin ich,“ so ist die Parodie des Roy Soleil vollständig. Nur pflegen die Beteiligten das Zerrbild für ein gelungenes, aber „modernisirtes“ Porträt zu halten.

Die auf Stärkung der Truppe abzielende Thätigkeit wird natürlich immer lebhafter, endlich fieberhaft, wenn neue Wahlen in Aussicht stehen. Da gestaltet sich so ziemlich jede Rede zur Wahlrede, jede „persönliche Bemerkung“ zum Appell an den Eigennutz der Menge, die sich unter andern Verhältnissen wohl gefallen lassen muß, als „Stimmvieh“ behandelt zu werden. Da werden Anträge hervorgesucht, die gänzlich aussichtslos sind (sei es jederzeit oder wenigstens im Augenblick), damit zum Fenster hinaus gerufen werden kann: Seht, wie gut wir es meinen! Ginge es nach uns, so würden alle Lasten gerecht verteilt, jede Arbeit nach Verdienst belohnt, jedes billige Verlangen erfüllt werden. Aber die Volksfeinde auf der andern Seite wollen ja keine Gerechtigkeit üben u. s. w. Von dir, Wähler, hängt es ab, ob du in Zukunft der freie Bürger eines Musterstaates sein oder die alte Sklavenkette noch länger fortschleppen willst. Dieses Stimmenwerben wird so ungescheut und öffentlich betrieben, daß man nicht weiß, ist das Cynismus oder völlige Verblendung. Je nach den Persönlichkeiten wird wohl das eine oder das andre zutreffen. Mancher scheint wirklich zu glauben, von seiner Anwesenheit im Parlament hänge das Wohl und Wehe des Reiches ab, während auf diesen und jenen paßt, was Saint-Real von der papistischen Partei in Venedig zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts sagt: „Die meisten fanden ihren Ehrgeiz verletzt, weil gegen ihre Ratschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie, alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen würde; und das Verderben des Staates würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hätte.“ Es ist ein schlechter Trost, daß die einst so berühmte und so erfolgreiche Vaterlandsliebe der Venezianer damals von dem Parteitreiben angefressen war, denn die Zeit der Macht und Blüte der Republik war ja bereits vorüber!

Bei uns steigert sich nun die Leidenschaftlichkeit des Kampfes um die Plätze im künftigen Reichstage fortwährend. Wie der Anblick eines Grenzjägers auf einen Schwärzer, wirkt das Wort Kartell auf die Freisinnigen, und diese Thatsache allein würde das Wahlbündnis rechtfertigen, wenn es dessen bedürfte. Und im Augenblicke höchster sittlicher Entrüstung bringen dieselben Herren die Logik zu Markte, die Freisinnigen, die geschwornen — und, wie sie sich schmeicheln, die gefährlichsten — Gegner der Sozialdemokraten, könnten immer „ein Stück Weges mit ihnen gehen," weil deren Ziele ja doch nie erreicht werden würden. Man könnte laut lachen, wenn es nicht so empörend wäre! Die Teuerung, die heute in der ganzen Welt besteht, ist in Deutschland von der Wirtschaftspolitik verschuldet. Jeder Pfennig, der für Kolonialzwecke bestimmt wird, ist dem armen Manne im Reiche aus dem Sacke genommen — dem armen Börsenmann in parenthesi entzogen, der den Pfennig so gern „fruchtbringend" angelegt hätte. Und wenn der unfreiwillige Komiker des Hauses anstatt der Dampferlinie nach Sansibar eine nach Brasilien vorschlägt (wahrscheinlich weil dort republikanische Freiheit mit Füsilirung u. s. w. herrscht), so hat das eben auch nur den Zweck, zu zeigen, daß der Kanzler noch immer nicht weiß, was dem deutschen Volke frommt: wäre eine Verbindung mit Brasilien beantragt, so würde ohne Zweifel Sansibar oder auch Kamtschatka viel wichtiger sein!

Welchen Einfluß all das Hetzen und Nörgeln und Wühlen auf die Wahlen ausüben wird, wer kann das voraussagen! Bekräftigte sich nicht so häufig Sapiehas Wort, daß Verstand stets bei wenigen nur gewesen sei, so dürfte man annehmen, daß solche Ausnützung der parlamentarischen Redefreiheit zur persönlichen Reklame gerade die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung haben müsse. Doch nicht zum erstenmal ist auf dieselbe Weise eine heillose Verwirrung hervorgerufen worden. Und wenn kaum ein Jahrzehnt nach der Gründung des Reiches so große Massen sich zum Sturmlaufe gegen das Reich aufreizen ließen: weshalb nicht nach einem gleichen Zeitabschnitt wieder? Daß die Opposition noch buntscheckiger geworden ist, daß Herr Windthorst, begabter als andre Menschenkinder, es möglich macht, zu gleicher Zeit den Redakteuren der Kreuzzeitung und der Frankfurter Zeitung, den frondirenden Polen und dem jüdischen „Konfektionär a. D." und dem freisinnigen „Regierungsassessor a. D." die Bruderhand zu reichen, das beweist nur, bis zu welchem Grade die politische Reife gediehen ist. Aber die Frage ist berechtigt: Was dann? Wo hinaus soll das alles führen?

Gesetzt, das Unheil eines parlamentarischen Regiments würde auch Deutschland nicht erspart, die kaiserliche Regierung entschlösse sich, dem so verlockenden Beispiele andrer, der französischen, spanischen u. s. w. zu folgen und brächte Personen und Grundsätze einer zufälligen Mehrheit im Reichstage zum Opfer. Zuerst würden die Sieger wieder nach dem Retter rufen, durch den sie im Frühjahr 1888 Bismarck zu verdrängen hofften. Ob er sich aufs Eis begeben würde, kann dahingestellt bleiben, aber daß die Freude nicht lange dauern würde, ist klar. Dann ein Koalitionsministerium in allen Regenbogenfarben? Eher vielleicht ein Kanzler à la Taaffe, der sich zu erhalten suchen müßte durch ununterbrochene Austeilung kleiner Gaben an die verschiednen Fraktionen der Mehrheit. Wohin das führen würde, ist leicht zu ermessen.

Zum Glück droht diese Gefahr nicht. Dafür könnten wir abermals einen frischen, fröhlichen Konflikt erleben, und auch damit würde mancher „Maßgebende" zufrieden sein. Das war ja eine gar schöne Zeit. Der Brustton war die Normalstimmung. Mit flammenden Worten konnte ohne alle Gefahr die budgetlose Re-

gierung, vor dem Throne, vor dem Lande und dem Auslande verklagt, jede ihrer Vorlagen kurz und gut verworfen, kein Mann und kein Thaler bewilligt werden, und jede Nichtbewilligung war eine kühne That, ein Stück Rettung des Vaterlandes. Und dann die Zustimmungsadressen, die Bürgerkronen und Festessen für die mannhaften Verteidiger des Rechtes gegen unerhörte Willkür, der Beifall in allen fremden Blättern, die mit Vergnügen Deutschland in Wirren und Schwächung sähen. Also nur frisch voran! „Zuerst das Vaterland, dann die Freiheit!" hat wohl Emilio Castelar gesagt, und zwar in einem Augenblicke, der der Verwirklichung seiner republikanischen Pläne günstig zu sein schien; aber der ist ein Spanier, für Deutschland wird schon der liebe Gott sorgen.

Die Poesie der märkischen Landschaft. Theodor Fontane wurde bei Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres von der litterarischen Welt Berlins in üblicher Weise gefeiert, und man konnte dem trefflichen Balladendichter, dem auch in dieser Zeitschrift der verdiente Kranz gereicht worden ist, das bei jener Gelegenheit dargebrachte voll gerüttelt und geschüttelte Maß des Lobes gönnen. Aber zweierlei mag ihn selbst wunder genommen haben. Erstens, daß er, obwohl zu lange vor der gegenwärtigen großen Litteraturperiode geboren, doch als Ehrenmitglied der „Jungen" geachtet werden könne, weil er „Realist" sei. Beneidenswerte Jugendlichkeit dieser Jungen! Was ihnen neu ist, das ist ihrer Meinung nach vorher von keinem gesehen worden, die Töne, die sie anschlagen, hat man vorher nie vernommen. Die unbequemen Laute, die den heutigen Naturalisten verschiedne Programmpunkte im voraus nachgedruckt haben, werden dafür mit stiller Verachtung gestraft, z. B. die Romantiker und die Jungdeutschen von 1830. Der Dichter, der Studien nach der Natur macht, folgt damit dem Beispiel der Jungen, denn diese haben in Kompagnie mit Franzosen, Russen und Norwegern den Realismus erfunden. Zweitens, daß er, Fontane, die Poesie der märkischen Kiefernwälder und Seen „entdeckt" habe. Der Jemand in Berlin, der diese Entdeckung entdeckt hat, ist zweifelsohne auch nur ein Junger, und zwanzig andre Jemande haben ihm getreulich nachgebetet. Nun, den heimatlichen Erdgeruch wird dem Dichter niemand bestreiten: wer anders als ein Märker könnte, nicht einmal, sondern, wie in einem der Gedichte auf den Einzug der siegreichen Truppen, ein dutzendmal oder öfter ganz unbekümmert reimen: „Wer, wer? Vierunddreißigeer?" Und seinen Verdiensten um die Ehrenrettung der, am meisten von den Berlinern, verlästerten heimatlichen Scholle soll gewiß nichts weggeschnitten werden. Aber müssen denn darum Wilhelm Härings ältere Ansprüche geleugnet werden? Ist die Thatsache nicht von eignem Interesse, daß zwei Abkömmlinge von Franzosen in solcher Weise den Dank an das Land abgetragen haben, das ihren Vorfahren Zuflucht gewährte? Oder dürfen etwa die Gebildeten von dem Dichter des „Falschen Waldemar," des „Roland von Berlin," „Cabanis" u. s. w., der sich erlaubte, ein Realist zu sein, als dieser Ausdruck noch nicht allgemein in Umlauf auf, deshalb nichts mehr wissen, weil er nichts von Pessimismus und Zolascher Roheit wußte?

Litteratur

Kulturgeschichtliche Skizzen von O. Henne am Rhyn. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1889

Dieses Buch besteht aus elf Essays. Der erste, „Die Kultur, ihr Wesen, ihre Gesetze und ihre Formen," enthält die grundlegenden Gedanken. Der Verfasser findet, daß die massenhafte Bücherei der Kulturgeschichte uns immer noch nicht klar gemacht hat, was die Kulturgeschichte eigentlich sei. Buckle habe die Erwartung insofern getäuscht, als sein Werk unvollendet geblieben sei; aus dem Vorhandenen könne man nicht erraten, wie das Ganze ausgefallen sein würde. Darwin gebe erst recht keinen Aufschluß. Überhaupt sei mit dem Schlagworte der natürlichen Entwicklung nichts erklärt, denn den Naturgesetzen unterliege der Mensch eben nur „in rein natürlicher Hinsicht"; der Geist sei von ihnen unabhängig. Daraus ergiebt sich folgende Auffassung: „Wie die Naturwissenschaft das nach Naturgesetzen Entstandene (natum), so behandelt die Kulturgeschichte das unabhängig von den Naturgesetzen Geschaffene, Gepflegte, Gebildete (cultum). Die Kulturgeschichte ist demnach die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen, sie ist die Erzählung dessen, was der Mensch vollbracht hat, ohne dazu durch die Natur angetrieben zu sein, sie ist die „Geschichte" im höchsten, reinsten Sinne und Geiste." In den folgenden Skizzen werden behandelt: die Rolle der Völker in der Kulturgeschichte, der Mensch und die Steine, Pflanzen und Tiere im Dienste des Menschen, das Eden der Antipoden (die Südseeinseln), die Art der Begrüßung bei verschiednen Völkern. Die letzten fünf sind dem Aberglauben und der Religionsgeschichte gewidmet. Die Darstellung des Buddhismus giebt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Polemik gegen E. von Hartmann, dessen pessimistischen Standpunkt er nicht teilt, und der auch sachlich Unrichtiges über jene Religion behauptet haben soll. Nach Anlage und Stoff gehört Hennes Buch in eine Klasse mit Herrmanns „Sein und Werden." Es ist nicht so reich wie dieses an geistreichen Verknüpfungen und neuen Thatsachen (nur der letzte Aufsatz über die neueste religiöse Bewegung in Indien erzählt Dinge, die den meisten Lesern bisher unbekannt gewesen sein werden), aber es liest sich angenehm und zeugt durchweg von gesunden Anschauungen. So spricht er S. 193 von der Wiederbelebung des Aberglaubens durch den Spiritismus und denen, die an dem Überhandnehmen dieser Thorheit die Schuld tragen. „Es sind dies einerseits die Propheten des Materialismus, welche der Menschheit alles Ideale rauben und ihr ganzes sauer erworbenes und mühsam fortgepflanztes Geistes- und Gemütsleben als einen bloßen Nervenprozeß darstellen möchten. Anderseits sind es die Bannerträger der Orthodoxie, deren Bestreben dahin geht, den geistigen Standpunkt der Menschen auf einer gewissen längst überwundenen Stufe fest zu nageln. Weder das eine noch das andre Beginnen kann diejenigen befriedigen, welche an ein Ideal glauben, und wenn es diesen daher an einer zugleich vernünftigen,

faßlichen und tröstlichen Auffassung des Weltganges gebricht, so werden sie naturgemäß die Beute ehrgeiziger Schwindler und sich selbst betrügender Schwärmer." Das vierte der Gesetze, die der Verfasser für die Kulturentwicklung aufstellt, will uns nicht besonders gefallen: „daß die Menschheit einer fortschreitenden Assimilation und allmählichen Verwischung aller Völkereigentümlichkeiten und Rassenmerkmale entgegengeht." In der jetzigen Erhebung des nationalen über das Weltbürgerbewußtsein sieht er einen Rückschritt. Wir glauben, daß der wahre Fortschritt immer nur ein Fortschritt zum Guten ist, daß aber zum Guten auch das Schöne und zum Schönen die Mannichfaltigkeit gehört. Wenn die Tschechen und Slowaken uns den Gefallen thun wollten, zu verschwinden, so würden wir ihnen natürlich keine Thräne nachweinen. Dagegen würde es uns um Nationen wie die Franzosen und Italiener leid thun, weil sie sich nicht allein in frühern Zeiten durch hervorragende Leistungen die Daseinsberechtigung erworben haben, sondern auch jetzt noch der Weltschaubühne keineswegs zur Unzier gereichen. Der Sitte des Hutabnehmens, um noch dies eine zu erwähnen, ist unser Sonntagsphilosoph mehr auf den Grund gegangen, als es Henne am Rhyn thut.

Arbeit und Boden. Kritik der theoretischen politischen Ökonomik von Otto Effertz. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1889

Der Verfasser, der gelegentlich von sich mitteilt, daß er Mediziner ist, als gemeiner Soldat gedient, größere Reisen gemacht und zur Zeit des Tramwaystreiks in Wien gelebt hat, giebt eine Begriffserklärung von Theorie und Praxis, die sich hören läßt, wenn sie auch nicht einwandsfrei ist. „Unter einer Idee verstehe ich mit Aristoteles einen Begriff, dem das Merkmal des Guten oder was diesem Merkmal gleichkommt, z. B. das des Gerechten, beigelegt wird. Ein Staat z. B. ist ein Begriff, ein guter Staat ist eine Idee. Diskussionen von Ideen sind praktische, Diskussionen von Begriffen sind theoretische Operationen, weil man Ideen durch Handlungen verwirklichen, Begriffe aber nicht verwirklichen, sondern nur beschauen und erkennen kann." Daher sind Ethik, Politik, Ökonomik praktische, Mathematik, Physik, Chemie theoretische Wissenschaften. Da aber den Ideen Begriffe zu Grunde liegen, so hat jede praktische Wissenschaft auch ihren theoretischen Teil. Auf diesen will sich der Verfasser bei seinen volkswirtschaftlichen Untersuchungen beschränken, u. a. aus dem Grunde, weil die Urteile über das, was gut sei, Gefühls- oder Geschmackssache, also dem Verstande unzugänglich seien, daher denn jede Beweisführung für die Güte oder Gerechtigkeit einer Sache „ein Loch" habe. Auch diese Selbstbeschränkung des Verfassers hat ihr Loch, denn er gerät manchmal ziemlich tief in die Praxis hinein. Unter den Hauptüberschriften: 1) Analyse der Gesellschaft, 2) Analyse der bürgerlichen (kapitalistischen), 3) Analyse der sozialistischen Gesellschaft behandelt der Verfasser die Lehre von den Gütern, von ihrer Hervorbringung, ihrem Verbrauch und ihrer Verteilung, also dem Einkommen. Er entwickelt seine eignen Ansichten über jeden Punkt und kritisirt dann die Litteratur der „bürgerlichen und der sozialistischen Ökonomik" darüber. Als Hauptfehler findet er, daß die bürgerlichen Ökonomen beim Gute nur den Wert ins Auge fassen, die andern beiden darin steckenden Bestandteile aber, die Arbeit und den Boden, übersehen, während die Sozialisten wenigstens die Arbeit anschlagen; die bürgerlichen Ökonomen behandelten außerdem den Tauschwert als wesentlichen Bestandteil der Güter, obwohl er nur zufällig sei, da es auch Wirtschaften ohne Tausch und Geld gebe. Daß in Zeitungsartikeln und Reden des zur

Gütererzeugung erforderlichen Bodens wenig gedacht wird, ist richtig; die Sozialisten umgehen den Punkt, weil ihre Lehre auf der Behauptung beruht, daß der Boden für alle hinreiche und alles Übel nur von der falschen Verteilung herrühre; die bürgerlichen Schriftsteller aber fürchten sich vor der Übervölkerungsfrage, zu der die Bodenfrage hinleitet. Dagegen ist es nicht richtig, daß die gerügten Fehler auch in den Büchern ganz allgemein begangen würden. Unser größter Volkswirtschaftslehrer, Roscher, hat die Boden- wie die Übervölkerungsfrage und das Verhältnis zwischen Tausch- und Gebrauchswert mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit und Genauigkeit erörtert. Efferts kommt denn auch in der Hauptsache zu denselben Ergebnissen wie Roscher, den er merkwürdigerweise nicht ein einzigesmal nennt. Damit soll aber sein Buch nicht etwa neben das große klassische Werk von Roscher gestellt werden, dazu ist vor allem sein Inhalt viel zu dürftig. Die häufige Anwendung der mathematischen Methode, namentlich die Ableitung volkswirtschaftlicher Wahrheiten durch Entwicklung algebraischer Formeln, scheint uns von sehr zweifelhaftem Werte zu sein. Ein auf dem Wege der Erfahrung ermitteltes Abhängigkeitsverhältnis zwischen mehreren Größen in einer Formel darzustellen, mag seinen pädagogischen Nutzen haben, namentlich wenn noch eine Zeichnung beigefügt wird, wie die ganz vortrefflichen Nahrungsmittel- und Kulturmittelkurven auf S. 150 und die Gewinn- und Kostenkurven auf S. 250. Dagegen würde ein Unternehmer sehr schlecht fahren, wollte er seinen Gewinn nach den S. 256 ff. entwickelten Formeln a priori berechnen. Der Verfasser würzt die trockne mathematische Darstellung durch seine frische, etwas burschikose Sprache und durch drastische Beispiele. Den Liberalen wird seine Ansicht über den Militarismus sehr anstößig vorkommen. Er meint, bei Berechnung der Militärkosten dürfe man die Verpflegung nicht anschlagen, da der Mann so wie so essen müsse. „So wenig die Kosten des Brotes, das der Schuster ißt, eingehen in die Kosten der Schuhe, so wenig gehen die Kosten des Kommißbrotes, das der Soldat ißt, ein in die Kosten des Heeres.“ Bei dieser Annahme gelangt er zu dem Ergebnis, daß das deutsche Heer an Arbeit nur zwei Drittel, an Boden nur ein Drittel dessen koste, was das Volk auf Schnaps ausgiebt. Die Richtigkeit der Rechnung zu prüfen, sehen wir uns nicht imstande. Der Verfasser ist nicht der Meinung, daß Deutschland übervölkert sei, und daß die Not, wo sich solche findet, von Nahrungsmittelmangel herrühre. Er sagt, unsre Soldaten seien doch gewiß gut genährt, denn sie platzten vor Gesundheit. „Nun habe ich noch keinen Soldaten gesprochen, der mir nicht geschworen hätte, bei Muttern habe er viel, viel besser gegessen.“ Manche schwören eben falsch. Dasselbe findet man bei Anstaltszöglingen, die zu Hause Hunger gelitten haben und dann auf die elende Anstaltskost schimpfen. Ältere Leute sind gewöhnlich aufrichtiger oder vielleicht auch weniger in Selbsttäuschung befangen. So ereignete es sich vorm Jahre in einer Garnisonstadt, daß mehrere Landwehrmänner, als sie nach Schluß einer Übung entlassen wurden, den Wunsch aussprachen, dableiben zu dürfen, denn so gut könnten sie zu Hause nicht leben, sie möchten noch so fleißig arbeiten. Übrigens giebt der Verfasser zu, daß er sich möglicherweise irre. Er schließt sein Buch mit folgendem Entweder-Oder: „Ist meine Schlußfolgerung richtig, so läßt sich der Pauperismus durch eine veränderte Verteilung, z. B. durch höhern Lohn u. dergl., bessern und heilen; es handelt sich dann um Überfüllung des Arbeitsmarktes, nicht aber um Übervölkerung. Ist aber die gegnerische Schlußfolgerung richtig, so ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es sich bei dem bürgerlichen Pauperismus um Übervölkerung handelt. Ist aber diese Diagnose richtig, so wird keine veränderte Verteilung, keine Lohn-

erhöhung, auch kein Sozialismus die Armut kuriren können. Gegen Überpopulation hilft nur Auswanderung, Kolonisation, certus numerus liberorum u. s. w."

Zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten des Verfassers gehört u. a., daß er nicht Kapitel 1, 2, 3, sondern Caput I, II, III schreibt. Das Buch wimmelt von Druckfehlern; gewisse Klassen derselben zeigen große Beharrlichkeit, so z. B. steht in lateinischen Zitaten häufig a statt o (passideam), und in den drei Wörtern nichtig, wichtig und richtig werden sehr oft die Anfangsbuchstaben vertauscht.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890

Wenn der Verleger der Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft ein Utopien aufbaut, so dürfen wir erwarten, daß es sich von den Phantasiegebäuden eines Platon und Thomas Morus durch ein bedeutend größeres Maß geographischer, volks-, finanzwirtschaftlicher und sonstiger Gelehrsamkeit auszeichnen werde, eine Erwartung, die denn auch nicht getäuscht wird. Als ein Utopien will freilich der Verfasser sein Zukunftsbild, wie er es selbst nennt, nicht angesehen wissen. „Alles in meinem Freiland ist streng real; nur eine Fiktion liegt der ganzen Erzählung zu grunde, die nämlich, daß sich mit dem Mittelmaß von Fähigkeiten und Kräften ausgestattete Menschen in genügender Zahl thatsächlich schon gefunden hätten, um den erlösenden Schritt von der herrschenden ausbeuterischen Wirtschaftsordnung zu einer Ordnung der sozialen Gleichberechtigung und Freiheit zu unternehmen." Hertzka ist von dem „unheimlichen Rätsel" ausgegangen, „über welches nur satte Gedankenlosigkeit ohne tiefinneres Grauen hinweggleiten kann," wie es zugeht, daß die moderne Beherrschung der Natur, deren selbstverständliche Folge doch „unerschöpflicher Überfluß bei mäßiger Arbeit für jeden vom Weibe gebornen" sein müßte, auch nicht eines Menschen Plage zu vermindern vermocht, wie Stuart Mill sagt, ja sich sogar für zahllose Menschen als ein Fluch erwiesen hat. (Hertzka schreibt: „zum Fluche erwiesen"). Er findet den Fehler in der Grundroute, dem Unternehmergewinn und dem Kapitalzins, die dem Arbeiter seinen Anteil am Arbeitsertrage verkürzen, ihn in der Armut festhalten und solchergestalt hindern, daß die Maschinentechnik zur Hervorbringung derjenigen Gütermasse benutzt werde, die sie zu liefern imstande wäre. Denn vernünftigerweise kann immer nur so viel hervorgebracht werden, als wahrscheinlicherweise verbraucht werden wird; indem man die Menschen künstlich in der Armut festhält, sie am Kaufen und Verbrauchen hindert, ist man alle Augenblicke genötigt, bald die Produktion, bald die Zufuhr von Gütern zu hemmen, obwohl man ihrer aufs dringendste bedarf. Der Gedanke, daß die sogenannte Überproduktion eine leere Einbildung, ein geradezu verrückter Begriff sei, und daß allen Nöten nur abgeholfen werden könne nicht durch Einschränkung der Produktion, sondern durch Vermehrung des Verbrauchs, bildet ja auch schon den Kern des Hauptwerkes unsers Rodbertus. Wie sich Hertzka die Ausführung denkt, schildert er an einer Kolonie, die er im äquatorialen Ostafrika zwischen dem Keniagebirge und dem Ukerewesee (Viktoria Njansa) gründen und sich zum Staate auswachsen läßt. Die Landschaft giebt Anlaß zu schönen Naturschilderungen und mancherlei Idyllen, in denen Elefantenkälber eine hervorragende Rolle spielen. Der Staat wird nicht kommunistisch eingerichtet; alle Unterschiede des Einkommens und Vermögens, die auf der Verschiedenheit der Begabung und des Fleißes beruhen, bleiben bestehen. Aber auch die ärmsten Bürger erwerben mit mäßiger Arbeit ein Einkommen von mehreren tausend Mark. Dabei sind alle

Waaren, namentlich aber alle Lebensmittel spottbillig, und Eisenbahn, Gas, Veranstaltungen zur Erholung und Unterhaltung werden allen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Jeder Arbeiter ist selbst Unternehmer, andre abhängige Arbeiter oder Knechte giebt es nicht außer dem eisernen Manne, der Maschine. Freiland besitzt weder Juristen noch Polizisten noch Soldaten. Trotzdem besiegt es mit Blitzesschnelle das europäisch ausgerüstete abyssinische Heer durch die Körperkraft und Gewandtheit seiner Männer und die Vollkommenheit seiner Technik. Dieser militärische Erfolg bewirkt, was bisher die wirtschaftlichen Erfolge nicht vermocht hatten. Die Völker der alten wie die der neuen Welt überzeugen sich von der Vernünftigkeit der Einrichtungen Freilands und beschließen, sie bei sich einzuführen, was in den liberalen Staaten ganz leicht, in den konservativen aber nicht ohne große Unordnungen von statten geht. Ein Weltparlament in Edenthal, der Hauptstadt Freilands, macht allen Zweifeln ein Ende.

Die physische Möglichkeit eines solchen Freiland, die vor hundert, ja vor sechzig Jahren noch nicht vorhanden war, kann seit Einführung der elektrischen und der Dampfmaschinen nicht bestritten werden; die Mittel sind reichlich vorhanden, sowohl den Menschen, wenn auch nicht alle, so doch die allermeisten groben, beschwerlichen und schmutzigen Arbeiten abzunehmen, als auch jeden einzelnen mit allen irdischen Gütern reichlich zu versehen. Die Frage ist nur, ob sich beim Versuch der Verwirklichung jenes Zustandes unsre Zeitgenossen sämtlich in jene Idealmenschen verwandeln würden, die Hertzka aus dem Glück von Edenthal hervorgehen läßt und ohne die sich seine Einrichtungen weder einführen noch aufrecht erhalten lassen würden. Die sehr genaue streng wissenschaftliche Darstellung dieser Einrichtungen verdient die Beachtung der Fachmänner. Den Gesetzgebern wie den Vorschußvereinen wäre z. B. die Geschichte von jenen amerikanischen Gaunern zu empfehlen, die nach Freiland kommen, um der dortigen Zentralbank unter dem Vorwande einer Gründung eine große Summe abzuzapfen. Ihr Schwindelversuch scheitert an der unbedingten Öffentlichkeit aller geschäftlichen Unternehmungen und an dem Grundsatze der Bank, nur Produktivkredit zu gewähren. Die Gauner bekehren sich, teils weil sie, was sie zu Hause nicht nötig hatten, sich schämen, unter so vielen Millionen die einzigen Spitzbuben zu sein, teils weil sie finden, daß man in Freiland mit mäßiger Arbeit mehr verdient als in Amerika mit Stehlen. Diese Geschichte und andre Episoden sind sehr hübsch erzählt. Die angenehme Darstellung wird dem 677 Seiten starken Buche auch nichtfachmännische Leser verschaffen. Anhänglichkeit an die eigne Nation und andre solche „historische Vorurteile“ kennt man natürlich in Freiland nicht.

Das Problem der Materie. Ein Beitrag zur Erkenntnistheorie und Naturphilosophie. Von Dr. **Robert Abendroth**. Erster Band. Leipzig, W. Engelmann, 1889

Die vorliegende Schrift, heißt es im Vorwort, unternimmt den Versuch, das Problem der Materie in seiner doppelten Beziehung zur Philosophie und zur Naturwissenschaft vom Standpunkte des Kantischen Kritizismus aus der Klärung näher zu bringen: die speziellen Ausführungen nach der naturwissenschaftlichen Seite hin bleiben einem zweiten Bande vorbehalten. Neugierig, ob ich nun endlich einmal erfahren würde, was die Materie eigentlich ist, fing ich mit der letzten Seite (456) an und las dort, daß der Begriff der Materie ein logisches Ideal sei, das einerseits in Widerspruch stehe zu dem auf dogmatischen Tendenzen beruhenden Scheinwissen, anderseits zur Grenzbestimmung der menschlichen Erkenntnis diene, „um

darauf hinzuweisen, daß, soweit sich auch das positive Wissen auf dem endlosen Gebiete der Erscheinungswelt zu vervollkommnen vermag, doch stets als höchster Zielpunkt alles Denkens und Wissens eine nicht zu beantwortende Frage, ein unlösbares Problem übrig bleibt." Darnach wäre also die Metaphysik eine Kunst, Fragen zu stellen, auf die man keine Antwort erhält. Anders war es ja auch von einem Kantianer nicht zu erwarten. Behauptet doch der Kritizismus, „daß Metaphysik als Wissenschaft nicht existirt," was naturphilosophisch ausgedrückt bedeutet: „daß das Wesen der Dinge uns jederzeit verschlossen bleibt oder daß wir uns bei der Frage nach dem „Innern der Natur" mit einem Ignorabimus bescheiden müssen," daß der Verfasser aber etwas andres verstanden wissen will als Du Bois Reymond. Demnach hat die neuere Naturphilosophie nicht mehr, gleich der alten Metaphysik, den Begriff der Materie zum Gegenstande, sondern nur noch das Problem der Materie (169—171). Weiß nun also der Student von vornherein, daß er sich an einer unlösbaren Aufgabe abarbeitet, so kann er immerhin noch von Glück sagen, wenn er dabei einen Abendroth zum Führer erhält. Denn dieser schreibt so angenehm, deutlich und deutsch, als es bei einem Vertreter des Kritizismus nur möglich ist; es kommen nicht mehr Fremdwörter vor, als durchschnittlich eins in der Zeile, und Sätze von fünfzehn Zeilen und darüber sind nicht gar häufig. Auch enthält das Buch eine Fülle scharfsinniger und nützlicher Bemerkungen über allerlei Dinge aus verschiednen Gebieten des Wissens, namentlich aus der neuern Naturphilosophie. Die Atome der Physiker faßt Abendroth so auf wie wir (siehe Grenzboten 1889, S. 560), nämlich als „bloße Rechenmarke der Theorie, am nächsten verwandt mit der imaginären Größe der Mathematik, die in gleicher Weise nur als bloßes Hilfsmittel des Kalküls Verwendung findet." Von Häckels Monismus sagt er, daß dieser weder Philosophie noch Naturwissenschaft, sondern ähnlich wie „das Unbewußte" und die „Odlehre" nur die wissenschaftliche Einkleidung jener uralten poetischen Volksmetaphysik sei, die sich im Spiritismus von Geschlecht zu Geschlecht vererbt; Häckels Atomseelen seien eben ganz dasselbe wie die von ihm verspottete Lebenskraft. Dagegen scheint Abendroth mit Häckel die Ansicht zu teilen, daß eine bloß systematische Botanik und Zoologie noch keine Wissenschaft sei. Sollte es wahr sein, was er S. 393 sagt, daß der Begriff des Baumes für unsre gegenwärtige Botanik nur noch eine untergeordnete Bedeutung habe, so werden sich die Bäume zu trösten wissen, denn anderwärts schätzt man sie desto höher. Von der Kraft meint Abendroth mit Fechner: „Sitzt die Kraft irgendwo, so sitzt sie nur im Gesetze; das Gesetz hat zugleich Gesetzeskraft, d. h. was es aussagt, wird geleistet." Wir sind mit Lotze der Ansicht, daß Gesetze völlig kraftlose Regeln des Geschehens sind, die in der Natur keinen Strohhalm und im Menschenleben keinen Arm bewegen. Wo immer die Ereignisse sich nach dem Gesetze richten, da bewirkt dieses nicht das Gesetz, sondern der Exekutor. Vortrefflich sind u. a. die klare Darlegung des Unterschiedes zwischen dem dynamischen und dem mechanischen Begriff der Materie und die Geschichte des Begriffs der Materie bis auf Kant. Das „Ding an sich" ist und durch Abendroths Erörterungen noch bedeutend dunkler geworden, als es vorher schon war; allein diese Wirkung war ja wohl gerade beabsichtigt; denn „das, was der Begriff des Noumenon trotz seiner Unbestimmtheit enthält, ist nichts Geringeres als das ganze Problem der Materie," dessen Unlösbarkeit wir eben einsehen sollen.

Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. Von Ludwig Fischer. Mit graphischen Darstellungen. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1890

Das Unglück der Philosophie hat nach Fischer bisher darin bestanden, daß es ihr an einem sichern, allgemeingiltigen Forschungsprinzip, einer gesetzmäßigen Methode fehlte, und an einem geeigneten Verständigungsmittel. „Die Sprache reicht nicht aus; die Philosophen verstehen einander nicht.“ Daß die Philosophen einander nicht verstehen, und daß wir andern Menschen hierdurch von der Verpflichtung entbunden werden, die Philosophen zu verstehen, ist allerdings richtig; aber vielleicht ist daran weniger die Mangelhaftigkeit der Sprache schuld, als der Mißbrauch, den man mit ihr treibt. Fischer will dem vermeintlichen Mangel dadurch abhelfen, daß er ein Formelsystem für die Philosophie erfindet, wie die Mathematik eins hat. Die Grundformel der Philosophie besteht in einem a, das mit einem zweispitzigen Pfeile links nach einer 1 und rechts nach einer 2 hinweist. Das erfüllt uns mit neuem Respekt gegen einen alten längst verstorbenen Pfarrer, der in allen Schwierigkeiten des Lebens mit dem einen Satze auskam: „Jedes Ding hat seine zwei Seiten.“ (Doch, daß ich nicht lüge, er besaß zwei Weisheitssprüche; wo der erste nicht paßte, da übte der andre seine unfehlbare Wirkung: „'s ist alles bloß Geldschneiderei!“) Eine Formel ist sehr nützlich zur Veranschaulichung und bequemern Handhabung dessen, was man schon weiß, aber was man nicht weiß, das offenbart sie nicht, sogar in der Mathematik nicht. Dem ersten „systematischen“ Teile, als dessen Hauptvorzug wir seinen geringen Umfang ansehen, soll ein zweiter, mehr historischer folgen.

Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. Von Michel. Halle, Max Niemeyer, 1889

Das Buch kommt einige Jahre zu spät oder zu früh, indem es den Kriegszustand zwischen dem deutschen Reiche und der römischen Kirche voraussetzt und alle Deutschen, namentlich die katholischen, bewegen will, sich auf die Seite des Staates zu stellen. Zu diesem Zwecke werden die Hauptbegebenheiten der Kirchengeschichte und der Geschichte des deutschen Volkes in der Weise gruppirt und beleuchtet, wie das in den Schriften der Altkatholiken und in den Kundgebungen des Evangelischen Bundes zu geschehen pflegt. Wer sich in der Tagespresse oder in Vorträgen an dieser Kriegführung beteiligen will, der findet in dem Buche Waffen und Munition gesammelt und bequem angeordnet. Der Name Michel scheint ein Pseudonym zu sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

Die Nationalliberalen und die Sozialistengesetzvorlage

In der letzten Reichstagssitzung vom 25. Januar wurde das Sozialistengesetz mit 169 gegen 98 Stimmen verworfen. Dieses Ergebnis ist dadurch herbeigeführt worden, daß die Nationalliberalen den § 24 der Vorlage, die Ausweisungsbefugnis, in das Gesetz mit aufzunehmen sich scheuten. Es war das ein großer politischer Mißgriff. Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn der Theoretiker der Partei, von dem der Vorschlag, den Paragraphen zu streichen, ausging, die Sache nicht angerührt hätte, und wenn die Partei, nachdem das geschehen war, ihm nicht gefolgt wäre. Freilich sagen die Nationalliberalen, und mit ihnen viele von der Reichspartei, die Ausweisungsbefugnis wäre bisher nur gefährlich gewesen, die Ausgewiesenen hätten der Sozialdemokratie nur neue Agitationsherde geschaffen, auch da, wo sie bisher nicht bestanden habe, habe sie so Boden gewonnen. Die Ausweisung verbittere nur und wende den Ausgewiesenen auch aus nichtsozialdemokratischen Kreisen Mitleid zu. Wie das auch sein mag, wenn die Regierung, die das alles auch weiß, da die Vertreter des Bundesrates im Ausschusse es selbst zugaben, wenn sie dennoch, obschon nicht in der Schlußsitzung, aber früher, auf die bestimmteste Weise erklärte: Wir brauchen das Gesetz mit der Ausweisungsbefugnis, wir brauchen gerade diese Vollmacht zur Abwehr der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie; wenn sie alle andern Abschwächungen des Regierungsentwurfes, die in der Richtung möglichster Übereinstimmung des Gesetzes mit dem allgemeinen Rechte lagen, willig hinnehmen wollte; wenn sie z. B. den Schutz gegen mißbräuchliche Handhabung des Gesetzes wesentlich verstärkte und in der Beschwerdeinstanz jede unbefangene Entscheidung ermöglicht sehen wollte, alles dies, wenn man ihr nur das eine, die Ausweisungsbefugnis, zugestehen

wollte, so ist es unbegreiflich, wie eine der Regierung geneigte Partei auf der Streichung des Ausweisungsparagraphen „fest" bestehen konnte. Alles erst daran setzen, um die Frage, ob das Gesetz dauernd zu erlassen sei, zu bejahen, und dann es doch wegen eines Paragraphen, der bisher einer sehr milden Praxis in der Ausführung unterlegen hatte, zu Falle bringen, das scheint doch keine reale Politik zu sein. Jetzt ist es thatsächlich so, daß die Nationalliberalen mehr zum Scheitern des Gesetzes beigetragen haben, als alle Gegner der Regierung, obschon sie für die Annahme stimmten. Was hilft ein solches Stimmen, wenn man das Gesetz selbst für die Regierung unbrauchbar gemacht hat! Was hilft da die Versicherung des Abgeordneten Buhl: „Wir muten Ihnen damit (mit der Nichtaufnahme der Ausweisungsbefugnis in ein dauerndes Gesetz) nicht die Ablehnung des Gesetzes zu; denn keine Partei erkennt wie die nationalliberale die Gefahr, welche in der Sozialdemokratie liegt. Aber wir können eine Maßregel, die nur zur Ausbreitung der Sozialdemokratie beiträgt, nicht in ein dauerndes Gesetz aufnehmen." Ist es denn wirklich so gewiß und, von einzelnen Fällen abgesehen, so ausgemachte Sache, daß durch die Ausweisungen der Sozialdemokratie nur genützt worden sei? Wer will denn behaupten, daß, wenn die Ausweisungsvollmacht nicht bestanden hätte, weniger agitirt worden wäre? daß der Chor der Agitatoren nicht viel stärker und frecher gewesen wäre, wenn die Ausweisung nicht als ein drohendes Warnungszeichen dagestanden hätte? Wenn die Behörde, die die Sache weiter als irgend jemand überblicken kann, dies behauptet, so hat auch keine Partei ein begründetes Recht, von der Ausweisungsbefugnis als einer Maßregel zu reden, die nur zur Ausbreitung der Sozialdemokratie beitrage. Man könnte eben so gut sagen, das ganze Sozialistengesetz habe nur zur Stärkung der Sozialdemokratie gedient, wie denn auch das, insonderheit von den Freisinnigen, gesagt wird. Aber wo wir jetzt ohne das Sozialistengesetz wären, das sagt keiner der Herren. Und wohin wir ohne Ausweisungsbefugnis steuern, davon weiß auch keiner der Gegner dieser Bestimmung Rechenschaft zu geben. So viel steht fest, daß die sozialdemokratischen Agitatoren selbst zum größten Teile doch nichts mehr fürchteten als diese Ausweisung, und daß es eitle Renommage ist, wenn sie sie als Veranlassung zu willkommenem Märtyrertum hinstellen. Eine Partei, die wie die Nationalliberalen das Bestreben hat, die Regierung zu unterstützen, sollte auch den Erfahrungen der Behörde da entschieden glauben, wo die Erfahrung allein entscheiden kann.

Nun sagt man, die Regierung habe das aufklärende Wort nicht gesprochen. In der Schlußsitzung hat sie das freilich nicht gethan. Aber Minister Herrfurth hat mit seiner hochbedeutsamen Rede, in der er gerade den Nationalliberalen das Wort zurief: Tua res agitur, den Standpunkt der Regierung bestimmt genug gezeichnet und die Grenzen angegeben, wie weit sie gehen könne und wie weit nicht. Er traf die Sache, wenn er von Selbstmord redete, den die

Parteien, welche die Grundlagen des Staates erhalten wollen, begehen, wenn sie denen, die ausgesprochenermaßen auf Vernichtung dieser Staatsordnung ausgehen, gleichwohl die auf ihr beruhenden politischen Rechte geben. Er führte dem Hause die aus einem verhältnismäßig ruhig geschriebenen Aufsatze der letzten Nummer des „Sozialdemokrat" angeführten Grundsätze dieser Partei vor, worin die Sozialdemokratie die revolutionärste Partei genannt wird, die es giebt, mit Zielen, die nur erreicht werden können „durch die fortdauernde Steigerung des Klassenhasses beim Proletariat." Und gegen eine solche Partei, die die Existenzberechtigung des modernen Staates überhaupt leugnet, wollen die Nationalliberalen der Regierung diese Vollmacht verweigern, die sie für allein genügend erklärt! Hätte die Partei Bedenken wegen Verbreitung der Seuche in bisher von ihr nicht ergriffene Kreise Recht, so wäre es folgerichtig, die Ausweisungsbefugnis durch Internirung an bestimmte Orte zu ergänzen, nicht aber die Vollmacht einfach aufzuheben. Als ob die Sache besser würde ohne Ausweisungsbefugnis und schlechter mit ihr! Wenigstens könnte man die Verantwortung für das Schlechterwerden ruhig der Regierung überlassen, die sie auch auf sich zu nehmen gar kein Bedenken trug. Sie kann das um so ruhiger, als es wahr ist, was Minister Herrfurth sagte: „Die Sozialdemokraten sind nicht die Vertreter der Arbeiter, sondern sie vertreten nur die verhetzten und verhetzenden Arbeiter und die unzufriednen Elemente aus andern Ständen, höchstens den Teil der Arbeiter, der nicht arbeiten will." Mit diesem Ausspruch will Liebknecht, der ihn dahin abänderte, die Sozialdemokraten verträten nur Bummler, als mit seiner Wahlparole zur Wahl am 20. Februar gehen. Mag er das immerhin! Wenn nur die Nationalliberalen eine bestimmte und klare Wahlparole aufstellen könnten! Aber das ist auch der wunde Fleck bei ihrer Politik mit dem Streichen des § 24, sie haben sich damit die beste Waffe stumpf gemacht. Der bereits erschienene nationalliberale Reichstagswahlaufruf vermeidet jedes Eingehen auf das Sozialistengesetz. Das ist unter den jetzigen Umständen gewiß das Gescheiteste; aber besser wäre es doch gewesen, das Gesetz selbst wäre unter Dach und Fach gebracht worden. Wenn der Aufruf jetzt erklärt, daß der Regierung die unerläßlichen Machtmittel gegen die Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie gewährt werden müßten, so darf man das wohl dahin auslegen, daß die Partei schließlich auch für die Ausweisungsbefugnis als ein „unerläßliches Machtmittel" stimmen wird. Aber die Sache lag besser, wenn die Partei sich vor den Wahlen von dieser Unerläßlichkeit hätte überzeugen können. Sie konnte dann mit dem klaren Programm auftreten: Erhalten, was wir haben, und weiter bauen auf der festen Grundlage, die wir gelegt haben! Die herrliche Mahnung, die der Wahlaufruf enthält: „Nicht im Interesse der Partei, für das Vaterland rufen wir unsre Freunde auf, daß jeder seine Schuldigkeit thue. Es ist eure, es ist die Sache des deutschen Reiches, um die es sich handelt. Vereinigt euch,

bezeichnet den Mann euers Vertrauens im Vereine mit den uns nahestehenden Parteien, wirkt belehrend durch Wort und Schrift. Laßt euch leiten durch die großen vaterländischen Gesichtspunkte, nicht durch kleine Meinungsverschiedenheiten und Interessengegensätze," diese herrlichen patriotischen Worte wären erst recht am Platze gewesen, wenn die Partei auch den § 24 als eine „kleine Meinungsverschiedenheit" angesehen und unangerührt gelassen hätte.

Wir wünschen nicht, daß die nationalliberale Partei gemindert in den neuen Reichstag trete, aber wir befürchten es. Wir wünschen es nicht, vorausgesetzt, daß die Partei, wenn die Regierung aufs neue ihre Versicherung abgiebt, ohne den § 24 das Sozialistengesetz nicht wirksam genug handhaben zu können, ihr auch Glauben beimißt. Und wir haben diese gute Zuversicht. Dann, wie gesagt, wünschen wir keine Minderung der Partei, sondern lieber ihre Stärkung. Denn dem Bestande unsers Staates dienen doch die Mittelparteien am besten. Wie die Dinge liegen, würden bei Verminderung der nationalliberalen Partei schwerlich die Deutschfreisinnigen, aber wohl die Konservativen gewinnen. So weit nun die konservative Partei nicht zugleich klerikal ist, hätte ja das nichts zu sagen. Aber sie ist nun einmal stark mit klerikalen Elementen durchsetzt, und das ist vom Übel. Die Kirche ist nur segensreich, wenn sie sich auch nur um kirchliche Dinge kümmert. Sobald sie sich in staatliche Dinge mischt, wird sie unheilvoll. Wie sehr das auch von den klerikalen Elementen in der protestantischen Kirche gilt, das geht deutlich aus einer Broschüre Cremers vom vorigen Jahre hervor, worin dieser auch Stöcker scharf angreift und unter anderm sagt: „So lange es sich vermeiden ließ, habe ich allen Angriffen zum Trotz darüber [über die Feindseligkeiten des Stöckerschen Treibens gegen den Fürsten Bismarck] geschwiegen. Nachdem aber längeres Vertuschen unmöglich geworden ist, trage ich kein Bedenken mehr, es unumwunden auszusprechen, daß die Berliner Bewegung unter der ausschließlichen Führung des Herrn Stöcker dazu ausersehen ist, ihre Spitze gegen den Fürsten Bismarck zu richten. Auf das letztere laufen die gesamten Machenschaften, wie sie schon längst und in letzter Zeit mit erhöhtem Eifer von der bezeichneten Stelle her betrieben worden sind, hauptsächlich hinaus." Auch was neuerdings an Intriguen gegen das Kartell aus den Reihen der Kreuzzeitung bekannt worden ist, dient nur dazu, Cremers Angaben zu bestätigen. Zu verwundern ist da nicht viel. Hierarchen sind ihrer Natur nach überall Gegner des modernen Staates, da er ihnen überall ihre Wege kreuzt und auf sein Panier religiöse Duldung geschrieben hat, die ihnen allesamt ein Greuel ist. Zwischen päpstlichen und nichtpäpstlichen Klerikalen ist nur der Unterschied, daß die einen geradeaus nach Rom blicken, die andern dahin schielen, selbst dann, wenn sie sich einmal gegen Rom stellen. Deshalb wünschen wir die Nationalliberalen und die mit ihnen verwandten Freikonservativen als Anhänger des modernen Staates, der auch die Kirche als ein Glied des Ganzen

sich unterordnet, im Reichstag allezeit stark zu sehen. Aber wir sind gegenwärtig nicht ohne Furcht, daß die Partei infolge ihres Verhaltens gegenüber der verlangten Ausweisungsvollmacht möglicherweise eine Einbuße erleiden wird. Denn diese ihre Stellung wird bewirken, daß das Kartell in manchem Wahlbezirke versagen wird; fehlt es dann von seiten des nationalliberalen Kandidaten, dem jetzt die Hände gebunden sind, an der entschiedenen Zusage für ein Zusammenstehen mit der Regierung, so ist es zweifellos, daß viele zur Mittelpartei gehörende Wähler mit den Konservativen gehen werden. Man wird wohl versuchen, die Frage des Sozialistengesetzes in ihren Einzelnheiten zu umgehn, und auch die Regierung scheint das zu wünschen, wenn man das Stillschweigen der Thronrede über das Scheitern des Sozialistengesetzes so auslegen darf; es wird aber kaum möglich sein, die Wahlbewegung auf dieser Linie festzuhalten. Das ist der hauptsächlichste Grund, warum wir die Abstimmung der Nationalliberalen über § 24 bedauern. Wir fürchten, die Partei wird bald die Erfahrung machen, die Goethe mit den Worten ausdrückt:

Es ließe sich alles vertrefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Möge unsre Befürchtung nicht eintreffen!

Die Ansiedelung deutscher Landwirte in Lothringen

(Schluß)

Vor einiger Zeit erschien in den Grenzboten ein sehr beachtenswerter und auch vielfach beachteter Aufsatz über die Wirkungen des Paßzwanges in Elsaß-Lothringen. Dort heißt es: „Ob es sich nicht empfehlen möchte, in den französischen Sprachgebieten des Landes so zu verfahren wie Preußen in seinen polnischen Provinzen, d. h. Ländereien anzukaufen und tüchtige deutsche Bauernkolonien zu gründen, das ist eine Frage, die glücklicherweise auch die leitenden Kreise neuerdings zu beschäftigen beginnt. Der Rheinländer, der Westfale und der Süddeutsche würden wahrscheinlich viel eher nach Lothringen als nach Posen und Westpreußen auswandern. Von der jetzigen deutschen Einwanderung, die sich im französischen Sprachgebiete zerstreut, geht erfahrungsgemäß viel verloren,

gerade so, wie es im Polnischen geschehen ist. Um so notwendiger würden geschlossene deutsche Ansiedelungen sein. Hundert Millionen Mark wären für solche Zwecke vielleicht nützlicher angelegt als die gleiche Ausgabe für Festungsbauten." Diese Äußerung zeichnet sich durch eine richtige Wertschätzung der Dinge aus, und wir können uns einer solchen Auffassung vollkommen anschließen. Durch Unternehmungen Einzelner könnte dieses nationale Werk nur in ungenügender Weise erfüllt werden; Gründungen zur Erwerbung von Grund und Boden, der dann mit Gewinn an Auswanderer verkauft würde, würden zu keinem guten Ende führen. Solche Schöpfungen würden voraussichtlich bald oder wenigstens in der zweiten Geschlechtsfolge wieder in die Hände von Grundschacherern fallen. Auch von einem Unternehmen der Landesverwaltung könnte kein ausreichender Erfolg erwartet werden. Die jährliche Erübrigung aus Landesmitteln — etwa 1 bis 1,5 Millionen Mark —, von andern dringenden Bedürfnissen stets umworben, demnächst vielleicht durch ein Anwachsen der Matrikularbeiträge in Frage gestellt, kann unmöglich genügen, um die nationale Aufgabe zu lösen. Das Reich müßte mit seinen Mitteln eintreten, um mit der vollen Sicherheit des Erfolges beginnen zu können.

Eine weitere Ausführung des von den Grenzboten angeregten Gedankens war bald darauf in der Berliner Post zu lesen. Der Verfasser empfiehlt Ankauf von Gütern durch das Reich für den gleichen Gesammtbetrag wie in Posen, also für 120 Millionen Mark, aus denen größere zur Bildung von Fideikommissen bestimmte und kleinere erbliche Pachtgüter gebildet werden sollten, die dann das Reich unter günstigen Bedingungen vergeben würde. Wenn nun auch an die Bildung von Reichsfideikommissen wohl nicht gedacht werden kann, so wäre doch besonders hervorzuheben, daß das deutsche Reich durch seine Beteiligung die Sicherheit bieten könnte, daß für die nötigen gesetzlichen Vorbedingungen gesorgt werden würde. Das Vertrauen zur Sache würde sich in hohem Grade steigern, insbesondre würde die naheliegende Befürchtung beseitigt werden, daß durch sogenannte Gründungen das nationale Unternehmen in schlechtes Ansehen geraten und schließlich die deutsche Sache schweren Schaden erleiden könnte. Das Reich sollte größere und kleinere Reichsdomänen erwerben und diese entweder wie in den alten Provinzen in Pacht geben oder, wie in Posen, als Rentengüter veräußern.

Es ist zwar zur Zeit kaum daran zu denken, daß das Reich für eine Besiedelung von Lothringen durch deutsche Landwirte eintreten wird; es wird aber ohne Zweifel einmal eine Zeit kommen, wo die Sachlage für eine solche Aussicht sich günstiger gestalten wird. Einstweilen können wir daher wohl, wenn auch ohne Aussicht auf unmittelbaren Erfolg, eine Angelegenheit besprechen, deren Lösung uns mit der Zeit doch noch beschäftigen wird, und deren Lösung anders als mit Hilfe des Reiches gar nicht erwartet werden kann. Alle bisher aufgetauchten Vorschläge scheinen von dem Grundgedanken auszugehen, daß

größere Güter erworben und diese zerkleinert werden sollten. Wir würden solche Zertrümmerungen sowohl vom politischen wie vom wirtschaftlichen Standpunkte aus für ein Unglück halten. Wenn in jedem Landkreise von Lothringen etwa acht bis zehn deutsche Großgrundbesitzer seßhaft wären, so wäre für die nationale Sache mehr erreicht, als wenn aus diesem Grundbesitze eine Anzahl kleinerer Güter gebildet würde. Diese Anzahl von Großgrundbesitzern würde genügen, um die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an sich zu ziehen. Kleinere Güter sind an sich schon genug vorhanden, sie sind auch in ausreichender Zahl käuflich, es wäre unnötig, solche erst durch Zerstückelung zu gewinnen. Wo solche kleinere Güter örtlich nicht schon fertig vorhanden oder käuflich sind, könnten sie im Gegenteile durch Zusammenkauf des zerstückelten und auf dem Wege des Loses oder der Parzellenerwerbung in irrationeller Weise in einer Hand vereinigten Besitzes gebildet werden. Man hat berechnet, daß infolge des Mangels an Vieh und Dünger die Brache in Lothringen etwa 13 Prozent des bebauten Landes beträgt, im Unterelsaß dagegen 1 Prozent, im Oberelsaß 3 Prozent. Wo solche Verhältnisse bestehen, ist Grund und Boden leicht zu erwerben.

Aber noch andre vorgefaßte Meinungen sind in dieser Angelegenheit erst zu berichtigen. Von Anfang an hat man es als das Ziel der nationalen Aufgabe im Lande bezeichnet, daß die Einwandrung nach Lothringen vor allem in das französische Sprachgebiet zu lenken sei. Offenbar schwebten die Vorstellungen vor, die aus der Betrachtung der Sachlage im Osten gewonnen worden waren. Es kann aber bei der Sache doch der Zweck nicht verfolgt werden, die französisch sprechenden Einwohner des Landes auszukaufen und deutsche Einwandrer an deren Stelle zu setzen. Die Aufgabe Deutschlands besteht doch nur darin, das in den Händen französischer Ausländer befindliche Eigentum in deutsche Hände zu bringen. Diese Aufgabe erstreckt sich aber nicht auf den Teil von Lothringen, der dem französischen Sprachgebiet angehört (etwa 40 Prozent), sondern auf den ganzen Bezirk von Lothringen, wo der französische Besitz überwiegt, ganz abgesehen vom Elsaß. An dieser oder jener Stelle mag das Bedürfnis mehr oder weniger dringlich hervortreten, aber an welchen Stellen soll zunächst eingesetzt werden? Soll darüber etwa der Verwaltungsrat einer Aktiengesellschaft entscheiden, die vor allem Geschäfte machen muß? Es sind also nicht etwa die im Lande seßhaften einheimischen, sondern es sind die abwesenden ausländischen Grundbesitzer durch deutsche Landwirte zu ersetzen. Der Ausdruck „Kolonisirung" ist daher unglücklich gewählt, weil er falsche Vorstellungen erweckt. Auch in dieser Beziehung weisen die Verhältnisse darauf hin, daß diese Aufgabe, wenn sie auch durch Einwandrung einzelner in dankenswerter Weise gefördert wird, jedenfalls, wenn sie in die Hände einer Aktiengesellschaft gegeben würde, nicht immer in der Richtung dieses nationalen Zieles sich erhalten ließe, daß also eine bewußte, von Geldrücksichten unabhängige Leitung der Sache durch den

Staat in jeder Beziehung vorzuziehen wäre. Würden aber etwa aus Landesmitteln, abgesehen von deren Unzulänglichkeit, Domänen erworben, die auch an Einheimische verpachtet werden könnten, so würde damit wenig gewonnen werden. Altdeutsche oder einheimische Domänenpächter würden dabei einheimischen zwingenden Einflüssen stets unterworfen bleiben. Wenn dagegen das Reich aus Reichsmitteln größere und kleinere Reichsdomänen bildete, würden einheimische wie ausländische Pächter und Käufer für die neue Ordnung der Dinge in gleicher Weise gewonnen werden. In Elsaß-Lothringen ist überhaupt jede Reichseinrichtung einer Landeseinrichtung vorzuziehen.

Die Übernahme der Sache durch das Reich empfiehlt sich aber noch aus einem andern Grunde. Das nationale Interesse besteht darin, daß ernsthafte, gutgegründete und dauerhafte Unternehmungen geschaffen werden. Das Reich könnte die Bedingung stellen, daß die anziehenden Kolonen mit genügenden Mitteln zur Übernahme und Ergänzung von Vieh und Fahrnis ausgestattet werden. Eine auf Erzielung von Gewinn angewiesene Gesellschaft aber würde bei Abschluß der Geschäfte um die Dauerhaftigkeit der Schöpfungen wenig bekümmert sein. Die neu besiedelten Güter würden bald einem fortwährenden Wechsel von Eigentümern oder Pächtern anheimfallen; es würde sich bald ein Zustand bilden, wie zu römischer Zeit im Dekumatenlande, als levissimus quisque ac inopia audax über den Rhein zog, um sich eine neue Heimat zu gründen. Die Ehre Deutschlands darf bei einem solchen Unternehmen nicht Schaden leiden. Wenn überhaupt etwas geschehen soll, so müssen ordentliche Zustände geschaffen werden, die die Gewähr der Dauer in sich tragen.

Wie aber soll dies geschehen? Wenn wir davon ausgehen, daß das Reich dieselbe Aufgabe übernehmen soll, die Preußen in seinen polnischen Gebieten gegenwärtig durchführt, werden wir von selbst darauf hingewiesen, uns klar zu machen, ob die dort versuchten und bewährten Mittel empfehlenswert und ob sie in Lothringen durchführbar und zweckentsprechend sein würden.

Es ist eine bemerkenswerte Erfahrung, daß die politische Notwendigkeit der Besiedelung von Gebieten oder der Erhaltung des Bauernstandes heute die Gesetzgeber verschiedner Länder darauf hinweist, Einrichtungen zu schaffen, die von den Anhängern des Rechtsstaates, von Juristen und Volkswirten, wie von Politikern verworfen werden, die den Grundsatz: To let things alone als die höchste Weisheit, jeden Versuch des Staates aber, fördernd und ordnend einzugreifen, als eine Verletzung freiheitlicher Grundsätze betrachten, gleichsam als wäre der Staat ein Kulturfeind, der fernzuhalten sei.

Es kommen heute wieder Einrichtungen zur Geltung, die unsre Theoretiker längst als veraltete Wirtschaftsformen zum Gerümpel geworfen haben. In den Vereinigten Staaten sichert man das Interesse des Staates an der Erhaltung der Bauerngüter durch das Gesetz über Heimstätten, in Österreich sucht man den Bauernstand durch das Anerbenrecht zu festigen, vielfach ist in Deutschland in den

letzten Jahren die Neugestaltung der Erbpacht verlangt worden, überhaupt aber Schaffung eines bäuerlichen Güterrechts, Preußen hat in einigen Provinzen die Höferollen eingeführt und für Posen das Gesetz über die Rentengüter zweckmäßig abgeändert; in Frankreich, wo man noch vor wenigen Jahren die Pachtform des sogenannten métayage als ein Überbleibsel aus der Zeit der rohesten Naturalwirtschaft bezeichnet hatte, hat man der fortwährend wachsenden Neigung der Eigentümer wie der Pächter für diese Pachtform Rechnung tragen müssen und in jüngster Zeit durch das Gesetz vom 18. Juli 1889 sur le bail à colonat partiaire den code rural abgeändert. Überall macht sich die Erkenntnis geltend, daß das Recht, wie Montesquieu sagte, sich aus der Natur der Dinge selbst ergiebt, und daß die unwandelbaren Schulmeinungen vor der elementaren Kraft der wandelbaren wirtschaftlichen oder politischen Bedürfnisse hie und da den Rückzug antreten müssen. Auf dem Wachstum dieser Erkenntnis und keineswegs auf einer Bethörung der öffentlichen Meinung beruhen die gegenwärtigen Mißerfolge des Freisinns und des Fortschritts in Deutschland. Es ist sehr bedauerlich, daß der Entwurf zu unserm deutschen bürgerlichen Gesetzbuche die Regelung von Rechtsverhältnissen, die, wenn auch nur teilweise und entfernt, das Gebiet des öffentlichen Rechtes streifen, abgelehnt und diese Aufgabe den Landesgesetzgebungen überlassen hat. Die Motive sagen hierzu: „Bei dem Lehnrechte, der Emphyteusis, dem Erbzinsrechte und dem Erbpachtrechte handelt es sich um Einrichtungen, welche einer längst vergangnen Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihre Entstehung verdanken. In den meisten Staaten ist die Gesetzgebung auf die Beseitigung dieser Institute bedacht gewesen. Die verbliebenen Reste derselben sind dem Absterben verfallen und deshalb zur Aufnahme in das bürgerliche Gesetzbuch nicht geeignet. Soweit sie nicht schon jetzt aus dem Rechtssysteme vollständig entfernt werden können, muß die Aufgabe, mit ihnen sich abzufinden, den Landesgesetzgebungen überlassen werden." Nun stehen aber hie und da die Landesgesetzgebungen vor der Aufgabe, dem Bedürfnis nach Neugestaltung solcher veralteten Einrichtungen zu entsprechen, statt sie vollends zu zerstören. So ist in Preußen längst der Wunsch ausgesprochen worden, daß man bei Verpachtung von Domänen über die achtzehnjährige Pachtdauer hinausgehen und den Pächtern Sicherung des Genusses der durch Verbesserungen erhöhten Gutsrente auf Lebenszeit schaffen möchte; man ist auf diesem Wege zu dem Wunsche gekommen, daß die Erbpacht wieder eingeführt und daß aus den Domänen Bauerngüter und kleine Arbeiterstellen geschaffen werden möchten, um den Arbeiterstand seßhaft zu machen. So hat man auch in Preußen durch das Ansiedelungsgesetz vom 26. April 1886 die Bestimmung des Gesetzes vom 2. März 1850 über die Ablösung der Reallasten, daß die Kündigung einer Geldrente, die auf einem Rentengute ruht, für einen Zeitraum von dreißig Jahren ausgeschlossen sei, dahin geändert, daß der Staat als Rentenempfänger sich gegen die Ablösung der Rente überhaupt sichern, Veräußerung, Teilung und

Verpachtung des Gutes aber von seiner Genehmigung abhängig machen und das Recht des Wiederkaufs für den Fall des Vertragsbruches sich vorbehalten kann. So waren Ende 1888 von 337 vergebenen Ansiedlerstellen in Posen 235 gegen Rentenbestellung verkauft worden, d. h. die Ansiedler haben diese Form der Erwerbung des Eigentums in den meisten Fällen vorgezogen. Manche alte Einrichtung, deren Reste unser künftiges bürgerliches Gesetzbuch den Landesgesetzgebungen zur völligen Beseitignng überläßt, ist nicht etwa das Ergebnis der übermütigen Willkür des mittelalterlichen Obereigentums, nicht etwa eine despotische Schöpfung, der wir zeitgemäßen Abscheu widmen sollen, sondern das Ergebnis wirtschaftlicher oder politischer Notwendigkeiten. Auch bezüglich der Rentenschuld hat sich der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches trotz mehrfacher Anregungen einer Entscheidung über diese Art der Grundbelastung aus dem Grunde enthalten, weil das Rechtsbuch nicht mit wirtschaftlichen, zur Lösung noch nicht reifen Fragen belastet werden dürfe. Im preußischen Landesökonomiekollegium ist dagegen die Gleichberechtigung der Rentenschuld mit der Kapitalschuld für den ländlichen Kredit vertreten worden. Diese durch das römische Recht verdrängte altdeutsche Schuldart ist der richtige rechtliche Ausdruck für ein wirtschaftliches Bedürfnis, das sich nicht etwa nach Jahrhunderten wieder zeigt, sondern das nie aufgehört hat, zu bestehen, von unsern Rechtslehrern und Gesetzgebern aber nicht berücksichtigt worden ist. Inzwischen haben die römischen Grundsätze der Kapitalschuld die Seßhaftigkeit des Bauernstandes tief erschüttert. Neben den Anhängern der alten Schule aber, die die Rentengüter, Ewiggelder u. s. w. wie eine horrida antiquitas behandeln, hat sich längst eine jüngere Schule gebildet, die das Recht nicht in den Wolken sucht, sondern in den irdischen Dingen, die mit den Sozialpolitikern Hand in Hand geht in der richtigen Erkenntnis, daß nicht das Recht die wirtschaftliche Entwicklung zwingen kann, sondern daß das Recht zwingenden wirtschaftlichen Bedürfnissen dienen und folgen muß. Reif zur Lösung sind Fragen wie die der ländlichen Rentenschuld schon längst, und darum hätte der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuche nicht auf die Aufstellung einiger Grundsätze sich beschränken und die Frage, „welche Belastungsarten zuzulassen seien," den Landesgesetzgebungen überlassen sollen. Nicht darum handelt es sich, welche Belastungsart zuzulassen oder auszuschließen ist, sondern, da das unabweisliche Bedürfnis nach Ermöglichung von Rentenschulden besteht, so hätte der Entwurf die Rechtsgrundsätze so gestalten sollen, daß Schuldner oder Gläubiger nach Gutdünken davon Gebrauch machen können.

Würden wir in Lothringen Rentengüter schaffen, wie in Posen, und wie dies nach der Thronrede vom 15. Januar d. J. bei Eröffnung des preußischen Landtages für Preußen in Aussicht genommen ist, so würden wir uns keineswegs mit dem ganzen Rechtsbewußtsein des Volkes in Widerspruch setzen.

Die meisten Bauerngüter im Elsaß wie in Lothringen sind aus dem Verhältnisse der Erbpacht oder der zeitlich beschränkten grundherrlichen Pacht

durch die Abschaffung aller Lehensrechte in freies Eigen übergegangen. Im Elsaß bestanden daneben noch die Landsiedelei und die dinghöflichen Rechte (colonge), in Lothringen war die Vergebung der Güter gegen Zahlung einer grundherrlichen Bodenrente (cens) die Regel. Für Elsaß aber wie für Lothringen galt in dieser Weise der Ausspruch eines französischen Rechtsgelehrten, wonach zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ganz Frankreich kaum ein Fleck Land gefunden werden konnte, der freies Eigen im Sinne des römischen oder des heutigen Rechtes und durch freien Vertrag geschaffen gewesen wäre. Nur zwei Rechtsnormen haben die Stürme der Revolution überdauert, weil sie ältern Ursprungs waren als das Lehenrecht: die Zeitpacht und die Emphyteuse (veräußerliches Erbpachtrecht). Die Verhältnisse, wie sie zur Zeit der Revolution bestanden, entsprechen aber nicht nur dem herrschenden Lehnrechte, sondern auch den wirtschaftlichen Gewöhnungen und Anschauungen. Diese bestehen aber heute noch wie früher. Die Revolution hatte die vertragsmäßigen Bodenrenten nicht vernichtet, aber für ablösbar erklärt. Sie sind aber keineswegs sämtlich zurückgekauft worden, und heute noch zinst der Bauer an Stiftungen, Körperschaften und Private aus uralten oder neuern Verträgen. Auch andre Reste hinterließ die Gesetzgebung der Revolution. Die Vergebung der sogenannten Gemeindelose erinnert noch häufig an alte Rechtsnormen, und die Leute halten am Herkommen mit echt bäuerlicher Zähigkeit fest; in einer Reihe von Gemeinden, die zum ehemals städtischen oder bischöflichen Gebiet von Metz gehören, werden die Gemeindelose heute noch auf Grund eines Edikts des Parlaments von 1769 im Mannesstamme vererbt, und zwar nur in gerader Linie; ähnlich vererben sich heute noch die Holzrechte der Rechtsnachfolger der zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in der Grafschaft Dagsburg angesiedelten Kolonen auf Grund einer von den Grafen von Leinigen 1616 erlassenen Waldordnung. Auch nach der Revolution blieb die Gewöhnung der Eigentümer, ihr Land in längere Zeitpacht zu vergeben; neben den größeren Eigentümern, die den Grunderwerb als eine Art von Vermögensanlage betrachteten, sind die Eigentümer kleinerer und der kleinsten Parzellen, die auf dem Wege des Erbganges und der üblichen Teilung in den Besitz winziger Stücke gelangten, in der Lage, der Not und nicht dem eignen Triebe folgend ihren Besitz in Pacht zu geben. So entstand die eigentümliche Mischung von Eigen- und Pachtbetrieb, die wir in Lothringen allenthalben finden. Jeder hat Gelegenheit, neben den eignen Grundstücken noch fremden, gepachteten Boden zu bewirtschaften, und weil der eigne Besitz meist zu klein ist, wird diese Gelegenheit vielfach benutzt, um die Wirtschaft zu erweitern. Diese Mischung von Eigen- und Pachtwirtschaft ist jedoch im Elsaß noch stärker vertreten als in Lothringen, wo etwa 36 Prozent der Wirtschaften auf diesem gemischten Systeme gegründet sind, 8 Prozent ausschließliche Pachtwirtschaften, 56 Prozent Eigenwirtschaften sind. Nehmen wir aber aus der Gesamtzahl, die auch die kleinsten Besitze

unter zwei Aren enthält, die Güter von 5 bis 50 Hektaren heraus, so ergiebt sich, daß in Lothringen von 15991 Bauerngütern dieses Umfangs 8271 Eigenwirtschaften sind, nur 171 reine Pachtwirtschaften, 7549 dagegen auf Pacht und Eigentum zugleich gegründet. Daraus folgt, daß die Erwerbung geschlossener Bauernhöfe keine so einfache Sache ist; solche Güter müßten in manchen Gegenden und Dörfern erst gebildet werden. Eine Aktiengesellschaft also würde z. B. auch in diesem Punkte keineswegs fertige Verhältnisse vorfinden, unter denen mit Behagen nach vorgefaßter Meinung oder geschäftlichen Rücksichten eine Auswahl zu treffen wäre, sie würde sehr bald einem schwierigen Zwischenhandel gegenüber stehen. Würde aber das Unternehmen verstaatlicht, fiele also die Notwendigkeit eines raschen Zugreifens weg, so würden dadurch die Bedingungen wesentlich gebessert werden.

Wenn wir die geschichtliche Entwicklung der Eigentums- und Besitzververhältnisse an landwirtschaftlichen Gütern und als deren Ergebnis die Gewöhnungen der Bevölkerung betrachten, so können wir daraus nur den Schluß ziehen, daß den Bedürfnissen des Reiches kaum anders als durch Verpachtung auf längere Zeit oder durch Bestellung einer Bodenrente gedient wäre. Die Emphyteuse besteht zwar thatsächlich, aber die Einzelheiten wie das Wesen dieses Rechtsverhältnisses sind so sehr bestritten, daß garnicht daran gedacht werden kann, Einrichtungen auf solcher unsicheren Grundlage zu schaffen, während noch die Rechtsgelehrten darüber streiten, ob die Emphyteuse Eigentum und das Recht der dinglichen Verpfändung übertragen, ob das Jagdrecht vorbehalten werden könne, und darüber rechteln und deuteln, was ein demembrement und was ein eisaillement de propriété sei. Daraus müssen wir aber unmittelbar weiter folgern, daß die Schaffung oder Unterhaltung solcher Rechtsverhältnisse kein Gegenstand für die Wagnisse einer Aktiengesellschaft wäre, die doch in erster Linie raschen und sichern Gewinn anstreben müßte, und wie sollte sich ferner der Staat zu solchen Gewinnbestrebungen verhalten, dessen Hilfe nicht entbehrt werden kann, wenn es sich um Entfernung gesetzlicher oder sonstiger Hindernisse, um Förderung auf allen Verwaltungsgebieten handelte, während die nationalen Zwecke des Staates und die Gewinnlust einer Aktiengesellschaft nicht nur grundsätzlich, sondern auch bei den Einzelheiten der Ausführung sehr bald in Widerstreit geraten müßten?

Wir können unsre Meinung in folgenden Sätzen zusammenfassen. Lothringen ist ein überwiegend deutsches Land und wird der Verdeutschung keinen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen, aber Grund und Boden sind zum guten Teile noch in französischen Händen, und dieser Umstand ist ein großes Hindernis für die Fortschritte der deutschen Aufgaben im Lande, ein Hindernis, dessen Beseitigung mit allen zulässigen Mitteln anzustreben ist. Es ist dringend zu wünschen, daß Private aus Altdeutschland Güter in Lothringen erwerben. Das große Kapital wird sich vielleicht dem Ankaufe größerer Güter zuwenden, aber

Geschäfte durch Güterhandel und Zerstückung größerer Besitze werden sich nicht machen lassen. Für die Erwerbung kleinerer Güter oder eigentlicher Bauerngüter liegen fast allenthalben günstige Bedingungen vor, und hierzu ist zu bemerken, daß die Grundsteuer zwar etwas höher ist als in manchen Teilen Altdeutschlands, daß dagegen die Gemeinde- und Bezirkszuschläge in der großen Mehrzahl der Gemeinden 50 Pfennige von der Steuermark nicht überschreiten. Hohe Zuschläge werden überhaupt meist nur in den Gemeinden erhoben, deren Steuersoll ein geringes ist. Eine Aktiengesellschaft, die mittlere und kleinere Güter erwürbe und wieder veräußerte, könnte wohl keine ordentlichen Geschäfte machen, noch weniger aber würde sie den nationalen und politischen Zwecken des deutschen Reiches dienen können, das vor allem eine Gebundenheit des Besitzes anstreben muß. Was größere Güter betrifft, so würde eine Änderung der Gesetzgebung, wodurch sichere Vermögensanlage in Fideikommissen oder Majoraten ermöglicht würde, ohne Zweifel aufmunternd wirken, was aber kleinere Güter betrifft, so müßten solche auf längere Zeitpacht oder zu Eigentum gegen Bestellung von Bodenrente vergeben werden. Eine Aktiengesellschaft würde daher zur Erreichung der eignen, wie der wirtschaftlichen und der politischen Ziele und Zwecke des deutschen Reiches schon der Natur der Sache nach ganz und gar nicht geeignet sein. Soll der fremde Besitz in Lothringen auf die Dauer in deutsche Hände gebracht werden, so kann nur das deutsche Reich auf die schon vorhandne Bewegung der Einwanderung fördernd einwirken, indem es die Mittel bereit stellt, diese nur durch Geduld und Uneigennützigkeit zu lösende Aufgabe in die Hand zu nehmen. Unternehmungen einzelner Kaufliebhaber mögen inzwischen vorausgehen, und wenn die Hilfe des Reiches gesichert sein wird, wird die deutsche Kauflust ohne Zweifel sehr gefördert werden. Die Verhältnisse in Lothringen liegen aber so, daß einerseits die rein geschäftlichen Vorfragen erst noch der Klärung bedürfen, und daß anderseits eine Änderung der Gesetzgebung, sei es auch nur wegen der Abgaben für den Besitzübergang und des Notariatstarifs, kaum zu umgehen sein würde. Das sind Aufgaben des Reiches, die mit Hilfe des Landesausschusses für Elsaß-Lothringen wohl kaum gelöst werden können. Die Erwerbung und die Verpachtung von Domänen durch das Reich — nicht etwa nach einem vorgefaßten Plane, sondern schrittweise nach der Gunst der Umstände — würde neben der Aufmunterung von Privaten zum Ankaufe durch ein Entgegenkommen in der Gesetzgebung der nationalen Aufgabe in Lothringen erst Haltung und Richtung geben. So lange aber das Reich sich der Angelegenheit nicht annimmt, ist auch das Reichsland selbst nicht in der Lage, selbständig vorzugehen. Oder sollte z. B. das Reichsland die Handänderungsgebühren zum Zwecke der Förderung der deutschen Einwandrung allgemein herabsetzen und so zu Gunsten einiger Verträge sich einer Einnahmequelle berauben, für die schwer ein Ersatz zu finden wäre? Für die Erwerbung durch das Reich könnte aber ausnahmsweise eine Erleichterung gewährt werden. Selbst wenn durch Landesgesetz die Möglichkeit,

Fideikommisse oder Majorate und Rentengüter zu schaffen, geboten würde, wäre kaum zu erwarten, daß davon in zahlreichen Fällen Gebrauch gemacht werden würde, so lange nicht durch Eingreifen des Reiches eine wirkliche Bewegung in die Sache gebracht würde. Eine solche Bewegung herbeizuführen, hat das Reichsland selbst nicht genügende Macht und Mittel. Erst wenn die Sache vom Reiche als eine große nationale Aufgabe anerkannt sein wird, können wir das Eintreten einer solchen Bewegung hoffen. Bis dahin aber möge man die Sache auf sich beruhen lassen, einzelne Einwandrer durch Festhalten an der vom Statthalter Fürsten von Hohenlohe vertretenen Leitung der Landesangelegenheiten im deutschen Sinne aufmuntern, aber vor genossenschaftlichen Unternehmungen auf der Hut sein, die nur aus der Sachlage Gewinn ziehen wollen. Nichts wäre für die nationale Sache mißlicher als Unternehmungen ohne Aussicht auf Erfolg.

Sybel über die Gründung des Reiches

2

Der zweite Band des Sybelschen Werkes ist bedeutend reicher an neuen Thatsachen und Urteilen als der erste, während die Darstellung sich durch dieselben Vorzüge, besonders durch wirksame Anordnung des Stoffes, lichtvolle Anschaulichkeit der Vorgänge und treffende Charakterschilderungen auszeichnet. Gleich das erste Kapitel des fünften Buches, worin über die Warschauer Gespräche Graf Brandenburgs mit den Kaisern Nikolaus und Franz Josef sowie mit Schwarzenberg und dann von den Berliner Entschlüssen in der Frage, ob Krieg oder Frieden, berichtet wird, zerstört durch völlig neue Beleuchtung dieser Entwicklung der großen Krisis die Mythe, die bisher von ihr im Umlaufe war. Brandenburg wurde, so lautete die Überlieferung, vom Zaren mit schnödem Übermut empfangen, in hochfahrender Weise wurden ihm demütigende Bedingungen angesonnen, geistig und körperlich angegriffen kam er nach Berlin zurück, gegen seine Überzeugung fügte er sich den friedfertigen Wünschen des Königs, dem Radowitz dabei zur Seite stand, und wenige Tage darauf starb er an gebrochnem Herzen, nachdem er in Fieberphantasien nach Helm und Schwert gerufen hatte. Sybel weist in sehr ausführlicher Darlegung überzeugend nach, daß der Hauptinhalt und die ganze Tendenz dieser Legende in entschiedenstem Gegensatze zu den geschichtlichen Thatsachen stehen, und daß gerade Brandenburg der preußischen Politik in dem Augenblicke, wo ein endgiltiger Beschluß zu fassen war, die Wendung zur Nachgiebigkeit gegeben hat.

Radowitz sprach sich in der betreffenden Beratung der Minister mit dem Könige bestimmt und fest für den Krieg aus und beharrte, von Ladenberg und von der Heydt unterstützt, bei dieser Ansicht, der König war anfangs für einen Mittelweg: er wollte sofort mobil machen, gleichzeitig aber mit Österreich weiter verhandeln und erklären, daß Preußen die Verfassung vom 26. Mai nicht ausführen wolle und in Kurhessen nicht feindlich auftreten, sondern sich auf die Besetzung der Etrppenstraßen und des dazwischen liegenden Landes beschränken, in Holstein aber der Statthalterschaft den Schutz Preußens aufkündigen werde, wenn sie sich nicht aller Feindseligkeit gegen die Dänen enthalte, endlich in Wien die Mobilmachung lediglich als Maßregel gegen einen Angriff auf die preußischen Grenzen darstellen lassen. Dann aber folgte eine überraschende Wendung. Wolle, fügte er hinzu, das Ministerium diesen Weg nicht gehen, sondern nach Brandenburgs Vorschlag in Wien friedliche Unterhandlungen ohne Mobilmachung führen, so werde er sich nicht von ihm trennen, er solle dann freie Hand haben, aber auch die Verantwortlichkeit dafür allein tragen. Brandenburg, mit dem die Mehrheit seiner Amtsgenossen ging, erklärte seine Meinung nicht ändern zu können, Radowitz sprach im Namen der Minderheit ein ebenso festes Beharren bei seiner Ansicht aus, und nun erklärte der König, er sei zwar mit der Meinung der Minderheit ganz einverstanden, werde aber die Mehrheit beibehalten und sie gewähren lassen, nur wünsche er, daß sie ihren nach seiner Überzeugung verderblichen Beschluß nicht zu bereuen haben möge. Radowitz, Ladenberg und von der Heydt reichten darauf ihre Entlassung ein.

In den folgenden drei Kapiteln schildert nun der Verfasser die ferneren Strecken des Weges zur Wiederherstellung der alten Verfassung Deutschlands, das Olmützer Übereinkommen, die Dresdner Konferenzen und die Thätigkeit des erneuerten Bundestages bis Ende März 1852, wobei wieder mancherlei interessante Mitteilungen aus amtlichen Quellen unsre Kenntnis erweitern. Im sechsten Buche, das hauptsächlich Deutschland unter dem Einflusse des Krimkrieges, dann den Dualismus im Bunde, Zollvereinsangelegenheiten, den Thronwechsel und den Staatsstreich in Hannover sowie andre gleichzeitige Ereignisse und Verhältnisse behandelt, tritt zuerst Bismarck auf, von dem ein vortreffliches Charakterbild gegeben wird. Dabei fügt Sybel einige Stellen der „großenteils von ihm redigirten Einleitung zu der Archivpublikation »Preußen im Bundestage« ein," was wir, da deren Herausgeber, Ritter von Poschinger, diese Mitarbeiterschaft verschweigen zu dürfen geglaubt hat, billigerweise hier verzeichnen müssen. Von Bismarck heißt es in der Sybelschen Zeichnung u. a.: „Er stand damals [als er am 29. August 1851 mit seinem Eintritt in den Kreis der Bundestagsgesandten den ersten Schritt auf einer Laufbahn von weltgeschichtlicher Bedeutung that] in der vollen Blüte des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, ein von Intelligenz belebter Blick, in Mund und

Kinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen. In jedem Gespräche war er erfüllt von originellen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Überlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war großenteils der eines Autodidakten gewesen. Schon als Knabe hatte er eifrig Geographie getrieben, welche Wissenschaft sich damals noch nicht zu dem modernen Konglomerate von Bruchstücken aller Naturwissenschaften entfaltet hatte, sondern sich wesentlich mit der Verteilung und den äußern Zuständen der Menschen in den verschiednen Ländern befaßte. Bismarck pflegte gern zu erzählen, wie früh ihm durch gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihrem Farbenreichtum von 39 verschiednen Landesgrenzen die Erkenntnis der Naturwidrigkeit eines solchen Gebildes aufgegangen sei. Vor allem aber widmete er sich, wie nach einem Vorgefühle des künftigen Wirkens, historischen Studien. Nach der eignen weitern Erfahrung sprach er den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grundlage des Wissens. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Kommentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Aktion sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausche über die Grenze des Erreichbaren hinauszuschweifen." Nach den Studentenjahren widmete sich Bismarck kurze Zeit dem Dienste in der Verwaltung, und als ihm hier die Luft zu eng wurde, kehrte er ins Freie und Grüne, auf ein Gut seiner Familie zurück, wo er sich als rüstigen Jäger, kühnen Reiter und mächtigen Zecher, aber zugleich als tüchtigen Verwalter seines Landbesitzes zeigte und auf dem Grunde einer ernsten Religiosität sein inneres Leben reicher, tiefer und klarer gestaltete, bis ihn bewegtere Jahre der Politik zuführten. Im Vereinigten Landtage von 1847 sehen wir ihn die königlichen Absichten verteidigen, und zwar ließ er schon bei diesem ersten Auftreten auf parlamentarischem Felde seine Beherrschung der Sprache und seine unversiegliche Schlagfertigkeit in der Erwiderung auf Einwürfe der Gegner bewundern und zeigte schon jetzt, daß seine Gedanken über die Grenzen des Staates hinausgingen und dessen Stellung zum Auslande auch bei innern Fragen ins Auge faßten. „Als dann im folgenden Jahre die Wogen der Revolution über Preußen zusammenschlugen und eine wüste Anarchie Berlin erfüllte, wallte sein königstreues Blut heftig auf, und er wurde einer der streitbarsten Genossen der Kreuzzeitungspartei." Allmählich bildete sich jetzt auch ein näheres persönliches Verhältnis zum Könige, der seine frühern Landtagsreden über den christlichen Staat und das Königtum von Gottes Gnaden mit Wohlgefallen bemerkt hatte und, obwohl Menschenkenntnis sonst nicht seine starke Seite war, Bismarcks geniale Begabung empfand und sich auf diese Wahrnehmung hin vorsetzte, ihn zu einer großen Rolle selbst auszubilden. „Er hielt mich — sagte Bismarck später — für ein Ei, aus

dem er einen Minister ausbrüten wollte.“ Er überraschte ihn also durch die Sendung nach Frankfurt, als auf eine hohe Schule der Diplomatie, wo damals alle Fäden der deutschen Politik zusammenliefen. „Ganz im Sinne Friedrich Wilhelms hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend (eine feine Bemerkung Sybels!), wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte. Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier in eine ihm fremde Welt und hatte manche Kenntnis von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientirt hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seine politische Meisterschaft. Er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufs ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherm Blicke für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens. Ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thukydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur das Erforderliche sofort zu treffen. Alle diese Züge werden bereits in seiner Frankfurter Korrespondenz [von der wir sehr wichtige Teile durch Poschingers Abdrücke kennen, während andre bedeutende, z. B. die Briefe an Leopold von Gerlach, auch Sybel wohl nicht zugänglich gewesen sind, da sie von der Familie des Empfängers verwahrt werden] gleich deutlich wie in seinem spätern Wirken auf höherer Stufe sichtbar. Überall bewundert man die Umsicht der jede Frage allseitig beleuchtenden Erörterung, den Mut in der Aufstellung des anzustrebenden Zieles, die unerschöpfliche Fülle immer neuer, den Gegner überraschender und verwirrender Evolutionen und dabei den festen Pulsschlag einer stets vom Verstande geleiteten Energie. Noch befand er sich nicht in der leitenden Stellung, sondern hatte den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu gehorchen; aber stets traf der Gang seiner Berichte in thatsächlicher Begründung und zwingender Logik so unwiderstehlich zum [?] Zweck, daß sich nur in seltenen Fällen dem Minister die Möglichkeit einer abweichenden Auffassung darbot. Herr von Manteuffel brummte wohl in aufkeimender Eifersucht: Der junge Schönhäuser scheint ja seiner Sache sehr gewiß zu sein, schrieb aber dann sein »Einverstanden« unter den Bericht.“

Wieder sehr feine und wahre Bemerkungen sind es, wenn der Verfasser in seiner Charakterschilderung fortfährt: „Durch die Frühreife des Talents und die indirekte Beherrschung des Vorgesetzten erinnert Bismarck lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte im Jahre 1796. In allem übrigen aber erscheint neben der Ähnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen den beiden

Männern. Statt der kolossalen, jedes andre Gefühl erdrückenden Selbstsucht des korsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingebung an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüte zu erheben [und, fügen wir hinzu, dadurch ganz Deutschland], jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe. War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt im prägnantesten Sinne des Wortes Diener des Staates. Gegen dessen Anforderungen trat jede andre Rücksicht in den Hintergrund. Fragen von höchster Bedeutung, Freihandel oder Schutzzoll, feudale oder demokratische Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen also, die für viele tausend Menschen als bestimmende Prinzipien des ganzen Daseins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umständen gebrauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen, sodaß ihn nicht selten seine Gegner den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten schalten. Wenn ferner Friedrich der Große, der ein ganzes Leben dem harten Dienste des Staatsinteresses widmete, im innersten Herzen der Überzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft sei, so war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und so sehr er jene Güter zu schätzen verstand, war doch immer seine erste und letzte Frage, inwieweit diese Kunst oder jene Wissenschaft dem preußischen Staatszwecke nütze. Er, der weiter als irgend ein Mensch vom religiösen Indifferentismus entfernt war, warnte wiederholt seine ehemaligen Parteigenossen vor der damals üblichen Verquickung von Politik und Kirchentum. Ihr predigt damit, war sein Wort, die Menschen nicht in die Kirche herein, sondern aus der Kirche hinaus und schadet dem Staate, indem ihr dem Volke seine Religion verleidet. Den Widersachern Preußens im Bundestage war natürlich ein solcher Mann höchst unbequem, ein Kollege, der alle Waffen der Polemik als Virtuose handhabte, keine Überhebung des Gegners ungerügt, keine Blöße unbenutzt ließ und sehr bald den Ruf gewann, es sei gefährlich, mit ihm den Kampf aufzunehmen. Die korrekten Diplomaten, nicht bloß die in Frankfurt, klagten, daß er oft so burschikos auftrete, oder wunderten sich, daß er höchst unbefangen die Haltung des künftigen Ministers schon jetzt annehme. Anfangs zwar zeigte er sich den Amtsgenossen im Bundestage durchaus entgegenkommend und auf gutes Einvernehmen bedacht. Denn nicht als grundsätzlicher Gegner Österreichs war er nach Frankfurt gekommen; im Gegenteil, bei seinem ganzen bisherigen Verhalten war er von der Notwendigkeit eines festen Zusammengehens Preußens mit der andern Großmacht im Bunde ausgegangen. Demzufolge bemühte er sich auch im Bundestage, jede etwa auftauchende Meinungsverschiedenheit durch vertrauliches Benehmen mit dem Präsidialgesandten, Grafen Thun, auszugleichen, damit nicht den kleinen Staaten [und den ausländischen

Nachbarn] das Schauspiel einer Spaltung zwischen den beiden Großmächten gegeben werde. Aber nur zu bald mußte er sich überzeugen, daß die wesentliche Voraussetzung dieses Strebens, die Gegenseitigkeit, fehle, und daß auf eine Anerkennung der preußischen Gleichberechtigung durch Österreich bei der Stellung der beiden Höfe nie zu hoffen sei. Damit war seine fernere Haltung entschieden. Er war zum Widerstand bis an die äußerste Grenze, ja über diese hinaus, bis zum Bruche des Bundes, entschlossen, ehe er eine Schädigung der Würde und des guten Rechtes Preußens gestatten wollte."

Die nächsten Seiten des Werkes zeigen, wie bald sich Gelegenheit zur Bethätigung dieser Vorsätze fand. Dann erzählt uns der Verfasser, meist wieder auf Grund amtlicher Schriftstücke und oft in neuen Mitteilungen, die Geschichte des Krimkriegs, namentlich so weit er Deutschland in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Von hohem Interesse ist hier besonders das, was über den Widerstreit der Meinungen gesagt wird, der hinsichtlich Rußlands und seiner Gegner in einflußreichen Kreisen und an den entscheidenden Stellen in Preußen herrschte. Die Liberalen im Lande hofften, Rußland, den Vorkämpfer des Despotismus, unter den Streichen des vereinten Europas erliegen zu sehen. Die Gruppe von höhern Beamten, die ihr Organ im „Preußischen Wochenblatte" hatte, befürwortete dringend ein Zusammenwirken mit den Westmächten. Bunsen, Gesandter in London, entwarf mit den dortigen Staatsmännern eine Karte Europas, worauf die russischen Grenzen stark zurückgeschoben waren. Der Kriegsminister Bonin sah keinen Grund, einem Bruche mit Rußland auszuweichen. Der Prinz von Preußen neigte auf diese Seite. Der leitende Minister Manteuffel, der den Olmützer Vertrag durchaus nicht als Niederlage betrachtete, erkannte zwar entschieden Rußlands schweres Unrecht an, „wünschte aber nach seiner kühlen, oft apathischen Natur eine gefahrlose Politik zu machen," und so lag ihm der Gedanke nahe, daß eine feste Einmütigkeit Frankreichs, Englands, Österreichs und Preußens auch ohne Kriegsdrohung schließlich den Zaren zum Nachgeben bestimmen und so die Herstellung des Friedens bewirken würde. „In schneidendem Gegensatze zu dem allen stand die Gesinnung der persönlichen Umgebung des Königs, an erster Stelle des Generals von Gerlach. Hier war man kurz und bestimmt russisch, erfüllt von Verehrung vor dem großen Zaren, der 1849 Österreich und 1850 Preußen vor dem Dämon der Revolution beschirmt hätte, und der jetzt in den heiligen Kampf zöge, um das Kreuz wieder auf der Hagia Sofia zu erhöhen und Europa von der Besudelung durch den Islam zu reinigen." Man wollte nicht gerade für den Zaren in den Krieg stürmen, aber im übrigen alles thun, um Rußlands Stellung zu verbessern; würde jedoch die Teilnahme am Kampfe unvermeidlich, so gehöre Preußen an die Seite nicht des revolutionären Frankreich, sondern des konservativen Rußland. Bismarck stimmte mit Gerlach in dem Wunsche, einen Krieg mit Rußland zu vermeiden, durchaus überein, aber aus andern

Gründen. Er erwog als Realpolitiker die Folgen eines solchen Krieges und fand, „für die Westmächte bringe der Krieg keine erhebliche Gefahr, der Sieg höchst fruchtbaren Gewinn. Auf Preußen würde die Hauptlast des Kampfes drücken, aber auch nach dem glorreichsten Siege biete sich ihm kein Vorteil. Was hätten wir im Orient zu suchen? Umso mehr hätten wir Grund, unsre freundlichen Beziehungen zu Rußland zu schonen, die in Zukunft uns vielleicht äußerst wertvoll, ja unentbehrlich werden könnten. Unser einziger Gegner und zugleich die einzige Macht, deren Einschränkung uns wirklichen Nutzen bringen könne, sei Österreich. Müßte durchaus gekämpft werden, so hätten wir auf die Österreich feindliche Seite zu treten, es wäre denn, daß der Wiener Hof uns tüchtige Einräumungen in den deutschen Angelegenheiten machte. Einstweilen aber sei eine festbewehrte Neutralität das beste, zumal sie auch dem Wunsche aller andern deutschen Staaten entspreche." Jede von diesen Ansichten fand bei dem Könige „Anklang in seiner allen Eindrücken weit geöffneten Brust. Wie immer aber, wirkten auch hier auf ihn die religiösen Anschauungen noch stärker als die politischen ein. Von jeher war ihm wegen des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses England als der werteste Bundesgenosse erschienen, aber von demselben Standpunkte aus war es ihm ein empörender Gedanke, in der Türkei viele Millionen Christen unter heidnischer Herrschaft zu erblicken, und ein göttliches Strafgericht sah er für jeden voraus, der für den Halbmond gegen das Kreuz das Schwert ziehen würde. So konnte es für ihn keine traurigere und ratlosere Wendung geben, als daß England Schritt für Schritt in ein Bündnis zugleich mit der Türkei und mit Napoleon, in den Incest, wie er sagte, mit dem Heidentum und der Revolution hineingezogen wurde, ohne daß er imstande gewesen wäre, Rußlands Verfahren als die Quelle des ganzen Unheils zu rechtfertigen. Zunächst that er, was er konnte, den offnen Bruch zu verhüten. Schon im Juni 1853 hatte er einen Vermittelungsversuch gemacht, der aber wie gewöhnlich das Unglück hatte, allen Parteien zu mißfallen. Dann stimmte er den Beschlüssen der Wiener Konferenzen zu und befürwortete sie in Petersburg. Als dies aber fehlschlug, kam er in dem Wirbel der in ihm kämpfenden Gefühle zu Entschlüssen von ganz besondrer Art. Daß er in diesem »scheußlichen« Kriege neutral bleiben wolle, stand bei ihm fest; denn mit Rußland konnte er nicht gehen, weil es Unrecht hatte, und gegen Rußland nicht, weil dies ein Kampf für Muhammed gegen Christus war. Dann aber zweifelte er nicht, daß Napoleon gegen das neutrale Preußen alle Bluthunde der Revolution loslassen und leider dafür in Deutschland nur zu viele Helfer finden würde. Um diese Gefahr zu beschwören, beschloß er, sich noch einmal in vertraulicher Weise an England zu wenden." Er schickte den Grafen Albert Pourtales, einen russenfeindlich gesinnten Diplomaten, dorthin und empfahl ihn dem Prinzen Albert durch ein Schreiben, in dem es u. a. hieß: „Ich werde alles thun, was Preußen vermag, um dem

Sprunge des Tigers von Westen her gewachsen zu sein, und um das arme, unglückliche, schuldige und deshalb halb stultisirende, halb konspirirende Deutschland vor seinen Krallen zu bewahren und das gottlose, antichristliche Scheusal der Revolution zu bekämpfen. Es war mein ernster Entschluß und aufrichtiger Wunsch, in diesen Verwicklungen auf Tod und Leben vereint mit meinem lieben England zu gehen. Wenn aber England jetzt Verderben und Tod für die Türken auf christliche Soldaten schleudert, so bricht auch dieser Lieblingswunsch zusammen." Pourtales sollte alles aufbieten, die preußische Neutralität als Gewinn für die gemeinsame Sache darzustellen; sie werde nicht unthätig, sondern stets bemüht sein, zu vermitteln und guten Vorschlägen in Rußland Eingang zu verschaffen, und wenn es schließlich zur Entscheidung komme, werde auch Preußen im Notfalle sein Gewicht in die Wagschale werfen. Um aber solche Dienste leisten zu können, müsse es begehren, daß England und auf dessen Einwirkung Frankreich die Unverletzlichkeit des preußischen und deutschen Gebietes gewährleiste und sich jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten Deutschlands enthalte, und daß diese Mächte im voraus ihre Zustimmung aussprächen, falls Preußen, sei es infolge revolutionärer Bewegungen, sei es wegen entgegengesetzter Parteinahme einzelner deutscher Staaten, sich genötigt finde, aufs neue und vielleicht über das jetzige Bundesrecht hinaus die Pflichten auf sich zu nehmen, die es 1849 erfüllt habe. Die Pourtalessche Sendung blieb völlig erfolglos. Aber ebensowenig gelangen Bunsens Bemühungen, den König auf den Standpunkt der Westmächte zu ziehen, und als im Februar 1854 deren entscheidende Anfrage erging, richtete Friedrich Wilhelm zwar an seinen kaiserlichen Schwager die warme Bitte, durch Räumung der von ihm besetzten Donaufürstentümer ein kolossales Unglück von Europa fernzuhalten, lehnte aber die von den Westmächten vorgeschlagne Konvention unbedingt ab und erklärte, Preußen sei nach wie vor mit den Grundsätzen der Protokolle einverstanden, wolle sich jedoch in der Wahl der Mittel zu ihrer Verwirklichung die Hände nicht binden. Im März schrieb er dann eigenhändig an Viktoria und Napoleon, um sie eindringlich zum Frieden zu ermahnen und ihnen zu erklären, daß er selbst streng neutral bleiben werde. Sybel sagt dazu: „Denke man über seine Beweggründe, über die einzelnen Schritte und die krausen Arabesken, womit er sie dekorirte, wie man wolle, heute wird kein Unbefangner leugnen, daß die Neutralität die den Interessen des preußischen Staates von damals einzig entsprechende Politik war. Die Vorstellung, daß Preußen durch einen kräftigen Angriff auf Rußland ganz Deutschland um sich gesammelt und damit die nationale Einheit unter seiner Führung hergestellt hätte, ließe sich hören, hätte man bei einem solchen Kriege nicht zwei Bundesgenossen gehabt, welche preußische Bataillone sehr gern mit den Russen im Streite gesehen, aber jede unitarische Regung in Deutschland dann umso rücksichtsloser zertreten hätten. Nur keine deutsche Einheit, erklärte Napoleon dem Herzog von Koburg. Kein Gedanke

ist verruchter als der der deutschen Einheit, sagte Buol ebenso bestimmt wie einst Metternich. Genug, Bismarcks oben kurz wiederholte Gründe schließen jeden Zweifel an der Richtigkeit der Neutralität aus. Das Gepolter der französischen und mehr noch der englischen Zeitungen, daß Preußen damit auf den Rang einer Großmacht verzichte, war zwar kindisch; denn welche Großmacht würde sich anders als nach den eignen Interessen entschließen, aber allerdings begreiflich genug, da man gar zu gern die Hauptlast des Krieges auf Preußens Schultern abgeladen hätte. Wäre man nur in Berlin dem weitern, von Bismarck unaufhörlich wiederholten Rate gefolgt, trotz alles Schmähens und Drohens die Neutralität in ruhigem Mute und stolzer Gelassenheit aufrecht zu erhalten. Dort aber ließ das Bild des »Tigersprunges von Westen her« den Gemütern keine Ruhe, und General von Gerlach drängte, da man bei England keine Stütze gefunden, sich jetzt, um nicht völlig vereinzelt der Gefahr gegenüberzustehen, an Österreich zu wenden." Dies geschah durch einen Brief des Königs an den Kaiser Franz Josef, der die Sendung des Feldzeugmeisters von Heß zur Folge hatte. Doch darüber sowie über den weitern Verlauf der Sache wolle man wieder Sybel selbst nachlesen.

Das siebente Buch, das die ersten Regierungsjahre Wilhelms des Ersten mit ihren deutschen und preußischen Fragen und Konflikten behandelt und daneben den italienischen Krieg von 1859 mit seiner Einwirkung auf Deutschland schildert, beansprucht zunächst durch die Charakteristik des Prinzregenten, mit der sie beginnt, und die wenig zu wünschen übrig läßt, besondre Beachtung. Interessant und großenteils neu ist dann, was über den kurhessischen Streit und die Stellung Preußens und des Bundestages zu ihm gesagt wird; auch die Darstellung der Versuche Napoleons, sich Preußen zu nähern, und die Mitteilungen über die Fürstenversammlung in Baden, die Konferenz der großdeutschen Fürsten und das Gespräch des Königs von Baiern mit dem Prinzregenten, sowie über die Zusammenkunft des letztern mit dem Kaiser Franz Josef sind hervorzuheben. Namentlich aber fesselt die lichtvolle Entwicklung der ersten Phasen des Streites über die preußische Heeresreform, die im vierten Kapitel enthalten ist und im ersten Abschnitte des achten neben Rückblicken auf den Fortgang des hessischen Verfassungsstreites und auf die Geschichte des Zollvertrags mit Frankreich fortgesetzt wird. Vortrefflich ist hier dargestellt, wie Bismarck, der neue Ministerpräsident, dem Abgeordnetenhause gegenüber die Frage auffaßte, die sich unter ihm zum Verfassungskonflikte gestaltete. Sybel giebt zunächst diese Auffassung in einigen Sätzen wieder und spricht dann sein Urteil darüber aus. Bismarck sah die Sache folgendermaßen an: „In England hat allerdings infolge einer langen historischen Entwicklung allein das Unterhaus die Entscheidung, ob irgend eine Einnahme oder Ausgabe stattfinden darf, und daraus hat sich die weitverbreitete Doktrin gebildet, dieses Budgetrecht des Unterhauses sei ein notwendiger

Bestandteil des konstitutionellen Staatsrechtes. Wir leben jedoch nicht in England und haben nicht nach allgemeinen Theorien, sondern nach bestimmten preußischen Gesetzen zu verfahren. Nach unsrer Verfassungsurkunde werden sämtliche Einnahmen und Ausgaben auf den Etat gebracht, der alljährlich durch ein Etatsgesetz festgestellt wird. Wie jedes andre Gesetz, kommt auch dieses durch übereinstimmende Genehmigung der Krone und der beiden Häuser des Landtages zustande. Vor erfolgter Zustimmung dieser drei Faktoren hat der Beschluß eines Hauses nur den Wert einer Meinungsäußerung, aber keine bindende Kraft. Obgleich das Herrenhaus auf die Formirung des Etats weniger Einfluß hat als die beiden andern Faktoren, ist doch sein schließliches Votum über den Gesamtetat von gleichem Gewicht wie das des Abgeordnetenhauses. Denn nach ausdrücklicher Vorschrift der Verfassung haben die Mitglieder beider Häuser gleichmäßig den Charakter von Vertretern des ganzen Volkes. Kommt nun das Etatsgesetz nicht rechtzeitig zustande, so läßt sich nach strengem Rechte nicht annehmen, daß das vorjährige Gesetz fortgelte. Es kann überhaupt im neuen Jahre gar keine Einnahme noch Ausgabe stattfinden, gleichviel ob die einzelnen Posten vom Abgeordnetenhause angenommen oder abgelehnt worden sind. Da aber der Staat ohne Ausgaben keinen Tag leben kann, während er doch fortleben soll, so muß jemand die erforderlichen Ausgaben leisten, und das kann nur die Regierung sein, ganz abgesehen von der Verfassung, die ihr für einen dringenden Notstand ein provisorisches Verordnungsrecht beilegt. Ohne Zweifel sind alle Teile, also auch die Regierung verpflichtet, das Mögliche zu rascher Beendigung des Notstandes, zu baldigster Erlangung eines durch die drei Faktoren festgestellten Etatsgesetzes zu thun. Die Regierung wird also für diesen Zweck während der budgetlosen Zwischenzeit die früheren Beschlüsse des einen wie des andern Hauses möglichst beachten, jedoch ohne ihnen eine bindende Kraft, die noch nicht vorhanden ist, oder einen stärkern Anspruch auf Berücksichtigung als den Bedürfnissen der Landeswohlfahrt zuzuerkennen." Das Urteil Sybel hierüber lautet: „Vergleicht man diese Sätze mit den betreffenden Vorschriften der Verfassung, so wird man nicht behaupten können, daß hier eine Umdeutung der letztern, nach der Art des Herrn von Westphalen unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, stattfinde. Es ist im Gegenteil der positive Wortlaut des Gesetzes, der dem entgegengehalten wird, was wir andern damals den Geist des Gesetzes nannten. [Eine lobenswerte Erinnerung an frühere Verirrung und Verblendung, die uns der Verpflichtung überhebt, auf sie zurückzuweisen, und ein Bekenntnis, das vielen von der damaligen Partei Sybels unmöglich erscheinen würde, weil sie es für Pflicht und Ehre des Politikers halten, in der Doktrin, der er sich einmal zugewandt hat, „unentwegt," d. h. befangen, halsstarrig zu verharren und niemals, sei es durch innere Überlegung und Prüfung oder durch Erfahrung von außen her eines Bessern belehrt, ehrlich anzuerkennen, daß

er irren konnte und geirrt hat.] Allerdings leuchtet ein, daß bei einem solchen System die Macht des Unterhauses über den Staatshaushalt und damit über die Staatsregierung sehr viel beschränkter als in England ist. Eine böswillige Regierung kann damit das Budgetrecht des Unterhauses zum leeren Schein machen. Dieser Satz ist ebenso wahr, wie der entgegengesetzte, daß das englische Unterhaus Krone und Oberhaus jedem seiner Befehle zu unterwerfen vermag. Die Bürgschaft gegen solche Extreme liegt in der wachsenden Einsicht aller Teile, daß für einen jeden verständiges Zusammenwirken heilsamer ist als herrschsüchtiger Eigenwille. Es war Preußens und Deutschlands Glück, daß diese Einsicht nicht in den heißesten Augenblicken des Konflikts und nicht im Vollgenusse der glänzendsten Siege aus dem Geiste des Königs und seines großen Ministers verschwand. Beide waren unerschütterlich in dem Entschlusse, sowohl die Heeresreform als die Verfassung aufrecht zu erhalten."

Sehr lehrreich ist auch das nächste Kapitel des achten und letzten Buches, worin wir ein Bild der politischen Wirren, die dem polnischen Aufstande von 1863 vorausgingen, erhalten, und das im folgenden Abschnitte fortgesetzt wird. Eingehend werden Napoleons Sympathien für die Polen, das Wohlwollen des Zaren für sie, die polnischen Zustände und Parteien, Wielopolski im Gegensatze gegen die Radikalen, die Pläne des Großfürsten Konstantin und das Nationalkomitee geschildert. Dann folgen Mitteilungen über die Sendung Alvenslebens nach Petersburg und den vielbesprochenen preußisch-russischen Vertrag, woran sich Rückblicke auf den damaligen Plan Frankreichs, Preußen anzugreifen, auf Gortschakoffs Umtriebe gegen Preußen, auf den höchst unverständigen Sturm des preußischen Abgeordnetenhauses gegen Bismarcks Verfahren in der polnischen Angelegenheit und auf die Noten der Westmächte und Österreichs in dieser Sache schließen. Das letzte Kapitel endlich ist vorzüglich dem Frankfurter Fürstentage gewidmet, über den es jedoch nichts Neues bringt, es müßte denn folgender Zug sein. Es war nach dem Versuche des Königs von Sachsen, König Wilhelm zum Erscheinen in Frankfurt zu überreden, Bismarck hatte seinem Herrn mit schwerer Mühe einen ablehnenden Brief abgerungen und diesen den abreisenden Sachsen übergeben. „In Bismarcks Herzen — erzählt Sybel weiter — kochte der Zorn über die lange Schonung; als hinter den Sachsen sich die Thüre geschlossen, zerschlug er einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern. Ich mußte etwas zerstören, sagte er, jetzt habe ich wieder Atem." Das ist äußerst unwahrscheinlich, fast unglaublich. Viel wahrscheinlicher ist eine andre Erzählung des Vorfalls, wonach er in seiner erwähnten Aufregung beim Verlassen des Zimmers draußen die Klinke der Thür abriß und auf die Frage des Adjutanten, ob er unwohl sei, erwiderte, jetzt sei ihm wieder wohl. So erzählte er wenigstens selbst, und zwar wenige Jahre nach dem Vorfalle, wo die Erinnerung daran noch frisch und deutlich war.*)

*) Vgl. Busch, Graf Bismarck und seine Leute. 7. Auflage. S. 124.

Bedenken über die Sprachverbesserung

1

Allerhand Sprachdummheiten" (in Nr. 48 bis 51 der vorjährigen Grenzboten) sollten — zwar nicht in Gold gefaßt werden, das wäre sehr unpraktisch — wohl aber in standhaftem Pappdeckelband allen Schulmeistern, Zeitungsschreibern und sonstigen Papiermenschen obrigkeitlich verordnet werden. Unverordnet haben sie gewiß alle Grenzbotenleser mit herzlicher Freude studirt. Was meine Wenigkeit anlangt, so sind mir die meisten der in dem Sündenregister gerügten Dummheiten ebenfalls immer widerwärtig gewesen, und wegen der übrigen, deren Fehlerhaftigkeit mir dadurch erst klar geworden ist, bin ich für die Belehrung dankbar. Wenn ich dennoch einige allgemeine Gesichtspunkte hervorhebe, in denen ich mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimme, so geschieht das nicht in der Meinung, die Wirkung seiner Belehrungen abzuschwächen, sondern in der Hoffnung, es werde seine gute Absicht fördern, wenn die Sache auch noch von einer andern Seite her beleuchtet wird.

Die erste Meinungsverschiedenheit bezieht sich auf den papiernen Stil. Ich wünschte zwar, daß die Schriftsprache so wenig papieren wie möglich wäre, glaube aber dabei, daß sie niemals mit der gesprochenen völlig übereinstimmen könne. Wie unmöglich es schon ist, auch nur die Rechtschreibung mit der Aussprache in genaue Übereinstimmung zu bringen, wie unmöglich das selbst dann sein würde, wenn jeder Deutsche hochdeutsch spräche, davon hat wohl die Abhandlung über Phonetik in Nr. 1 der Grenzboten jeden überzeugt. Aber wie viele Deutsche sprechen hochdeutsch? Für neun Zehntel aller Deutschen bedeutet die Forderung: Schreibe, wie du sprichst! soviel wie: Schreibe in deiner Mundart! Und wenn die Absicht des Sprachvereins, das ursprüngliche Wesen der deutschen Sprache wieder herzustellen, in allem Ernste verwirklicht werden sollte, so müßte zuvörderst die neuhochdeutsche Schriftsprache preisgegeben und zu den Dialekten zurückgekehrt werden. Denn im Anfange der deutschen Geschichte finden wir weder ein deutsches Volk noch eine deutsche Sprache, sondern nur verschiedne Stämme, die zwar verwandte, aber doch verschiedne Sprachen: gothisch, angelsächsisch u. s. w. reden, die sich als ein Volk weder fühlen noch fühlen können, sondern deren gleichartiges Wesen zuerst von den höher gebildeten

„ultramontanen“ Beobachtern wahrgenommen und in der Erfindung eines gemeinsamen Namens zum Ausdruck gebracht wird. Nicht sie selbst haben sich Germanen genannt, sondern von den Römern sind sie so genannt worden; und erst nachdem die vier Stämme des Reiches der Ottonen von den Italienern schon einige Jahrzehnte hindurch mit dem gemeinsamen Namen Tedeschi gerufen worden waren, haben sich Baiern, Alamannen, Franken und Sachsen an den Gebrauch der gemeinsamen Bezeichnung „Deutsch“ gewöhnt, die der Bibelübersetzung des Ulfila (Galater 2, 14) verdankt wird. Wie schwierig es unter diesen Umständen für die deutschen Stämme sein mußte, es zu einer gemeinsamen Schriftsprache zu bringen, liegt auf der Hand und wird aus einer Mitteilung Walafried Strabos recht deutlich. Dieser war von 816 bis 825 Zögling der Klosterschule zu Reichenau und hat einen Bericht über seine Studienzeit hinterlassen. Darin heißt es: „Abt Hatto war von dem großen Karl wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrage gemäß gab uns Hatto nun Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Übersetzungen und Reden zu machen, und mehreren von uns gelangen die deutschen Reden sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zu stande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen, und jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigne Aussprache und somit Schreibweise hatte. Es gelang uns deswegen weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Übersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben.“

Aber nicht bloß um die Rechtschreibung handelt es sich — die Schwierigkeit besteht ja noch heute —, sondern um Wörter, Abwandlung und Satzbau. Der Süddeutsche kennt unsern Fleischer, Klempner und Kürschner gar nicht, denn er hat bei sich zu Hause nur Metzger, Wurster, Blechner und Kappenmacher. Der Badener streicht auf sein Brot nicht die Butter und den Weichquark, sondern „den Buhter und den Piepeleskäs“; er gebraucht weibliche Wörter männlich, bildet den Akkusativ des männlichen Hauptwortes gleich dem Nominativ und spricht kein End-e. Verbietet ihm „ischt“ für „ist“ zu sprechen, und er bleibt in seinem Trinkspruch wie in seiner Predigt stecken und fürchtet sich beim Biere den Mund aufzuthun. Er erzählt auch nicht im Imperfektum, sondern im Perfektum. Kurz und gut: das Hochdeutsche ist ihm eine fremde Sprache, in der er sich nur unbeholfen bewegt. Kein Wunder, wenn man es seinem geschriebenen Deutsch ansieht! Nicht anders geht es dem, der gewöhnt ist, platt zu snaken, vom Österreicher, Schweizer und den unzähligen Unterdialekten — im schlesischen Gebirge beinahe so viele, als es Dörfer giebt — gar nicht zu reden.

Schreibe, wie du sprichst — das bedeutet für das Kind, die Frau und den gemeinen Mann: Schreibe in kurzen Sätzen, nimm es mit deren Aneinander-

fügung nicht genau und genire*) dich nicht, aus der Konstruktion zu fallen. Was macht in Frau Ajas und des Apostel Paulus Briefen den Eindruck des Ungekünstelten, Wahren, Herzlichen, Lebendigen? Daß sie oft aus der Konstruktion fallen, d. h. jeder augenblicklichen Eingebung zuliebe ohne Scheu die Regeln des Satzbaues verletzen. Darf der Lehrer den Schüler so schreiben lassen? Nein! Was folgt daraus? Daß der junge Mensch von dem Augenblicke an, wo er das Papier zur Hand nimmt, papieren zu schreiben gezwungen ist. Die Abweichung vom Gesprochenen würde indes immer noch in mäßigen Grenzen bleiben, wenn sich das Schreiben auf das Aufzeichnen von Gedichten, Geschichten und Mitteilungen beschränkte, die ursprünglich gesprochen oder gesungen wurden oder doch ebensogut gesprochen oder gesungen als geschrieben werden könnten. Allein mit fortschreitender Bildung und als verwickelte Verhältnisse entstanden, ergab sich mancherlei Gelegenheit und sogar häufig die Notwendigkeit, Dinge zu schreiben, die nur gelesen, nicht gesprochen zu werden bestimmt sind. Die Ilias und die Odyssee wurden gesprochen und gesungen; man zeichnete sie später auf, nicht damit sie gelesen, sondern damit sie nicht vergessen würden. Wolfram von Eschenbach konnte weder lesen noch schreiben; er diktirte sein ungeheures Epos. Horaz dagegen drechselte seine Strophen für Leser, die den Schlangenwindungen des allerlei Einschiebungen umklammernden Hauptsatzes mit dem Auge folgen. Herodot las seine Geschichten vor, und wie schön mögen sie sich angehört haben! Thukydides schrieb für Lesende, die den Satz, den sie beim ersten Durchlesen nicht verstanden haben, zwei- oder dreimal lesen können. Plato philosophirte noch gesprächsweise; Aristoteles (ich kenne ihn, aufrichtig gestanden, nur aus zweiter und dritter Hand) schrieb als Buchgelehrter natürlicherweise schwerfälliger und ist darum schwieriger zu lesen. Der Volksdichter, der Chronist, der echte Volksredner reiht Bild an Bild, daher Satz an Satz; der Denker türmt einen Gedankenbau auf, und bringt er diesen zu Papiere, so entsteht eine Periode. Der Periodenbau ist nicht, wie die Feinde der alten Sprachen behaupten, eine Eigentümlichkeit des Griechischen und Lateinischen, obwohl diese Sprachen besonders geschickt dafür sind, sondern ein notwendiges Erzeugnis des verwickelten Gedankenbaues und der verwickelten Verhältnisse einer höhern Kultur. Auch der verwickelten Verhältnisse! Wems Vergnügen macht, diesem Zusammenhange nachzuspüren, dem empfehle ich das Studium des Branntweinsteuergesetzes oder des Gesetzes über die Invaliditäts- und Altersversicherung. Ich komme später noch einmal auf diesen Punkt zurück. Und nun denke man sich die tausend und aber tausend Männer und leider auch Frauen und Jungfräulein, die in Schreibstuben sitzen, von früh bis abends sitzen und schwitzen und Zeug zusammenkritzeln — Berichte, Gesetz-

*) Ein unübersetz- und unersetzbares Fremdwort, nur sollte man es „schheniren" schreiben, ebenso Schandarm u. s. w.

entwürfe, Romane, Bittschriften, Straf- und Zahlungsbefehle, Gedichte, Lösungen der sozialen Frage und des Weltproblems — Zeug, das nachzusprechen oder auch nur laut zu lesen niemals einem Sterblichen einfallen wird! Und nun denke man sich ferner, daß ja die meisten dieser Papiermenschen über ihrem papiernen Berufe das Sprechen ganz verlernen — wie könnten sie anders schreiben als papieren?

Aus dem Gesagten folgt, daß es einen berechtigten und notwendigen papiernen Stil giebt. Eine Sprache, die gar nicht dazu bestimmt ist, gesprochen zu werden, kann, darf und muß vielleicht sogar andern Gesetzen folgen wie die Sprechsprache. Im Gespräch baut auch der Philosoph keine Perioden. Aber beim Schreiben, wo er hinter jedem dritten Worte fünf Minuten überlegen kann, wies weiter gehen soll, wo er streichen, ausbessern, einschieben kann, warum sollte er da nicht eine Menge zusammengehöriger Gedanken in ein Satzgefüge bringen, das ihre Über-, Unter- und Nebenordnung, ihre gegenseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten recht deutlich veranschaulicht? Dem Leser hält ja das Buch still, und wenn er über jedem Satze fünf Minuten zubringt, so kann das der gründlichen Durchdringung des Gegenstandes nur förderlich sein. Und sollten für den Schreibstil nicht auch ein wenig andre Schönheitsgesetze gelten als für die Sprechsprache? Ich sage nicht für den Sprechstil, weil sich beim Sprechen noch gar kein Stil bildet. Zum schönen Sprechen gehört vor allem eine schöne oder kräftige Stimme, gute Betonung, ein von lebhaftem oder angenehmem Mienen- und Geberdenspiel begleiteter Ausdruck und Vermeidung häßlich klingender Wörter und Wortgruppen. Der Satzbau ist ziemlich gleichgiltig. Ich habe Reden gehört, die einen mächtigen Eindruck machten, die aber ohne vorherige Umarbeitung gar nicht gedruckt werden konnten. Wiederholungen — und damit komme ich auf einen Punkt, in dem ich andrer Meinung bin als der Herr Verfasser der „Sprachdummheiten" — schaden beim Sprechen nur dann, wenn sie unangenehm klingen, und das ist bei d i e d i e so wenig der Fall wie bei einem gesungenen l a l a. Nach drei oder fünf Wörtern wieder dasselbe Wort zu gebrauchen, hindert gar nichts, denn man hört ja immer nur zwei zusammen. Beim Lesen hingegen überblickt man fünf bis zehn Zeilen auf einmal, und sieht man dabei drei oder mehr Exemplare desselben Wortes, so sagt man sich: Wie arm ist doch der Mann an Wörtern! Oder gar: Wie arm ist doch die deutsche Sprache! Reichtum aber, Fülle, Mannichfaltigkeit, Abwechslung gehören zur Schönheit. Darum möchte ich das Verbot der Wiederholungen nicht für einen „Schulmeisteraberglauben" halten. Und da nun das Deutsche eine lebendige Sprache ist, die beständig neue Bildungen hervortreibt und ältere außer Gebrauch kommen läßt, was Wunder, daß man zur Vermeidung von d i e d i e und der der (letzteres klingt auch häßlich) ein neues Relativpronomen gemacht hat? Daß w e l c h e r ursprünglich gar nicht das einfache Relativpronomen sei, wollte mir

zuerst nicht einleuchten. Nachdem ich jedoch ein paar Stunden vergebens im Nibelungenliede, im Walther von der Vogelweide und beim jungen Goethe nach dem Relativum welcher gesucht hatte, mußte ich es wohl glauben. Man muß aber auch bedenken, daß sich das Bedürfnis häufiger Relativsätze erst beim Periodenbau einstellt, zu dem ein alter Dichter gar keine und der meist erzählende Goethe wenig Veranlassung hatte. Die unberechtigten Auswüchse und Dummheiten, zu denen durch den berechtigten papiernen Stil Versuchung und Gelegenheit bereitet wird, verdienen in vollem Maße die Züchtigung, die ihnen in den Grenzboten zu teil wird.

Wenn die mittelalterlichen Dichter und die in der Muttersprache schreibenden Chronisten, nicht bloß die deutschen, die naive Schönheit und die Reinheit der Sprache so viele Jahrhunderte hindurch zu bewahren vermochten, so verdankten sie das hauptsächlich dem Umstande, daß damals das Lateinische als Kanzlei- und Gelehrtensprache diente. Da erließen die Langobardenkönige Gesetze de marah-uuorfin, de scandalum und de homine battuto. Da schrieben die Scholastiker Abhandlungen de Ente et Essentia und de Principio Individuationis. Da hieß es in einem Stadtrecht: wiltwerkaere et husgenozze exceptis (mit Ausnahme der Kürschner und Münzer). Alle Völker des Abendlandes verhunzten die lateinische Sprache um die Wette, aber seine eigne bewahrte ein jedes fein und rein. Wer das Bedürfnis fühlte, papieren, ledern oder hölzern zu schreiben, der schrieb lateinisch; in seiner Muttersprache, genauer gesagt, in seinem Dialekt zeichnete jeder nur solche Sachen auf, die zum Singen, Sagen und Erzählen bestimmt oder geeignet waren. Jetzt schreiben die Gelehrten und Kanzlisten jeder in seiner Muttersprache, und darunter leiden alle Sprachen Europas, die deutsche am meisten, weil kein andres Volk so viel Schulmeister, Gelehrte und Kanzlisten, so viel Gesetze und Polizeiverordnungen hat wie das unsre; vom Zeitungsunwesen noch gar nicht zu reden.

Dieses Übel nicht bloß auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, sondern womöglich von innen heraus zu überwinden, ist eine der wichtigsten Seiten unsrer Kulturaufgabe. Ich sage nicht: eine unsrer wichtigsten Kulturaufgaben, weil jede Kultur ein Ganzes ist, wie der Menschengeist, der sich in ihr offenbart; Wissenschaft, Kunst, Religion, Sitte, soziale Verhältnisse, Politik, Sprache sind nur verschiedne Erscheinungen desselben Wesens. Was uns im Kanzlei- und Gelehrtenstil angrinst, das ist das Chinesentum. Die Chinesen sind das vollendete Papiervolk. Der Chinese ist eine kluge, seelenlose Bestie in der Maske menschlicher Konvention, und diese Maske ist die von einem frühern lebendigen Menschentum übrig gebliebene Pappdeckelhülse oder Mumie. Auch die Assyrer und Ägypter würden Papiermenschen geworden sein, wenn sie lange genug gelebt hätten, und die Hindu, wenn sie nicht so oft durch feindliche Einfälle gestört worden wären. Die chinesische Fratze hat die Vorsehung fertig werden lassen und stehen gelassen uns zur Warnung. Die Griechen haben,

wie man aus ihrer Skulptur sieht, beizeiten die Fesseln ihrer orientalischen Schulmeister gesprengt und höchste Bildung mit reiner Natur vermählt. Ein zweitesmal ist die europäische Menschheit zur Natur zurückgekehrt, als die Denk-, Kunst- und Kirchenformen, die Windeln und Schienen, in denen das Kindlein herangewachsen war, in der Renaissance und Reformation von den kräftig entwickelten Gliedern abgestoßen wurden. Und die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt unsrer schönen und lieben deutschen Sprache, die sich heute in den Herzen so vieler verständigen und patriotischen Männer regt, sie ist nur eine besondre Äußerung des allgemeineren Bedürfnisses, die Natur vor all den Moden, amtlichen und konventionellen Formen, den Menschenverstand vor dem Übermaß unsrer Gelehrsamkeit und aus der zersplitterten Facharbeit die Einheit des ungeteilten, unverstümmelten, unverhunzten Menschen zu retten. Ein Glück noch, daß wir wenigstens nicht in Gefahr schweben, gleich den Chinesen zu erstarren, da wissenschaftliche, konfessionelle, politische und soziale Kämpfe uns beständig in Atem und auf den Beinen erhalten.

2

Daß die Schule für unsre Muttersprache mehr thun sollte, als sie thut, darin bin ich mit dem Verfasser der „Sprachdummheiten" einig; aber in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie es thun sollte, stimme ich mit ihm nicht ganz überein. Grammatischen Unterricht halte ich nicht nur nicht für notwendig, sondern geradezu für schädlich und gefährlich. Die grammatische Behandlung einer Sprache bedeutet ihre Sektion, und sezirt werden nur Leichname. Wenn die bessern Geister eines Volkes fühlen, daß sie die Kraft verloren haben, selbst gut zu sprechen und zu schreiben, dann fangen sie an, die Meisterwerke ihrer Sprache zu zergliedern und daran den Bau und die Gesetze dieser Sprache zu erforschen; die verlorne Kraft gewinnen sie dadurch nicht wieder. Als Aristoteles die Wissenschaft der Grammatik erfand, war die goldne Zeit der griechischen Litteratur vorüber, und die fleißigen Grammatiker Alexandriens haben keine zweite heraufgeführt. So ist die Sache bei allen übrigen Kulturvölkern verlaufen. Wir Deutschen haben uns zweier klassischen Perioden zu erfreuen, aber beide sind ohne Beihilfe, ja ohne Kenntnis der deutschen Grammatik aus dem gährenden Volksgeiste emporgestiegen, und wenn unser Volk eine dritte erleben soll, dann — scheint es mir — muß es vorher die deutsche Grammatik vergessen, die es nach Ablauf der zweiten aus den Meisterwerken seiner Dichter, Erzähler und Denker herausdestillirt hat. Von den größten Dichtern und Prosaisten aller Völker hat keiner die Grammatik seiner Muttersprache studirt. Homer hatte keine Ahnung von einer solchen Wissenschaft, und auch Sophokles und Plato konnten noch keinen Unterricht darin empfangen. Wie hätte im dreizehnten Jahrhundert jemand auf den Gedanken verfallen können, italienische Grammatik zu lehren? Trug doch

Dante Bedenken, ob er es ohne Gefährdung seines Gelehrtenansehens wagen dürfe, sein großes Gedicht, „an dem Erd und Himmel gearbeitet“ hatten, in der lingua volgare, der Bauernsprache, zu schreiben. Zum Glück für sein Vaterland und für die Welt überwand er seine Bedenken und schuf mit dem Weltgedicht zugleich auch die italienische Schriftsprache. Wer immer Shakespeares Werke geschrieben haben mag, hat er überhaupt Grammatik gelernt, dann ganz bestimmt keine englische. Ulfila, Heliand, Nibelungen, die Minnesänger und — Grammatik! Der Gedanke ist spaßhaft. Als Luther an seine Bibelübersetzung ging, da begann er nicht mit Ausarbeitung einer Grammatik, sondern er horchte, wie das Volk auf den Gassen und die Mutter mit den Kindern sprach. (Nebenbei bemerkt, man könnte Luther für sich allein eine klassische Periode bilden lassen; wir hätten dann bereits die dritte hinter uns.) Lessing, Herder, Goethe und Schiller haben in der Jugend wohl lateinische, aber keine deutsche Grammatik gelernt. Dasselbe gilt von allen Schriftstellern der Zeit bis 1830, die nach dem Urteile des Verfassers der „Sprachdummheiten“ durchschnittlich ein besseres Deutsch geschrieben haben als wir Heutigen. Ich selbst habe auch keinen Unterricht in dem fraglichen Gegenstande empfangen, weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium. In der Volksschule fand ich im Anfange der sechziger Jahre einen methodischen Sprachunterricht vor.

Ein solcher kann auf zweierlei Weise betrieben werden. Man kann die Regeln einlernen lassen, z. B. die Verhältniswörter, die den dritten und vierten Fall regieren, und jede Regel durch einige Beispiele einüben; oder man kann sich auf die Beispiele beschränken: z. B. je ein Dutzend Sätze aufschreiben lassen, in denen auf oder an vorkommt, ohne daß man die Präpositionen der verschiednen Klassen auswendig lernen läßt. Nach der zweiten Methode erteilt, muß der Sprachunterricht sehr heilsam wirken; die erste ist es, die ich für schädlich halte. Denn selbst angenommen, was für gewöhnlich wohl kaum erreicht wird, daß alle Schüler die gelernten Regeln und Wörter vollständig im Gedächtnis behielten, würden sie doch beim Sprechen wie beim Schreiben für längere Zeit unsicher und ängstlich werden, sich oft selbst mit der inwendigen Frage unterbrechen: Ist das auch richtig? und dann in der Verwirrung — aus purer Gewissenhaftigkeit — die falsche Form sprechen oder hinschreiben, wie es ja auch den besten Schülern im lateinischen und griechischen Spezimen so häufig ergeht. Wer von Grammatik keine Ahnung hat, der wird wenigstens nicht irre an dem Vielen oder Wenigen, was er kann. Wie ers von der Mutter und im Umgange gelernt hat, richtig oder falsch, so bringt ers heraus, ohne Zögern, Stocken und Difteln. Das ist eben der Unterschied zwischen der Muttersprache und der auf grammatischem Wege erlernten, und es kann der erstern nicht zum Vorteil gereichen, wenn man den Schüler bei ihrem Gebrauch in jene Gewissensängste verwickelt, die jeder grammatische

Unterricht erzeugt. Bestenfalls wird sie an Kraft, Gelenkigkeit und Frische einbüßen, was sie etwa an Korrektheit gewinnt. Und wer oder was ist korrekt? Die Regeln sind doch nur von den Schriftwerken abgezogen, diese veralten aber nach einiger Zeit, und weder Goethe noch Lessing kann dem Schicksal entgehen, dem Ulfila und Luther verfallen sind. Gewiß müssen die Veränderungen einer lebenden Sprache deren innerem Bildungsgesetz entsprechen, wenn sie gesund sein sollen, aber ebenso gewiß waltet dieses Gesetz am reinsten und ungestörtesten, so lange noch niemand daran denkt. „Wenn nur das Volk nicht mit Überlegung an der Sprache ändern wollte, es wird allemal eine Dummheit fertig!“ ruft der Verfasser der „Sprachdummheiten.“ Sehr richtig! Aber ich glaube, das gilt nicht bloß von dem Volke, sondern auch von den Gelehrten. Die Sprache ist ein Kunstwerk; ihre Schöpfungen beruhen auf Eingebung. So wenig der Kritiker, wenn er nicht zufällig von Natur zugleich Dichter ist, die von ihm mit Recht getadelten Gedichte oder Dramen durch bessere zu ersetzen vermag, so wenig vermag der Sprachkritiker die herrschende schlechte Prosa durch eine gute zu verdrängen, oder als Lehrer seine Schüler zu guten Prosaisten zu erziehen. Was er kann, das ist: Fehler rügen und schlechte Gewöhnungen verhüten. Darum soll allerdings der Lehrer höherer Schulen selbst einen gründlichen Unterricht in der Grammatik empfangen haben, aber erst auf der Universität, d. h. in einem Alter, wo er schon fest und gewandt im Schreiben war und durch die Theorie nicht mehr so leicht an seiner Praxis irre werden konnte. Wie schön ist die natürliche Beredtsamkeit der Südländer; mit welchem Ausdruck, welcher Empfindung, welchem Wohllaut, welcher Deutlichkeit und welcher Gewandtheit spricht in Italien der Gassenjunge und die Frau aus dem Volke! Laßt diese Analphabeten acht bis zehn Jahre in der Schule drillen, und sie werden stammeln, stottern und sich dreimal in jedem Satze verbessern wie unsre deutschen Toastredner. Schreiben werden sie dann freilich auch, was sie jetzt nicht können, aber ihr Geschriebenes wird schwerlich schöner ausfallen als das Gesprochne. Es ist wahr, sagt Lotze, „unser Volk liest, und es schreibt; aber wohl dem, der sein Geschriebenes nicht zu lesen, und sein Gelesenes nicht zu hören braucht!“ Jedes Ding hat eben seine zwei, meistens sogar vier und mehr Seiten, und die Schattenseiten der allgemeinen und langen Schulung verdienten wohl öfter und mehr erwogen zu werden, als es gewöhnlich geschieht.

Mit dem übrigen, was a. a. O. über den deutschen Unterricht gesagt wird, bin ich von ganzem Herzen einverstanden. Nur um Gottes willen nicht aus der deutschen Stunde einen ästhetischen Thee machen! Der gehört in die Erholungs-, nicht in die Arbeitszeit. Und keine philologisch-kritische Behandlung unsrer Klassiker! die nur den Erfolg hat, den Schülern unsre vaterländischen Dichterwerke ebenso zu verleiden, wie es bekanntlich mit den griechischen und lateinischen geschieht. Dagegen mehr gute Prosa lesen, und mehr

Aufsätze! Grundfalsch aber wäre es wieder, wenn man den Forderungen einiger Schulverbesserer nachkommen und wöchentlich mehrere Stunden für Lektüre ansetzen wollte. Denn erstens ist das Lesen in der Muttersprache auch keine oder fast keine Arbeit, in der Schule aber soll gearbeitet werden. Zweitens soll in der Schule nichts betrieben werden, was die Schüler für sich allein ebenso gut machen können. Das Lesen in der Schule darf daher nur Anleitung zum häuslichen Lesen sein, nicht dieses ersetzen. Den ohnehin so entsetzlich eng gezogenen Spielraum und karg zugemessenen Stoff für selbständige und freiwillige Thätigkeit den Schülern noch mehr beschränken wäre beinahe ein Verbrechen. Was das Schreiben anlangt, so wird jetzt in den Unterklassen des Gymnasiums die kostbare Zeit, die für Aufsätze verwandt werden könnte, mit orthographischen Übungen vertrödelt. Das ist aus zwei Ursachen Unsinn. Einmal, weil die Rechtschreibung gelegentlich beim Schreiben gelernt werden kann und früher immer so gelernt worden ist. Sodann, weil wir zur Zeit in Deutschland gar keine Orthographie haben, die zu lernen sich verlohnte. Kriegt der junge Mann ein Reichsamt oder eine Anstellung bei der „Schlesischen Zeitung," so muß er den kleinen Puttkamer wieder verlernen, der ihm mit einem Zeitaufwande von hundert und mehr Stunden eingebläut worden ist.

Mit den Verteidigern des humanistischen Gymnasiums bin ich der Ansicht, daß das Erlernen fremder Sprachen, namentlich der beiden alten, in hohem Grade der Muttersprache zu gute kommt; nicht allein weil der Schüler dabei einen Begriff von Grammatik bekommt, ohne durch Zerfaserung seiner Muttersprache in deren Gebrauch unsicher zu werden, und weil er auf das logische Verhältnis der Satzglieder und Sätze zu einander achten lernt, sondern auch weil das schriftliche und mündliche Übersetzen in die Muttersprache eine der vortrefflichsten Sprachübungen ist. Ein andrer Mitarbeiter der Grenzboten hat das in Abrede gestellt. Er meint, übersetzen sei nicht eine Schülerübung, sondern eine Kraftprobe, weil eine gute Übersetzung zu den allerschwierigsten Leistungen gehöre. Aber das vollkommen Gute ist in jeder Art von Aufsätzen das schwierigste. Einen Bericht über durchgegangene Pferde fürs Stadtblättel so abzufassen, daß er weder aus lauter stereotypen Redensarten besteht, noch mit seinen gesuchten neuen Wendungen läppisch ausfällt, ist weit schwieriger als eine Übersetzung aus Platon. Vom Schüler verlangt man eben nicht das absolut Beste, sondern das Beste, was er auf seinem Standpunkte leisten kann. Schon der Quintaner vermag dem Geiste der deutschen Sprache so weit gerecht zu werden, daß er nicht „Cäsar, nachdem er," sondern „nachdem Cäsar" übersetzt.

Die Hauptsache wäre, daß der gesamte Schulunterricht ein Unterricht im Deutschen würde, d. h. daß die Lehrer aller Fächer gut sprächen und schrieben und ihren Schülern keinen Fehler im Deutschsprechen und -schreiben durchgehen ließen. In diesem Falle bliebe dem deutschen Sprachunterricht außer

der Einführung in die Litteratur nicht gar viel zu thun übrig. Wird aber in 24 Stunden schlecht gesprochen und geschrieben, so würden selbst 6 deutsche Stunden das angerichtete Unheil kaum wieder gut machen. Das allerschlimmste aber ist, daß in stark besetzten Klassen überhaupt kein Sprechunterricht, sondern nur Schweigunterricht erteilt wird. Sprechen und Schreiben kann, wie jede andre Kunst, nur durch Übung erlernt werden. So wenig einer schwimmen lernen kann, ohne zu schwimmen, turnen lernen, ohne zu turnen, Klavierspielen lernen, ohne Klavier zu spielen, so wenig kann einer reden lernen, ohne den Mund aufzuthun. Bis zum sechsten Jahre schwatzen gesunde Kinder, wenn mans ihnen nicht bei Strafe verbietet, in einem fort und dabei gar nicht schlecht. Dann gehen sie in die Schule, und da wird ihnen ein Schloß vor den Mund gehängt; für jedes Wörtlein, das sie ohne Erlaubnis sprechen, setzts eine Rüge oder gar Schläge. Sie dürfen nur sprechen, wenn sie „drankommen," und wie selten kommt so ein armes Plappermäulchen dran unter achtzig Kameraden! Mitleidige Lehrer lassen oft im Chore sprechen, was den Kindern zugleich den Vorteil verschafft, einmal aufstehen und ein Paar Kniebeugen und Armbewegungen machen zu dürfen. Nach der Schule dann sind häusliche Arbeiten anzufertigen, was wieder ein paar Schweigstunden bedeutet. In den höhern Schulen ist die Sache noch schlimmer, weil da die häuslichen Arbeiten mehr Zeit in Anspruch nehmen. Mancher Junge hat nun das Pech, daß er Tage lang nicht „drankommt"; ja mir ist ein Fall bekannt, wo ein Schüler — er war kein schlechter oder liederlicher Mensch — sich durch irgend etwas die Ungnade der Herren Lehrer zugezogen hatte und sechs geschlagene Wochen in keinem Fache „drankam"! Das ist ja, sofern man es nicht als Zuchthausstrafe nach pennsylvanischem System auffaßt, eine vortreffliche Anleitung zur Selbstbeherrschung und eine Askese ersten Ranges — tägliche Geißelung wäre im Vergleich damit ein Vergnügen —, aber wie soll einer dabei sprechen lernen? Nach einigen Jahren dieser prächtigen Übung ist aus dem ehemaligen Plappermäulchen ein Kerl geworden, der wie Dantes Virgil „vom langen Schweigen heiser scheint"; und dann schlagen die Herren Lehrer die Hände überm Kopf zusammen, weil die Schüler so unbeholfen im Ausdruck sind! Mit dem Schreiben steht es nicht ganz so schlimm, aber doch ähnlich. Vorzugsweise aus dem Grunde werden weit weniger Aufsätze geschrieben, als geschrieben werden sollten, weil kein Lehrer gern neben andern Heften wöchentlich vierzig bis sechzig Aufsätze durchsieht, was man ihm wohl auch nicht verargen kann, und weil die Zeit fehlt, mit jedem Schüler die Fehler zu besprechen. Die von den Grenzboten empfohlene Beseitigung des lateinischen Aufsatzes würde wenigstens den Oberklassen nach dieser Richtung hin einige Hilfe bringen.

Es wäre schon viel gewonnen, wenn unsre Schulen so eingerichtet werden könnten, daß die Unterrichtsstunden mehr Rede- als Schweigstunden wären.

Die größere Redefertigkeit der Frauen rührt weniger von natürlicher Anlage als von größerer Übung her; sie haben in der Jugend nicht so viel Schulstunden zu erdulden, und ihre spätern Arbeiten, Nähen und Stricken, Kochen und Waschen, Einkaufen und Kinder pflegen, gestatten es meistens, daß dabei ein Wörtchen geplaudert wird. Uns Männer aber erwarten nach der großen Schulschweigezeit wiederum Berufsarbeiten, die es nicht leiden, daß muntre Reden sie begleiten, außer man wählt einen Beruf, dessen Arbeit eben im Reden besteht, und wird Advokat, Lehrer, hervorragender Parlamentarier oder sozialdemokratischer Agitator.

3

Nachdem der Verfasser der „Sprachdummheiten" die Ansicht ausgesprochen hat, daß vom Sprachverein zunächst wenig zu erwarten sei, darf ich wohl das Bekenntnis wagen, daß mir auch die aus dem Worte „zunächst" hervorleuchtende Hoffnung auf die Zukunft unberechtigt erscheint. Einem Gebirgsverein verursacht die Frage, wie er seine Absichten verwirklichen könne, keine Kopfschmerzen, er braucht nur das erforderliche Geld zu sammeln und die Wege anzugeben, die in Stand gesetzt werden sollen, und er findet fleißige Hände im Überfluß, die seinen Plan ohne Rest verwirklichen. Aber wie in aller Welt wollen die Herren vom Sprachverein es anstellen, den schlechten Stil ihrer Mitmenschen und ihren eignen zu verbessern? Ein Tugendbund kann schon froh sein, wenn er sich nicht in einen Lasterbund verwandelt. Niemand — das gestehen auch die Grenzboten zu — schreibt absichtlich schlecht, wie auch niemand sündigt, um lasterhaft zu sein. Sondern man macht Sprach- wie Tugendschnitzer, weil das Fleisch schwach bleibt, mag der Geist auch noch so willig sein. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und heilige Gelöbnisse pflegen wohl die Zahl der Versuchungen, aber nicht die Kraft zu vermehren; weiß man ja doch recht gut, wie es so einem heiligen Antonius geht! Eines könnte der Sprachverein allerdings thun, er könnte auf die täglich neu auftauchenden Sprachdummheiten Jagd machen und sie in seiner Zeitschrift oder noch besser in sämtlichen angesehenen Zeitschriften Deutschlands allmonatlich an den Pranger stellen. Die Schriftsteller würden sich dann ein wenig vor ihnen in acht nehmen, und die Lehrer würden aufpassen, daß sie nicht bei den Schülern einreißen. Ob das durchgreifend wirken würde, läßt sich nicht voraussehen; die im günstigsten Falle erzielte negative Vollkommenheit, die Freiheit von Sünden, könnte zwar für sich allein noch keine neue Blütezeit unsrer Sprache herbeiführen, doch wäre Reinigung von groben Verunstaltungen immerhin ein höchst schätzbarer Gewinn. Diesen Weg hat, wie wir aus den Grenzboten erfahren, der Sprachverein noch nicht beschritten, und es muß abgewartet werden, ob er der vom Verfasser der „Sprachdummheiten" gegebenen Anregung folgen wird. Selbstverständliche Voraussetzung für die ersprießliche Wirksamkeit eines Gerichtshofes,

der über Sprachsünden abzuurteilen hätte, würde nun allerdings sein, daß seine sämtlichen Mitglieder tüchtige Germanisten und gute Stilisten wären.

Alles das betrifft doch aber nur, um mit dem Verfasser der „Sprachdummheiten" zu reden, das Kleid der Sprache; wie will der Sprachverein an sie selbst heran, die doch nichts andres ist als die Offenbarung der Seele? Der Stil ist zwar nicht der Mensch, wie der affektirte Franzose sich ausdrückt, aber doch eine der unmittelbarsten Offenbarungen des Menschengeistes. Den Stil verbessern bedeutet nichts Geringeres, als die Menschen bessern. Kann der Sprachverein alle Wirrköpfe in klare Denker, alle Flachköpfe in scharfe Logiker, alle Hohlköpfe in gedanken- und kenntnisreiche Gelehrte, alle eiteln Zierbengel in gediegene, tüchtige, schlichte Menschen, alle verlogenen Schufte in wahrheitsliebende, offene, gerade Charaktere umwandeln? Kann er jenen Holzklötzen, bei denen nicht einmal die unterste Küchenmagd einer Grazie Pate gestanden hat, Schönheitssinn eintrichtern? Kann er allen ledernen Philisterseelen die heilige Glut edler Leidenschaften eingießen und obendrein dafür sorgen, daß diese Glut dem Prediger jeden Sonntag früh neun Uhr, dem Redakteur, so oft ein patriotischer Leitartikel fällig ist, und dem Romanschreiber zur Verfügung stehe, wenn seine Kasse zur Neige geht? Kann das der Verein, dann werden im zwanzigsten Jahrhundert alle deutschen Druckschriften durch lessingische Klarheit, goethische Fülle, schillerisches Pathos und platenähnliche Formgewandtheit entzücken.

Und was das schlimmste ist, unsre verzwickten Lebensverhältnisse zwingen den Schreiber gar häufig, sich dümmer und schlechter zu stellen, als er in Wirklichkeit ist. Um von hunderten nur eins anzuführen: Talleyrands elegante Kunst, die Gedanken zu verhüllen, ist der plumpen Fertigkeit eines Palmerston gewichen, indiskrete Frager mit einem Schwulst nichtssagender Redensarten abzuspeisen. Diese Fertigkeit haben sich seitdem außer den Diplomaten auch die Zeitungsschreiber angeeignet, denn sie kommen sehr häufig in Lagen, wo sie mit der vollen Wahrheit nicht herausrücken dürfen, während sie doch auch nicht geradezu lügen wollen, oder wo sie über Dinge Auskunft geben müssen, von denen sie selbst nichts wissen und verstehen. Und so finden wir denn täglich in den Zeitungen „Dementis" und Mitteilungen „von gut unterrichteter Seite," deren Kern, wenn man ihn aus all den w e n n, a b e r, o b g l e i c h und i n d e m herausgewickelt hat, auf ein Haar der alten Wetterregel gleicht: Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sichs Wetter oder es bleibt wie es ist. In älterer Zeit scheint der Galimathias die Advokatenspezialität gewesen zu sein, wie man aus dem köstlichen Glockenprozeß in Rabelais Gargantua schließen kann.

Und die Zeit, die uns zum Schreiben zugemessen ist, und die Umstände, unter denen wir schreiben! Ja, wenn wirs so bequem hätten wie der gute Layamon, ein angelsächsischer Chronist, der uns sein Verfahren folgendermaßen

beschreibt. (Was darin allzu unverständlich ist, drücke ich neudeutsch aus.) „He nom tha Engliska boc, tha makede Seint Beda; an other he nom on Latin, tha makede Seinte Albin; boc he nom the thridde, leide der amidden, tha makede a Frenchis clerc, Wace was ihoten (war er geheißen), the wel conthe writen. Layamon leide theos boc, und wandte die Blätter um; liebreich sah er sie an, Gott sei ihm gnädig! Fetheren he nom mit fingren, und schrieb auf Buchfelle; die wahren Worte setzte er zusammen und die drei Bücher drängte er in eins.“ Ungestört in der stillen Klosterzelle sitzen, mit drei Büchern als ganzer Litteratur, und dem einfältigen, andächtigen Glauben an die volle Wahrheit jedes Wortes, das auf den lieben Buchfellen steht, und das schöne Bewußtsein: kein Treiber steht mit der Hetzpeitsche hinter dir; ob du übers Jahr oder n zehn Jahren oder gar nicht mit deiner Arbeit fertig wirst, das kümmert keinen Menschen und macht dir selbst keine Sorgen — da kann einer freilich „gut reiten.“ Aber unser heutiger Beamter, der in einer Woche einen buchdicken Bericht „fertig stellen“ muß, unser Penny-a-liner, der in einem Vormittage die fällige Fortsetzung seines Feuilletonromans, einen Leitartikel über die Zuckersteuer und den Bericht über die Straßenprügeleien der letzten Nacht zusammenschmiert, ein Manöverberichterstatter, der es sich nicht so bequem macht wie Wippchen, wie können die bei ihrer Hetzjagd auf den Stil achten? Und wie soll sich bei unsrer Vielleserei, die uns den Kopf in eine Musterkarte von Stilproben verwandelt, Stilgefühl bilden oder das schon vorhandene nicht zu Grunde gehen? Und ist nicht für die in unserm heutigen Leben so wichtige Reklame das Verrückteste gerade das Wirksamste, daher der Nouveautéstil gar nicht zu entbehren?

Gut und schön sprechen und schreiben ist, wie gesagt, eine Kunst. Die Ausübung einer Kunst beruht einerseits auf natürlicher Anlage und Inspiration, anderseits auf technischer Vorbildung. Die Anlage kann sich niemand erwerben, der sie nicht als Geschenk der Natur empfangen hat; Inspirationen lassen sich nicht erzwingen. Zum Schreiben pflegen Ereignisse und Leidenschaften zu begeistern. Wenn sich einer gedrungen fühlt, wie Schiller vor Abfassung der Räuber, ein Stück zu schreiben, „das absolut durch den Schinder verbrannt werden muß,“ so wird das, was herauskommt, zwar nicht übermäßig sittsam, aber stilistisch gar nicht schlecht sein. Goethe schrieb nicht, wenn es ihn nicht „auf die Nägel brannte.“ Wir Heutigen müssen oft schreiben, wenn wir keine Lust haben, invita Minerva, und wenn uns einmal etwas auf die Nägel brennt, so haben wir entweder keine Zeit dazu, oder wir schreiben es zwar, aber — es eignet sich nicht für den Druck. Solche Sachen, bei denen uns die Feder fliegt und den Gedanken trotzdem nicht schnell genug zu folgen vermag, sodaß wir hernach das Geschriebene selber nicht lesen können, die haben immer auch ihre eigentümliche Stilschönheit, eine Schönheit, die sich durch keine Mühe, keinen Fleiß, kein Studium erzwingen läßt.

Die technische Seite wird in den „Sprachdummheiten" hervorgehoben. Es heißt da, einen Hund oder ein Pferd zu zeichnen werde nicht leicht jemand sich unterstehen, der nicht zeichnen gelernt hat, dagegen einen Aufsatz zu schreiben getraue sich jeder, obwohl auch das gelernt sein wolle und nicht jeder es gelernt habe. Dieses Selbstvertrauen ist aber doch sehr entschuldbar. Ob einer zeichnen kann oder nicht, das ist mit völliger Sicherheit zu entscheiden. Sieht das Bild wirklich wie ein Hund oder Pferd aus, so kann der, der es gemacht hat, zeichnen; kommt aber ein Ding, das mehr einem Affen oder Esel gleicht, oder eine bloße Sudelei zum Vorschein, so kann ers eben nicht. Vorbilder für einen Aufsatz als Maßstab der Beurteilung giebt es nicht, denn Kopiren ist hier gerade das, was nicht geleistet werden soll. Darum kann beim Schreiben immer nur vom Besser- oder Schlechtermachen, nicht aber einfach vom Können und Nichtkönnen die Rede sein. Ein wenig hat doch auch wirklich jeder schreiben gelernt. Er kann sprechen und er kann Buchstaben zeichnen, folglich kann er auch aufzeichnen, was er spricht. Außerdem: zum Zeichnen ist niemand gezwungen, der es nicht gelernt hat; Schreiben aber muß jeder manchmal, wenn auch nicht gerade für den Druck. Das klare Bewußtsein des Nichtkönnens tritt erst ein, wenn einem zugemutet wird, über eine Sache zu schreiben, die er nicht versteht. Eine große Zahl der Sprachdummheiten rührt daher, daß heute Unzählige über Dinge schreiben, die sie nicht ordentlich verstehen, oder die sie nicht gehörig durchdacht haben. Mit dem Nonum prematur in annum ist nicht Wortklauberei gemeint, sondern Gedankenarbeit; unklare, schiefe und falsche Ausdrucksweise ist meistens (nicht immer!) nur die Folge mangelhafter Durchdringung des Gegenstandes; hat einer ein Ereignis oder ein Bild nicht bis in die kleinsten Einzelheiten hinein scharf aufgefaßt, so fällt auch die Beschreibung, die er davon entwirft, verschwommen aus. Demnach würde der Sprachverein einen durchschlagenden Erfolg erzielen, wenn er jeden Deutschen bewegen könnte, folgendes zu geloben: 1. So lange ich keine Übung im Schreiben habe, schreibe ich nichts für den Druck. 2. Nie werde ich über etwas schreiben, was ich nicht ordentlich verstehe. 3. Ein Rede oder sonst ein Schriftstück, das ergreifen soll, werde ich niemals aufsetzen, wenn ich mich nicht innerlich dazu gedrängt fühle. 4. Einen Aufsatz, der Studium und Nachdenken erfordert, werde ich nie eher in Druck geben, als bis ich von jedem einzelnen Satze die Überzeugung gewonnen habe: besser oder auch nur anders kann der Gedanke schlechterdings nicht ausgedrückt werden. Wie wenig würde dann gedruckt werden, und wie gut würde das Wenige sein!

Hätte ich dieses Gelöbnis abgelegt, so würden auch die vorstehenden Betrachtungen ungeschrieben geblieben sein oder wenigstens vor Ablauf von neun Jahren nicht gedruckt werden. Ihr Hauptzweck war, daran zu erinnern, daß die Ausübung der Schreibkunst weit inniger mit der Geistesverfassung und den Lebensverhältnissen der Ausübenden verflochten ist als die jeder andern, und

daß die Lehren und Zurechtweisungen der Sprachkundigen, so unerläßlich sie auch sein, und so nachdrücklich sie in Schule, Verein und Presse eingeschärft werden mögen, für sich allein kaum imstande sein werden, eine durchgreifende Besserung herbeizuführen. Einige jener Lebensverhältnisse, wie die der Zeitungsschreiber, sind ja auch in den „Sprachdummheiten" erwähnt worden. Rückkehr zu einfachern und klarern Lebensverhältnissen würde samt unsern sozialen Leiden auch die Sprachpest heilen. Ob solche Rückkehr oder ein solcher Fortschritt möglich ist, wissen wir so wenig, wie auf welchem Wege er herbeigeführt werden könnte. Aber Hoffen steht ja jedem frei, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Zur Geschichte von dem kranken Königssohne

Von F. Kuntze

(Schluß)

Solchen Auswüchsen gegenüber macht dann freilich der Antiochus des jüngern Corneille einen wohlthuenden Eindruck. Das Stück ist erschienen im Jahre 1666, also fast zwanzig Jahre älter als das eben besprochene Hallmannsche Trauer-Freudenspiel, und trägt durchaus den Stempel des französischen Klassizismus: strenge Gebundenheit in der Führung der Handlung wie im Ausdruck. Corneille hat den vorgefundnen Stoff in freiester Weise verwendet und umgestaltet. Zunächst beseitigt er das Anstößige des Vorwurfs dadurch, daß er Stratonica zur Verlobten, nicht zur Gemahlin des Königs macht. Sodann scheidet er, um die Handlung zu verengern und straffer zusammenzuziehen, die Person des Erasistratus aus, erfindet aber dafür eine nicht ungeschickte Intrigue, wodurch er dem Stoffe dramatische Bewegung giebt. Die Urheberin der so herbeigeführten Verwicklung übernimmt zugleich die Rolle des Erasistratus, indem sie den König schließlich über das Leiden des Prinzen aufklärt.

Antiochus und Stratonica lieben sich, seitdem der Prinz am Hofe des Demetrius erschienen ist und dessen Tochter, die aus Gründen der Politik dem Seleucus verlobt worden ist, an den Hof des Vaters zur Vermählung geführt hat. Aber beide wahren ihre Liebe als ein Geheimnis, und Stratonica ist fest entschlossen, ihrem künftigen Gatten treu zu sein. Um den

Feierlichkeiten der Vermählung auszuweichen und sein erregtes Gemüt zu beruhigen, sucht Antiochus vom König die Erlaubnis zu erwirken, daß er den Hof meiden und sich in die Einsamkeit zurückziehen dürfe. Inzwischen hat er eine Schachtel mit dem Bilde der Stratonica verloren. Diese findet Arsinoe, eine Nichte des Königs und Verlobte des tapfern Tigranes, die bereits den Verdacht hegt, daß Antiochus die künftige Königin liebe. Bei einer Begegnung läßt sie ihn, wie zufällig, die Schachtel sehen, und Antiochus, der alsbald sein Eigentum erkennt, bittet die Fürstin, ihm das Kunstwerk auf einige Zeit zu überlassen, indem er, um sich nicht zu verraten, vorgiebt, er wolle ein ähnliches nach dem Modell anfertigen lassen. Arsinoe übergiebt ihm die Schachtel, sie hat jedoch ihr eignes Bild hineingelegt, um so den Prinzen zu zwingen, sich durch weitere Nachforschungen zu verraten. Unmittelbar darauf erscheint Stratonica, deren Vermittelung der Prinz in seinem Verlangen, den Hof verlassen zu dürfen, angerufen hat, um das Ergebnis ihrer Unterredung mit dem König zu berichten. Dieser ist nicht geneigt, dem Sohne seinen Wunsch zu gewähren, und auch Stratonica fragt im Lauf des Gespräches, ob es nichts am Hofe des Königs gebe, was den Prinzen anziehen und fesseln könne. Da gesteht Antiochus, daß er liebe, und als dann Stratonica ihn bittet, er möge ihr den Gegenstand seiner Neigung nennen, holt er nach langem Zögern das Bild der Arsinoe aus der Schachtel, die er soeben bekommen hat, und übergiebt es statt jeder weiteren Erklärung der Geliebten, in der Meinung, daß es ihr eignes sei. So muß denn Stratonica glauben, daß der Prinz Arsinoe liebe, und da Arsinoe, wie gesagt, mit dem Tigranes unter Zustimmung des Königs verlobt ist, Tigranes aber dem Antiochus einmal das Leben gerettet hat und ihm durch Freundschaft verbunden ist, so bezieht Stratonica die Selbstanklagen des Antiochus ganz natürlich auf den Verrat, den er an der Freundschaft zu begehen vermeine, während dieser die innere Aufregung der Geliebten als Anzeichen der Entrüstung auffaßt. Aber Stratonica ist edelmütig genug, dem Prinzen wegen seines vermeinten Geständnisses nicht zu zürnen. Sie verrät vielmehr, um ihn glücklich zu machen, alles dem Seleukus, zeigt ihm zur Bekräftigung ihrer Aussage in Gegenwart des Antiochus das Bild der Arsinoe und bringt den Prinzen, der die Wahrheit ja verschweigen muß, in die peinlichste Verlegenheit. Der König aber ist hoch erfreut und fordert den Tigranes auf, im Interesse des Staates, der den Thronerben nicht verlieren dürfe, auf seine Neigung zu verzichten. Tigranes ist bereit, dem Wunsche des Königs und dem Wohle des Staates sein persönliches Glück zu opfern, und da Antiochus natürlich das Opfer ablehnt, so entsteht ein scheinbarer Wettstreit des Edelmuts. Damit der Handel noch verwickelter werde, verlangt nun der König von Tigranes, er solle sich mit einer andern vermählen, damit Arsinoe frei und so dem Antiochus jeder Vorwand, sich zu weigern, genommen werde. Endlich wendet

er sich auch noch an Arsinoe mit der Bitte, sie möge seinen Sohn und damit den Staat erretten. Diese beruft sich zunächst darauf, daß sie den Tigranes, den sie nun liebt, nur auf den Wunsch des Königs gewählt hat. Dann spricht sie die entscheidenden Worte:

Je n'en veux point, Seignour, d'autre juge que vous.
Stratonice vous charme et vous sentez pour elle
Tout ce qu'un rare objet attend d'un cœur fidelle.
Dans cet excez d'amour, prêt à la posséder,
Si le prince l'aimoit, la pourriez-vous céder!
Je répons de me vaincre, assûrez m'en l'exemple.

Worauf der König entgegnet:

Jamais douleur n'auroit de matière plus ample,
J'oserai l'avouer, mais le ciel m'est témoin
Que pour sauver mon fils, j'irois encor plus loin.
Je ne réserverois sceptre ni diadème.

Damit ist die Lösung gegeben. Mit den Worten: Le prince aime la reine, et tout dépend de vous zeigt Arsinoe dem König den Weg, den er zu gehen habe, und als der König, indem er auf das Bild hinweist, noch nicht völlig überzeugt ist, fügt sie hinzu, daß es leicht sei, die Probe zu machen. Sie sei bereit, ihre Hand dem Prinzen zu geben, wenn er sie nehmen wolle. Aber der König geht weiter. Er bietet dem Antiochus gleich die Hand der Stratonica an, und als dieser sich stellt, als ob sein Herz von einer Neigung zu ihr nichts wisse, ja schließlich mehr und mehr in die Enge getrieben sogar in die Vermählung mit Arsinoe willigt, überführt ihn diese durch Vorzeigung des verlornen Bildes. Stratonica hat natürlich gegen diese Änderung ihrer Lage nichts einzuwenden, sie macht nur ihre Einwilligung von der Zustimmung ihres Vaters Demetrius abhängig, die Seleucus ihr zu verschaffen verspricht. Der letzte Widerstand des Antiochus wird mit den Worten des Königs:

Obey sans réplique,
C'est tout ce qe je veux que ton devoir m'explique

zum Schweigen gebracht.

Dies die Fabel des Stückes, die von einer nicht verächtlichen Erfindungsgabe und einem guten Blick für das dramatisch brauchbare zeigt. Die Charakteristik ist über alle Maßen flach. Alle Handelnden bewegen sich in dem engen Kreise des höfischen Lebens. Da giebt es keine starken Züge, keine gewaltige Leidenschaft, nichts, was abstoßen oder verletzen könnte. Es herrscht nur, um einen Ausdruck Lessings zu gebrauchen, das Artige, das Zärtliche, das Verliebte. Durchweg spürt man einen Hauch altfranzösischer Ritterlichkeit. Fast alle Personen des Stückes sind loyal und edelmütig bis zur Selbstverleugnung, und sie sind es alle auf dieselbe Weise. Seleukus verzichtet am

Vorabend der Vermählung zu Gunsten seines Sohnes auf die verlobte Braut, und dieser sträubt sich, das Opfer anzunehmen, wiewohl es mehr als das Glück seines Lebens bedeutet. Stratonica bekämpft ihre Liebe zum Antiochus und bereitet sich vor, an der Seite des alternden Königs ein Leben voll entsagender Pflichterfüllung zu führen, Tigranes ist bereit, für das Glück des Antiochus zu sterben, und quält sich nur darüber, daß er, wie er glauben muß, die Schuld an dessen Liebesleid trägt. Zum Glück hat Arsinoe ihren eignen Kopf, sonst wäre das Stück gar nicht zustande gekommen. Aber ihre Pfiffigkeit ausgenommen wüßte man auch von ihr nichts zu sagen, als daß sie eine Dame der feinen Gesellschaft ist. Bei allen Personen des Stückes hat man nicht selten den Eindruck, als ob sie nicht ihre eignen Gefühle vortrügen, sondern ein Pensum hersagten, das ihnen der Dichter vorgeschrieben hat.

Corneilles Stück, heute längst vergessen, muß seiner Zeit auch außerhalb Frankreichs gefallen haben. Dafür spricht wenigstens die Thatsache, daß sich eine Übersetzung davon in der „Schaubühne der englischen und französischen Comödianten" findet, einer Sammlung, die im Jahre 1670 in Frankfurt a. M. erschienen ist. Die Alexandriner des Orginals sind in Prosa aufgelöst. Im übrigen folgt der Übersetzer getreulich seiner Vorlage, ohne sich sklavisch zu binden. Er schreibt in dem steifleinenen Perückenstil des siebzehnten Jahrhunderts, der sogenannten à la mode-Sprache, und das Nachbild nimmt sich gegen das Original gehalten aus wie ein roher Holzschnitt gegenüber einem feinem Kupferstich. In der Anrede herrscht, wie auch in Hallmanns Drama, der aus dem Italienischen stammende Gebrauch der dritten Person, und die Sprache ist mit Fremdwörtern reichlich verziert, wenn auch nicht geradezu überladen. An einigen Eigenheiten des Sprachgebrauchs merkt man, daß der Verfasser ein Süddeutscher war.

Wer da weiß, wie beliebt in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wie anderswo, so auch in Deutschland die Oper war, wird sich nicht wundern, daß die Geschichte von dem liebeskranken Prinzen auch für die musikalische Darstellung zurecht gemacht wurde. Das hat Barthold Feind gethan, ein Hamburger von Geburt, dessen Name in den größern Litteraturgeschichten auch jetzt noch genannt wird. Seine gesammelten Werke sind erschienen in Stade 1708, und es befinden sich darunter fünf Singspiele, unter andern auch das uns hier angehende: L'amore ammalato, die krankende Liebe oder: Antiochus und Stratonica.

Feind kennt den Assarino und den Corneille Aber die Erfindungen des letztern lehnt er ab, indem er in der Einleitung zu seinem Stücke bemerkt, er habe es nicht für nötig befunden, die Stratonica nach dem Vorgange des französischen Dichters als Verlobte des Seleucus einzuführen, weil „diese Länder," d. h. der protestantische Norden Deutschlands, hinlänglich von dem Aberglauben, daß die Ehe ein Sakrament sei, gesäubert seien. Er sei also „bei den Umständen,

so uns Plutarch, Valerius u. a. gezeiget, geblieben, um die heroische Bezeigung des Seleucus bei seiner väterlichen Liebe desto deutlicher darzustellen." Er führt auch das Beispiel des Don Carlos an, um zu zeigen, daß die Liebe eines Stiefsohnes zu seiner Stiefmutter nichts ungewöhnliches sei. Dabei hat er sich die wesentlichsten Motive des Assarino angeeignet, wiewohl er die gegen das Leben des Seleucus gerichtete Intrigue ausscheidet. Zum Ersatz hat er ein paar Erfindungen eignen Wachstums hinzugethan, vor allen einen breit ausgeführten Liebeshandel, der darin besteht, daß der Schatzmeister Demetrius durch die Künste der in der Zauberei erfahrenen Mirtenia seiner Gattin untreu zu werden verleitet wird. Das giebt Gelegenheit zu Verwandlungen und phantastischen Szenen, wie sie dem Geschmack der damaligen Zeit zusagten, während anderseits der Diener und Helfershelfer der Mirtenia die Rolle der unentbehrlichen komischen Person spielt. Beide Handlungen berühren sich nur in einem Punkte, da nämlich, wo das Machtgebot des Seleucus den treulosen Gatten zu seiner Pflicht zurückruft und die Verführerin Mirtenia als Gemahlin dem in den Fürstenstand erhobenen Erasistratus zuspricht, obwohl dieser eben erst, um den König in der oft erwähnten Weise zu fangen, von seiner Gattin — hier Egeria genannt — gesprochen hat. Übrigens hat der Dichter sich angelegen sein lassen, die lyrischen Züge seines Vorwurfs entsprechend der Natur der von ihm gewählten Dichtungsart nach Möglichkeit herauszutreiben, wie er denn auch — ähnlich wie Hallmann — für jähen Wechsel der Stimmungen sorgt.

In seiner Vorrede erwähnt Feind auch den Talander aus Halle als Dichter eines Antiochusdramas. Aber die Werke des Talander sind selten geworden, und ich habe es unterlassen, auf den Hallischen Poeten zu fahnden, weil ich glaubte, seine Bearbeitung könne nicht viel neues bieten.*) So bleibt denn nur noch das Kasseler Bild übrig.

Es ist das Kolossalgemälde des Venetianers Andrea Celesti (1637—1704),**) das aus lebensgroßen Figuren besteht. Wer es ansieht, wird sich sofort an das Goethische Phantasiegemälde aus „Wilhelm Meister" erinnern, nur daß der König nicht am Fußende des Bettes sich abhärmt, sondern am Kopfende jenseits des Bettes über den Kranken gebeugt und ihn mit der einen Hand umfassend dasteht. Dagegen tritt Stratonica ein paar Marmorstufen herunter in das Krankenzimmer ein, den Oberkörper ein wenig vorgebeugt, die linke Hand herabhängend, die rechte aufs Herz gelegt und in Haltung und Ausdruck

*) Ein kurzer Bericht unsrer Geschichte nebst einem lehrreichen Spruch findet sich auch in Hammers Historischem Rosengarten (Zwickau, 1654) und, wie ich aus Oesterleys Ausgabe von Kirchhoffs Wendunmut ersehe, auch in Belle-Forêsts Bearbeitung der Hore di recreatione des Guicciardini. Aber auch dieses Buch ist mir nicht zugänglich gewesen. In dem Original finde ich die gesuchte Erzählung nicht.

**) 1639 nach dem Kasseler Katalog, 1637 nach Woltmann und Wörmann, Geschichte der Malerei, Bd. III.

des Gesichtes ein wenig an das Gemälde von Lairesse erinnernd. Antiochus liegt auf einem mit goldgesticktem Teppich bedeckten Bette, indem er die Augen in voller Entzückung der Königin zuwendet. Sein Antlitz ist fahl wie das eines Schwerkranken. Erasistratus, kenntlich an der Kapuze, die sein Haupt bedeckt, sitzt im Vordergrunde am Lager des Kranken und hält dessen Hand gefaßt. Er ist wie auch Stratonica im Profil dargestellt. Ein Negerknabe hat gerade den dunkelgrünen Vorhang des Bettes zurückgezogen. Die Lücke zwischen dem Bett und der hereintretenden Königin wird ausgefüllt durch zwei aufmerksam dem Vorgang zuschauende Mädchengestalten, während Stratonica von einem Gefolge von Dienerinnen begleitet ist. Am Fuße des Bettes fehlt auch das übliche Hündchen nicht.

Das Gemälde Celestis ist in gewissem Sinne ein Seitenstück zu der Erzählung seines Landsmannes Assarino. Denn daß der Marinismus auch die Malerei des siebzehnten Jahrhunderts beeinflußt hat, ist ja bekannt. Um starke Wirkungen war es den Malern wie den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts gleichmäßig zu thun, daher bei beiden die Steigerung des Ausdrucks und des Vortrages. Freilich bleibt denn doch Celesti in dieser Beziehung hinter dem Dichter weit zurück. Aber der Ausdruck des liebesiechen, schmachtenden und die Augen verdrehenden Kranken ist mehr als beredt, und Seleukus vergißt offenbar in seiner Vaterliebe, daß er zugleich König ist. Um die geschichtliche Echtheit in den Nebendingen hat sich Celesti ebensowenig bekümmert wie später Lairesse. Schon daß König und Königin die Krone auf dem Kopfe tragen, wirkt komisch und erinnert an die Holzschnitte, mit denen die Ausgaben von Hallmanns und Feinds Dichtungen ausgestattet sind. Namentlich aber verstößt die Tracht der Königin gegen alle Wahrheit. Zwar paßt ihr hellblaues, mit Weiß gesticktes Obergewand gut zu dem Hellblond ihres Haares, aber das Kleid ist am Halse ausgeschnitten und vollkommen modern, wozu dann wieder die Sandalen nicht stimmen wollen.

Eindrücke, die ich sonst noch in Bezug auf Anordnung, Farbe, Modellirung gehabt habe, verschweige ich, weil ich kein Kenner bin. Meine Absicht war es nur, eine Beschreibung des Bildes zu geben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erinnerungen an die Kaiserin Eugenie. Die letzten Jahre haben eine Fülle von Erinnerungen an hervorragende Zeitgenossen aus deren unmittelbarer Umgebung gebracht, die mit mehr oder weniger Sinn für das Interessante und mehr oder weniger treuem Gedächtnis gesammelt, alle aber wenigstens in einzelnen Zügen von Wert für den Politiker der Gegenwart und dem zukünftigen Geschichtschreiber waren. Dazu gesellte sich vor einiger Zeit der erste Band des Buches einer Französin, das sich den in Anbetracht seines Inhalts etwas anspruchsvollen Titel: „Der Vorabend des Falles eines Kaisertums"*) beigelegt hatte, und von dem jetzt auch der zweite Band vorliegt. Die Verfasserin, eine Madame Carette, war mit der Kaiserin Eugenie befreundet und hatte in dieser Stellung reichlich Gelegenheit, diese, sowie ihren Gemahl und den kaiserlichen Prinzen zu sehen und von intimen Kreisen von ihnen zu hören, und wenn sie ihre Herrin um die Erlaubnis befragt hat, das darüber Aufgezeichnete zu veröffentlichen, so wird man es gewiß nicht tadeln, sondern nur loben können, daß dies geschehen ist, obwohl der Umstand, daß eine Freundin uns schildert und erzählt, auch seine bedenkliche Seite hat und die Zuverlässigkeit der Erinnerungen nicht gerade verbürgt, und obwohl man von vornherein annehmen darf, die Kaiserin habe Madame Carette schwerlich hinter den Schleier blicken lassen, der die Geheimnisse der Politik ihres Gemahls vor den Blicken gewöhnlicher Sterblichen verbarg. Das ergiebt sich denn auch aus ihren Berichten. Wir können sie als Autorität betrachten, soweit es sich dabei um das häusliche Leben in den Tuilerien und St. Cloud, um die zärtliche Liebe Eugeniens zu ihrem Sohne und ähnliches handelt, auch einige andre Züge und einige Mitteilungen über den Charakter Ludwig Napoleons selbst, die sie macht, verdienen Glauben; aber einen großen Teil dessen, was sie über die politischen Vorkommnisse während der ersten Hälfte des Krieges mit Deutschland und die dabei beteiligten Persönlichkeiten berichtet, werden wir mit Vorsicht aufzunehmen haben und nicht ohne weiteres als Material für die Geschichte betrachten dürfen. So scheint z. B. diese Gesellschafterin der Kaiserin deren Mißtrauen gegen den General Trochu geteilt zu haben, und es fragt sich einigermaßen, ob das gerechtfertigt war. Noch wichtiger ist, daß sie die Stellung und das Verfahren von Thiers während der Krisis offenbar unrichtig aufgefaßt hat. Zweifelsohne war dieser hervorragende Staatsmann gegen eine Kriegserklärung an Preußen, aber durchaus nicht, weil er gegen den Kampf grundsätzliche Abneigung empfunden hätte oder gar weil er von freundschaftlichen Gefühlen gegen die östlichen Nachbarn erfüllt gewesen wäre, sondern weil er Frankreich augenblicklich nicht für stark genug hielt, um es mit der großen deutschen Militärmacht erfolgreich aufzunehmen. Der Pariser Pöbel warf ihm die Fenster ein, weil er sich weigerte, in das gefährliche Geschrei: A Berlin einzustimmen. Madame Carette erzählt uns, daß Thiers kurz zuvor, ehe der Krieg thatsächlich ausbrach, eine vertraute Freundin an die Herzogin von Mouchy, die

*) La Veille de la chûte d'un empire.

Nichte der Kaiserin, schickte, die dieser und durch sie ihrem Gemahl „seine patriotischen Dienste" anbieten sollte, da man in der Krisis erfahrner Räte bedürfen könne; dieses Anerbieten schloß mit den Worten: „Krieg mit Preußen ist der Traum eines ganzen Lebens gewesen." Der Kaiser sah sich außer stande, dieses Anerbieten anzunehmen, lehnte es jedoch mit artigen Worten ab. Trotzdem vermag unsre Chronistin in dem spätern Stadium, als Thiers der parlamentarischen Kriegswut seiner Landsleute mit verständiger Rede Mäßigung predigte, nichts als „Trotz gegen Widersacher, die mit den Geschicken des Landes betraut waren," zu erblicken. Mit ähnlicher Ungerechtigkeit wird Thiers behandelt, wo die Verfasserin auf seine patriotische Rundreise an die Höfe der neutralen Staaten und seine Bitte, dem besiegten Frankreich Beistand zu leisten, zu reden kommt. „Herr Thiers, heißt es da, wollte sich damit nur der Welt bekannt und sich zu gleicher Zeit aus dem Staube machen, während sich in Paris verdrießliche Dinge entwickelten." Das mag zur Beurteilung des Buches für dessen Wert auf politischem Gebiete hinreichen. Er ist hier ungefähr gleich Null.

Von der Kaiserin Eugenie, als sie noch Gräfin von Talma war, mag man gehört und geglaubt haben, was man will — es war nicht viel Rühmliches darunter — es ist natürlich, daß, nachdem Napoleon sie zu seiner Gemahlin erhoben hatte, die Geschichte ihres Lebens auch bei uns, und namentlich unter unsern Frauen Teilnahme erweckte. Sie war eine der schönsten und zugleich eine der unglücklichsten ihres Geschlechts. Sie trug volle siebzehn Jahre die Kaiserkrone. Man hat sie zuweilen mit Marie Antoinette verglichen. Aber es fragt sich, ob das Schicksal dieser nicht dem ihrer Nachfolgerin vorzuziehen ist. Marie Antoinette sah die Wogen der Revolution rings um sich emporwachsen, herankommen und über sich zusammenschlagen, und damit war es zu Ende. Eugenie, der dasselbe Unglück widerfuhr, mitansehen zu müssen, wie der Gemahl die höchste Macht im Lande verlor, überlebte seinen Sturz, um das Los Niobes zu erfahren. Sie verlor eine Krone und nach ihr alles, was sie liebte, den Gatten und den einzigen Sohn, die Heimat und die Hoffnung. Noch heute trauert sie als Witwe, als beraubte Mutter und als Verbannte — eine Heimsuchung von einer Tragik, die selten einer Frau beschieden worden ist. Und ihre Leiden begannen, wie uns Madame Carette erzählt, schon in den ersten Wochen des Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich mit schweren Sorgen und düstern Ahnungen. Der 15. August war des Kaisers Geburtstag, aber diesmal befand sich Napoleon bei der Armee, und diese hatte bereits die ersten Niederlagen erlitten. Wir sehen in unserm Buche die hohe Frau am Abend eines ungewöhnlich heißen Sommertages, das Haupt in weiße Spitzen gehüllt, schweigend durch die Schatten der alten Kastanienbäume des Tuileriengartens wandeln. „Sie war von einer kleinen Gruppe von Dienern begleitet," berichtet Madame Carette. „Alle beobachteten ebenfalls tiefes Schweigen. Plötzlich ließen sich Trompetenstöße hören, die vom Place de la Concorde herkamen und verkündeten, daß die Feuerwehr der Provinz, die herbeibefohlen war, um bei der Verteidigung des Landes mitzuwirken, sich versammle. Die Kaiserin schrak bei dem Schalle zusammen und wendete sich um, als ob sie ins Schloß zurückfliehen wolle. Der Himmel war mit feurigem Rot übergossen, und die malerische Masse der Tuilerien hob sich in starkem Relief von ihm ab. »Sehen Sie nur — sagte die Kaiserin, indem sie mich anredete — man sollte meinen, die Tuilerien stünden in Flammen.«" So schreibt ihre Vertraute, und wenige Monate später verzehrte eine wirkliche Feuersbrunst, von kommunistischen Verbrecherhänden verursacht, das alte stolze Herrscherschloß bis auf die nackten Mauern.

Gelegentlich bemüht sich die Verfasserin, „das verleumderische Gerede“ zu widerlegen, die Kaiserin habe den Krieg gewünscht. Sie gedenkt eines Vorfalls, der zeigt, daß sich Eugenie wenigstens die Möglichkeit einer Niederlage und die Schrecken selbst eines für Frankreich günstig verlaufenden Krieges nicht verhehlte, und sie berichtet, wie Eugenie ihr Bedauern ausdrückte, als die Versuche Englands, zum Frieden zu reden, mißlangen. Als der Krach kam und die ersten Ausbrüche des Pariser Pöbels erfolgten, verlor die Kaiserin den Mut nicht. Die Verfasserin erzählt, daß sie die Nachricht, ein aufrührerischer Haufe rücke gegen die Tuilerien heran, die nur von einer schwachen Kompagnie Soldaten bewacht war, „mit größter Seelenruhe“ aufgenommen habe. Sie sagte zu ihrer Umgebung: „Wenn sie herauf wollen, so können wirs ihnen nicht wehren, aber man schließe wenigstens die Thore, damit sie die Mühe haben, sie zu öffnen.“ Dieser Lärm verlief ohne Schaden, und erst als die Kunde eintraf, daß der Kaiser die Schlacht bei Sedan verloren und sich den Deutschen ergeben habe, brach das Kaisertum völlig zusammen, und die Kaiserin sah sich gezwungen, in der Flucht Sicherheit zu suchen. Das Buch bringt mehrere interessante Einzelheiten aus dieser Periode und beschreibt anschaulich die Beratung, die im Palaste über die Frage stattfand, welchen Weg die Kaiserin bei ihrer Abreise am besten einschlagen solle. Admiral Jurien machte den Vorschlag, er wolle sie auf einem Kanonenbote von Paris die Seine hinab nach Havre bringen, und riet, als dieser Plan abgelehnt worden war, sie möge sich nach Lorient begeben, von wo er sie auf einem Kriegsschiffe nach einem von ihr zu wählenden ausländischen Hafenorte führen werde. In diesem Augenblick erschienen die Botschafter von Italien und Österreich, um ihr ihre Dienste anzubieten, und zu gleicher Zeit schlug draußen der Pöbel an das Thor, worauf Eugenie sich hastig von den Versammelten verabschiedete und ihnen „Auf Wiedersehen!“ zurief, indem sie die Hoffnung aussprach, es würden noch glücklichere Zeiten für Frankreich kommen. Die ferneren Einzelheiten ihrer damaligen Abenteuer sind aus andern Quellen zur Genüge bekannt, namentlich, wie der amerikanische Doktor Evans ihr zuerst in seiner Pariser Wohnung Zuflucht gewährte. Madame Carette wurde damals nicht in das Geheimnis eingeweiht, wo die Kaiserin sich verbarg, und sah sie erst in Chislehurst wieder. Dort erzählte ihr die Kaiserin von ihrer weitern Flucht über den Kanal in der Yacht Sir John Burgoyens, und wie sie, von einem schrecklichen Sturm überfallen, halb gehofft habe, das Fahrzeug werde untergehen und sie mit ihrem Elend und Kummer in den Wellen begraben. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht, es war der vielgeprüften Frau bestimmt, noch viele Jahre voll Herzeleid zu erdulden, das allein schon frühere Sünden sühnen und ihre Feinde entwaffnen sollte.

Das Zwiebelmuster. Im siebzehnten Jahrhundert, wo die Tulpenzucht in Holland, namentlich in Haarlem, ihren Höhepunkt, man kann auch sagen Tollpunkt erreicht hatte, wo gelegentlich Tausende von Mark für eine einzige Zwiebel gezahlt wurden, da sprach man spottend von Zwiebelnarren oder Zwiebelanbetern und höhnte, dem und jenem sei sein ganzer Verstand verzwiebelt oder überzwiebelt. An diese wohlberechtigten Spöttereien wurde man gemahnt, als man das weltberühmte Meißner Zwiebelmuster sich allerorten, an passenden und unpassenden Stellen, breit machen sah. Fliesen in Badezimmern, Thonöfen u. dergl., auch Pfeifenköpfe und Schreibzeuge mochten ja noch gehen; aber bald wiesen Bucheinbände, Tapeten, Tisch- und Bettdecken, Eckbretter, Schürzen, Taschentücher, Kragen und Manschetten, ja selbst Handschuhe, Briefpapier und Gott weiß was sonst noch die blauweiße

Zwiebelzierde auf — man konnte sich schließlich nicht mehr retten vor dem lieben Zwiebelmuster. Nun kann man schon über die Frage nach der Schönheit dieses Musters überhaupt verschieden urteilen. Ich muß sagen, mir gefällt eine Zeichnung, die sich der natürlichen Form des Tellers oder der Schüssel anbequemt und in ihren Hauptlinien sich durch die Vertiefung des betreffenden Geschirrs bestimmen läßt, viel besser, als die regellosen Ranken mit den flatschigen blauen Blumen und den schwerfälligen Zwiebeln. Aber an den Porzellansachen war man es doch nach und nach gewohnt geworden, und das Bewußtsein, daß man von wirklich feinem Porzellan speise (umdrehen durfte man doch anstandshalber die Teller nicht), that das Seine dazu, um die Schwärmerei begreiflich zu machen. Daß alles, bis auf die Messer- und Gabelgriffe, das Salzfäßchen und den Aschenbecher, dazu passen, d. h. ebenfalls das Zwiebelmuster zur Schau tragen mußte, das war der erste Schritt zur Unnatur, zur Geschmacklosigkeit. Dann wanderte das Muster aus dem Speisesaale zunächst ins Schlafzimmer, und als es sich auch dort alles erobert hatte, was zu erobern war, wucherte es weiter und weiter, die Zwiebelmustersucht war zuletzt eine Modenarrheit, beinahe eine Zeitkrankheit geworden, und ein wahres Glück war es, daß das Muster nicht den ihm nach seinem Namen von Rechts wegen zukommenden Duft ausströmte — die ganze Welt wäre verpestet worden von seinem nicht bloß den Antisemiten peinlichen Geruche.

Aber das Fieber war im Weichen, die Zwiebelmusterseuche ließ entschieden nach. Jetzt scheint es, als ob das neueste Leipziger Ballet „Meißner Porzellan“ sie wieder anfachen wolle. Kaum ist das Ballet ein-, zweimal über die Bühne gegangen, so zeigen sich Ableger der Zwiebelmustergavotte an ganz unglaublichen Stellen. Heute sah ich in einer Schwimmanstalt — man höre und staune! — Badehosen in Zwiebelmuster! Man wurde unwillkürlich an unsre Mitbürger in Afrika erinnert, die ja auch ihre Kleidungsstücke — manchmal genügt ihnen ja wohl eine Art Badehose — nicht bunt und auffallend genug kriegen können.

Es ist nicht abzusehen, wie weit die Zwiebelmusterseuche wieder um sich greifen wird, nachdem sie diesen neuen und anscheinend so stürmisch wirkenden Anstoß erhalten hat. Damenkleiderstoffe mit Zwiebelmuster (in rot und blau) glaube ich schon gesehen zu haben. Wie wäre es, wenn man die buntseidnen Westen, die jetzt wieder „hohe Neuheit“ sind, demnächst in Betracht zöge? Weiß Piqué, das Zwiebelmuster in hell- und dunkelblauer Seide aufgestickt, ich denke mir die Wirkung großartig, ja ich sollte meinen, das könne ein „patentfähiger Artikel“ werden. Der weise Ben Akiba mit seinem „Alles schon dagewesen“ wäre unter allen Umständen übertrumpft durch diese Neuerung in der Herrentracht. Wir stellen hiermit den Gedanken den „Geschäftshäusern für Herrenmoden“ — diesen thörichten Namen tragen sie ja nun einmal — zur Verfügung, ohne jeden Vorbehalt und ohne jeden Anspruch auf Entschädigung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das soziale Kaisertum

Zwei Kundgebungen des Kaisers sind erfolgt von weittragendster Bedeutung. Wer, der Monarchie und der friedlichen Entwicklung unsers Vaterlandes feind, sie abschwächen will, wird doch immer zugestehen müssen, daß sich der deutsche Kaiser an die Spitze der Arbeiterschutzgesetzgebung gestellt hat. Aber selbst in dieser Abschwächung reicht ihre Tragweite über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus; in der Fürsorge für den deutschen Arbeiter, wie sie in den kaiserlichen Willensäußerungen enthalten ist, liegt gleichzeitig die für den vierten Stand in allen Staaten der Welt, und die hochherzigen Worte Kaiser Wilhelms II. werden nicht nur in den deutschen Gauen, sie werden in den Fabriken Belgiens und in der Schweiz, in England und Frankreich, diesseits und jenseits der Alpen und des Ozeans begeisterten Wiederhall finden. Wer sich aber in seinem Urteil zu der Höhe dieser kaiserlichen Gesinnung aufzuschwingen vermag, der wird eine dankbare Genugthuung empfinden, daß das hohenzollernsche Vermächtnis in dem gegenwärtigen Träger der Krone einen Hüter und einen Mehrer — semper Augustus — gefunden hat. Die Hohenzollern sind nie Könige einer Klasse gewesen; in ihrem Staate hatte nie, wie im ancien régime, nur der Adel eine Stellung. Selbst als noch überall ringsum die Grundsätze der Feudalität die Welt beherrschten, lenkte sich die Fürsorge der brandenburg-preußischen Fürsten auf die niedern Stände ihres Volkes. Ihr Eintritt in die Mark vollzog sich mit dem Niederbrechen der adlichen Zwingburgen. Der Bürger und der Bauer betrachtete seine neuen Fürsten zugleich als seine Befreier, und mit eigner Lebensgefahr mußte noch Joachim I. die ungehorsamen Junker von Raubrittertum und Plünderung zu Gehorsam und milden Sitten zurückführen. Was Kurfürst Friedrich Wilhelm, den Mit- und Nachwelt mit dem Namen „der Große" ehrten, für die niedern Klassen seines durch den

dreißigjährigen Krieg verarmten Volkes gethan hat, ist erst vor kurzem in diesen Blättern in einer Besprechung der Kolonialpläne dieses Fürsten mit Wärme geschildert worden. König Friedrich Wilhelm I., dessen gerechte Würdigung erst einer dankbaren Nachwelt vorbehalten war, hatte mit eiserner Strenge sein Beamtentum daran gewöhnt, für die Armen und Niedern gerecht und milde zu sein. Noch war er nicht imstande, in seinen Staaten die Leibeigenschaft abzuschaffen, aber auf seinen eignen und auf den fiskalischen Gütern begann er bereits den Grund zu der Gesetzgebung zu legen, die später in den Stein-Hardenbergischen Reformen ihren Höhepunkt erreicht hat und für die deutschen Nachbarstaaten mustergiltig und beispielgebend geworden ist. Von Friedrich dem Großen aber weiß jeder, daß er sich mit Stolz den König der Armen, roi des gueux, genannt hat. Seine Schlachtpläne, seine kriegerischen Erfolge, seine philosophischen Studien sichern ihm im Gedenken der Menschen keinen ruhmvolleren Platz, als die bis in die kleinste Einzelheit gehende Sorge für seine Bürger und Bauern und für das Wohl der kleinen Leute, die man anderwärts damals kaum noch als Menschen bezeichnet und behandelt hat. In seinem Sinne wirkte Friedrich Wilhelm III., dessen königliches in Erfüllung gegangenes Wort „Vom Martinstage 1810 giebt es nur noch freie Leute in meinen Staaten" der schönste Ruhmeskranz in der langen Regierungszeit dieses Fürsten ist. Auch der Begründer des Reichs, Kaiser Wilhelm I., den die Lieder als Helden feiern und dessen Regierung selbst dem mitlebenden Geschlecht wie ein Sagenkreis aus den Nibelungen erscheint, hat seine vornehmste Mühe noch in den letzten Lebensjahren den Armen und Mühseligen zugewandt. Die große Arbeiterversicherungsgesetzgebung, die Millionen von Deutschen gegen Krankheit und Unfall, gegen die herbste Not im Alter und bei Invalidität schützt, ist im Begriff die Runde um die Welt zu machen. Wie einst die Römer durch ihr Zivilgesetzbuch, das Corpus juris, auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus den Völkern ihre Vorschriften auferlegten, teils durch Zwang, teils durch die Macht des innern Werts, so wird die deutsche soziale Gesetzgebung durch den letztern und allein durch ihn dem Erdkreis ihr Merkzeichen aufdrücken. Das neue deutsche Kaisertum ist ein soziales Kaisertum geworden, und der preußische roi des gueux hat in dem deutschen Arbeiterkaiser seinen würdigen und erhabnen Nachfolger gefunden.

Die Arbeiterversicherungsgesetzgebung ist ein Werk von solchem Umfange, daß ein Menschenalter kaum zu genügen schien, um sie durchzuführen. Sie hat aber kaum ein Jahrzehnt gebraucht, und daß sie in dieser kurzen Zeit verwirklicht werden konnte, ist das Verdienst des Staatsmannes, dem Preußen seine Größe und Deutschland seine Einheit verdankt. Ohne die mächtige Persönlichkeit des Fürsten Bismarck, die selbst da noch wirkt, wo sie nicht selbstthätig eingreift, wäre es unmöglich gewesen, ein so großes Werk zu vollenden, und es darf uns nicht verwundern, wenn der Reichskanzler, nachdem

der hohe Berg erklommen war, eine Weile Atem schöpfen und Halt machen wollte. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die neue Gesetzgebung so tief in das Leben des Volkes eingreift, so viele Einrichtungen notwendig macht und so viele Änderungen nach sich zieht, daß die deutsche Regierung berechtigt gewesen wäre, sich nach dem gewonnenen Vorsprunge zu sammeln und andern Völkern die Zeit zu lassen, ihr nachzukommen. Dieses Zaudern war umso erklärlicher, als die Probleme der Gesetzgebung für das Wohl der Arbeiter zum Gegenstande der Parteiagitation geworden waren. Daß die Sozialdemokraten den Normalarbeitstag von acht Stunden, die unbedingte Sonntagsruhe, den Ausschluß von Frauen- und Kinderarbeit, Arbeiterausschüsse u. dgl. m. in ihr Programm aufgenommen haben, war nicht zu verwundern. Denn ihr nächstes Ziel ist die Erhöhung der allgemeinen Unzufriedenheit, und je unerreichbarere Wünsche sie als Parteiprogramm aufstellen, desto größere Mißstimmung dürfen sie bei den Arbeitern hoffen, die auf die Verwirklichung von unmöglichen Dingen rechnen. Aber bei den Sozialdemokraten war die Frage nicht verblieben; sie hatte ihren berechtigten Kern, der, in den Garten der andern Parteien übernommen, zu einem üppigen künstlichen Wuchs befördert wurde. Denn die parlamentarische Partei ist ohne Verantwortlichkeit und lebt von der Hand in den Mund. Als die Arbeiterschutzgesetzgebung in das Parlament geriet, da konnte Phantasie und Parteipolitik die Zügel schießen lassen. Es gab edle Menschenfreunde, die die Frage ausschließlich vom sittlichen Standpunkt christlicher Nächstenliebe behandelten und gar keine Grenzen kannten in dem, was sie zu Gunsten der Arbeiter einführen wollten; sie fragten nicht darnach, ob bei allen diesen Maßregeln auch noch die Industrie bestehen könnte und ob sie den Arbeitern nicht ein Midasgeschenk entgegenbrächten, bei dem sie zuletzt hätten verhungern müssen. Es gab aber auch Parteimänner, die den Arbeiterschutz als Mittel zum Wählerfang benutzten, und bei diesem Wettlauf um die Gunst der Massen konnte es nicht ausbleiben, daß Übergebote erzielt wurden. Niemand fragte mehr darnach, ob der Arbeiter bei verkürzter Arbeitsdauer an Wochen- und Sonntagen auch den gleichen Lohn erhalten würde. Niemand kümmerte sich darum, ob bei dem völligen Ausschluß der Frauen- und Kinderarbeit nicht für den Unterhalt der Familie ein wesentlicher Zuschuß verloren ging, und ob die unbeschäftigten halbwüchsigen Knaben und Mädchen unbeaufsichtigt verwilderten und verrohten. Gleichgiltig war jedermann dafür, daß die schon ohnehin schwer belastete Industrie Deutschlands auf dem Weltmarkte fähig bleiben sollte, mit der Industrie andrer Länder den Wettbewerb aufzunehmen, wo es entweder eine Arbeiterschutzgesetzgebung überhaupt nicht gab (Belgien) oder wo eine solche nur auf dem Papier steht (Schweiz). Das Zaudern des greisen Staatsmannes war gegenüber diesen Erscheinungen gewiß zu begreifen, und schon dieses genügte, um angesichts des von ihm erworbenen Einflusses vorläufig einen Stillstand eintreten zu lassen.

Da erhielt die Frage einen ganz unerwarteten Charakter, indem sich der Kaiser ihr zuwandte. Für ihn war die Arbeitergesetzgebung noch nicht abgeschlossen; wenn er sich auf den Standpunkt seines Großvaters stellte, wie er es oft und ausdrücklich ausgesprochen hatte, so durfte er nicht ruhig zuwarten. Der große Ausstand der Bergarbeiter im Frühjahr 1889 gab ihm den äußern Anlaß, sich mit diesen wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart eingehender zu befassen. Die bequeme Regierungskunst, die darin besteht, das Mißvergnügen zur Revolution anschwellen zu lassen, um dann die Aufständischen niederzukartätschen und der bedrängten Gesellschaft nach erfolgtem Aderlaß auf einige Jahre Ruhe zu verschaffen, mag von den Republikanern an der Seine geübt werden; sie ist eines Hohenzollern unwürdig. Sie hat auch niemals auch nur den Gegenstand eines Gesprächs gebildet. Der Kaiser versuchte bei dem Bergarbeiterausstand zu vermitteln; er versicherte die Arbeiter seines Wohlwollens, so lange sie sich in den Grenzen der Gesetze hielten, und bewog die Arbeitgeber, so weit nachzugeben, als es im Interesse ihrer Industrie möglich war. Aber dieses Mittel wirkte doch nur vorübergehend; es galt, das Ding bei der Wurzel anzufassen, und die Nachricht ist begründet, daß seit jener Zeit Kaiser Wilhelm II. die Arbeiterfrage nicht wieder aus den Augen gelassen habe. Sein jugendlicher Eifer rastete nicht, bis er von den verschiedensten Seiten Erkundigungen eingezogen hatte, und bis es ihm gelungen war, seine Minister zu überzeugen und vor allen Dingen seinen ersten Gehilfen als Mitarbeiter zu gewinnen. Der Kanzler steht so hoch in der Dankbarkeit und dem Ansehen des deutschen Volkes, daß es ihm nicht zur Unehre gereichen kann, wenn er sich bei seiner ruhigen staatsmännischen Erwägung von dem jugendlichen Feuereifer seines kaiserlichen Herrn hat mit fortreißen lassen. Dem Kaiser aber gebührt nicht nur Anerkennung dafür, daß er die schwerste Frage seiner Zeit zu lösen unternommen hat, sondern vor allen Dingen dafür, daß er es verstanden hat, seine eignen Gründe mit Überzeugung zur Geltung zu bringen. Gleichen Lohn aber verdienen Kaiser und Kanzler, daß sie nach redlichen Mühen und reiflichen Erwägungen den gemeinsamen Boden gefunden haben, auf dem sie beide zusammen für das Wohl des Vaterlandes wirken können.

Die beiden im Reichsanzeiger veröffentlichten Erlasse stehen auf dem Boden der nüchternen Wirklichkeit. Eine Parteiregierung mag Versprechungen machen, ohne Rücksicht darauf, ob sie erfüllt werden können. Der deutsche Kaiser, der sein Wort einsetzt, kennt dessen Bedeutung und kann deshalb nur das im Auge haben, was nach menschlichen Begriffen und Möglichkeiten erreichbar ist. Es zeigt sich das vor allen Dingen in der Erkenntnis, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung innerhalb der nationalen Grenzen eines Staates nicht in erschöpfender Weise behandelt werden kann. Denn der Wettbewerb auf dem Weltmarkte und die Verhältnisse des Verkehrs haben eine internationale Interessengemeinschaft hervorgerufen, die sich ebenso auf die Herstellung der Arbeitserzeugnisse

wie auf ihren Absatz bezieht. Diese Gemeinschaft bedingt, daß nach beiden Beziehungen trotz der sonstigen Verschiedenheit der übrigen Grundlagen und Voraussetzungen eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Industrie aller der Völker vorhanden sein muß, die in dem Ausfuhrhandel einen Bestandteil ihres Erwerbes zu hüten haben. Es ist oft das Bild von der goldlegenden Henne angewandt worden, die die unvorsichtige Hausfrau schlachten ließ. Der Gesetzgeber, der einseitig die heimische Industrie durch zu weitgehende Arbeiterschutzgesetze belastete, würde mit dem Untergraben des Absatzes heimischer Waren den Arbeiter brotlos machen. Der Kaiser wünscht daher, daß der Angelegenheit auf internationalem Wege näher getreten werde. Es wird versucht werden, ob es gelingt, zwischen den Regierungen der hauptsächlichsten Exportstaaten eine Verständigung herbeizuführen über Sonntagsruhe und Normalarbeitstag, über Frauen- und Kinderarbeit. Es ist zu hoffen, daß diese Regierungen, beseelt von dem Wunsche, ihre Arbeiterschaft zufrieden zu stellen, einen gemeinsamen Boden finden werden, der nicht nur eine Vereinbarung ermöglicht, sondern auch die Mittel einer gerechten und gleichmäßigen Durchführung sichert. Denn wenn das deutsche Reich seine Industrie zu gewissen Maßregeln verbindlich macht, so kann man angesichts unsers straffen Beamtentums und der Unparteilichkeit unsrer Gerichte darauf rechnen, daß auch alles genau ausgeführt wird. Es muß aber die gleiche Sicherheit in den andern Vertragsstaaten geschaffen werden.

Aber abgesehen von dieser internationalen Übereinkunft giebt es in Deutschland noch einen weiten Spielraum, um die geistige, sittliche und körperliche Kraft der Arbeiter zu erhalten und zu stärken. In dieser Frage will der Kaiser sofort Hand ans Werk legen und unter eignem Vorsitz die erforderlichen Maßregeln mit den besten Kräften seines Volkes beraten und fördern. Darin liegt eine Gewähr, daß die Sache nicht am grünen Tisch in fruchtlosen Gesprächen erörtert oder hingeschleppt wird, und anderseits dafür, daß alle einschlagenden Gesichtspunkte reiflich erwogen werden. Der Kaiser hat schon ein Programm in diesem Erlaß aufgestellt, und seine Person bürgt dafür, daß er die geeigneten Mittel zur Ausführung finden wird. Insbesondre ist ein Gesichtspunkt hervorzuheben, der mit einem ganzen System bricht. Denn wenn der Kaiser ausspricht, daß die staatlichen Bergwerke Musteranstalten werden sollen, so heißt das nichts andres, als mit dem System der Fiskalität ein Ende machen, das lediglich den gemeinen Geldgewinn im Auge hat und sich um alle weitern Folgen nicht kümmert. Dieser Bruch wird bei manchem alten Geheimrat ein Schütteln seines grauen Hauptes hervorrufen, wir aber wollen uns unsers jugendlichen Kaisers freuen, daß er den Mut besitzt, seinen Beamten und seinem Volke neue Wege zu weisen.

Die beiden Erlasse Kaiser Wilhelms II. bedeuten einen Abschnitt nicht bloß in der wirtschaftlichen Geschichte unsers Volkes, sondern auch, wenn sie

richtig verstanden und ehrlich ausgeführt werden, eine Epoche in der ganzen Welt. Es ist ein mächtiger Augenblick, wo der deutsche Kaiser den Fehdehandschuh aufnimmt, den das noch ungelöste Rätsel der sozialen Frage der lebenden Menschheit hingeworfen hat. Es ist ein kaiserlicher und jugendlicher Mut, der es wagt, den Dingen ernst ins Gesicht zu sehen und Reformen anzubahnen, um der Nation und der Welt den innern Frieden zu sichern, und wo er schon erschüttert scheint, wiederzugeben. Es ist aber auch eine Probe tiefer staatsmännischer Weisheit, die wir in diesem ersten Schritte zu sehen haben, und alles deutet darauf hin, daß das Wort zur Wahrheit werden wird: „Wilhelm II. wird Kaiser und Kanzler zugleich sein."

Das deutsche Volk wird diese befreiende That seines jungen Kaisers nicht vergessen, sie wird für alle Zeiten einen Edelstein in dem Glanze seiner Krone bilden, den kein Sieg auf dem Schlachtfelde verdunkeln kann.

Französische Abneigung gegen England

Unter Ludwig Philipp kam in der Welt der Zeitungsleser, die wir nicht ohne Grund die „öffentliche Meinung," aber mit sehr wenig Recht das „Volk" nennen, der Ausdruck „die Westmächte" auf, mit dem man England und Frankreich bezeichnete, und mit dem man später, unter Napoleon dem Dritten und Palmerston, vorzüglich seit dem Krimkriege und während des polnischen Aufstandes von 1863, die Vorstellung verband, diese Staaten seien gewissermaßen ein siamesisches Zwillingspaar mit einunddemselben Blute und Leben, durch ähnliche Verfassungen und gleiche politische Interessen untrennbar verbunden, denselben Feinden gegenübergestellt, „zwei Seelen und ein Gedanke." Beobachter, die sich die Geschichte der beiden Völker vergegenwärtigten und ihre eigentlichen Interessen prüften, mußten in dieser Erscheinung etwas Unnatürliches, fast ein Wunder, jedenfalls eine Thatsache erblicken, die für den Augenblick zwar nicht in Abrede zu stellen war, aber keinen langen Bestand verhieß. Jahrhunderte hindurch hatten England und Frankreich sich mit verhältnismäßig kurzen Unterbrechungen blutig befehdet. Von Wilhelm dem Eroberer und der Schlacht bei Hastings abgesehen, in der französisch gewordene Normannen das Sachsenvolk in England niederwarfen und sich zur herrschenden Rasse auf dessen Boden erhoben, tauchen, wenn wir zurückblicken,

die Jahrzehnte auf, wo die Welle der Eroberung nach Frankreich zurückflutete und es auf weite Strecken überschwemmte, die englischen Siege bei Crecy und Agincourt, die Gestalten Eduards des Dritten, des schwarzen Prinzen, Talbots und der Jungfrau von Orleans. Als zweiter Zug von Erinnerungen folgen die vielfachen militärischen und finanziellen Hilfsleistungen, die den entthronten Stuarts und der Partei der Jakobiten von französischen Königen zu teil wurden. Dann sah die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges England unter den Gegnern Frankreichs mit wechselndem Glücke im Felde. Im siebenjährigen Kriege, wo es in ähnlicher Weise Partei ergriff, nahm es den Franzosen Kanada und den besten Teil seiner übrigen Kolonien weg, um sie für immer zu behalten. Frankreich sah in dem Aufstande der Yankees gegen die britische Krone willkommene Gelegenheit, sich für den Verlust zu rächen, und seine Unterstützung der Aufständischen mit Truppen und Geld trug wesentlich dazu bei, daß diese den Sieg erfochten. Die ganze Zeit der ersten französischen Revolution und des ersten Napoleon war erfüllt von Kämpfen beider Nationen mit einander, Stößen und Gegenstößen unmittelbarer und mittelbarer Art. Wir weisen nur auf Bonaparte am Nil, auf Nelson bei Akubir, auf das Lager bei Boulogne, auf die Kontinentalsperre und auf Wellington bei Waterloo hin, einem Orte, dessen Name dann zwei Jahrzehnte lang die Kraft und Bedeutung eines Zauberworts für beide Teile übte: dem einen eine Freude und ein Stolz in höchster Glorie, dem andern eine tiefe Trauer und ein brennender Antrieb, die Niederlage wettzumachen, hier wie dort der schärfste Ausdruck der Erbfeindschaft, die England und Frankreich weiter aus einander hielt als der Meeresarm zwischen ihnen, und die bis in die untersten Volksschichten hinabreichte. Man sprach in England von den französischen Nachbarn geringschätzig als von „Fröschen" oder „Froschfressern," während die Franzosen entrüstet das „treulose Albion" verwünschten. Der Haß der Franzosen gegen den einen der Sieger von Waterloo, der der Mehrzahl der Franzosen, wo nicht als der einzige, doch als der wichtigere und widerwärtigere erschien, wurde dadurch gesteigert, daß dieser Sieger ihren Nationalhelden in die Verbannung nach St. Helena entführte und hier jahrelang die Rolle eines grausamen Wächters dieses Gefangnen Europas spielte. Mit der Ersetzung der Bourbonen durch die Dynastie der Orleans schienen andre Zeiten gekommen. England versöhnte das Gefühl vieler seiner Gegner in Frankreich, indem es der Bitte Ludwig Philipps um Herausgabe der Asche Napoleons zu triumphirender Zurückführung nach Paris entsprach, mit der sich der Bürgerkönig der bonapartistischen Partei empfahl. Aber die streitenden Interessen der beiden Staaten in der Südsee und noch mehr in Ägypten und Syrien, wo Frankreich durch Begünstigung Mehemed Alis, des mächtigen Gegners der von England beschützten Pforte, festen Fuß zu fassen strebte, ließen sich nicht versöhnen, und zugleich mußte die Eroberung Algeriens durch die Franzosen in England als Anfang zur Bedrohung der britischen Herrschaft

auf dem Mittelmeere erscheinen. Mit dem dritten Napoleon nahm aber die Annäherung der beiden Nationen wieder ihren Fortgang, und eine Zeit lang hätte man sie für vollendet halten können. Obwohl Frankreichs Interesse auf gutes Einvernehmen mit Rußland hinwies, während England in dieser Macht am Bosporus und in Ostasien seinen gefährlichsten Feind zu erblicken hatte, führten beide Staaten als Verbündete gegen den Zaren den Krimkrieg und schritten beide gemeinsam diplomatisch zu Gunsten des polnischen Aufstandes von 1863 ein. Ein Erstarken Italiens durch Einigung seiner Teile mußte schließlich einen Bundesgenossen Englands gegen Frankreichs Pläne auf und an dem Mittelmeere erwachsen lassen, und gleichwohl begann Napoleon diese Einigung durch Unterstützung der Piemontesen im Kriege von 1859, in dem Österreich den größten Teil seiner Besitzungen im Süden der Alpen und allen seinen dortigen Einfluß verlor. England konnte in dieser Periode, in der Frankreich ihm auch wirtschaftlich näher trat, indem es ihm durch Eingehen auf einen freihändlerischen Zoll- und Handelsvertrag willkommene Vorteile gewährte, sich kaum einen nützlichern Freund erwerben. Es war, soweit es seine Interessen zuließen, dankbar dafür. Die Höfe von London und Paris standen in herzlichem Einvernehmen mit einander, die Ministerien Palmerston und Gladstone arbeiteten, soweit es irgend ging, den damaligen französischen Kollegen in die Hände, auch die Bevölkerungen beider Staaten traten sich, namentlich in der wohlhabenden Klasse und in den liberalen Kreisen Englands, von Jahr zu Jahr näher, wozu beitrug, daß es in jener Klasse Mode geworden war, einen guten Teil des üblichen Verweilens außerhalb des Heimatslandes in dem schönern und vergnügungsreichern Paris zuzubringen. Die Regierungen gingen noch in der mexikanischen Angelegenheit eine Weile Hand in Hand, die englische beobachtete noch während des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland eine Neutralität, die sehr zweifelhafter Natur war und den Franzosen mehr Gefälligkeiten erwies als ihren Gegnern. Die Königin Viktoria versuchte in Berlin gegen die Beschießung von Paris zu wirken. Die öffentliche Meinung, soweit sie durch die Londoner Presse vertreten wurde, neigte sich lange Zeit mehr den Franzosen als den Deutschen zu. Der Prinz von Wales und die englischen Liberalen hielten die Losreißung Elsaß-Lothringens für ein Unrecht und ein Unheil, das im Interesse Großbritaniens ungeschehen zu machen sei, und glaubten bis zum Tode Kaiser Friedrichs in dieser Richtung hoffen zu dürfen. Gladstone teilte diese Anschauungen und hätte vielleicht darnach seine Politik eingerichtet, wenn es die inzwischen veränderte Lage der Dinge erlaubt hätte. Aber wieder waren die Interessen stärker als die Gefühle, die an maßgebender oder einflußreicher Stelle vorherrschten. Wieder war es zunächst die ägyptische Frage, die, mittlerweile durch die Vollendung des Suezkanals wichtiger als je geworden, die Staaten trennte, und nachdem sie hier eine Zeit lang zusammengegangen waren, wurden sie zu diplomatischen Gegnern, ein Verhältnis, das

noch heute ungeschwächt fortdauert. Sehr böses Blut machte in England die Erwerbung der Schutzherrschaft über Tunis, in Wahrheit die Besitznahme dieses Küstengebietes am Mittelmeere durch die Franzosen. Mit Eifersucht begleitete die öffentliche Meinung das Unternehmen der französischen Republik gegen die Hovas von Madagaskar, den Krieg in Tonking und Anam und die Vorgänge auf den Neuen Hebriden. Sehr wesentlich hat endlich zu diesem Umschwunge der Dinge (auf den wir als auf ein gutes Vorzeichen für unsre Zukunft hindeuten) der Umstand beigetragen, daß Frankreich seit Jahren um die Gunst der Russen, der natürlichen Feinde der englischen Interessen, buhlen zu müssen glaubt. In Frankreich anderseits gewöhnte man sich von Jahr zu Jahr mehr, den alten teuern Freund jenseits des Kanals wie früher als das „treulose Albion" zu schmähen und seine grobe Selbstsucht in allen Tonarten zu verurteilen, was auch bei Fragen geschah, die Frankreich nicht unmittelbar berührten. Das ist noch in diesen Tagen Brauch und Regel, und in der Presse, selbst im Parlamente von Paris begegnen wir häufig Beispielen der gegen England herrschenden Mißstimmung, die sich nicht selten sogar in Drohungen Luft macht. Ein paar davon, die den letzten Wochen entnommen sind, mögen zur Kennzeichnung dieser für uns höchst erfreulichen Erscheinung genügen.

Da haben wir zuvörderst den Streit Englands mit Portugal über die Landschaften am Schire und den Eroberungszug des Majors Serpa Pinto, dessen Rückberufung Lord Salisbury durch ein Ultimatum erzwang. Die Sache ist damit noch nicht endgiltig entschieden, und beide Teile können bis auf genauere Prüfung ihrer Ansprüche Recht behalten. Das ist jedoch nicht nach dem Geschmacke der Pariser Zeitungen und ihres Publikums, das sie nachgerade in eine Gemütsverfassung hineingeschimpft haben, die man als Engländerfresserei bezeichnen kann. Hier ist es einfach die große, dicke, neidische Bulldogge, die dem armen kleinen portugiesischen Pudelhündchen mit drohendem Gebiß das Schinkenbein abjagt, das es sich mit redlicher Mühe erworben hat. Wenn man das Verfahren Englands in Lissabon und Oporto sehr übel genommen und daraufhin einige Thorheiten begangen hat, so ist das ungefähr so begreiflich, ja noch etwas weniger unbegreiflich, als es das Aufbegehren der Spanier gegen Deutschland in der Frage der Karolinen war. Dort nahm der Grimm patriotischer Telegraphenbehörden Depeschen englischer Zeitungskorrespondenten an ihre Blätter weg, Seeoffiziere schickten Medaillen, die ihnen die Königin Viktoria verliehen hatte, unhöflich zurück, der Herzog von Palmella entließ plötzlich seine englische Dienerschaft, eine Anzahl von Firmen brach ihre Geschäftsverbindungen mit englischen Kaufleuten ab, man sammelte zu einem Panzerschiffe, das die britische Flotte zu vernichten bestimmt war, man unterschrieb für den Ankauf eines Ehrendegens, den man dem Major Serpa Pinto übersenden wollte, und es wurde eine Summe erzielt, die nach deutschen Gelde etwas über 150 Mark betrug. Das ist, wie gesagt, begreiflich und höch-

stens etwas lächerlich. Abgeschmackt aber ist die sittliche Entrüstung, die von der französischen Presse aller Farben in der Sache an den Tag gelegt und in den gröbsten Schimpfreden über das Ministerium Salisbury ausgeschüttet wird. Es war aber nicht zu verwundern; denn diese Blätter waren schon lange gewohnt, bei jedem Streite Englands, auch wenn dabei sein Gegner sonnenklar im Unrechte war, von Anfang an in heißem Eifer für diesen in die Schranken zu treten, einzig und allein weil er England bekämpfte. Es ist diese Art von Parteinahme wirklich zum System geworden. Die Zeitungen können nicht anders; denn ihre Leser erwarten und dulden es nicht anders. So verfehlt die französische Presse kaum irgend eine Gelegenheit, den Nachbarn im Norden ins Gedächtnis zu rufen, daß, wie „herzlich" auch, vom offiziellen Standpunkte aus angesehen, die Beziehungen der beiden Regierungen zu einander sein mögen, von irgendwelcher aufrichtigen und vorbehaltslosen Freundschaft zwischen den beiden Nationen nicht entfernt die Rede sein könne, wenigstens nicht, soweit sichs um die Franzosen handele. Liebe aber erweckt Liebe, und Freundschaft ruft Freundschaft hervor. Man darf also nicht erwarten, daß die Engländer, die sich so verschmäht sehen, die Franzosen in ihr Herz schließen. Die letztern jubeln ganz ungescheut über jeden Unfall, jede Schlappe der britischen Politik, ärgern sich ebenso offen über jeden Erfolg und Gewinn derselben, mißdeuten deren Mittel und Ziele und behandeln England im allgemeinen in geringschätziger Weise, obschon gerade sie jetzt wenig Grund haben, sich aufs große Pferd zu setzen. Es besteht für England keinerlei Weg, um sich bei seinen französischen Kritikern Wohlgefallen und Lob zu erwerben, gleichviel welcher Partei diese angehören: giebt es bei einer völkerrechtlichen Auseinandersetzung in einem bestrittenen Punkte freiwillig nach, so thut es dies nach dem Urteile dieser haßerfüllten Richter aus Feigheit oder Ohnmacht; besteht es dagegen fest auf seinem Rechte, verteidigt es seine nationale Würde, so ist es ein Volk von herausfordernden Eisenfressern und dreisten Friedensstörern. Nichts, was die Engländer als Gesamtheit oder als Einzelne thun, findet, scheine es auch noch so löblich, vor französischen Augen Gnade. Und dieses hartnäckig festgehaltene feindselige Gefühl gegen die guten Freunde von ehedem findet seinen Ausdruck nicht bloß in den Äußerungen der Kreise, die das Preßgeschäft betreiben und oft wohl weniger aus eigner Böswilligkeit, schwerlich aber jemals aus Überzeugung, sondern weil die Gesinnung der Abonnenten es will und dankbar bemerkt, England herabsetzen, angreifen und verunglimpfen, sondern wir begegnen ihnen auch in den Reden von Abgeordneten und in dem Auftreten von Staatsmännern, die aber großenteils auch nur der allgemeinen Stimmung folgen und sich damit empfehlen wollen. Namentlich werden französische Gesetzgeber leicht unangenehm und nicht selten bissig, wenn die britische Regierung mit einem Unternehmen in überseeischen Gebieten kommt, auch wenn sie damit einmal nicht bloß englischen Interessen, sondern denen der ganzen Welt dient.

Fast immer giebt es dann Tadel, Verdachtsgründe, die oft bei den Haaren herangezogen werden, und hochfahrende, herausfordernde Redensarten. Ein in England mit besonderm Verdruß aufgenommenes Beispiel dieser Nationalgewohnheit der heutigen Franzmänner gab erst vor kurzem die Debatte über die Fischerei in den Gewässern an der Küste von Neufundland und namentlich das Auftreten des ehemaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Flourens, der sich mit einer durch nichts gerechtfertigten Heftigkeit und Bitterkeit über die angebliche „Nichtachtung und Verletzung der Rechte Frankreichs" verbreitete, ein „entschiednes Souveränitätsrecht über das französische Ufer" einer britischen Besitzung beanspruchte und seiner Regierung empfahl, nicht etwa sich an die englische zu wenden und Berücksichtigung ihres Anspruches zu verlangen, sondern „Achtung davor zu erzwingen." Das letztere wurde nicht nur angedeutet, sondern mit deutlichen Worten gesagt, indem der Redner ausrief: „Wir können eine Abteilung unsrer Kriegsflotte nach Neufundland senden, können dort Mannschaften und Waffen landen, können dort das Recht der Jurisdiktion ausüben." Das sind die Äußerungen eines angesehenen und beliebten französischen Staatsmannes, gerichtet an eine Regierung, die mit der englischen, amtlich zu reden, herzliche Beziehungen unterhält, und sie werden von keinem Mitgliede derselben auch nur mit einem Worte zurückgewiesen. Wie laut doch zuweilen der gallische Hahn auch jetzt noch kräht, und wie streitlustig er mit den Flügeln schlägt! Da müssen doch die Freunde jenseits des Kanals irre werden und an Vorsichtsmaßregeln denken. Und wir? Nun, duobus litigantibus tertius gaudet.

Zur Reform der Militärstrafprozeßordnung

Am 11. November vorigen Jahres hat der deutsche Reichstag auf Anregung des Abgeordneten Rickert unter Ablehnung eines weitergehenden Antrages desselben Abgeordneten mit großer Mehrheit den Beschluß gefaßt, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, mit möglichster Beschleunigung dem Reichstage den Entwurf einer Militärstrafprozeßordnung vorzulegen, worin das Militärstrafverfahren mit den wesentlichen Formen des ordentlichen Strafprozesses umgeben wird.

Wir verkennen durchaus nicht die Schwierigkeiten, die daraus entstehen, daß das deutsche Heer noch kein einheitliches Strafverfahren hat, ebenso-

wenig, daß das Verfahren der preußischen Strafgerichtsordnung vom 3. April 1845 Mängel hat, die eine Änderung wünschenswert erscheinen lassen. Trotzdem hat es uns peinlich berührt, daß sich bei der Beratung, die dem erwähnten Beschlusse vorherging, nur tadelnde Stimmen über das bisherige Strafverfahren erhoben haben, und sich niemand gefunden hat, der daran erinnerte, daß unter diesem oft geschmähten Verfahren das preußische Heer zu einem Vorbilde für die Heere von ganz Europa, ja der ganzen gebildeten Welt geworden ist. Wenn man bedenkt, daß nächst der technischen Ausbildung der Truppen die Erzielung einer gehörigen Disziplin die Hauptsache für die Heranbildung eines tüchtigen, schlagfertigen Heeres ist, und wenn man weiter erwägt, daß eine schlechte Strafrechtspflege ganz besonders geeignet ist, die Disziplin einer Truppe zu untergraben — ist doch oft schon eine ungerechte mündliche Rüge geeignet, das Vertrauen und die Zufriedenheit des Untergebenen zu vermindern und ihn zur Widersetzlichkeit anzuregen, um wie viel mehr eine ungerechte gerichtliche Bestrafung! —, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß das bisherige Strafverfahren die Disziplin des preußischen Heeres wenigstens nicht geschädigt haben kann. Wird an eine Änderung gegangen, so muß bei jedem Punkte sorgfältig erwogen werden, wie die Neuerungen einzurichten sind, damit die Disziplin darunter nicht leide. Denn daß das preußische Heer trotz des bisherigen Strafverfahrens seine mustergiltige Disziplin erlangt und bewahrt habe und die Einführung des modernen Strafprozeßverfahrens die Erhaltung einer gehörigen Disziplin gegen früher erleichtern werde, wird wohl niemand zu behaupten wagen.

Wenn wir es unternehmen, die Schwüle zu durchbrechen, die durch das vollständige Schweigen der Regierung dem Reichstagsbeschlusse gegenüber entstanden ist, so verfolgen wir damit den doppelten Zweck, neben der Aufstellung positiver Änderungsvorschläge die Punkte festzustellen, in denen Änderungen durch das militärische Interesse des Heeres verboten sind, bei denen daher, falls eine Reichsstrafprozeßordnung für die deutsche Armee zu stande kommen soll, die Bundesregierungen und die Mehrheit des Reichstages einig zusammenstehen müssen. Es ist wohl möglich, daß vorläufig nicht alle diese Punkte der Reichstagsmehrheit genehm sind, die den Beschluß vom 11. November gefaßt hat. Umso besser ist es dann, wenn schon jetzt einige Zukunftsträume dieser Mehrheit zerstört oder wenigstens getrübt werden.

Vielleicht denkt einer oder der andre, wenn er den in Rede stehenden Reichstagsbeschluß gelesen hat, die Regierung solle ersucht werden, die deutsche Strafprozeßordnung für Zivilgerichte auch für die Militärgerichte unter entsprechender Organisation der letztern für anwendbar zu erklären. Dieser Gedanke, der wohl zweifellos von der Mehrheit des Reichstages nicht beabsichtigt war, kann nicht entschieden genug zurückgewiesen werden. Eines schickt sich nicht für alle. Das deutsche Heer ist allerdings ein Volksheer, aber nicht

das Volk; der Deutsche, der in das Heer eintritt, scheidet gewissermaßen aus dem Volke aus. Er giebt seinen bisherigen Beruf auf, um sich in den Waffen zu üben und sich für den Krieg vorzubereiten. Er soll die technischen Fähigkeiten und die moralischen Eigenschaften erwerben, die ihn für den harten Kriegsdienst geschickt und fähig machen. Aus diesen Aufgaben erwachsen für ihn besondre Pflichten, und aus diesen die Möglichkeit besondrer Pflichtverletzungen, die kleinern und größern dienstlichen Vergehen und Verbrechen. Wie die Notwendigkeit der Verhütung und Ahndung dieser Verletzungen besondre Strafbestimmungen hervorgerufen hat, die in dem deutschen Militärstrafgesetzbuch zusammengestellt sind, so erfordert auch das Vorhandensein unabweislicher militärischer Rücksichten besonders organisirte Gerichte und ein die militärischen Rücksichten schützendes besondres Verfahren. Hierzu kommt aber noch folgendes: die Organisation der Zivilstrafgerichte und die dabei Anwendung findende deutsche Strafprozeßordnung ist nicht die Verwirklichung eines unantastbaren Ideals, sie ist vielmehr das Ergebnis vielfachen Verhandelns zwischen den gesetzgebenden Gewalten und gegenseitigen Nachgebens derselben, bei dem wichtige Grundsätze durchbrochen oder willkürlich beseitigt worden sind. Je weniger die Reform der Militärstrafprozeßordnung sich an die Strafprozeßordnung für die Zivilgerichte anlehnen wird, desto freier wird sie den praktischen und militärischen Rücksichten Rechnung tragen können.

Das Gesagte begründet allerdings vorläufig nur die Notwendigkeit besonderer Militärgerichte und eines besondern Verfahrens für militärische Dienstvergehen. Ist aber für diese die Notwendigkeit besondrer Gerichte vorhanden, dann ergiebt sich die regelmäßige Ausdehnung der Zuständigkeit der Militärgerichte auch auf nicht dienstliche Vergehen der Militärpersonen aus rein praktischen Gründen. Dem bürgerlichen Strafgesetzbuch unterliegende Vergehen der Militärpersonen sind vielfach mit dienstlichen Rücksichten verquickt, konkurriren aber außerdem oft derart mit dienstlichen Vergehen ideal oder real, daß ihre Überweisung vor das ordentliche Zivilgericht aus materiellen oder formellen Gründen nicht angeht. Es ist dies auch von der Mehrheit des Reichstages durch Ablehnung des weitergehenden Rickertschen Antrages anerkannt worden. Wo aber jedes militärisch-dienstliche Interesse fehlt, um ein nicht dienstliches Vergehen einer Miliärperson durch das Militärgericht zur Bestrafung zu bringen, da müssen Mittel und Wege gefunden werden, es dem ordentlichen Zivilgericht zuzuweisen.

Was für militärische Rücksichten sollten wohl dazu drängen, daß ein in seinem Heimatsort auf Urlaub befindlicher Soldat, der dort eine Brandstiftung oder einen Giftmord begeht, oder daß eine Militärperson, die in einem Zivilprozeß, der dienstlichen Verhältnissen ganz fern liegt, z. B. in einem Erbschaftsstreit oder einem Alimentenprozeß, einen Meineid leistet, durch das Militärgericht abgeurteilt werde? Wir glauben, daß jeder militärische Gerichts-

herr mit Vergnügen derartige Fälle, die in ganz zweckloser Weise das Militärgericht beschäftigen und belasten, dem Zivilgericht, nötigenfalls unter vorläufiger Entlassung des Angeschuldigten aus seinem Militärverhältnis, überlassen würde. Die Möglichkeit einer derartigen Überlassung müßte gesetzlich festgestellt werden, und zwar in der Weise, daß hierüber der militärische Gerichtsherr zu entscheiden hätte, da diesem wohl ein richtiges Urteil darüber zuzutrauen ist, ob durch eine etwaige Überweisung an das Zivilgericht militärische Interessen gefährdet werden oder nicht. Für die Zivilgerichte fehlt jeder Grund, einer derartigen Überweisung gegenüber sich ablehnend zu verhalten, da hierdurch eine ausnahmsweise den ordentlichen Gerichten entzogene Untersuchung wieder unter sie zurückfällt.

Eine besondre Schwierigkeit bereiten die gemeinschaftlich von Militärpersonen und Zivilpersonen verübten Vergehen. Die preußische Militärstrafprozeßordnung leidet hierbei zunächst an Mängeln der Voruntersuchung: daß nämlich in dem gemischten Gericht ein viel zu großer Apparat in Bewegung gesetzt wird, bei dem nebenbei der höchste kommandirte Offizier ohne Rücksicht auf das Dienstalter des Offiziers und des beteiligten Zivilrichters „den Vorrang hat," d. h. theoretisch den Vorsitz führt. Sie leidet ferner an dem Mangel, daß in der Hauptverhandlung gegen Mitthäter und Teilnehmer desselben Vergehens getrennt und vor verschiednen Gerichten verhandelt wird, wodurch die große Gefahr abweichender thatsächlicher Feststellungen und verschiedner Strafzumessung entsteht. In ersterer Beziehung ließe sich vielleicht dadurch abhelfen, daß bezirksweise Zivilrichter, die noch im Militärverhältnis stehen oder früher darin gestanden haben, zu Untersuchungsrichtern für gemeinschaftliche Vergehen dieser Art bestellt und daß diesen zur Verhandlung mit Militärpersonen zur Aufrechterhaltung der militärischen Zucht und Ordnung Offiziere als Beisitzer zugeordnet würden. Für das Hauptverfahren aber müßte sich für die Friedenszeit bei gegenseitigem Entgegenkommen der verschiednen Gewalten die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Verhandlung gegen alle Beteiligten gesetzlich feststellen lassen.

Wir fragen nun, was hat sich in dem bisherigen preußischen Militärstrafverfahren bewährt und darf nicht geändert werden, und was ist mangelhaft darin und kann ohne Verletzung der Lebensinteressen des Heeres geändert werden?

Bewährt hat sich vor allem die Heranziehung des aus dem Militärstande entnommenen Laienelements zur Strafrechtspflege. Hieran darf bei dem besonders hohen und ausgeprägten Standesbewußtsein der Militärpersonen nicht gerüttelt werden, um ihr Vertrauen zur Strafrechtspflege zu erhalten. Es muß auch aus praktischen Gründen bestehen bleiben. Im Kriegsfall würde ein die Truppen begleitendes gelehrtes Richterpersonal, das bei Ausschließung des Laienelements zur Strafrechtspflege bestimmt und hinreichend wäre, viel zu zahlreich sein, als wie es den schwierigen Kriegsverhältnissen angemessen er-

scheint. Außerdem aber ist möglichst dahin zu streben, die Militärgerichte schon in Friedenszeiten so einzurichten, daß sie auch für den Krieg geeignet sind, damit im Kriege nicht Änderungen erforderlich werden, die infolge ihrer Neuheit und Ungewohntheit die Gefahr des unsichern Arbeitens bei den Militärgerichten herbeiführen. Der Krieg bringt für jeden im Heer so viel Neues und Fremdes, daß es gut wäre, wenn es gelänge, die Strafrechtspflege der Militärgerichte im Falle einer Mobilmachung möglichst in den alten Bahnen zu lassen.

Zu tadeln dagegen ist die Art und Weise der Heranziehung des Laienelements zum Richteramt. Zunächst erscheint es nicht angemessen, daß auch Gemeine und Unteroffiziere als Richter berufen werden, weil diese nur in seltenen Fällen die wünschenswerte Übersicht haben, auch infolge ihrer untergeordneten Stellung den gleichfalls als Richtern anwesenden Offizieren gegenüber bei Abgabe abweichender Urteile befangen sind. Es dürften also nur Offiziere, womöglich nur solche mit einem bestimmten Dienstalter und etwas Lebenserfahrung, heranzuziehen sein. Sodann hat die Zuziehung und Abstimmung nach Richterklassen den Nachteil, daß ein übermäßig zahlreiches Richterpersonal herangezogen werden muß, was im Frieden und im Kriege dienstlich gleich schädlich ist, und daß eine zur gründlichen Erörterung des Sachverhalts und Aufklärung etwaiger Irrtümer durchaus notwendige Beratung sämtlicher Richter ausdrücklich ausgeschlossen ist.

Wird dieses System verworfen, so kommt die Zuziehung der Militärpersonen als Geschworene oder als Schöffen in Frage. Ersteres dürfte bei dem schwerfälligen Apparat des Schwurgerichtsverfahrens mit seinem Beiwerk von Formen und Formeln für den Krieg nicht ratsam, also auch für den Frieden nicht zu empfehlen sein, um, wie bereits erwähnt, für den Fall einer Mobilmachung nicht den ruhigen, gleichmäßigen Gang der Rechtspflege zu stören. Dagegen würde sich die Bildung militärischer Schöffengerichte wohl empfehlen. Das Institut der Schöffengerichte erfreut sich bei den Zivilgerichten anscheinend wachsender Beliebtheit, obwohl namentlich bei kleinern Gerichten und in kleinern Orten das Schöffenmaterial oft recht wenig gebildet und einsichtsvoll ist. Bei einem so gut vorgebildeten Schöffenmaterial aber, wie es heutzutage die Offiziere sind, könnte die Zuständigkeit der niedersten Schöffengerichte (vielleicht aus einem Auditeur und zwei Offizieren bestehend) bedeutend ausgedehnt und ihnen vielleicht ohne Schaden sämtliche Vergehen übertragen werden. Für die Verbrechen könnten verstärkte Schöffengerichte (vielleicht aus einem oder mehreren Auditeuren und vier Offizieren, z. B. Stabsoffizieren bestehend) eingerichtet werden, die gleichzeitig Berufungskammern für die kleinern Schöffengerichte wären. Wegen der Einrichtung von Berufungskammern enthalten wir uns eines Vorschlages. Vielleicht würde es nicht unangemessen sein, in Friedenszeiten in die verstärkten Schöffengerichte und in die Berufungskammern einen oder zwei Zivilrichter (Landrichter oder Oberlandesgerichtsräte) aufzunehmen,

damit wenigstens in Friedenszeiten die Militärgerichte mit den ordentlichen Strafgerichten und deren Rechtsanschauungen in einer gewissen Verbindung bleiben. Je allgemeiner und ausgedehnter die gesetzliche Dienstpflicht wird, desto inniger verwachsen die Interessen des Heeres mit denen des ganzen Volkes, desto wünschenswerter ist es, daß Heer und Volk mit ihren verschiednen Lebensäußerungen, auch mit der Rechtspflege, Fühlung gewinnen.

An die Spitze der Erörterung über etwaige Änderungen in der Gliederung des Verfahrens stellen wir die Frage, ob die jetzige Stellung des Gerichtsherrn geändert werden darf, eine Frage, bei deren Beantwortung wohl die Reichstagsmehrheit vom 11. November zerfallen wird. Wie es scheint, wird die jetzige Stellung des Gerichtsherrn vielfach nicht mit den Erfordernissen des mündlichen Anklageverfahrens für vereinbar gehalten. Dem gegenüber geben wir zur Erwägung, daß nach alter Überlieferung in Preußen der König als oberster Kriegsherr bezüglich des Heeres in seinen Entschließungen nur durch die veröffentlichten Gesetze beschränkt ist, sonst aber eine menschliche Autorität neben oder gar über ihm für ihn nicht vorhanden ist, und daß die, die sein Vertrauen zu den höchsten und höhern Kommandostellen im Heere berufen hat, abgesehen von der Verantwortlichkeit vor dem Gesetz, nur ihrem König und obersten Kriegsherrn wegen ihrer dienstlichen Entscheidungen verantwortlich sind. Wer sich anmaßt, hieran zu rütteln, untergräbt eine der festesten Stützen unsrer bewährten Heeresverfassung. Von diesem Standpunkt aus muß jeder Versuch, die Stellung des Gerichtsherrn in dem Militärstrafverfahren zu beseitigen, als ein Angriff auf die militärische Autorität des Königs und der unter ihm stehenden alten erfahrnen Truppenführer erscheinen. Wenn wir trotzdem einer Umgestaltung des Verfahrens nach modernen Grundsätzen nicht zuwider sind, so thun wir dies in der Hoffnung, daß die Umgestaltung unter Wahrung der bisherigen Rechte des obersten Kriegsherrn und der unter ihm stehenden Gerichtsherrn wird erfolgen können. Wenn hierbei die Folgerungen des modernen Verfahrens nicht überall mit voller Energie und bis zur äußersten Grenze gezogen werden können, so ist dies ein Nachteil nur in den Augen des scharfsinnigen Theoretikers, nicht des gewöhnlichen Sterblichen, der nicht einem einzigen Ideal nachhängt, sondern allen gegebnen Verhältnissen Rechnung trägt. Das Heer ist nun einmal nicht dazu da, ein elegantes, bis in die äußersten Feinheiten durchdachtes und ausgearbeitetes Prozeßverfahren vorzuführen, sondern Schlachten zu schlagen und sich in angemessener Weise hierauf vorzubereiten. Das Strafverfahren ist nur ein durch die menschlichen Unvollkommenheiten und Fehler notwendig gewordenes nebensächliches Beiwerk.

Wird daher mit dem mündlichen Anklageverfahren die Staatsanwaltschaft als Anklagebehörde eingeführt, so muß sie unbedingt der Anordnung des betreffenden Gerichtsherrn unterworfen werden. Die Einschiebung einer Zwischeninstanz, die auf erhobene Anklage über etwaige Abweisung derselben oder

Eröffnung des Hauptverfahrens zu entscheiden hätte, ist mit den in unserm Heere vorhandenen Anschauungen über die Rechte eines Vorgesetzten unverträglich. Das Recht des Gerichtsherrn, eine Untersuchung zur Hauptverhandlung zu bringen, wenn er dies für angemessen hält, kann ihm weder durch ein aus Untergebnen noch durch ein aus Juristen bestehendes Kollegium verkümmert werden.

(Schluß folgt)

Allerhand Sprachdummheiten

Die unter dieser Überschrift im letzten Vierteljahre der Grenzboten gedruckten Bemerkungen über eine Reihe häßlicher Angewohnheiten, die sich in unsrer heutigen Schriftsprache entweder schon festgesetzt haben oder sich festzusetzen drohen, haben der Redaktion und auch dem Verfasser, der für viele Leser ja sofort feststand, obwohl seine Aufsätze nicht unterzeichnet waren, eine große Menge von Zuschriften eingetragen. Bei weitem die meisten davon waren Zustimmungen. Doch waren auch ein paar vereinzelte Gegnerstimmen darunter, unter andern ein sehr unhöflicher Brief aus Berlin, dessen Schreiber so that, als ob er glaubte, daß die „Sprachdummheiten" von irgend einem beliebigen Grünschnabel geschrieben wären, obwohl auch er über den Verfasser nicht im geringsten im Unklaren sein konnte und in seinem Briefe nur sein böses Sprachgewissen verriet. Eine Reihe vortrefflicher Gegenbemerkungen eines ungenannten Verfassers sind im vorigen Hefte unverkürzt abgedruckt worden. Nicht als ob uns alle seine Bemerkungen überzeugt hätten. Was z. B. den papiernen Stil betrifft, so ist er sich offenbar nicht ganz klar darüber, was wir, die wir den papiernen Stil bekämpfen, unter diesem Worte eigentlich verstehen, welcherlei Spracherscheinungen wir darunter begreifen; hoffentlich wird es ihm aus den nachfolgenden Aufsätzen noch deutlicher werden. Auch was er gegen den grammatischen Unterricht in der Muttersprache einwendet, hat uns durchaus nicht überzeugt. Aber dies und andres, worin wir abweichender Meinung sind, stand in schwer zu trennendem Zusammenhang mit so vielem, worin wir mit dem Verfasser vollständig übereinstimmen, daß es ein Unrecht gewesen wäre, seine Bemerkungen etwa vorm Abdruck zu verschneiden. In diesen Gegenbemerkungen war übrigens ebenso wie in zahlreichen beifälligen Zu-

schriften der Wunsch ausgesprochen, die „Sprachdummheiten“ möchten in Buchform zusammengedruckt werden. Diesem Wunsche wird sich vielleicht entsprechen lassen. Zunächst möchten wir unser Versprechen einlösen und noch eine Reihe von Beobachtungen aus der heutigen Satzbildung anfügen, die zum großen Teil viel schlimmere Erscheinungen zeigen werden, als die frühern Beobachtungen aus der Wortbildung.

Ein paar Leser haben Anstoß genommen an der Bezeichnung „Sprachdummheiten,“ sie meinten, es wäre klüger gewesen, von Sprachfehlern oder Sprachsünden zu reden, denn die, die jene weitverbreiteten Fehler begingen, wären doch deshalb keine Dummköpfe, sie wüßten nur eben in diesen Dingen nicht recht Bescheid, weil sie nie Gelegenheit gehabt hätten, sich darüber zu unterrichten. Wir können denen, die dieses Bedenken ausgesprochen haben, kein besonders feines Sprachgefühl zugestehen. Was wir vorgeführt haben und noch vorzuführen gedenken, das sind doch in der That zum größten Teile bloße Dummheiten, bloße dumme Angewohnheiten. Und dann: wir bitten, sich doch des Unterschiedes bewußt zu bleiben zwischen einer durch den Singular bezeichneten stehenden Eigenschaft, die bekanntlich selbst von den Göttern vergebens bekämpft wird, und schlimmen Angewohnheiten, von denen auch der gescheiteste Mensch nicht ganz frei ist, die er aber selber sehr leicht bekämpfen kann, wenn er nur erst den guten Freund gefunden hat, der ihn darauf aufmerksam macht. Wir wollen es also bei dem harmlosen Ausdruck, der die Sache am besten bezeichnet, lassen, und wenden uns nun zunächst zu dem ersten Kapitel der Satzlehre, zu dem Verhältnis von Subjekt und Prädikat.

Da ist ein merkwürdiges Beispiel unnötiger und häßlicher Verbreiterung des Ausdrucks, wie sie sich nie in lebendiger Rede findet, sondern sich immer nur bei dem einstellt, der die Feder in der Hand hat, oder allenfalls bei dem Gewohnheitsredner, der bereits Papierdeutsch spricht (es giebt solche), die garstige Angewohnheit, das Prädikat, das aus einem Adjektivum oder einem Partizip besteht, in der deklinirten, attributiven Form hinzuschreiben, anstatt, wie es das einzig richtige und natürliche ist, in der undeklinirten, prädikativen, also z. B.: der Hergang ist ein sehr einfacher, statt: der Hergang ist sehr einfach. Woher diese Angewohnheit stammen mag, ist schwer zu sagen. Man kann doch nicht im Ernste behaupten, daß der, der so schreibt oder spricht, zum Prädikat das Subjekt noch einmal im Geiste ergänzt wünsche: der Hergang ist ein sehr einfacher (nämlich Hergang). Wahrscheinlicher ist es, daß sie sich beim Übersetzen aus den alten Sprachen, wo auch im Prädikat immer das Geschlecht des Adjektivs deutlich wird, eingenistet hat. Aber man sehe sich um: es wird gar nicht mehr anders geschrieben; in zehn Fällen neunmal dieses schleppende deklinirte Adjektiv, im Zeitungsdeutsch durchweg, aber auch in der wissenschaftlichen Darstellung, im Roman, im Geschäftsreklamestil, kurz, überall. In einer Stunde kann man hundert Beispiele sammeln: der Verlauf

der Versammlung war ein ruhiger — die Antwort auf diese Frage ist eine höchst betrübende — das Ergebnis ist insofern ein verstimmendes — ihre Arbeit ist eine vergebliche gewesen — die Zahl der Todesfälle war bisher eine sehr geringe — der Andrang war ein ganz enormer — ist dieses Urteil ein begründetes? — wenn die Umgestaltung wirklich eine so gründliche gewesen wäre — die Stellung des neuen Direktors war eine außerordentlich schwierige — die Staatshilfe kann natürlich nur eine beschränkte sein — seine Stellung war eine viel zu bedeutungslose, als daß er u. s. w. — Napoleons Lage war am 16. Oktober abends eine wenig günstige — Luthers Feder war eine lange und feste — eine Neuheit, deren Erfolg von vornherein ein zweifelhafter sein mußte — die Gesamtwirkung ist eine überaus reiche, ja prächtige — in der größten Zahl seiner Lieder ist der Aufbau ein wunderbar gelungner — die Ausstattung dieser einzig dastehenden Monographie ist eine ihrem Inhalt angemessene — der Vergleich zwischen dem Vortrag eines Musikstückes und der Nachbildung eines Gemäldes durch Kopiren ist ein gänzlich irriger — das Tageslicht wird durch getönte Scheiben gebrochen, sodaß der Gesamteindruck ein ungemein harmonischer und freundlicher ist — der Begriff der Herrenlosigkeit im Privatrecht und im Völkerrecht ist ein durchaus verschiedner — das Aussehen der Dörfer wird dadurch ein gleichmäßigeres, einförmigeres, überhaupt kümmerlicheres (!). Ebenso dann in der Mehrzahl: da die Gebühren verhältnismäßig hohe zu nennen sind — bedenkt man, daß die Pachtsummen an und für sich schon hohe sind (statt hoch). Doppelt schwülstig wird die Ausdrucksweise, wenn im Prädikat ein Partizipium steht, das vernünftigerweise in der Form des Verbum finitum dasein sollte. Anstatt einfach zu sagen: der Anteil entsprach den vorhandenen männlichen Seelen — verbreitert man den Ausdruck doppelt: statt des Verbums setzt man das Partizip mit sein, und dieses Partizip deklinirt man dann wieder, also: der Anteil war ein den vorhandenen männlichen Seelen entsprechender — die Verschiedenheit ist eine außerordentlich weitgehende — (statt: geht außerordentlich weit) — die Zusammengehörigkeit ist in den meisten Fällen eine so lose, so entfernte und jeden Augenblick wechselnde — dies schließt nicht aus, daß der Inhalt der Sitte ein verwerflicher, d. h. dem wahren Besten der Gesellschaft nicht entsprechender sei (statt: verwerflich sei, d. h. dem wahren Besten der Gesellschaft nicht entspreche). Wird das Prädikat verneint, so heißt es natürlich kein hoher statt nicht hoch, z. B.: der Preis war allerdings kein hoher gewesen — die Bezeichnung war insofern keine ganz richtig gewählte — die Freude daran ist eine mehr intellektuelle, keine rein ästhetische — im ganzen ist das Werk freilich kein den Gegenstand erschöpfendes (!) — die Grenze ist keine für alle Zeiten bestimmte und keine für alle Orte gleiche (!). Die letzten beiden Beispiele sind fast

unglaublich, und doch sind sie nicht erfunden, man kann täglich solche Sätze lesen, und die meisten Leute halten solch breitspuriges Einherstelzen jetzt für schön. Übrigens zeigt sich dieser Schwulst nicht bloß bei sein und werden, auch bei Verben, die mit doppeltem Akkusativ, einem Objekts- und einem Prädikatsakkusativ, verbunden werden: ich will diesen Versuch nicht als einen durchaus gelungenen bezeichnen — passiv: dieser Versuch soll nicht als ein durchaus gelungener bezeichnet werden (statt in beiden Fällen einfach: als durchaus gelungen) — der angerichtete Schaden wird als ein beträchtlicher bezeichnet — der Verfasser ist bemüht, die nordschleswigsche Mundart als eine rein dänische oder eine aus den nordischen Sprachen hervorgegangene nachzuweisen — abhängige Arbeit löst sich los und wird zu einer unabhängigen (statt: wird unabhängig) — die Ausstattung muß eine geradezu splendide genannt werden. Doch genug der Beispiele. Man achte einmal beim Lesen darauf, und man wird sehen, es ist eine förmliche Sprachkrankheit; man achte beim Schreiben auf sich selbst, und man wird sehen, daß man gründlich davon angesteckt ist.

Eine grammatische Regel, die schon der Quintaner kennt, lautet: Wenn zu einem Hauptwort eine nähere Bestimmung wieder in der Gestalt eines Hauptwortes tritt (eine sogenannte Apposition), so muß dieses zweite Hauptwort in demselben Kasus stehen, wie das, zu dem es tritt. Das ist so selbstverständlich, daß es jedes Kind begreifen kann, und daher gehört es eben zu den Regeln, die schon auf der untersten Stufe, wo der Unterricht in der Satzlehre kaum begonnen hat, behandelt werden. Nun sehe man sich einmal um, wie geschrieben wird! Da heißt es: Das Gastspiel des Herrn Ravelli, erster Tenor an der Scala in Mailand — der Verfasser der „Sylvia," ein Buch, das wir leider nicht kennen — dies gilt namentlich von dem mitteldeutschen Hofbau, die verbreitetste aller deutschen Bauarten — der First ist mit freistehenden Figuren, Petrus und die vier Evangelisten, geschmückt. Solcher Lüderlichkeit begegnet man täglich! Mag der Genetiv, der Dativ oder der Akkusativ vorausgehen, gleichviel, die Apposition wird in den Nominativ gesetzt. Die Lüderlichkeit stammt, wie so vieles, aus dem Französischen. Nicht etwa daß das streng logische Französisch eines solchen Unsinns fähig wäre, zu einem im Dativ stehenden Hauptwort eine Apposition im Nominativ zu setzen. Wenn der Franzose schreibt: le faîte est orné de statues, St. Pierre et les quatre évangélistes, so empfindet er natürlich les évangélistes als casus obliquus so gut wie das vorhergehende, es ist nur äußerlich nicht als solcher bezeichnet, es trägt eben gar kein Kasuszeichen an sich. Der Deutsche aber, der ein bißchen Französisch gelernt hat, sieht nur die kasuslose Form, bildet sich ein, das sei ein Nominativ, und plumpst nun hinter des und dem mit seinem dummen der hinterdrein! Es ist doch wie ein Schlag ins Gesicht, ein solcher Nominativ als Genosse und Begleiter eines casus obliquus!

Ein besondres Beispiel dieser Lüderlichkeit, das unendlich oft auf Buch-Titeln begegnet — man kann wieder sagen: unter zehn Titeln neunmal —, ist der Fall, daß zum Namen des Verfassers, der ja stets hinter von, also im Dativ steht, das Amt oder der Beruf des Verfassers im Nominativ hinzugesetzt wird. Fortwährend muß man auf Buchtiteln Verfasserangaben lesen wie: von F. Kobeker, kaiserlich russischer Geheimrat — von H. Brehmer, dirigirender Arzt. Namentlich die zahlreichen jungen Herren, die sich an deutschen Universitäten in der ehrwürdigen Stellung von Privatdozenten befinden, haben entweder die Quintanerregel über die Apposition vollständig wieder verschwitzt oder, was auch möglich ist, sie haben keine Ahnung davon, wie ihre Stellung zu dekliniren ist, daß es nicht heißen darf: des Dozent, dem Dozent, sondern des Dozenten, dem Dozenten. Und in derselben Lage scheint sich auch die gesamte schreibende Architektenwelt Deutschlands zu befinden; von Gustav Schönermark, Architekt — von Fritz Hommel, Privatdozent an der Universität München — von Lothar Abel, Architekt, Privatdozent an der Hochschule für Bodenkultur — anders wird gar nicht mehr geschrieben. Aber auch bei andern Kasus kommt der Fehler gerade auf Buchtiteln häufig vor, wie: Erinnerungen an Botho von Hülsen, Generalintendant der königlichen Schauspiele. Auf Briefadressen liest man: Herrn Dr. Müller, Vorsitzender des Vereins u. s. w. Es ist, als ob bei Aufschriften und Buchtiteln der Name eines Menschen wie eine kasuslose Versteinerung betrachtet würde; daß von den Dativ, an den Akkusativ regiert, dafür scheint hier alles Bewußtsein geschwunden zu sein. Erst kommt der Buchtitel, dann das von — und dann folgt undeklinirbar der Wortlaut der Visitenkarte des Verfassers!

In diesen Zusammenhang gehört auch die gemeine Zusammenkoppelung des Dativs und des Akkusativs, die ganz neuerdings bei Datumsbestimmungen aufgekommen ist und mit unbegreiflicher Schnelligkeit um sich gegriffen hat. Fast alle Behörden, alle Berichterstatter, alle Konzertprogramme schreiben schon: am Donnerstag, den 13. Februar. Jede von beiden Konstruktionen für sich allein wäre richtig: auf die Frage: Wann ist das Konzert? kann eben so gut mit dem bloßen Akkusativ geantwortet werden (den Donnerstag)*) wie mit an und

*) Beiläufig: in Leipzig sagt der Mann oder das Mädchen aus dem Volke, wenn sie sich „gebildet“ ausdrücken wollen: ich gomm' in Donnerstag — eine sehr lustige Spracherscheinung, die folgende Entstehung hat. Wenn die Leute unter sich sind, sagen sie ganz richtig: ich gomme 'n Donnerstag. Sie haben aber keine Ahnung, daß das 'n der Rest des Artikels den ist, sondern glauben, es sei der Rest der Präposition in, und wenn sie nun mit Höhergestellten fein sprechen wollen, so glauben sie das vermeintliche verstümmelte in wiederherstellen zu müssen. Ja sogar für dem wird dieses in gebraucht. Unfolgsamen Kindern droht das Kindermädchen in Leipzig, wenn es im Zorn junonisch aufbäumt: Wart nur, ich sags in Papa!

dem Dativ (am Donnerstag); aber beide Konstruktionen zusammenzukoppeln ist doch ein Zeichen kläglichster Hilflosigkeit! Ist unser Sprachgefühl wirklich so abgestumpft, daß man den Akkusativ nicht mehr fühlt, wenn geschrieben wird: Donnerstag, den 13. Februar? Muß das dumme am dazu? Da werden die Jungen nun neun Jahre lang auf den Gymnasien logisch gedrillt; wenn sie im lateinischen oder im griechischen Pensum einen solchen Schnitzer machen wollten — es ist ja ganz undenkbar! Aber sowie sie aus der Schule hinaus sind und in einen „akademischen Verein" eintreten, so findet der Antrittskommers des Vereins am Donnerstag, den 17. April statt. So machts der „unterfertigte" Sekretär bekannt.

Zu einem überaus traurigen Kapitel komme ich, wenn ich mich zu den Dummheiten wende, die jetzt in unserm Präpositionengebrauch im Schwange sind. Als Präpositionen brauchte man früher eine Menge kleiner Wörtchen, die aus zwei, drei, vier Buchstaben bestanden. In unsern Grammatiken findet man sie auch heute noch verzeichnet. dieses lustige kleine Gesindel: in, an, zu, aus, von, auf, mit, bei, vor, nach, in unserm heutigen Papierdeutsch aber fristen sie nur noch ein kümmerliches Dasein; da sind sie verdrängt und werden immer mehr verdrängt durch schwerfällige, schleppende Ungetüme wie anläßlich, gelegentlich, einschließlich, ausschließlich, bezüglich, hinsichtlich, rücksichtlich, inhaltlich, antwortlich, betreffs, behufs, vermittelst, seitens, zwecks u. s. w. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird der betreffende Abschnitt in unsern Grammatiken vollständig umgestaltet werden müssen; die modernen Ungetüme werden als unsre eigentlichen Präpositionen verzeichnet, die alten, wirklichen Präpositionen in die Sprachgeschichte verwiesen werden müssen.

Wo die ursprünglichen Präpositionen wirklich noch gebraucht werden, da werden sie meist falsch gebraucht. Früher hatte man Vertrauen zu jemand, Hoffnung auf jemand und Mißtrauen gegen jemand. Jetzt wird das alles durch in besorgt, man hegt Vertrauen in die Kriegsleitung, ist ohne jedes persönliche Mißtrauen in die Behörden und setzt seine Hoffnung in die Zukunft. Früher hatte man Achtung vor jemand und Liebe zu jemand; jetzt wird beides durch für erledigt: bei aller Liebe und Achtung, die ich für ihn habe. Früher ging man auf einem Wege vorwärts, und wenn einen auf diesem Wege jemand im Vorwärtsgehen hinderte, so sagte man: er tritt mir in den Weg, er steht mir im Wege, er mag mir aus dem Wege gehen. Unsre heutigen Herren Juristen möchten aber nur noch im Wege vorwärtsgehen oder „vorschreiten," sei es im Wege der Gesetzgebung oder im Wege der Verordnung oder im Wege des Vergleichs oder im Wege der Güte. Man sieht die Herren förmlich in einer Schlucht oder einem Hohlwege stehen, rings von hohen Felsenwänden umgeben.

Fast reblausartig greift jetzt namentlich ein Mißbrauch der Präposition in

um sich: die Verbindung von in mit Substantiven auf —ung. Den Anfang scheint in Ermangelung gemacht zu haben, dann kam in Erwägung; die beiden haben aber bereits eine ganze Masse ähnlicher Bildungen nach sich gezogen, und das Ende ist noch gar nicht abzusehen, jede Woche überrascht uns mit neuen. Briefe von Juristen und Geschäftsleuten fangen kaum noch anders an als: In Beantwortung oder in Erwiderung Ihres geehrten u. s. w., ein Aufsatz wird geschrieben in Anlehnung oder in Anknüpfung an ein neu erschienenes Buch, ein Zinsfuß wird herabgesetzt in Entsprechung eines Gesuchs, eine Zeitungsmitteilung wird gemacht in Ergänzung oder in Berichtigung einer früher gebrachten Mitteilung, der Polizeirat vollzieht eine Handlung in Vertretung oder in Stellvertretung des Polizeidirektors, eine Auszeichnung wird jemand verliehen in Anerkennung seiner Verdienste, und so gehts weiter; man schreibt: in Würdigung der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit des Sparkassenwesens — in Veranlassung des heutigen fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläums — in Begründung der Anklage beantragte der Staatsanwalt das höchste Strafmaß — in Überschätzung dieses Umstandes behauptete er — der in Verlängerung des Neumarktes durch die Promenade führende Fußweg — in Befolgung seiner Befehle wurden folgende weitere Gebietsteile unterworfen — in Ausführung von § 14 des Ortsstatuts bringen wir zur Kenntnis. Ja vor wenigen Tagen ging sogar eine Anekdote aus den Memoiren der Madame Carette durch die Zeitungen, wonach Bismarck dieser Dame auf einem Balle am Hofe Napoleons eine Rose überreicht haben sollte mit den Worten: Wollen Sie diese Rose annehmen in Erinnerung an den letzten Walzer, den ich in meinem Leben getanzt habe! Wer ein wenig nachdenkt, der sieht, daß hier die verschiedensten logischen Verhältnisse und die verschiedensten grammatischen Konstruktionen in roh mechanischer Weise gleichsam auf eine Formel gebracht sind, wie sie für unsre denkfaule Zeit so recht geschaffen ist. Ein Teil dieser unsinnigen in soll den Beweggrund ausdrücken, der doch nur durch aus bezeichnet werden kann; in Ermangelung, in Anerkennung, in Überschätzung — das soll heißen: aus Mangel, aus Anerkennung, aus Überschätzung! Wenn das logische Verhältnis durch einen Nebensatz ausgedrückt werden sollte, könnte es hier nur heißen: weil es daran mangelt, weil ich anerkenne, weil er überschätzt. Ein andrer Teil soll den Zweck bezeichnen, der doch nur durch zu ausgedrückt werden kann; in Ergänzung, in Berichtigung, in Erinnerung — das soll heißen: zur Ergänzung, zur Berichtigung, zur Erinnerung. Mit einem Verbum ausgedrückt, könnte das nur heißen: um zu berichtigen, um zu ergänzen, damit Sie sich daran erinnern. Wieder in andern Fällen wäre vielmehr als am Platze statt in: ein Weg wird doch als Verlängerung des Neumarktes durch die Promenade geführt (oder allenfalls auch zur Verlängerung), ein Brief wird geschrieben als Antwort auf einen andern (oder

wieder zur Beantwortung), ein Beamter unterzeichnet als Stellvertreter des Kreishauptmanns. Nur in den seltensten Fällen bezeichnet das in wirklich einen begleitenden Umstand, wie man ihn sonst wohl durch indem mit dem Partizip ausdrückt: ich schreibe einen Aufsatz, indem ich dabei an ein neues Buch anknüpfe, mich an das Buch anlehne — dafür ließe sich ja zur Not auch sagen: in Anknüpfung, in Anlehnung; indem der Staatsanwalt die Anklage begründete, beantragte er das höchste Strafmaß — auch dafür kann man ja sagen: in seiner Begründung, bei seiner Begründung der Anklage (seiner kann aber nicht fehlen). Aber wie ist es nur möglich, dies alles plötzlich in einen Topf zu werfen? Wo das schöne in Beantwortung herstammt, das weiß man ja: es ist wieder dem französischen en réponse nachgeäfft. Das unsinnige in Erinnerung, das die Zeitungsschreiber Bismarck in den Mund legen, wird wohl auch im französischen Original durch eine Wedung mit en ausgedrückt sein. Aber wo kommt nur das andre Zeug auf einmal her? Ursache, Grund, Zweck, vorübergehende oder dauernde Eigenschaft, begleitender Umstand — wie können diese Unterschiede auf einmal alle ausgewischt werden? Es handelt sich wieder um eine richtige Modedummheit, die gedankenlos nachgemacht und dabei immer weiter ausgedehnt wird. Es wird noch dahin kommen, daß jemand 1000 Mark erhält in Belohnung für treue Dienste oder in Entschädigung für einen Verlust oder in Unterstützung seiner Angehörigen oder in Bedingung der Rückgabe. Es ist nicht einzusehen, weshalb man nicht auch das alles durch in sollte ausdrücken können.

Am liebsten aber, wie gesagt, werden die wirklich alten Präpositionen gar nicht mehr gebraucht, sondern durch die schon genannten langatmigen Ungetüme ersetzt. Früher wurde einer mit einem Messer gestochen und dann mit einer Droschke ins Krankenhaus gebracht; jetzt geschieht das nur noch vermittelst eines Messers und vermittelst einer Droschke. Ein herrliches Wort, dieses vermittelst! Dem Anschein nach eine Superlativbildung, aber wovon? Ein Adjektivum vermittel giebt es nicht, nur ein Zeitwort vermitteln. Daran denkt aber doch niemand bei vermittelst. Offenbar ist das Wort in schauderhafter Weise verdorben aus mittels, dem Genetiv von Mittel, der in ähnlicher Weise zur Präposition gepreßt worden ist, wie das zopfige, schon lange neben vermittelst in der Amts- und Zeitungssprache sich fortschleppende behufs, wozu sich neuerdings noch zwecks, mangels und namens gesellt haben — lauter wundervolle Erfindungen. Das Zwischenglied wäre dann mittelst, das man auch lesen kann; fürstliche Personen reisen ja in den Zeitungen stets mittelst Extrazuges. Daß zu auch den Zweck bezeichnet, ist vielen Leuten jetzt gänzlich unbekannt; früher hätte mans sehr gut verstanden, wenn einer sagte: er ist der Polizeibehörde zur Einsperrung überwiesen worden — die Nummern sind zur Registrirung beigefügt worden; jetzt heißt es: zwecks Einsperrung, zwecks (oder zum Zwecke!) der Registrirung, zwecks Feststellung

der Krankenkassenbeiträge u. s. w. Einen Brief fing man früher an: Auf Dein Schreiben vom 17. teile ich Dir mit; jetzt: Antwortlich Deines Schreibens. Früher hieß es: im Namen des Königs, aus Mangel an genügendem Angebot, jetzt: namens des Königs, mangels genügenden Angebotes; für den häßlichen Gleichklang, der durch die gehäuften Schluß-s entsteht, haben die Menschen kein Ohr. Früher verstand es jedermann, wenn man sagte: nach Paragraph 5, nach den Bestimmungen der Bauordnung; jetzt heißt es: gemäß oder in Gemäßheit von (!) Paragraph 5, inhaltlich der Bestimmungen der Bauordnung. Früher erschien eine Festschrift zum Geburtstage, beim Jubiläum eines Gelehrten, jetzt nur noch anläßlich des Geburtstages oder gelegentlich des Jubiläums. Beim Auftreten der Influenza hat sich gezeigt — in den über den Entwurf gepflogenen Verhandlungen wurde bemerkt — versteht das niemand mehr? Offenbar nicht, denn jetzt heißt es: gelegentlich des Auftretens der Influenza — gelegentlich der über den Entwurf gepflogenen Verhandlungen. Früher sagte man: mit der heutigen Versammlung sind in diesem Jahre zehn Versammlungen gewesen, ohne die heutige neun, und man wurde verstanden; jetzt heißt es: einschließlich der heutigen Versammlung, ausschließlich der heutigen Versammlung. Endlich: mit Zuhilfenahme von, auf Grund von, unter Zugrundelegung von, was sind diese Wendungen anders, als breitspurige Umschreibungen einfacher Präpositionen, deren Kraft und Wirkung man nicht mehr fühlt oder nicht mehr fühlen will?

Der größte Greuel aber auf dem ganzen Gebiete unsers heutigen Präpositionengebrauches, richtiger Mißbrauches, ist das Wort seitens. Es ist zunächst schon eine schauderbare Bildung. In den vierziger und fünfziger Jahren schrieben die Beamten und Zeitungsschreiber beim passiven Verbum mit Vorliebe von Seiten statt des einfachen von: von Seiten der Polizeidirektion statt von der Polizeidirektion. Das war natürlich unnötiger Schwulst, aber es war doch wenigstens richtig; ja man konnte sich sogar über den alten guten Dativ freuen, den sich heute niemand mehr zu bilden getraut. Mit der Zeit wurde aber doch selbst den Kanzlei- und Zeitungsmenschen dieses ewige von Seiten zu viel. Statt nun das einzig vernünftige zu thun und wieder zu dem einfachen von zurückzukehren, ließ man das von weg und sagte nur noch seiten. Aber das dauerte auch nur kurze Zeit. Kaum war diese Neubildung fertig, so wurde sie einer abermaligen Umbildung unterzogen, man hing in der gedankenlosesten Weise, verführt durch Genetive wie behufs, betreffs (denn zwecks und namens gab es damals noch nicht), ein gänzlich unorganisches s an den alten Dativ, und so entstand denn dieses Jammerbild einer Präposition, das heute die Hauptpräposition, das Leib- und Lieblingswort der gesamten deutschen Zeitungssprache ist. So wie man eine Zeitung in die Hand nimmt: das erste Wort, das einem in die Augen fällt, ist seitens.

Die kleinen Pfennignotizen der Lokalreporter fangen gewöhnlich gleich damit an, und wenn dies nicht der Fall ist, dann stehts gewiß auf der zweiten oder dritten Zeile. Ein Reporter ist nicht imstande, eine Notiz von fünf Zeilen abzufassen ohne seitens. Da er völlig unfähig ist, einen Vorgang, ein Ereignis im Aktivum mitzuteilen, da er alles im Passivum erzählt, sodaß das Objekt zum Subjekt wird und das Subjekt zum äußerlichen Agens, von dem beim Passivum ihm aber gänzlich unbekannt geworden ist, so kann er thatsächlich nicht die kleinste Mitteilung mehr machen ohne seitens. Die Regierung, der Bundesrat, das Ministerium, der Magistrat, die Polizeidirektion, das Stadtverordnetenkollegium — sie alle thun nichts mehr, sondern alles wird gethan, alles geschieht seitens der Regierung, seitens des Bundesrats, seitens des Ministeriums, seitens des Magistrats, seitens der Polizeidirektion u. s. f. Es giebt Zeitungsspalten, worin man das Wort zwanzigmal finden kann, es wird einem ganz schlimm und übel dabei. Auch der Theaterkritiker schreibt: Es liegt darin etwas Verletzendes, auch wenn solches weder seitens des Dichters, noch seitens der Darsteller beabsichtigt sein sollte; das Stück wurde seitens des Publikums einstimmig abgelehnt. Für den garstigen Gleichklang, der entsteht, wenn hinter seitens nun immer wieder Genetive auf —s kommen, für dieses unaufhörliche Gezisch haben die Menschen wieder kein Ohr. Wenn ja einmal abgewechselt werden soll, auf das einfache und vernünftige von oder gar auf das Aktivum verfällt der Zeitungsschreiber ganz gewiß nicht; dann schreibt er: englischerseits, päpstlicherseits, ministeriellerseits, regierungsseitig (!). Einzelne Tierärzte machen darauf aufmerksam — die Gegner der Juden behaupten — pfui, wie simpel! Der Zeitungsschreiber sagt: Tierärztlicherseits wird darauf aufmerksam gemacht — antisemitischerseits wird behauptet. Das klingt doch nach was!

Damit ist aber der Wirkungskreis dieses herrlichen Wortes noch lange nicht erschöpft; das Tollste kommt noch. Das schöne seitens wird nämlich nicht nur mit Verben, sondern auch mit Substantiven verbunden. Da schreibt man: die Beiträge zur Unfallversicherung seitens der Arbeitsherren — die Vorführung eines Spritzenzuges seitens des Branddirektors — die Übergänge der Parthe seitens der Nordarmee — die allgemeine Benutzung der Lebensversicherung seitens der ärmern Bevölkerungsklassen — die Besitznahme dieses Küstengebietes am Mittelmeere seitens der Franzosen — der schädigende Einfluß der Verletzung der Glaubenspflichten seitens eines Kirchenmitgliedes — das Dementi der Nachricht von der Audienz des Herrn von Helldorff beim Kaiser seitens der Konservativen Korrespondenz — Zeitungen wie neue Bücher sind jetzt voll von solchen greulichen Verbindungen! Ja, wie soll man sie denn aber vermeiden? In allen diesen Beispielen ist doch ohne seitens garnicht auszukommen, nicht wahr? Wie sind denn unsre Vorfahren ohne das herrliche Wort ausgekommen? Nun, entweder durch vernünftige Wortstellung: die Bei-

träge der Arbeitsherren zur Unfallversicherung; oder durch Benutzung der Präposition durch: die Vorführung eines Spritzenzuges durch den Branddirektor; oder endlich, und das ist wohl das Vernünftigste, dadurch, daß man Nebensätze bildete, anstatt, wies jetzt geschieht, die Nebensätze in Substantiva zusammenzuquetschen. Zu einem Verbum finitum kann man ein halbes Dutzend nähere Bestimmungen hinzusetzen, da hat man immer freie Bahn und kommt leicht vorwärts; sowie man aber das flüssige Verbum in das starre Substantiv verwandelt, verrammelt man sich selbst den Weg, und nun werden solche Angstverbindungen fertig, wie: der redliche Erwerb der Kleidungsstücke seitens des Angeklagten ließ sich zum Glück nachweisen (anstatt: daß der Angeklagte die Kleidungsstücke redlich erworben hatte). Statt der oben angeführten Beispiele sage man: dadurch, daß die Nordarmee über die Parthe gegangen war — wenn ein Kirchenmitglied die Glaubenspflichten verletzt — wenn die ärmeren Bevölkerungsklassen die Lebensversicherung allgemein benutzen wollten u. s. w., und man ist aus aller Verlegenheit.

Nun aber das Allertollste! Diese Angstverbindungen von Substantiven mit seitens sind durch den massenhaften Gebrauch den Leuten so geläufig geworden, ja die Leute sind so vernarrt in dieses seitens, daß sie es auch da anwenden, wo gar keine Nötigung vorliegt, und geradezu den einfachen Genetiv damit umschreiben! Man sagt nicht mehr: der Besuch des Kaisers, die freiwillige Pflichterfüllung eines Einzelnen, sondern der Besuch seitens des Kaisers, die freiwillige Pflichterfüllung seitens eines Einzelnen! Schockweise laufen einem jetzt solche Beispiele über den Weg, man braucht nur zuzugreifen: ich wollte damit etwaigen Einreden seitens der Gegner vorbeugen — die philologischen Studien erfreuen sich nicht der Gunst seitens des Staates wie die naturwissenschaftlichen — der glänzende Erfolg, den der Verfasser dem ausgezeichneten Vortrage seitens des Recitators zu danken hat — er wurde die Zielscheibe vieler Angriffe seitens der Klerikalen — die Anstellung eines höhern Gehilfen kann nicht ohne Vertrauen seitens des Handelsherrn geschehen — die Frau war wegen fortgesetzten Roheiten seitens ihres Mannes ins elterliche Haus zurückgekehrt — der Gesandte hatte die Stirn, zu fragen, ob man denn auch des Friedensbruches seitens Frankreichs gewiß sei — die Ursachen des ersten Krieges seitens des englischen Königs gegen die Holländer wurden dargelegt — das Urteil klingt hart, beruht aber auf sorgfältiger Prüfung seitens eines Unbefangnen — an der Tafel fehlte es nicht an herzlichen Reden und Gegenreden seitens der Arbeiter und Prinzipale u. s. w. In einzelnen dieser Beispiele scheint ja nun auch ein Schimmer von Erklärung und Entschuldigung in der Verlegenheit zu liegen. Das Substantiv, von dem der Genetiv abhängen soll, bezeichnet meist eine Handlung, und da kann ja der Zweifel entstehen, ob man diese Handlung aktiv oder passiv auffassen soll. Der Besuch des Kaisers — das könnte ja auch heißen, der Kaiser sei be-

sucht *worden*! Der Besuch *seitens* des Kaisers — das ist nicht mißzuverstehen, da hat er besucht! O heilige Einfalt! Wie ist man nur zu Lessings, Goethes und Schillers Zeiten ohne diese erstaunlich feine Unterscheidung ausgekommen? Nein, dieses *seitens* statt des Genetivs ist nichts als der auf die höchste Spitze getriebene Mißbrauch eines an sich schon greulichen Modewortes, vor dem der Leser infolge unsrer Darlegung in Zukunft hoffentlich einigen Abscheu empfinden wird.

Wie ist unsre Sprache greisenhaft geworden! Wenn man die Leitartikel unsrer Zeitungen, politische wie volkswirtschaftliche, unsre neuen Gesetzentwürfe, die Bekanntmachungen unsrer Behörden, die Satzungen unsrer Vereine und Gesellschaften liest, so fragt man sich immer: Wie sollen die Menschen das nur verstehen! Sie verstehen es auch gar nicht. Das Auge des Lesers fliegt über die Zeilen hin, worin oft die einfachsten Gedanken, Forderungen, Bestimmungen in einen Schwall von schleppenden, mit langgeschwänzten Wortungetümen vollgepfropften und durch eingeschachtelte Attribute, Appositionen und Zwischensätze breitgezerrten Perioden eingewickelt sind (etwa wie Figura zeigt), er erhält eine dunkle Ahnung davon, um was sichs handelt, aber klar wird ihm nichts. Zu diesem Wortschwall liefern aber die schwerfälligen neumodischen Präpositionen einen Hauptbeitrag. Die Schule sollte alles daran setzen, in dem heranwachsenden Geschlecht wieder das Gefühl zu wecken für die Kraft, die Fülle, die Vieldeutigkeit der echten alten Präpositionen, die unsrer Sprache Leichtigkeit und Fluß gaben. Aber trägt nicht gerade die Schule beim Übersetzen aus den fremden Sprachen, wo der Lehrer sich gar nicht genug thun kann, um an die „Nüance," die ein ἐπί oder ein ad in einem gewissen Zusammenhange hat, hinanzukommen, vielleicht zur Züchtung jener Sprachungetüme bei?

(Fortsetzung folgt)

Italienische Dichter

Die Kenntnis der italienischen Litteratur, die in Deutschland vor Zeiten an einzelnen Höfen und in den Kreisen der katholischen Aristokratie ein unerläßliches Kennzeichen feinerer Bildung war, aus der unsre Kunstdichter des siebzehnten Jahrhunderts und wiederum die Romantiker einen Teil ihrer Vorstellungen und Formen gewannen, ist in dem letzten halben Jahrhundert, in dem man doch so vielen Anteil an der politischen Erhebung Italiens genommen hat, kaum

gefördert worden, und die aufblühende romanische Wissenschaft hat sich großenteils auf die gefeierten Namen der Renaissance beschränkt. Die Zahl der deutschen Dante- und Ariostübersetzungen, der Abhandlungen und Kommentare dazu hat sich zwar unablässig gemehrt, auch einzelne Novellisten und Komödiendichter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts haben sich lebhafter Teilnahme erfreut. Doch über das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die Periode Tassos hinaus, erstreckte sich diese Teilnahme kaum. Die ganze spätere Entwicklung der italienischen Dichtung galt als Verfall, und von der Erhebung seit Parini und Alfieri nahmen wohl einzelne Litteraturfreunde Notiz, aber sie kam nicht zu dem Ansehen eines Gegenstandes wissenschaftlicher Untersuchung und Erörterung. Die gelehrte Beschäftigung mit Dante trug karge Frucht für eine lebendige Teilnahme an der neuern italienischen Dichtung. Die wenigen Übersetzer und ihre Verleger erfuhren es zu ihrem Schaden, daß keine neuere Litteratur ein so geringes Publikum unter uns hat als die italienische. Die Novellen Vergas und La Farinas haben hieran nichts geändert, und der unermüdliche Vertreter italienischer Poesie, Paul Heyse, sagt selbst über den Erfolg seiner Übersetzung des Leopardi, daß er geneigt sei, „die gute Aufnahme nicht so sehr auf seine dichterische Anziehungskraft zu schieben, als auf die pessimistische Grundstimmung seiner Weltanschauung, die einer Krankheit der Zeit willkommene Nahrung bot. Daß der Dichter der Weltverachtung zufällig ein Italiener war, kam für die meisten seiner Bewunderer gewiß zu allerletzt in Betracht."

Auch in dem Vorwort zu einer neuen, sehr wertvollen Sammlung poetischer Übersetzungen und litterarhistorischer Einleitungen: Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts*) wiederholt Heyse die Klage, daß der Erfolg seiner unablässigen Bemühungen, die gebildeten Kreise in Deutschland für die Litteratur unsrer politischen Bundesgenossen zu gewinnen, hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben sei. „Woher diese tiefe Gleichgiltigkeit gegen die Dichtung eines Volkes, dessen Land immer noch das Ziel unsrer Sehnsucht ist, dessen Sitte und Zustände novellistisch geschildert zu sehen wir nicht müde werden, dessen Sprache unbestritten als die melodischste von ganz Europa gilt? Es ist wahr, daß das heutige Italien an großen Talenten, an Schriftstellern ersten Ranges arm ist, daß seine Theater fast ausschließlich unter dem Einflusse der französischen Bühne stehen, der französische Roman der neuesten Schule es den wenigen Erzählern aus erster Hand schwer macht, emporzukommen, und daß es nicht geringer Vertrautheit mit der Sprache bedarf, um den eigenartigen Reiz Carduccischer Lyrik ganz zu genießen. Das alles würde mir erklären, warum bisher eine im eigentlichsten Sinne volks-

*) Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Übersetzungen und Studien von Paul Heyse. Drei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889.

tümliche Wirkung der italienischen Litteratur in Deutschland ausbleiben mußte. Aber die Zurückhaltung auch der feinern, künstlerischer Empfänglichkeit sich bewußten Kreise, eines Publikums, das sich zu einem eignen „Litteraturverein" zusammengethan hat und mit einem sehr gemischten Programm vorlieb nimmt, wie haben wir uns die zu erklären? Eine genügende Antwort auf diese Frage würde uns hier zu weit führen. Und vielleicht ist das seltsame Rätsel überhaupt nicht völlig zu lösen, und wir müssen uns mit dem Zugeständnis bescheiden, daß nicht bloß einzelne Bücher, sondern auch ganze Litteraturen ihre Schicksale haben."

Über die herrschende Gleichgiltigkeit gegen die neuere Litteratur Italiens wäre, wie der Herausgeber der „Italienischen Dichter" oben andeutet, viel zu sagen, und die Frage steht auch nicht ganz so, daß das Schicksal der italienischen Dichter gewendet werden müßte, weil es in gewissem Sinne unverdient ist. Denn zu den „Schicksalen," deren Heyse gedenkt, gehören auch jene Stimmungen, die zu Zeiten durch ganze Völker hindurchgehen und einen geheimen Einfluß selbst auf die Kreise ausüben, die sich im Besitz der höchsten und freiesten Bildung glauben. Trotz des Getöses der Zolaanbetung und der Bewunderung für russische Wirklichkeitsdarsteller, trotz freier Bühne und sozialistischer Ästhetik, die alles Deutsche von vornherein mißachtet, spüren wir einen Hauch in der Luft, ein stilles Wehen und Rauschen, das eine Zeit verkündet, wo die spezifisch germanischen Elemente in aller Kunst, namentlich aber in der Poesie wieder einmal vor andern wirken werden. Ob es glücklich oder bedenklich sei, daß eine solche Wendung bevorsteht, brauchen wir hier nicht zu erörtern, genug, daß, wenn es so ist, sich die Aussichten auf stärkere Geltung und Verbreitung italienischer Poesie eher mindern als mehren. Die Lust an einer weitausgebreiteten Bildung, einem sichern und vielseitigen Geschmack, der die Reize grundverschiedner Phantasierichtungen und grundverschiedner Natureinwirkungen zu würdigen versteht, ist zudem viel seltner unter uns geworden. Bei den tausend Forderungen, die heute an den Einzelnen gestellt werden, giebt es wenige unermüdliche Leser, die stillen Lebensgenuß in der poetischen Wiederspiegelung der Welt suchen. Und solche Leser sind denn doch vorausgesetzt, wenn es sich um tiefere eingehende Teilnahme für das erste Wiedererwachen eines starken und männlichen Litteraturgeistes in Italien, für die Dichtungen der Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni, um eine nachhaltige Beschäftigung mit den durchaus eigentümlichen und keineswegs leicht zu genießenden Dichtererscheinungen Leopardis, Giustis und der Satiriker Guadagnoli und Belli handelt. Die Sammlung der Übertragungen und Studien Heyses, die zum Teil über dreißig Jahre zurückreichen, ist im höchsten Grade dankenswert und eine gewisse Wirkung wird ihr nicht fehlen. Die Übersetzungen selbst entsprechen den höchsten Forderungen, die zu stellen sind, der poetische Übersetzer ringt vor allem darnach, den Stil der ihn fesselnden Dichter, „die von innen

heraus nach eignem Gesetz bildende und alle Glieder durchdringende einheitliche Kraft" im Deutschen wiederzugeben. Er meint mit vollem Rechte: „Wer uns den Dichter nahe bringen will, dessen höchste Sorge wird es sein müssen, vor allem den Eindruck einer geschlossenen Persönlichkeit wieder hervorzurufen, alle Worte und Wendungen, die das Original zu interpretiren versuchen, aus einem möglichst einheitlichen Sprachgefühl hervorquellen zu lassen, überhaupt nicht eher ans Werk zu gehen, als bis er mit eigner künstlerischer Kraft das geistige Grundwesen des fremden Dichters in seinem Innern nachgeschaffen hat." Und Heyse erreicht nicht bloß einmal, nicht gelegentlich, sondern beinahe immer dies höchste Ziel des Übersetzers und bewährt die feine Formempfindung, die ihn in seinen eignen Dichtungen auszeichnet, auch den Gebilden und Lebensäußerungen der genannten italienischen Dichter gegenüber. Die Einleitungen, Nachworte und Anmerkungen Heyses, von denen er selbst im Vorwort mit einer übergroßen Bescheidenheit spricht, haben jedenfalls den Wert, die Kreise, an die sich die Sammlung wendet, über den Entwicklungsgang der neuern italienischen Litteratur vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf die letzte Zeit vor der schwer errungenen Einheit besser und eingehender zu belehren, als dies mit Hilfe der litterarhistorischen Handbücher und Abrisse irgend möglich war. Finden sie aufmerksame Leser, so wird diesen nicht entgehen, daß die kurzen Aufsätze Heyses nicht nur in geistvoll knapper Weise das Wesentlichste über Bedeutung, Eigenart, Leben und Dichten der von ihm ausgewählten Dichter mitteilen, sondern auch tiefere Kunstfragen berühren und streifen, niemals ohne ein paar aus eigner Kunstübung und feiner Nachempfindung geschöpfte Sätze zu geben, die sich Ästhetiker von Handwerk zu Gemüte führen können. Die Kürze seiner Mitteilungen schließt nirgends eine Flüchtigkeit ein, und wenn in erster Linie die Italiener Ursache haben, dem deutschen Dichter für diese Kapitel poetisch illustrirter italienischer Litteraturgeschichte dankbar zu sein, so wird es auch in Deutschland nicht an Einzelnen fehlen, die Heyse für die ganze Sammlung oder für einen und den andern Teil von Herzen dankbar sind. Es wird doch auch Leute geben, die die nicht pessimistischen Erzeugnisse der Satiriker zu würdigen wissen.

Eines ist freilich gewiß, und der Herausgeber hat es sich selbst gesagt und in der Einleitung zu der hübschen poetischen Erzählung von Antonio Guadagnoli (Die Zunge einer Frau auf der Probe) auch öffentlich ausgesprochen, daß diejenige Poesie der Romanen, die aus ihrem starken Geselligkeitstriebe entspringt, die Dichtung in den Dienst der Unterhaltung stellt und in keiner Weise auf das Gemüt und nur ganz obenhin und flüchtig auf den Geist wirkt, die eigentliche poesia giocosa, bei uns keinen Boden hat. In Deutschland wären kein Berni, kein Parini gediehen, selbst Wieland ist keiner geworden. Wo sich unser Spaß, unsre heitere Gelegenheitsdichtung nicht gleich höher erheben, sinken sie in der Regel zur Plattheit, zur gereimten Ungereimtheit herab.

Dies deutet auf die tiefe Kluft, die trotz der Gemeinsamkeit vieler Schicksale und großer Interessen zwischen uns und den Italienern vorhanden ist und die weder unsre Reisenden noch unsre Kunst- und Litterarhistoriker bis jetzt überbrückt haben. Der Schauder, den ein deutscher Sonderling wie Bogumil Goltz vor dem gesamten Italien empfand, wirkt freilich nur noch im Geheimen nach, und die alten Sagen von welscher Falschheit und Hinterlist haben schon seit Goethes italienischer Reise bessern Kunden Platz gemacht. Immerhin sind Elemente im geselligen und geistigen Leben der hochbegabten Nation vorhanden, für die gerade wir Deutschen schwer Verständnis gewinnen. Und daran wird nichts geändert, auch wenn eine einzelne deutsche Künstlernatur sich lebhaft zu eben diesen Elementen hingezogen fühlt.

Humor und Komik in der griechischen Kunst

Wer die Antikensammlung eines größern Museums durchwandert und sich dabei, wie das unter hundert Besuchern neunundneunzig thun, auf die großen Prachtsäle beschränkt, in denen die Werke der antiken Skulptur in Originalen oder Abgüssen beisammen sind, ohne den Schränken, worin die unscheinbareren Erzeugnisse der Kleinkunst aufbewahrt sind, mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken, der wird leicht den Eindruck mit fortnehmen, als habe die griechische Kunst, so mannichfaltig auch die von ihr behandelten Gebiete sind, so sehr auch ihre Erzeugnisse die ganze Stufenleiter vom großartig Erhabnen zum leidenschaftlich Bewegten, vom tragisch Ergreifenden zum lieblich Anmutigen durchlaufen, das Element des Komischen nur sehr wenig in ihren Kreis gezogen. Aber eine solche Annahme würde sehr fehlgehen. Bei der scharfen Beobachtungsgabe, die den Südländer auszeichnet, fehlte den alten Hellenen der Sinn für das Komische keineswegs, und ihre Litteratur erweist das ja zur Genüge. Die derbe Komik des aristophanischen Lustspiels und die Possen der dorischen Komödie legen nicht minder als der feine Witz eines Menander oder die Charakterschilderungen Theophrasts deutliches Zeugnis davon ab, wie reich die komische Erfindungsgabe, wie hervorstechend das Talent, komische Situationen zu ersinnen und darzustellen oder einer Sache die komische Seite abzugewinnen, bei den Griechen gewesen ist. Und auch der Bruder der Komik, der im Ernst und selbst im Tragischen durchbrechende Humor, fehlt ihnen nicht. Zeigen doch

bereits die homerischen Gedichte die ersten naiven Spuren davon. Wenn im ersten Buche der Ilias der lahme Hephästos eifrig den Mundschenk macht und über den herumhumpelnden Stellvertreter Ganymedes die Götter alle in ihr berühmtes unauslöschliches Gelächter ausbrechen, oder wenn Odysseus den grimmen Polyphem, den er zu blenden gedenkt, berauscht macht und auf die Frage des Trunkenen erwidert, er heiße Niemand, worauf der Kyklop ihm mit gutmütigem Menschenfresserhumor verspricht, zum Dank für die wundervolle Weinesspende werde er den Niemand zuletzt unter allen seinen Gefährten verzehren, so sind das Äußerungen eines solchen naiven Humors, wie ihn die Volkspoesie liebt. Und erinnert es uns nicht an den großen Meister des Humors im Tragischen, an Shakespeare, wenn im Agamemnon des Äschylos zu Anfang der furchtbaren Ereignisse, die sich vor uns abspielen sollen, der geschwätzige Wächter mit seinen vulgären Redensarten auftritt, oder in der Antigone des Sophokles der mit Bewachung der Leiche des Polyneikes beauftragte Diener in behaglicher Breite seinen Bericht abstattet und bei seinem ersten Auftreten durch seine Furcht, dann durch seinen Triumph über den glücklichen Fang der Frevlerin den Hörer vorübergehend von den ergreifenden Vorgängen der Handlung abzieht?

Diese Beispiele, die sich leicht vermehren lassen, zeigen zur Genüge, daß der griechischen Poesie wie das komische so auch das humoristische Element nichts weniger als fremd war; und es liegt daher an sich schon nahe, daß ein Volk, das auf dem Gebiete der bildenden Kunst so ungemein vielseitig war, auch für dieses sich das Komische nicht wird haben entgehen lassen. Nur dürfen wir uns nicht unter den Werken der großen monumentalen Plastik danach umsehen; denn gerade diese ist am wenigsten dafür geeignet. Komisches verlangen wir nicht in Lebensgröße zu sehen; es ist daher auch — beiläufig bemerkt — durchaus verfehlt, wenn heutzutage manche Maler es lieben, genrehafte oder komische Szenen in lebensgroßen, ja bisweilen in überlebensgroßen Figuren zu malen. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, zu untersuchen, wo der ästhetische Grund dieser Abneigung liegt, aber unzweifelhaft ist sie vorhanden. Nur einige vereinzelte Gebiete der antiken Monumentalskulptur, vornehmlich die Gesellschaft des Dionysos, über die wir noch näher zu sprechen haben werden, können hier ausgenommen werden; im allgemeinen aber ist die monumentale Plastik nicht der Boden für das Komische oder Humoristische, sondern innerhalb der Skulptur vielmehr das Relief und die Statuette. Beim Relief kommt selbstverständlich sehr viel auf die Bestimmung an; das monumentale Relief, wenn wir so sagen dürfen, insbesondre namentlich das Tempelrelief, Metope und Fries, ist dafür am wenigsten der Platz, obgleich die Kunst, namentlich die ältere, auch hier bisweilen ihren urwüchsigen Humor nicht verleugnet. Denn wollten wir z. B. auch bei der Metope von Selinus, wo Herakles die gefangnen Kerkopen, kleine neckische Kobolde, gebunden an einem Tragholz auf den Schultern fortschleppt, den komischen Eindruck der Darstellung auf die hohe Altertümlichkeit der noch

ungelenken Kunst schieben, so gilt das doch sicherlich nicht von jener Metope des Zeustempels zu Olympia, die uns das Abenteuer des Herakles mit Atlas vorführt. Schon daß die darauf dargestellte Hesperide dem Himmelsträger sein schweres Amt erleichtern will und daher auch ihrerseits die Hand unter das Himmelsgewölbe legt, ist ein solcher naiv humoristischer Zug; noch mehr aber tritt ein solcher in der Situation des Herakles und des Atlas hervor. Denn mag man nun mit den Herausgebern der Denkmäler von Olympia in dem Himmelsträger den Herakles. in dem ihm die Äpfel darbietenden den Atlas erkennen, oder mit Pausanias und einigen neuern Archäologen die umgekehrte Deutung vorziehen: humoristisch bleibt es auf alle Fälle, wie dem mit beiden Armen den Himmel tragenden, der keine Hand frei hat, die lockenden goldnen Früchte dargeboten oder spottend vorgewiesen werden. Häufig sind solche Äußerungen einer naiven, ja vielleicht nicht einmal bewußten Komik bei Reliefs, die sakralen Zwecken dienen, freilich nicht; und gar solche tolle Possen, wie sie die Bildhauer des Mittelalters nicht selten an Kirchenportalen, Friesen, Chorstühlen u. s. w. angebracht haben, kommen überhaupt nicht vor.

Reichlicheren Platz fand das komische Element im Relief, als dieses, wie das seit der hellenistischen Periode mehr und mehr üblich wurde, zur Dekoration der Innenräume vornehmer Privathäuser verwandt wurde; aber es ist nur wenig, was uns von derartigem erhalten ist, da gerade diese, oft sehr fein ausgearbeiteten, ziselirten Metallarbeiten gleichenden Kunstwerke nur zu einem kleinen Teile auf uns gekommen sind. Aber so recht ein Tummelplatz für das Komische ist die sogenannte Koroplastik, d. h. die Thonbildnerei, welche die in tausenden und abertausenden von Exemplaren auf uns gekommenen Terracottafigürchen geschaffen hat. Diese anspruchslosen Statuetten, die sich die Leute wie Nippsachen in ihren Zimmern aufstellten oder die den Kindern als Spielzeug dienten, enthalten eine Fülle äußerst charakteristischer Typen, besonders aus dem Gebiete des Genre, des täglichen Lebens, und sind trotz ihres oft recht unscheinbaren Äußern eine reiche Quelle der Belehrung und des Genusses für den Betrachter. Von bronzenen Statuetten gilt das weniger; diese sind nicht so mannichfaltig in den Gegenständen und tragen in der Regel ernstern Charakter.

Die reichhaltigste Ausbeute jedoch gewährt uns die Malerei; sie ist das eigentliche Gebiet für das Komische in der Kunst, und auch in der neuern Kunst müßte, wer das Komische in ihr verfolgen wollte, in erster Linie die Erzeugnisse der Malerei in Betracht ziehen. Nun sind wir freilich mit der alten Malerei insofern übel daran, als bekanntlich von der antiken Tafelmalerei, von den Werken der berühmten Meister, so gut wie nichts erhalten ist. Wir kennen zwar ihre hervorragendsten Gemälde dem Gegenstande nach und können daraus entnehmen, daß die bedeutendsten Maler, ein Polygnot, Zeuxis, Parrhasios, Apelles u. s. f. sich sehr selten oder garnicht dem Gebiet des Komischen

zuwandten: aber anderseits lehren uns doch die Nachrichten der Alten, daß es auch unter den griechischen Künstlern Genremaler gab, die Vorgänge des täglichen Lebens, Szenen der Straße, des Handwerkslebens u. dgl. malten, und daß sie diese Stoffe gelegentlich wohl auch in komischer Weise aufgefaßt haben werden, kann man vermuten, es ist hie und da auch ausdrücklich bezeugt. Einen spärlichen Ersatz für die verlorenen Tafelgemälde der Alten geben uns die Wandmalereien von Pompeji und Herculaneum; aber der Geschmack der Zeit, in der diese Zimmerdekorationen hergestellt wurden, verlangte namentlich mythologische Stoffe, und da die Künstler, die den Pompejanern ihre Wände schmückten, meist handwerksmäßig mit wenig eigner Erfindungsgabe nach alten Mustern arbeiteten, so ist auch hier vom komischen Element nur gelegentlich etwas zu spüren; am meisten in den verhältnismäßig nicht gerade zahlreichen Bildern, die uns Szenen des Alltagslebens vorführen. Um so reichhaltiger ist dagegen die Vasenmalerei, deren Erzeugnisse, wie sie das ganze Gebiet der Götter- und Heldensage in unendlicher Mannichfaltigkeit umfassen, so auch neben dem Ernsten und Tragischen das Komische gern darstellen; meist in urwüchsiger Weise, denn es waren ja keine eigentlichen Künstler, die die Thongefäße bemalten, sondern schlichte Handwerker, aber dabei doch nicht selten mit einer solchen Eleganz der Darstellung und mit so gesundem Witz, daß mancher moderne Maler sie darum beneiden könnte. Auch hier liegt freilich mitunter die Gefahr nahe, daß wir den komischen Eindruck, den die naiven, unbeholfenen Pinseleien der ältern Vasenmalerei heutzutage auf uns machen, für beabsichtigt halten, während er doch nur eine Folge der noch in den Windeln befindlichen Technik ist; und es giebt eine beträchtliche Zahl von Beispielen, wo selbst die Archäologen von Fach darüber uneinig sind, ob die komische Wirkung des Gemäldes beabsichtigt oder unbeabsichtigt ist. Aber stellenweise tritt doch schon in den ältesten Erzeugnissen der Vasenmalerei in irgend einem kleinen Zuge der bewußte Humor deutlich zu Tage. Wenn z. B. ein schwarzfiguriges Vasenbild uns die Blendung Polyphems vorführt, so wird man sich durch die unbeholfenen Figuren der dabei thätigen Gefährten des Odysseus, die dem Kyklopen den Baumstamm ins Auge bohren, durch die spindeldürren Arme und Beine nicht irreführen lassen, da eben die damalige Vasenmalerei sich noch nicht auf treuere Darstellung des menschlichen Körpers verstand; wenn aber hier der letzte in der Reihe sich umdreht und, um dem Stoß des Baumstammes mehr Gewicht und Nachdruck zu geben, sein Beinchen eifrig gegen die Mauer stemmt, so bringt dies in den Vorgang einen humoristischen Zug, der vom Künstler sicherlich beabsichtigt war. Übrigens ist zu beachten, daß gerade die ältere Vasenmalerei, die schwarzfigurige und die rotfigurige des strengen Stils, Vorliebe für komische Stoffe und humoristische Behandlungsweise hat, während der sogenannte erhabne oder hohe Stil und ebenso der ihm folgende anmutige Stil bei weitem seltner auf solchen Bahnen wandeln.

Die spätere Vasenmalerei aber wendet sich, wenn sie komische Vorgänge darstellen will, am liebsten den Szenen der Komödie zu; diese Darstellungen jedoch, bei denen schon das den auftretenden Figuren gegebene Theaterkostüm die Entstehung des Motivs verrät, wollen wir bei unsrer folgenden Betrachtung ganz außer Acht lassen, da sie in Erfindung und Ausführung nicht selbständige Schöpfungen, sondern lediglich Nachbildungen eines auf der Bühne geschauten Vorgangs sind. Nur mit komischen, nicht mit Komödienszenen haben wir es hier zu thun.

Wenden wir uns nun nach dieser kurzen Betrachtung derjenigen Gebiete der Kunst, in denen wir das komische Element namentlich zu suchen haben, den Stoffen zu, die in der alten Kunst besonders komische oder humoristische Behandlung gefunden haben. Da ist es zunächst selbstverständlich, daß der Kreis der obern Götter fast ganz unberührt bleibt. Zeus, der Vater der Götter und Menschen, ist zwar bekanntlich keineswegs frei von recht menschlichen Schwächen und Gebrechen, denen sich wohl auch eine lächerliche Seite abgewinnen läßt; und die Litteratur, namentlich Komiker und Satiriker, haben sich auch keineswegs davor gescheut, dergleichen Szenen, zumal die verliebten Abenteuer des Göttervaters, in komischen Szenen zu behandeln. Allein die Kunst folgt ihnen auf diesem Wege nur selten nach. Zwar finden wir auf einem Vasengemälde den Zeus, wie er in der Figur des Amphitryon, eine Leiter über den Hals gelegt, am Fenster der Alkmene Einlaß begehrt, während neben ihm Hermes als Sosias dazu die Lampe hält; aber das ist nur die Nachbildung irgend einer derben Possenszene, und die dargestellten Figuren sind nicht Zeus und Hermes selbst, sondern zwei komische Schauspieler, die den Zeus und Hermes spielen. Nun hat sich allerdings die Kunst ebenso wenig wie die Litteratur davor gescheut, die Götter gelegentlich parodisch zu behandeln, und wir werden auf dergleichen Beispiele noch zurückzukommen haben; aber der Scherz der Parodie raubte den Göttern nichts von ihrem Ansehen, während eine komische Auffassung der Mythen ihrer Heiligkeit Eintrag gethan hätte. Es mag das seltsam erscheinen, aber es war doch so; und es findet sogar in manchen Verhältnissen der mittelalterlichen Kirche, namentlich in den possenhaften Szenen der Mysterienspiele, ein gewisses Seitenstück, nur freilich in entgegengesetztem Sinne, da die Kirche wohl eine recht lustige Auffassung mancher heiligen Szenen oder Persönlichkeiten erlaubte, eine Parodirung aber nie gestattet haben würde. Demnach behandelt denn die Kunst die Liebesabenteuer des Zeus in der Regel vollkommen ernst, oder wo sie etwas Scherzhaftes anbringt, wird nicht der Gott selbst, sondern der Gegenstand seiner Neigung davon betroffen. So z. B. wenn auf einem Vasenbilde die vom Stier entführte Europa die bekannte, Unheil abwehrende Geberde der Feige (fica) macht oder auf einem andern behaglich an einer Blume riecht, während am Ufer, dem sie sich nähert, ein Häschen, häufig auf antiken

Bildwerken als erotisches Symbol, am Abhang emporläuft. Zeus selbst bleibt also bei solchen komischen Zügen unberührt, und so ist auch Hera in der Kunst stets die majestätische Himmelskönigin, nie die zänkische und eifersüchtige Hausfrau der Dichtung; und dasselbe gilt von den andern Persönlichkeiten des olympischen Götterkreises. Selbst Hephästos, der doch in der Poesie und Sage beinahe eine komische Figur ist, als der rußige Schmied und lahme Hahnrei, wird von der Kunst niemals in diesem Sinne aufgefaßt; nur in den Darstellungen, die seine Rückführung in den Olymp durch Dionysos vorführen und auf denen Hephästos meist in etwas eigentümlichem Aufzuge auf einem Maultier reitet oder sich halb widerwillig fortziehen läßt, kann man einen leise komischen Zug bemerken. Ein solcher tritt auch sonst hie und da in einzelnen Szenen der Göttersage hervor; am meisten in der von der Kunst sehr häufig dargestellten Geschichte vom Urteil des Paris. Auf ältern Vasengemälden kommen da nicht selten die drei Göttinnen mit Riesenschritten herbeigelaufen, als könnten sie die Entscheidung gar nicht erwarten; ihnen voran in nicht geringerer Eile ihr Führer Hermes. Ein andermal sind sie bereits angelangt; Paris, als schüchterner Hirtenknabe, will Reißaus nehmen, Hermes aber hält ihn am Arme fest und nötigt ihn zu bleiben. Wieder ein andres, einer spätern Stilperiode angehöriges Bild zeigt uns den Augenblick vor dem Urteilsspruch; während Hermes mit Paris verhandelt, machen die Damen ihre Toilette, um recht schön zu erscheinen: Hera beschaut sich noch einmal im Spiegel und ordnet sich ihren Kopfputz; Aphrodite läßt sich von Eros ihre Armbänder umlegen, Athene aber hat ihre Waffen, Helm, Schild und Speer, beiseite gelegt und ist zum Brunnen gegangen, wo sie sich das Wasser in beide untergebreitete Hände laufen läßt, um sich damit noch einmal gründlich das jungfräuliche Gesichtchen zu reinigen, wobei sie ihr Kleid, damit es nicht naß werde, vorsichtig zwischen die eingeknickten Beine geklemmt hat — ein allerliebster Zug harmloser Ironie.

Wollen wir aber die komische Seite der griechischen Kunst in ihren besten Leistungen kennen lernen, so müssen wir den Kreis der olympischen Götter verlassen und die Gesellschaft des Dionysos und seiner Gefährten aufsuchen. Freilich die Person des jugendlichen Gottes selbst hat durchaus nichts Komisches an sich; der schmeerbäuchige, rotnasige Bacchus, der betrunken auf einer Tonne reitet, ist keine antike Figur, sondern eine moderne Erfindung. Der Bacchus der alten Kunst ist zwar auch bisweilen weinschwer und bedarf, um sich auf den Füßen halten zu können, gelegentlich wohl auch der Unterstützung seiner Begleiter; aber die Kunst stellt selbst diesen Rausch als einen göttlichen dar, nimmt ihm alles, was ihn komisch oder gar gemein erscheinen lassen könnte, und der schöne Jüngling wird nie zum lächerlichen oder ekelhaften Trunkenbolde. Anders seine Genossen, vor allem die übermütige Gesellschaft der Satyrn. Der Satyr ist die eigentliche komische Figur der alten Kunst. Schon sein Äußeres verrät dies. In der ältern Kunst erscheint er meist in höhern Jahren;

das stumpfnasige Gesicht mit den breiten Backenknochen und den wulstigen Lippen geht über der Stirn in eine Glatze aus, die Haare des Hinterkopfes und der lange Bart sind wild und struppig; tierische Ohren und ein langer Pferdeschwanz vollenden das Groteske der Erscheinung, deren Bewegungen und Gebahren ihren tierischen Attributen durchaus entsprechen. Diesen Satyrtypus, der nicht bloß komisch, sondern meist geradezu häßlich ist, hat die spätere Kunst freilich gemildert und verändert, ja sogar bisweilen so sehr verschönt, daß in der herrlichsten Satyrbildung des Altertums, dem auf praxitelische Schule zurückgehenden Typus des ausruhenden Satyrs, beinahe ein reines Schönheitsideal erreicht wäre, wenn nicht die beibehaltnen spitzen Ohren und das etwas unedle Profil uns den Waldmenschen, der mit seinen tierischen Instinkten unterhalb des Menschen steht, verrieten. Unendlich mannichfaltig sind die lustigen Situationen, in denen wir diesen Satyrn begegnen. Bald geben sie sich mit den andern Gefährten des dionysischen Kreises dem muntersten Treiben hin, tanzen, trinken, spielen Flöte oder treten den Kuckuck, schlagen die Cymbeln oder Castagnetten; bald suchen sie vorsichtigen Schrittes schöne Nymphen zu überraschen oder jagen ihnen nach, ja lassen bei ihren verliebten Streifzügen selbst die Damen der obern Götterwelt nicht unverfolgt, wobei sie dann freilich bald genug in die ihnen gebührenden Schranken zurückgewiesen werden; bald ergeben sie sich behaglichem Nichtsthun, tändeln mit den Panthern oder schlafen ihren Rausch aus; bald beschäftigen sie sich mit den nützlichen Arbeiten der Weinlese oder der Traubenkelter u. s. w. Meist merkt man sehr bald, daß man sich nicht gerade in der besten Gesellschaft befindet, ihr Benehmen ist noch etwas ungenirter als das der attischen jeunesse dorée, wenn sie, vom Trinkgelage kommend, nächtlicher Weile lärmend durch die Straßen zog. Aber so roh und ungezogen die Bursche sind, so oft man sich auch versucht fühlt, ihnen ein sittlich entrüstetes Pfui! zuzurufen, so zeigen sie doch meist einen so drolligen, urwüchsigen Humor dabei, sind so komisch in ihrer derben Weinlaune, in ihren täppisch-burlesken Bewegungen, daß man ihnen nicht gram sein kann. In manchen dieser Szenen haben wir Reminiszenzen an das Satyrdrama der griechischen Bühne zu sehn; aber es sind in den meisten Fällen nicht Nachbildungen des theatralischen Vorganges, denn die Satyrn im Satyrspiele traten, wie wir wissen, in einem etwas abweichenden Äußern auf, sondern freierfundne Kompositionen, die nur vom Satyrspiel Anregungen empfangen haben. Auf dieses geht es namentlich zurück, wenn wir die Satyrn mit andern mythischen Persönlichkeiten verknüpft finden. Bei den Abenteuern ihres Schutzpatrons Dionysos fehlen sie natürlich auch nicht, sie begleiten ihn nach Indien, sie sind zugegen, wenn er die schlafende Ariadne überrascht; und ganz besonders köstlich zeigt sich die mit der angebornen Wildheit der Halbmenschen verbundne Lustigkeit in dem köstlichen Fries vom Denkmal des Lysikrates in Athen, wo sie die Seeräuber peinigen und ins Meer jagen und in dem Behagen, einmal

so ungestraft recht herzhaft dreinschlagen zu können, schwelgen; namentlich dem alten Satyr, der sich mit aller Anstrengung einen tüchtigen Knüttel vom Baume abbricht, sieht man ordentlich die Angst an, daß er bei dem Spaß am Ende zu spät kommen könnte.

Zu den Gefährten des Dionysos gehört aber außerdem noch, abgesehen von den Mänaden oder Bacchantinnen, die zwar ein sehr wildes, aber kein komisches Element des bacchischen Gefolges sind, der dicke, in der Regel trunkene Silen. Wer kennt ihn nicht, den weinseligen Alten mit der gepletschten Nase, dem kahlen Kopf und dem mit dichtem Haarwuchs bedeckten, auf kurzen Beinchen steckenden, dickbäuchigen Leibe! Meist ist er nicht imstande, sich allein auf den Beinen zu halten, er muß sich an einen Baum oder auf einen Genossen stützen, um nicht umzufallen, oder man hat ihn auf ein Maultier gehoben, auf dem er, so gut es eben geht, hockt oder hängt. Selten fehlt der Trinkbecher oder der Weinschlauch, mit dem der schmeerbäuchige Alte selbst eine verzweifelte Ähnlichkeit hat; und der scherzhafte Sinn der Alten setzt den Trunkenbold gern in der Weise mit Brunnen in Verbindung, daß seinem Schlauch anstatt des geliebten Rebensaftes schnödes Wasser entströmt. Freilich ist Silen damit zu seiner ursprünglichen Aufgabe wieder zurückgekehrt, denn von Haus aus waren die Silene „mutwillige, gewaltthätige Waldgeister, die namentlich an reißenden Bächen oder sprudelnden Quellen ihr Wesen trieben." Und so finden wir denn auch auf der berühmten Ficoronischen Cista, die eine Szene aus der Argonautenfahrt vorstellt, bei der dort sprudelnden Quelle einen solchen Dickwanst behaglich gelagert; er macht sich offenbar darüber lustig, daß der eine Jüngling, der die Muße der Landung dazu benutzt, sich an einem aufgehängten Schlauch (Korykos) im Faustkampf zu üben, sich solche, nach der Meinung des Faulpelzes recht überflüssige Mühe giebt, und er verspottet ihn, indem er, ihn nachäffend, auf dem eignen Bauche herumtrommelt (freilich wird die Figur auch in anderm Sinne gedeutet).

Auch der ziegenfüßige Pan ist ein häufiger Begleiter der dionysischen Festlust, und einer der ausgelassensten. Schon der ganze Typus ist eine der besten Schöpfungen der komischen Plastik; zum Verblüffen ähnlich ist meist das krummnasige Gesicht mit dem struppigen Barte dem ungezogenen Geschlecht der Böcke, auf deren wilde Sprünge und recht ungeschliffenes Gebahren sich der Waldgott, der entsprechend seiner zur Hälfte tierischen Natur sich noch beträchtlich tierischer beträgt als die Satyrn, gar trefflich versteht. Und wenn die alten Pan-Papas auch manchmal recht ungemütlich werden und den bekannten panischen Schrecken um sich verbreiten können, so sind dafür die kleinen Panisken umso possirlicher in ihrem täppischen Wesen, namentlich wenn sie sich mit den kleinen Eroten in eine Boxerei einlassen, wobei freilich der gehörnte Schlingel bei weitem besser daran ist, als das arme Flügelknäbchen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus dem sächsischen Landtage. Seit Jahren ist es eine Gepflogenheit der sozialdemokratischen Abgeordneten in der zweiten Kammer des sächsischen Landtages, daß sie die Beratung über den Etat des Kultusministeriums dazu benutzen, ihre gesamte Anschauung von Staat und Kirche, von Sitte und Gesellschaft oder besser ihre Negation dieser Dinge in wohlberechneten Trompetenstößen wieder einmal ins Land hinauszuposaunen. Was sie da sagen, ist stofflich nichts Neues, nichts, was sie nicht auch im Reichstage bis zum Überdrusse zu Gehör gäben, aber die Art und Weise, wie sie diesmal in der Kammersitzung vom 29. Januar ihre Anschauungen kund gethan haben, und der Verlauf, den infolge dessen diese ganze Sitzung genommen hat, giebt doch in mancher Hinsicht zu denken. Wir gestehen offen, daß sich unser als Zeugen dieser Verhandlung Unwille und Zorn bemächtigt hat über die Dreistigkeit, mit der die Herren Bebel und Liebknecht das gesamte übrige Haus behandelt, und über die Unverfrorenheit, mit der sie das rote Gespenst an die Wand gemalt haben. Diese Äußerungen stehen in auffallendem Gegensatze zu der Vorsicht, mit der sich die Herren sonst als unschädliche Vorkämpfer der Volksrechte gebärden, die jedem gewaltsamen Versuche zur Lösung der sozialen Frage fern stünden. Ist ihnen vielleicht die Ablehnung des Sozialistengesetzes im Reichstage zu Kopfe gestiegen, oder beabsichtigen sie, durch eine kühnere Sprache ihre Partei für die bevorstehende Reichstagswahl zu ermutigen? Wahrscheinlich ist beides der Fall, denn schon in der letzten Reichstagssitzung schloß Bebel seine Rede mit den Worten: „Wir werden dafür sorgen, daß die Väter des Sozialistengesetzes in möglichst geringer Zahl im Reichstage wieder erscheinen; wir haben die Macht dazu, die gegenwärtige Mehrheit zu zersprengen.“ Was sich die Herren in der erwähnten Sitzung der zweiten sächsischen Kammer gestatteten, geht weit darüber hinaus. Die Handhabe boten ihnen die Flugschrift eines sächsischen Pfarrers gegen die Sozialdemokratie und eine im Druck erschienene Predigt eines andern Geistlichen, die beide gegen § 130a des Strafgesetzes verstoßen sollten. Dem gegenüber führte der Kultusminister Herr von Gerber in einer treffenden und durchaus maßvollen Rede aus, daß eine politische Agitation von der Kanzel, die einen konkreten einzelnen Fall der Gemeinde behandelt, allerdings zu vermeiden sei, daß aber im übrigen den Geistlichen das Recht gewahrt bleiben müsse, politische Richtungen, die das sittliche und religiöse Leben betreffen, in den Bereich ihrer seelsorgerischen und priesterlichen Thätigkeit zu ziehen. An dieser Erklärung hätten sich die Herren Sozialdemokraten wohl können genügen lassen, aber auf die Sache selbst kam es ihnen wohl weniger an, als auf das Fortspinnen der Debatte, die ihnen zu weitern Äußerungen über Staat und Kirche, Leben und Gesellschaft Gelegenheit gab, zu Äußerungen, die nun gedruckt ins Land hinausgehen als ein, wie sie meinen, wirksames Mittel zur Bearbeitung des Volkes für die bevorstehende Wahl. So war es ein Cynismus eigner Art, daß der Abgeordnete Bebel, nachdem er hinter gleisnerischen Redensarten seine wahre Meinung über die Ehe verhüllt hatte, den Hinweis des Ministers auf Bebels verbotenes Buch über die Frau damit beantwortete, daß er eine Freigebung dieses Buches in einer billigen Auflage von einer halben Million Exemplaren für besonders geeignet halte. Über

die schädlichen Absichten der Sozialdemokratie aufzuklären. Mit gleichem Cynismus zog Herr Liebknecht die Rede des Prinzen Carolath im Reichstage in die Debatte, als wenn Prinz Carolath, wenn er ein Gegner der Ausweisungsparagraphen ist, damit ins Lager der sozialistischen Hetzapostel übergetreten sei. Der eigentliche Schwerpunkt der Liebknechtschen Rede, die außer andern Ungeheuerlichkeiten eine Verherrlichung der amerikanischen Kirchenverhältnisse und scharfe Äußerungen gegen den „von seinen Jugendidealen abgefallenen" inkonsequenten bürgerlichen Demokratismus brachte, lag in den Schlußworten, die in den meisten Zeitungen etwas verhüllt wiedergegeben worden sind. Liebknecht äußerte da, die Rede des Ministers predige eine neue Bartholomäusnacht, den Bürgerkrieg gegen die — Sozialdemokratie, und verstieg sich dann zu der Prophezeiung, daß viele der Anwesenden noch die Zeit erleben würden, wo „da drüben auf jenen Bänken" (der Regierung) Männer seines Schlages und seiner Gesinnung sitzen würden. Das lebhafte „Pfui," das diesen Worten folgte, beantwortete Liebknecht mit einigen unzweideutigen Ausdrücken über schlechte Gesellschaft. Es erfolgten ein etwas verspäteter Ordnungsruf des Präsidenten und einige kurze, nicht eben zu der Liebknechtschen Rede in Beziehung stehende Bemerkungen einiger Abgeordneten. Man kann sich dabei der Frage nicht erwehren, wie es mit der Abwehr derartiger Angriffe in der Kammer gehalten werden soll. Der Verfasser dieser Zeilen ist nicht der Ansicht, daß man in allen einzelnen Fällen in ein Redeturnier mit den sozialistischen Abgeordneten eintreten solle. Denn sie selbst sind natürlich nicht zu bekehren, auch wenn man ihnen Punkt für Punkt ihre Verdrehungen und Fälschungen nachwiese. Was käme auch schließlich auf die Gesinnung dieser Minderheit von Abgeordneten an, wenn nur nicht ihre Reden — und das ist der Hauptzweck, wozu sie gehalten werden — eine gefährliche Einwirkung auf das Volk äußern könnten, zumal in dem Falle, wo sie schlecht erwidert werden oder unerwidert bleiben. Deshalb meinen wir, daß wenigstens bei so bedeutenden Anlässen, wie sie die Debatte über Kirche und Schule, die Grundlagen unsrer Kultur, mit sich bringen, eine bewußte und herzhafte Abwehr der sozialdemokratischen Angriffe erfolgen müßte. Das ist in der erwähnten Sitzung durch die kraftvollen und überzeugenden Reden des Herrn Ministers allerdings geschehen, aber wir hätten gewünscht, daß auch aus den Kreisen der Abgeordneten eine noch kräftigere Abwehr erfolgt wäre. Mit bloßer guter Gesinnung und frommer Entrüstung ist gegenüber den scharfen Klingen und den schlauen Finten dieser rücksichtslosen Gladiatoren des Wortes nichts gethan. Wer da wirken will, der muß vor allem den Gegner in seiner eignen Höhle aufsuchen, Wesen und Entwicklung der Sozialdemokratie genau studiren, ihren Geschichtsfälschungen und Verdrehungen nachgehen, kurzum lernen, diesen Herren ihre Waffen aus der Hand zu schlagen. Wäre man auf Seiten der Ordnungsparteien auf diese Debatte vorbereitet gewesen — und man hätte es nach frühern Erfahrungen sein können —, so wären die frechen Prophezeiungen des Herrn Liebknecht wohl nicht unerwidert geblieben. Man hätte ihm und seinen Genossen sagen sollen, daß sie mit dem wahren Wohl und Wehe der Arbeiter nichts weiter gemein haben, als daß sie grundsätzlich die ernsthaften Bemühungen des Staates um die Besserung der sozialen Schäden zu nichte zu machen suchen, daß der Weltbrand, den sie zu entfesseln drohen, sie ebenso hilflos finden würde, wie die Wasserflut den Zauberlehrling, und daß, wenn das rote Gespenst sich einmal verkörpern sollte, die jetzigen Agitatoren selbst die ersten Opfer des Ungeheuers sein würden. Wenn die Herren nicht nur im Reichstage, sondern auch im sächsischen Abgeordnetenhause auf eine sachlich eingehende und kraftvolle Entgegnung zu rechnen hätten, und zwar nicht

bloß von den Tischen der Regierung aus, die vom Volke immer noch etwas mit besondern Blicken betrachtet werden, sondern auch aus dem Munde hervorragend beredter und wohlunterrichteter Abgeordneten, so würde ihre Sprache mit der Zeit wohl etwas zahmer und vorsichtiger werden. Freilich, noch schlimmer als das Stillschweigen zu den sozialdemokratischen Herausforderungen sind solche Entgegnungen, die weder der Würde der Kammer noch dem Ernste der Lage entsprechen, wie wir sie leider bei der Debatte über das Studentenduell von einem Verfechter der Schlägermensur hören mußten. Man denke nur nicht, daß es für das Volk gleichgiltig sei, wie den Sozialdemokraten im Landtage gedient werde, da das Volk die Sache ja doch nicht verstehe. Das Volk hat einen feinen Instinkt für parlamentarische Siege und Niederlagen, für geschickte und unpassende Entgegnungen.

Vierter Klasse. Über die schlechte Ausstattung der Wagen vierter Klasse ist schon oft, zuletzt wieder in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. Februar, Klage geführt worden. Bis diese und andre Bahnbeschwerden auf dem ordnungsmäßigen Wege gehoben sein werden, dürfte wohl noch ein Weilchen vergehen. Einstweilen aber könnte das hochgeneigte Reisepublikum auf dem von freisinniger Seite so warm empfohlenen Wege der Selbsthilfe ein Erkleckliches dazu beitragen, den Aufenthalt in den Wagen nicht allein vierter, sondern auch dritter Klasse angenehmer und gesünder zu machen: es brauchte bloß das Rauchen zu lassen. Wie oft ist diese Schwäche unsrer lieben Landsleute schon mit sittlicher Entrüstung gerügt und mit bitterm Spott verhöhnt worden! Aber weil alles nichts hilft, so bleibt doch nichts übrig, als immer wieder von neuem darauf zu schelten. Daß nicht den Nichtrauchern, sondern den Rauchern besondre Abteilungen angewiesen werden sollten, hat man schon oft gesagt. Aber bei der Stärke, mit der zur Zeit das Vorurteil der Raucher noch herrscht, wäre eine solche Maßregel gar nicht durchzuführen. Man wird noch zwanzig Jahre lang allwöchentlich den deutschen Männern zu Gemüte führen müssen, daß sie allein unter allen zivilisirten Männern es sind, die sich nicht schämen, Frauen, Kinder, Kleidungsstücke, geliehene Bücher und amtliche Schriftstücke dermaßen einzuräuchern, daß diese verschiednen Wertstücke nach mehrstündigem Verweilen in dem männlichen Dunstkreise — es muß heraus, denn es ist die lautere Wahrheit — stinken! Die deutschen Männer allein sind unhöflich genug, zu Hause und wo sie nicht zu Hause sind, ihrem Gegenüber einen Qualm ins Gesicht zu blasen, der Augenentzündung und Atembeschwerden erzeugt. Sie allein sind so unverständig, ihren jeweiligen Aufenthaltsort förmlich zu verpesten. Nach der Berechnung eines geistreichen Geschichtschreibers brauchen die Deutschen zwar durchschnittlich hundert Jahre, um sich eine Dummheit an-, und wiederum hundert Jahre, um sie sich abzugewöhnen; allein heutzutage geht ja alles rascher, und so wird, wenn nur die Presse beharrlich ihre Pflicht thut, der Eisenbahnminister hoffentlich schon nach zwanzig Jahren die Täfelchen „Für Nichtraucher“ entfernen können, weil es andre als nichtrauchende Reisende nicht mehr geben wird.

Politische Agitationen haben immer etwas Widerwärtiges, aber keine ist mir widerwärtiger vorgekommen als die gegen das Tabaksmonopol. Nicht weil sie gegen das Monopol gerichtet war, denn gegen ein solches lassen sich ja Gründe anführen, die, wenn sie auch vielleicht irrig sind, doch weder lächerlich noch verächtlich klingen. Sondern weil damals die Mehrzahl der Männer aller Parteien mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit ihrem Entsetzen darüber Ausdruck verlieh,

daß der Tabak ein paar Pfennige teurer werden sollte. Der Monopolkrieg bildete das Satyrdrama zu dem Heldendrama des französischen Krieges; denn beide haben das Gemeinsame, daß sie zum erstenmale in der Weltgeschichte die Deutschen aller Farben: Schwarze, Rote, Schwarz-weiße, Blau-weiße und Weiß-gelbe geeinigt haben. Ein hochgebildeter Mann, ein höherer Staatsbeamter, prophezeite sogar in Gesellschaft, daß die armen Leute würden hungern müssen, wenn der Tabak verteuert würde; und da ich einwarf, vom Nichtrauchen werde man doch nicht hungrig, so antwortete er mir: Ja, glauben Sie denn, daß auch nur eine Zigarre weniger geraucht werden wird? Männer von Verstand, Bildung und edelm Charakter hielten es also für ganz selbstverständlich, daß die Verteuerung des Stinkkrauts nicht die Verkleinerung der Tabaksportion für den Mann, sondern der Brotportion für Weib und Kind zur Folge haben würde! Wenn uns die Ausländer damals beobachtet haben, so müssen sie den Eindruck gewonnen haben, daß der Deutsche an den Stellen, wo bei andern Menschen das Hirn und das Herz sitzen, zwei Tabaksbeutel tragen.

Und wie unwürdig, wie kindisch ist der Mangel an Selbstbeherrschung, der sich in unsern deutschen Rauchgewohnheiten kundgiebt! Gebildete Männer dulden bei ihren kleinen Kindern den Saugpfropfen nicht, obwohl dieser vorm Laufenlernen so ziemlich das einzige Vergnügen des Menschenwürmleins ist, und dabei gestehen sie — thatsächlich wenigstens — ein, daß sie selbst den Saugpfropfen nicht entbehren können; sie, die Hocherhabenen, denen die Genüsse der Wissenschaft, der Kunst, der politischen und „humanitären“ Bestrebungen zur Verfügung stehen, von mancherlei materiellen Genüssen, die dem Säugling noch verwehrt sind, gar nicht zu reden! Eine gute Havanna, zur rechten Zeit und am rechten Orte geraucht, ist ja auch wirklich ein des Mannes würdiger Genuß; eine Pfeife, der phantastische Wolken entquellen, kann als Sorgenbrecher wirken; aber ein Ding, das man von früh bis abends im Munde zu halten durch Gewohnheit genötigt ist, gehört in dieselbe Klasse wie der Saugstöpsel des Säuglings.

Die unwiderstehliche Heftigkeit der Naturtriebe, die, als göttliche Einrichtung, etwas Heiliges hat, gilt nicht als Entschuldigung für den, der seine Begier auf Kosten eines andern befriedigt. Wer zur Befriedigung seines Hungers einen Nickel stiehlt, wird als Dieb bestraft, und thut ers wiederholt, so droht ihm das Zuchthaus. Aber mir mit seinem Qualm ein Unbehagen verursachen, von dem ich mich gern mit vier bis fünf Nickeln loskaufen möchte, mir den Aufenthalt im Konzert, auf dem Spazierweg, auf dem Bürgersteig der innern Stadt, im Eisenbahnwagen verleiden, mir eine Augenentzündung anblasen, das darf jedermann. In jungen Jahren begegnete mir einmal folgendes: An einem kalten Wintertage hatte ich zu einer Fahrt im offnen Wagen sämtliche Obergewänder angelegt, die ich damals besaß: Rock, Überzieher und Mantel. Nach der Fahrt mußte ich eine Strecke zu Fuße gehen. Der Wind erhob sich: da setzte mich mein Begleiter mit seinem Glimmstengel in Flammen, oder vielmehr in stille und daher unbemerkte Glut, und erst, als die Sache ad triarios, das heißt durch Mantel und Überzieher auf den Rockkragen gekommen war, bemerkte ich, daß ich abgebrannt war. Und dabei konnte ich weder auf den Brand betteln, noch vom Brandstifter Schadenersatz beanspruchen, sondern mußte, inwendig knirschend, seine Entschuldigung mit der höflichen Lüge abwehren: O bitte, das thut nichts! Mit dem zuletzt Gesagten soll aber um Gottes willen nicht etwa die Aufmerksamkeit der strafenden Gerechtigkeit auf derlei Land- und Brandschäden gelenkt, sondern nur an das Gerechtigkeitsgefühl der deutschen Männerwelt appellirt werden.

Jüdische Selbstbespiegelung. So wie Anno 1889, sind noch nie die Weihrauchfässer zu Ehren preislicher Jubelgreise geschwungen worden. Und doch steckt uns schon heute von dem Opferdampf nichts mehr in der Nase. Kaum daß die Öffentlichkeit noch von den gefeierten Alten spricht. Die Masse, die damals munter mitjohlte, ergeht sich nun beim Bier über die bevorstehenden Wahlen und deren zweifelhaften Ausfall über die ewigschlechten Zeiten und andres Angenehme und Mißliche in der Welt mehr. Aller paar Wochen kommt eine neue Losung auf, die ebenso schnell wieder verschwindet. Nur die begeisterte Gemeinde hält treu zu dem guten Alten und Echten und läßt sich durch das Tagesgerede nicht irre machen, sondern lauscht mit Andacht den Sprüchen der Meister weiter. Gottfried Keller, der klare Mann, durchschaute gar wohl das Trügerische des Gejubels. Als sein Geburtstag vor der Thür stand, schnürte er sein Bündel und machte sich nach einem abgelegnen Ort im Gebirg auf, um da mit seinen nächsten Freunden das Fest zu feiern. Die Züricher konnten lange nach ihrem alten Grünen Heinrich gucken. Was lag ihm daran! Was Keller gethan hatte, war etwas ganz Neues. Das zieht, dachte mancher Be—rühmte bei sich; wenn die Zeit kommt, kann mans ja auch einmal versuchen. In der Brust des Herrn Professors und Kenners der deutschen Sprache, Daniel Sanders, kämpfte solch ein Entschluß: im Weltgetriebe oder in der Einsamkeit den Jubeltag zu begehen. Schließlich entschied er sich für das erstere. Und so kann sich die staunende Mit- und Nachwelt an dem höchsteigenhändigen Festbericht des Herrn Professors ergötzen, der auf mehr als zwanzig Druckseiten in Paul Lindaus erster deutscher (?) Zeitschrift Nord und Süd (Februarheft 1890) steht. Es ist das reine Gemauschel, das uns da entgegentönt, und man verwundert sich billig, daß der Selbstlober par excellence nicht am Ende ausruft: So preist man unsre Leut! Ellenlange Festgedichte bringt der große Wörterbuchschreiber bis aufs Wort wieder; haarklein verbreitet er sich über die Ausstattung seines Ehrenbürgerbriefes und druckt ihn vollständig ab, ebenso wie den Festgruß aus dem Altstrelitzischen Intelligenzblättchen. In epischer Breite zählt er uns den ganzen Katalog der Glückwünschenden auf und vergißt dabei auch der teuern Mischpoche nicht. Er teilt uns Briefe teilweise mit dem Poststempel und dergleichen wichtigen Erläuterungen mit. Von aller Welt sind sie ihm zugegangen, von Berlin bis nach Palästina, was zwar nicht viel heißen will, da man sich an beiden Orten gleich heimisch vorkommt. Manchem Leser des Festberichts wird der Gedanke an die Jugendzeit des berühmten Sprachherolds auftauchen, wo er an den Tischen der verwandten und bekannten Judenschaft herumgegeben wurde und die Sippe sich zunockelte: Wird emal e großer Mann gebe. Herr Daniel Sanders hat sich das gemerkt, und er weiß Staat mit sich zu machen. Aber er soll sich nicht beklagen, wenn ihm darob der Staar gestochen wird. So manches steht ihm noch auf dem Kerbholz, und es braucht nur an sein gewöhnliches Vorgehen gegen Rudolf Hildebrand erinnert zu werden. Werden diesem, dem kühnen Fortsetzer des Grimmschen Wörterbuches, auch zu seinem siebzigsten Geburtstage Lorbeerkränze gewunden und Fackelzüge gebracht werden? Doch das ist eine müßige Frage. Auch ohne das wird er der Gegenwart und Zukunft als der gelten, der er ist. Vorderhand scheint keiner dem Germanisten aus dem Morgenlande den schmückenden Beinamen „deutscher Sprachherold" streitig machen zu wollen. Aber daß er sich in eitlem, hahnenhaftem Dünkel aufbläht und so widerlich über sich selbst mauschelt, das sei ihm vergolten. Und damit Gott befohlen!

Litteratur

Zur Psychologie der Sünde, der Bekehrung und des Glaubens. Zwei Schriften **Sören Kierkegaards.** Übersetzt und eingeleitet von **Chr. Schrempf**, Pfarrer. Leipzig, Fr. Richter, 1890. (Die Titel der beiden nach Kierkegaards Gewohnheit unter einem Pseudonym herausgegebenen Schriften lauten: Der Begriff der Angst. Eine simple psychologisch-wegweisende Untersuchung in der Richtung auf das dogmatische Problem der Erbsünde von Vigilius Haufniensis. – Philosophische Bissen oder ein Bißchen Philosophie von Johannes Climacus. Herausgegeben von S. Kierkegaard. 1844.)

Wer in Deutschland zu der kleinen Gemeinde des am 11. November 1855 zu Kopenhagen verstorbenen Predigers in der Wüste gehört, der wird dieses Buch freudig begrüßen; und wer Kierkegaard bisher nicht kannte, dem wird es beim etwaigen Lesen gehen, wie es uns erging, er wird einen Menschen darin finden, wie ihm bisher noch keiner begegnet ist. Kierkegaard nimmt die Ideen Sünde, Erlösung, Gottmensch, so ernst und so tief, wie es Paulus, Augustinus, Anselm von Canterbury und Luther gethan haben; er lebt aus ihnen heraus und fast nur in ihnen; dabei aber kennt er die Philosophie der alten, mittlern und neuern Zeit aus dem Grunde, verfügt über alle Mittel moderner Darstellungskunst, redet bald die Sprache des Sokrates, bald die Jean Pauls oder Hegels, aber die unser Jahrhundert bewegenden Fragen der Naturwissenschaft, der Politik und Volkswirtschaft sind für ihn nicht vorhanden; höchstens streift er sie gelegentlich, um sie zu verspotten. Freilich besaßen diese Fragen vor sechsundvierzig Jahren noch nicht den zehnten Teil ihrer heutigen Kraft, aber er würde sie, wenn er heute schriebe, nicht anders behandeln. Sich Kierkegaard zum Lebensführer wählen, das können nur seine Gemütsverwandten, und deren giebt es zum Glück nicht viele. Wie Michelsen in der Real-Encyklopädie von Herzog und Plitt mitteilt, hat Kierkegaard von sich selbst einmal gesagt: „Von Kindheit auf war ich in der Gewalt einer ungeheuren Schwermut; fast, so weit ich zurückdenken kann, war meine einzige Freude, daß keiner entdecken konnte, wie unglücklich ich mich fühlte, was ja beides (die Schwermut und die Verstellungskunst) andeutet, daß ich auf mich selbst und die Gemeinschaft mit Gott angewiesen war." Zu seiner weitern Charakteristik sei aus dem vorliegenden Buche noch folgendes mitgeteilt. Er mißbilligt das „sentimentale" Mitleid mit den im Mittelalter so grausam behandelten Dämonischen (Besessenen und Hexen) und Ketzern; diese kirchliche Justiz sei aus einem Mitleid entsprungen, das von besserer Art als das heutige, vor allem nicht feig gewesen sei. Von Görres' Mystik sagt er: „Ich gestehe, daß ich nie den Mut gehabt habe, dieses Buch ordentlich durchzulesen, eine solche Angst steckt in ihm." Im Vorwort zu den philosophischen Bissen äußert er, er habe keinen Standpunkt: „Einen Standpunkt haben ist mir beides, zu viel und zu wenig; es setzt Sorglosigkeit und Wohlbehagen in seiner Existenz voraus, wie wenn man in diesem Erdenleben Weib und Kind besitzen will, was ja dem auch nicht vergönnt ist, der Tag und Nacht im Zeuge sein muß, ohne doch sein gewißes Auskommen zu haben. In der Welt des Geistes ist dies mein Los; denn dazu bilde ich mich aus: allezeit leicht in des Gedankens Dienst tanzen zu können, mit Verzicht auf die häusliche Glückseligkeit und bürgerliche Achtung, auf die communio bonorum,

auf das Freuen mit den Fröhlichen. Der Gedanke an den Tod ist eine flinke Tänzerin — meine Tänzerin." Gemeinsam mit den heutigen „realistischen" Dichtern und Denkern der Skandinavier, von denen ihn in religiöser Beziehung die tiefste Kluft scheidet, ist ihm die Verachtung der grundschlechten modernen Welt. Natürlich zieht er vor allem die kirchliche Seite in Betracht. Was von den amtlichen Vertretern des Christentums als das höchste Glück gepriesen wird, daß heute jeder schon Christ wird, ehe er es weiß, ist ihm „die größte ästhetische und ethische Abscheulichkeit auf der Erde." Das Verhältnis zu Gott in Christus darf nur ein rein persönliches sein; darum wendet sich auch Kierkegaard nie an ein Publikum, sondern immer nur an den einzelnen empfänglichen Menschen, wie es seiner Ansicht nach auch der Prediger thun soll; die Predigt sollte stets eine Zwiesprache sein.

Die Übersetzung und die Einleitung des Übersetzers sind beide gut; neudeutsche Unarten, wie „diesbezüglich" kommen selten vor. Wo sich das Buch schwer liest, ist offenbar die stellenweise hegelartig verzwickte Sprache des Originals schuld. Bei einigen sonderbaren Ausdrücken vermuten wir Druckfehler.

Luthers Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Prof. Buchwald, Prof. Kawerau, Prof. Köstlin, Prof. M. Rade, Prof. Ew. Schneider. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1889

Zwei Hefte dieser neuen Ausgabe Luthers liegen uns vor. Die eigentlichen theologischen Fachschriften sind vorläufig ausgeschlossen. Im übrigen wird man den echten Luther vollständig geben mit den nötigen Einleitungen von kundiger Hand, auch ein Leben Luthers. Das Heft kostet 30 Pfennige (bei besserer Ausstattung 50 Pfennig). Die vier Abteilungen, die das ganze Werk ausmachen, würden demnach 12 (oder 15) Mark kosten, ein sehr billiger Preis. Die erste Abteilung ist für die reformatorischen Schriften bestimmt; von diesen enthält Heft 1 den Sermon von den guten Werken, Heft 2 die 95 Thesen, vom Papsttum zu Rom und den Artikel von der Donatio Constantini. Die Einleitungen sind mit sehr kleiner Schrift gedruckt, die Worte Luthers aber mit gut lesbaren Lettern; die Erklärungen unten und an der Seite sind kurz und bündig. Wir freuen uns über jeden Versuch, dem Volke Luthers Schriften zugänglicher zu machen.

Fünfzehn Vorträge aus der Brandenburgisch-Preußischen Rechts- und Staatsgeschichte. Von Dr. Adolf Stölzel, Berlin, Vahlen, 1889

Einer unsrer ersten Juristen, der Biograph von Svarez, der Verfasser des großen zweibändigen Werkes über Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, stellt den Gegenstand dieses letztgenannten Werkes in Vorträgen der Berliner Universität auf Grund stenographischer Aufzeichnung in aller Kürze dar. Anfangs glaubt man, das Buch werde nur für Juristen anziehend genug sein, aber beim Weiterlesen entdeckt man mit Befriedigung, daß die Gewandtheit und der Humor des Verfassers auch den nichtjuristisch geschulten Leser festzuhalten vermag. Nicht zum wenigsten trägt die Neigung des Verfassers, auch die Sprache zur Erläuterung der Rechtsgeschichte zu benutzen, dazu bei. Gleich an das Wort Kanzler knüpft er geistreich eine wertvolle Übersicht über sein ganzes Gebiet von Sesselmann bis Bismarck, von 1445 bis in die neuere Zeit (genau bis zum Tode Friedrichs des Großen). An wenige Namen weiß er die Veränderungen der Gerichtsverfassung anzuknüpfen (Landgericht, Kammergericht, Hofgericht, Supplikation, Ratstube, Geheimerat u. s. w.). Personen wie Distelmeier, Vater und Sohn, Cocceji u. a. beleben sich durch gedrängte Erzählung ihrer Bestrebungen, Kämpfe

und Leistungen. Wir sehen, wie sehr sich Friedrich der Große auch in der Gerichtsauffassung über die andern Fürsten erhebt, und erfahren mit einigem Erstaunen, wie auch auf diesem Gebiete seine französischen Freunde, insbesondre Voltaire durch sein Siècle de Louis quatorze, auf den großen König eingewirkt haben. In dem Schlußabschnitt sehen wir etwas in den berüchtigten Handel mit dem „Müller Arnold" hinein. Wie befremdend uns der königliche Eingriff ist, wir sehen doch, daß er nicht in die bürgerliche Rechtsprechung eingreifen wollte, sondern sich eine Übergewalt über die Gesetze auf dem Gebiete der angeblich verletzten Amtspflichten beimaß. Auch hierin hat die neuere Zeit die Schranken fester gezogen.

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Von F. Bornhak. Mit 27 Bildnissen. Berlin, Schorß

Dieses Buch soll zeigen, welchen Anteil die Fürstinnen an dem stolzen Aufbau des Hohenzollernhauses gehabt haben. Die Darstellung soll außerdem möglichst angenehm, knapp und dauernd interessant sein. Dem Verfasser stand nicht wenig Material zu Gebote. Auch die Ausstattung ist recht gut. Dennoch scheint es uns, als ob der schöne Versuch vergeblich gemacht sei, und als ob das nicht die Schuld des Verfassers sei, sondern an der Unvereinbarkeit der zu befriedigenden Wünsche liege. Das Leben der Frau, auch der höchsten, verläuft in denselben allgemeinen Formen. Will man daneben die Eigenart des Gemütes wirklich schildern, ohne immer wieder von dem betreffenden politischen Walten des Fürsten zu reden oder in trivialen Anekdoten stecken zu bleiben, so ist das keine Lektüre für den großen Haufen. Das kann keine schriftstellerische Begabung ändern.

Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. Von Adolf Stern. (Anhang zur 23. Auflage von Vilmars Geschichte der deutschen Nationallitteratur.) Marburg, Elwert, 1890

Daß die deutsche Litteraturgeschichte nicht bei Goethes Tode stehen bleiben darf, ist nachgerade ein allgemein anerkannter Satz geworden; die außerordentlich gestiegene Lust an aller Geschichte, die es bewirkt, daß die politische Geschichtschreibung manchmal schon bei Lebzeiten politischer Größen beginnt, jedenfalls sich unmittelbar nach ihrem Abgange ans Werk setzt, bleibt vor den Größen des litterarischen Lebens nicht stehen. Daß aber die Geschichte der deutschen Litteratur unsers Jahrhunderts ungemeine Schwierigkeiten bietet, ist ebenso allgemein bekannt. Denn ins unübersehbare hat sich die litterarische Produktion verbreitert, sowohl was die Zahl der Schreibenden, als was ihre Mannichfaltigkeit anbelangt. Überdies sind die Anforderungen an den Geschichtschreiber nach dem Aufschwunge der Kunst der Geschichtschreibung gewaltig gestiegen, und es fehlen noch vielfach die notwendigen Einzelarbeiten als Grundlage einer zusammenfassenden Übersicht. Von allen lebenden Litterarhistorikern dürfte keiner so sehr für diese Aufgabe vorbereitet gewesen sein, als Stern, denn so vielfache einschlägige Einzelstudien wie er hat kein andrer Gelehrter bisher geliefert; in seinen gesammelten und zerstreuten Essays und Kritiken über die Litteratur der Gegenwart liegen die Bausteine für sein zusammenfassendes Werk, das Vilmars altes gutes Buch ergänzen soll. Stern hat in seiner Übersicht den einzig richtigen Standpunkt gewählt, der gegenwärtig möglich ist: den Standpunkt des Künstlers. Nur insofern die litterarischen Erscheinungen wahrhaft dichterische Eigenschaften aufweisen, sind sie von dauerndem Wert; und was Stern unter dichterisch versteht, darüber läßt uns seine Darstellung keinen Augenblick im Zweifel. Seine Übersicht läßt sich deshalb in keine Untersuchung

des Zusammenhanges zwischen den allgemeinen politischen und Kulturzuständen und der Kunst ein; er will nicht naturwissenschaftlich Geschichte schreiben, wie das heutzutage gefordert wird, sondern er begnügt sich mit der scharfumreißenden Charakteristik der Individuen wie der Gruppen, soweit sie sich künstlerisch bethätigt haben; er erzählt uns z. B. nichts von Vischers wissenschaftlicher Arbeit, sondern nur von seinem Roman und seinen Gedichten u. dgl. m. Die ganze Zeit von Goethes Tode bis etwa zur allgemeinen Anerkennung Gottfried Kellers erscheint ihm als ein Kampf rein prosaischer gegen wahrhaft poetische Bestrebungen. Sein Herz steht (mit unser aller Zustimmung) auf Seiten jener Mörike, Geibel u. s. w., die wieder die Ideale des wahren Kunstsinnes durchgesetzt haben, nachdem die jungdeutschen Tagesgrößen, die politischen Tendenzdichter u. a. heillose Verwirrung angerichtet hatten. Und wie gegen die undichterischen Jungdeutschen, nimmt Stern gegen die nicht minder poesiefeindlichen Jüngstdeutschen nachdrücklich Stellung, indem er den Nachweis führt, daß der Pessimismus dichterisch unmöglich fruchtbar werden kann. Die einzelnen Charakteristiken, die Stern liebevoll von den großen Dichtern der letzten fünfzig Jahre entwirft, beruhen auf alter Vertrautheit mit ihren Werken. Es ist nur selten ein Urteil so anzufechten, wie z. B. folgendes in der Skizze Anzengrubers: „In gewissen Schöpfungen freilich, so in dem Tendenzstück »Der Pfarrer von Kirchfeld« und in dem Schauspiel »Die Kreuzelschreiber«, schrumpft dieser Vorzug [rein dichterischer Gestaltung] gewaltig zusammen und macht jener falschen Absichtlichkeit Platz, welche die Poesie in die Gefolgschaft der Zeitung und ihrer Bestrebungen bringt.“ Dieses Urteil über die „Kreuzelschreiber“ ist entschieden falsch; wenn irgendwo, so hat Anzengruber gerade in dieser Komödie die kirchenfeindliche Tendenz vollständig in Handlung und Gestalt aufgelöst, mit freiem Humor sich über die Parteien gestellt und im Steinklopferhans eine so poesiereiche Gestalt geschaffen, wie sie weit und breit in der modernen Dichtung kaum zu finden ist. Auch der „Pfarrer“ ist nicht so arm an Poesie, wie Stern meint. Der Wurzelsepp hat Szenen voll reiner, unbefangener Poesie. Das Urteil Sterns ist umso auffallender, als er sonst Anzengruber gut kennt und ihm wohlwollend gegenübersteht. Noch eine andre Stelle müssen wir anfechten, obgleich oder vielmehr weil sie in dem ganzen Buche fehlt: Ferdinand Raimund, dem unsterblichen dramatischen Märchendichter, dem Schöpfer des „Verschwenders,“ hat Stern kein Plätzchen gegönnt. Warum nicht? Da kein sachlicher Grund denkbar ist, so mag es wohl bloß ein zufälliges Übersehen sein. Auch Grillparzer ist für unser Urteil zu kurz weggekommen, wenn man die viel breitere Charakteristik, die Hebbel, Otto Ludwig, Keller und andern gewiß nicht bedeutenderen Dichtern gewidmet ist, damit vergleicht. Doch sind das Kleinigkeiten, die bei der nächsten Auflage geändert werden können. Ein Vorzug von Sterns Darstellung ist es, daß sie weder eine Bibliographie noch ein Katalog ist; in der Sparsamkeit ist aber Stern doch vielleicht zu weit gegangen, wenn er von den dichtenden Frauen bloß die Ebner, nicht aber auch Luise von François und Marie von Olfers nennt. Die Namen Robert Waldmüller, Josef Viktor Widmann („Mose und Zipora“), Ferdinand von Saar und als Vertreter Tirols Adolf Pichler sollten ebenfalls in den künftigen Auflagen nicht ganz fehlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Stoffels Flugschrift

In voriger Woche überraschte zunächst die Pariser, dann auch die deutsche Welt eine Flugschrift mit der Erörterung eines Gedankens, dem wir bisher nur in englischen Blättern bisweilen begegnet waren, und von dem wir wußten, daß er ein Lieblingswunsch des Prinzen von Wales ist und auch andern Persönlichkeiten des Londoner Hofes — beiläufig eine Zeit lang mit Aussicht auf einen Versuch zur Verwirklichung — als erstrebenswertes Ziel vorgeschwebt hat. Jetzt wurde er von einem geachteten französischen Offizier höhern Ranges empfohlen, dem man bisher auch ein gutes Urteil in politischen Fragen zutrauen durfte. Wie man erraten wird, haben wir die Broschüre De la possibilité d'une alliance Franco-Allemande im Auge, als deren Verfasser sich der Oberst Baron von Stoffel nennt, und die aus mehreren Gründen allgemeines Aufsehen erregt hat. Der Oberst war mehrere Jahre lang vor Ausbruch des Krieges von 1870 und 1871 als militärischer Attaché der französischen Gesandtschaft am Berliner Hofe zugeteilt, seine Berichte an den Kaiser Napolon hatten hohen Wert, und hätte man in Paris seine Ratschläge befolgt, so würde uns Frankreich vielleicht niemals, sicherlich aber nicht schon im Sommer von 1870 den Fehdehandschuh hingeworfen haben. Er spricht also jetzt mit der Stimme einer Autorität, und er hat den lobenswerten Mut, sich mit seiner Erörterung in entschiedenster Weise der öffentlichen Meinung in Frankreich gegenüberzustellen. Sein Vorschlag aber wird, diesmal vorzüglich an Deutschland gerichtet, nicht mehr Glück haben als sein früherer Rat; seine „Möglichkeit" ist, an sich, rein nach dem Titel der Flugschrift betrachtet, nicht zu bestreiten, mit der Bedingung aber, die er stellt, eine Unmöglichkeit, seine Friedens-

predigt eine Stimme in der Wüste. Verstand und Gefühl verweisen das, was er zur Herstellung einer Versöhnung der Franzosen mit den Deutschen empfiehlt, gleich stark in das Gebiet des Landes Utopia.

Baron von Stoffel behauptet zunächst nichts Geringeres, als daß es im Interesse Frankreichs liege, sich von der Liebhaberei für Rußland loszusagen und mit Deutschland ein Bündnis gegen Rußland einzugehen, in das dann Österreich-Ungarn, Italien, die Türkei und andre Staaten Aufnahme finden könnten. Fragt man, wie Frankreich bewogen werden könnte, sich mit Deutschland gegen Rußland zu vertragen, so hat Stoffel darauf eine Antwort, die ihm sehr einfach zu sein scheint: Deutschland giebt ihm Elsaß-Lothringen zurück. Aus welchen Gründen aber sollen die Franzosen sich mit den Deutschen gegen die Russen wenden? Wieder giebt es eine Antwort, die dem Verfasser ganz selbstverständlich vorkommt, aber bei einem Franzosen von heutzutage und noch dazu bei einem hervorragenden Offizier, der früher auch diplomatische Aufgaben zu verfolgen hatte, neu ist. Wenn der Baron Stoffel unter Napoleon dem Ersten schriebe, der das oft erwähnte Testament Peters des Großen anfertigen ließ, oder unter Napoleon dem Dritten zur Zeit des Krimkriegs oder des polnischen Aufstandes von 1863 und der westmächtlichen Drohnoten, so würde es nicht wunder nehmen, wenn er Rußland bei der öffentlichen Meinung in Frankreich als große Gefahr für ganz Europa verklagte. Jetzt ist es dieser öffentlichen Meinung nicht nur keine Gefahr, sondern eine Macht, die Frankreich von höchstem Nutzen sein kann, und deren Freundschaft mit allen Mitteln und auf allen Wegen, selbst mit Gefahr, zudringlich zu erscheinen und sich zu erniedrigen, erstrebt werden muß, und doch wagt der Verfasser seine Klage zu erheben und hofft auf Erfolg. Er sagt, daß Rußland infolge der Spaltungen, die Europa zerrissen haben, sich jeden Tag der Donau- und Balkanstaaten bemächtigen könne, um bald nachher bis ans Adriatische Meer vorzudringen. Wie wollten, wenn ein kriegslustiger Zar den Thron einnähme, die westlichen Nationen diesem furchtbaren Ansturme der slawischen Rasse Widerstand leisten? Es würde der Krieg der Gesittung gegen das Barbarentum sein. Gäben dagegen Frankreich und Deutschland ihren Streit auf, so würde sich ein großer Verein der Staaten Europas zu dem ausdrücklichen Zwecke bilden, dem Vordringen Rußlands die Spitze zu bieten und erfolgreich in den Weg zu treten, es würde zu einem Verteidigungsbündnisse der europäischen Freiheit und Bildung kommen. Bis zu diesem Ausgange der Dinge jedoch muß Frankreich, wie Stoffel meint, für sich allein sorgen. Es hätte sich, sagt er, vielleicht früher in den Verlust der beiden Provinzen gefunden; niemals aber könne es einen Zustand der Dinge auf die Dauer hinnehmen, der Paris von der Grenze aus in wenigen Tagemärschen erreichen lasse und sein Schicksal vom Ausfall einer einzigen Schlacht abhängig mache, während Berlin viel weiter von der deutschen Westgrenze entfernt sei. Anderseits befinde sich Deutschland bei seiner Lage zwischen zwei

feindlichen Mächten, die es jederzeit mit sechs Millionen Soldaten überschwemmen könnten, in einem Zustand äußerster Gefahr.

Der Verfasser verfährt bei dieser Betrachtung offenbar nicht so logisch, als er verfahren sollte, wenn er die Lage des deutschen Reiches im Vergleiche mit der Frankreichs als die bedenklichere ansieht, um ihm die Zurückgabe der eroberten Ostprovinzen als keinen zu hohen Preis für Frankreichs Freundschaft darstellen zu können. Er vergißt, daß er soeben darauf hingewiesen hat, daß Paris viel näher an der Grenze liegt als Berlin und nach Verlust einer einzigen Schlacht den Feind vor sich zu erwarten hat. Er rechnet nicht mit den dritthalb Millionen deutschen Soldaten, die den sechs Millionen Franzosen und Russen gegenüberstehen würden, und die mindestens ebenso tüchtig von Natur, ebenso gut bewaffnet und geübt sind als diese, aber weit bessere Offiziere haben und rascher mobilisirt und auf den Kriegsschauplatz gebracht werden können. Er thut endlich, als ob es keinen Dreibund gäbe, in dem Österreich-Ungarn und Italien ebenfalls einige Millionen Soldaten in die Wagschale werfen würden, und dem sich die Pforte und England mit seiner Kriegsflotte unter Umständen anschließen könnten und wahrscheinlich anschließen müßten. Er sieht uns alleinstehen zwischen zwei gewaltigen Großmächten, gleichsam zwischen den weit aufgerissenen Kinnladen eines Rachens, und bittet uns, angesichts dieser heillosen Lage doch ja in uns zu gehen, das kleine Opfer, mit dem sie allein zu beschwören ist, zu bringen und unsre Reichslande wieder in französische Departements verwandeln zu lassen. Wir antworten darauf: Die Deutschen lassen sich nicht bange machen, sie fürchten als ein Volk ohne Übermut Gott, sonst aber im Bewußtsein ihrer eignen Kraft und der ihrer getreuen Verbündeten niemand.

Stoffel bildet sich nun allerdings nicht ein, daß die Männer, die Deutschland zu seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung erhoben haben, in das uns angesonnene Opfer willigen werden, doch hofft er, daß die, die nach ihnen kommen, sich dazu bereit erklären können. Aber er scheint nicht zu erwarten, daß Frankreich jemals eine andre Entschädigung gewähren werde, als die eines Bündnisses, dessen Frucht dem gesamten Europa zu gute kommen würde. Gewiß, der springende Punkt in seiner Flugschrift ist die Anklage Rußlands als des Erbfeindes der Gesittung und der modernen Bildung; aber er gesteht offen ein, daß Frankreich, so lange die dermalige Lage der Verhältnisse dauert, mit allen Gegnern Deutschlands und namentlich mit Rußland die besten Beziehungen unterhalten müsse, mit Rußland nicht aus instinktmäßiger Sympathie mit den Slawen, wie viele Franzosen entweder in grober Unwissenheit oder als Opfer augenblicklicher modischer Verblendung sagen, sondern auf Grund des natürlichen Gefühls, das die Feinde einunddesselben Volkes zu einander führt und mit einander Front zu machen nötigt. Es ist klar, der Baron ist kein Bewunderer des Moskowitertums, aber er beißt bis auf weiteres in einen sauern Apfel.

Der Verfasser betrachtet die höhern preußischen Militärs und vorzüglich den Grafen Moltke als besonders verantwortlich für die Forderung der Abtretung Elsaß-Lothringens und wundert sich, daß Bismarck sich nicht mit Erfolg dagegen erklärt habe, wobei er eine Erzählung zum Besten giebt, die, um uns mild auszudrücken, auf ein schwaches Gedächtnis schließen läßt. Der Kanzler soll ihm von der Mühe und Not erzählt haben, die es ihm 1866 gekostet habe, den König Wilhelm dazu zu bewegen, mit Österreich Frieden zu schließen. Die Preußen, so berichtet er, brannten nach dem Siege bei Sadowa darauf, in Wien einzuziehen, als plötzlich Napoleon der Dritte seine Vermittlung anbot. Fast allgemein war man im Hauptquartier für Ablehnung dieses Vorschlages, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Frankreich hin, und daß man dann mit Hannover, Baiern, Württemberg und andern deutschen Staaten neue Not zu befürchten hatte. Graf Moltke blieb eine Nacht auf und entwarf einen Feldzugsplan, wonach von den 600000 Mann, über die man verfügte, 200000 nach dem Rheine gesandt werden und die übrigen Österreich und den kleinern Staaten weiter die Spitze bieten sollten. Man ging so weit, Bismarck mit Argwohn zu begegnen, und er hörte von „Verrat" reden. Einer der heftigsten Gegner seiner Ratschläge zum Friedensschlusse war der Kronprinz. Dieser begegnete ihm eines Tages auf einem Gange zum Könige, wobei er ihm, indem er sich so stellte, als stolpere er über seinen Degen, einen derben Schlag damit an die Beine versetzte und so seinem Zorn und seiner Verachtung Luft machte. Dann schrieb der König auf Verlangen seines Sohnes dem Grafen einen Brief, worin er ihm mitteilte, er willige „in diesen schmachvollen Frieden." An dieser Geschichte, die Bismarck dem Baron Stoffel zwei Jahre nachher erzählt haben soll, und an die der Verfasser der Flugschrift die Frage knüpft, wie es gekommen sei, daß der Kanzler 1871 nicht die Folgen der Abtretung von Elsaß-Lothringen vorausgesehen und das Verlangen darnach unterlassen habe, ist nichts wahr, als daß Bismarck im Kriegsrate zu Nikolsburg zum Frieden riet und dies ausführlich begründete, damit aber auf Schwierigkeiten stieß. Als fernere Vorstellungen nichts fruchteten, ging er in seine an das Beratungszimmer stoßende Kammer und verfiel hier in seiner nervösen Aufregung in Weinkrämpfe, worauf es drüben still wurde. Das Ende war, daß der König sich zur Befolgung seines Rates entschloß. Was Stoffel von Argwohn der Militärs berichtet, was er von dem „Verrate" faselt, der dem Ministerpräsidenten vorgeworfen worden sei, ist Erfindung, die nur Franzosen glaubwürdig finden können, die bei uns aber nur spöttisches Lächeln und Kopfschütteln hervorrufen kann. Und nun gar der Degenschlag und der Brief mit dem schmählichen Friedensschlusse! Das sind Unwürdigkeiten und Abgeschmacktheiten, ja die ganze Stellung des Kronprinzen zu der Frage ist falsch dargestellt. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit, d. h. gerade er und nur er war es, der in Nikolsburg das Verlangen des Ministerpräsidenten nach baldigem Friedensschlusse gegenüber der

Absicht des Königs, den Krieg fortzuführen, und im Widerspruche mit andern Ratgebern mit seinem ganzen Ansehen und zuletzt mit Erfolg unterstützte.

Wenn es Stoffel aber dann als einen politischen Mißgriff ansieht, daß bei dem Friedensschlusse, der den Krieg von 1870 und 1871 beendigte, dem Gegner härtere Bedingungen gestellt worden seien als bei dem von 1866, so ist ihm in einer die Denkweise der Franzosen sehr bezeichnenden Weise der große Unterschied entgangen, der zwischen dem Verhältnis Deutschlands zu Österreich und dem zu Frankreich besteht. Österreich wurde geschont, man nahm ihm kein Land und legte ihm nur eine mäßige Kriegsentschädigung auf, weil es im deutschen Bunde mit Preußen vereint gewesen war und wieder einmal mit ihm verbündet werden konnte, wenn auch in andrer Form, und weil der Groll über Landabtretung eine solche Wiederannäherung verhindert oder doch sehr erschwert haben würde. Bei Frankreich wäre derartige Schonung verlorne Liebesmüh gewesen, da man hier schon über die Schlacht bei Königgrätz, den Sieg über eine fremde Macht, bittern Groll und Neid empfand, und nun vollends über die eignen ungeheuern Niederlagen bei Metz und Sedan! Hier konnte es nur helfen, wenn die Deutschen ihren Feind und seinen gedemütigten Dünkel möglichst unschädlich machten, und dies geschah durch Auferlegung einer sehr bedeutenden finanziellen Schwächung in Gestalt von fünf Milliarden Kriegsentschädigung und durch Abtrennung zweier französischen Grenzprovinzen und deren Einverleibung in das deutsche Reich. Die letztern Maßregeln erfolgten aber noch aus andern Rücksichten und können aus denselben Rücksichten von Deutschland niemals rückgängig gemacht werden, am wenigsten für die Gabe der Waffenbrüderschaft Frankreichs gegen Rußland, die uns von Stoffel ohne Auftrag angeboten wird, und die wir nicht brauchen, während uns gute Nachbarschaft der Franzosen ohne Hintergedanken, friedlicher Verkehr mit ihnen ohne Vorbehalt allerdings angenehm und erstrebenswert erscheint. Jeder fleißige Schulknabe mit einigermaßen gutem Gedächtnis weiß aus der Geschichtsstunde, daß Deutschland wiederholt vonseiten seiner Nachbarn im Westen Angriffen ausgesetzt gewesen ist, die keinen andern Grund als die Eroberungssucht, die Ruhmbegierde und die Kriegslust der Angreifer hatten und zuweilen zu unerhört grausamen Verheerungen deutscher Landstriche führten. Stoffel selbst spricht von „Kämpfen zwischen Deutschland und Frankreich, die ohne Unterbrechung fünfundzwanzig Jahrhunderte gedauert“ hätten. Keine Übertreibung, sondern Thatsache ist es, wenn wir sagen, daß namentlich der Westen und Südwesten des deutschen Gebietes in den letzten drei Jahrhunderten mehr als zwanzigmal solche ruchlose Heimsuchungen mit Feuer und Schwert von Frankreich zu erleiden gehabt hat. Metz, Toul und Verdun, dann das Elsaß gingen dabei verloren, die Pfalz wurde für Jahre wüste gelegt, das Schloß von Heidelberg und viele andre, den Rhein entlang, verwandelten sich unter gallischen Brandfackeln und Pechkränzen in Trümmerstätten. Die Furcht vor

derartigen Überfällen machte die kleinen Potentaten dieser Gegenden abhängig und nachgiebig gegen den Willen der französischen Herrscher, und schon lange vor dem Rheinbunde geboten sie zuweilen über deren Kräfte wie über die von Vasallen, ja noch Jahrzehnte lang, noch bis tief in die Zeit des deutschen Bundes hinein machte sich in Baden, Württemberg, Baiern und Hessen-Darmstadt französischer Einfluß geltend, da man im Frieden von 1814 versäumt oder, durch den Neid der mit Deutschland verbündeten Mächte genötigt, unterlassen hatte, Frankreich eins der Mittel zu erfolgreichen Feldzügen gegen den östlichen Nachbar zu nehmen. Stoffel widerlegt mit seiner Erinnerung an den ewigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland selbst seine Behauptung, es sei eine schwere Unterlassungssünde gewesen, nach den deutschen Siegen des letzten Krieges das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich nicht wieder herzustellen, wie es bis 1870 im Juli bestanden hatte. Vielleicht ließe sich von einer solchen Sünde reden, wenn man die Genügsamkeit ins Auge faßt, die von einer Wiederherausgabe des im westfälischen Frieden von uns an Frankreich verlornen Gebietes absehen ließ. Doch dies beiseite: der deutsche Reichskanzler hat eben, wie das seine Art ist, nur gefordert, was sich durch lange Erfahrung als unbedingt notwendiges Bedürfnis Deutschlands herausgestellt hatte. Nichts läßt hoffen, daß die östlichen Grenznachbarn Frankreichs in Zukunft mehr Ruhe vor grundlosen Angriffen des bösartigen gallischen Streithahns haben werden. Das einzige Mittel gegen derlei Angriffe ist genügende militärische Sicherung. Diese aber wurde erreicht durch Hinausrückung der deutschen Grenze bis zum Gebirgswalle der Vogesen und die Erwerbung und Verstärkung von Metz als Flankenbedrohung, wenn wieder ein französisches Heer gegen Osten sich in Bewegung setzen sollte. Diese Verbesserung unsrer Verteidigungslinie hat aber nicht sowohl die bessere Deckung Berlins als vielmehr die Verstärkung der Lage Süddeutschlands zum Zwecke gehabt. Von Straßburg und dem einspringenden Winkel bei Weißenburg aus konnten die im Elsaß stets reichlich bereit gehaltenen französischen Truppen früher zu jeder Stunde Baden, die Pfalz und Württemberg überschwemmen, ehe deutsche Streitkräfte in hinreichender Stärke beisammen waren, um die Eindringlichen zurückzuwerfen. Diese nicht zu bestreitende Thatsache und ihr oft erlebter Mißbrauch zwang die deutsche Politik geradezu, ihre Verteidigungsstellung weiter nach Westen zu verlegen, wozu es auch dadurch berechtigt war, daß es damit nur den Besitz eines Grenzlandes wieder in Anspruch nahm und zurückgewann, das ihm von den Franzosen gewaltthätig entrissen worden war. Der militärische Grund aber ist der wichtigere, er spricht auch das Verdammungsurteil über Stoffels Hoffnungen für die Zukunft.

In Paris hat man Stoffels Flugschrift, wie wir hören, sehr verschieden aufgenommen. Wir können hier selbstverständlich nur einige von den betreffenden Urteilen folgen lassen, und wir wählen dazu ein bonapartistisches

und eins aus der Mitte der jetzt regierenden Partei. Nach dem Figaro wäre der vielgenannte Baron Haußmann ungefähr derselben Ansicht wie Stoffel. Nur hätte er offen ausgesprochen, was dieser nur zwischen den Zeilen lesen läßt. Er hält eine Verständigung mit Deutschland gegenwärtig gleichfalls für aussichtslos, weil eine festgegründete, von bestimmten politischen Grundsätzen geleitete Monarchie wie die deutsche kein Bündnis mit einer parlamentarischen Republik einzugehen vermöge, deren Politik sich mit jedem Kabinetswechsel ändre. Aber er sieht bereits den Tag der Versöhnung kommen — leider werde er ihn nicht erleben — den Tag, wo Frankreich und Deutschland ihre Feindseligkeiten vergessen würden, nachdem sie zu der Erkenntnis gekommen sein würden, daß die zwischen ihnen von der Natur selbst gegebne Grenze — der Rhein sei. Da haben wirs! Warum, wenn man einmal seine Wünsche auszusprechen hat, bescheiden sein? Also nicht bloß die Reichslande, die der ehemalige Günstling Napoleons des Dritten wie jeder richtige Franzmann auf seines Herzens Grunde als Wunsch hegt, sondern den Rhein bis zu seiner Mündung! In der That, der gute Baron wird die Erfüllung seines Begehrens schwerlich erleben. Das große Mundstück der opportunistischen Republikaner aber, die République Française, stimmt mit Stoffel insofern überein, als ihr der Götzendienst, der jetzt in Frankreich mit den Moskowitern getrieben wird, patriotische Beklemmungen erregt. Gab er sich doch erst kürzlich im Nizzaer Theater bei Aufführung des Singspiels „Das Leben für den Zaren“ in einer besonders für Republikaner sehr unwürdigen, ja ekelhaften Weise kund. Das Blatt meint, die Interessengemeinschaft Rußlands und Frankreichs sei zwar ein Hauptfaktor der europäischen Politik, aber Völker könnten ebenso wenig wie Einzelne eines gewissen Stolzes entbehren, und wenn Leute sich mit Inbrunst dem Russen an den Hals würfen, so fehle es ihnen an Selbstgefühl und Takt. Die einzig wahre Politik laute: recht viele Lebelgewehre, und recht viele unerschrockne Soldaten, das Übrige mache sich von selber.

Was aber sagt der verständige Teil der russischen Presse zu der Stoffelschen Flugschrift? In der St. Petersburger Zeitung lesen wir u. a. folgendes: „Unsre Gallomanen können daraus lernen, daß alle die scheinbar glühenden Sympathien der Franzosen nur den Zweck verfolgen, uns zu bewegen, für sie Elsaß-Lothringen aus dem Feuer der deutschen Magazingewehre herauszuholen. Im Grunde sind wir doch die Barbaren, die Kosaken, die Gefahr für die Gesittung, gegen die sich Europa vernünftigerweise zu einem großen Bunde zusammenschließen sollte, um sie nach Asien zurückzuwerfen. Und wenn wir den Franzosen den Gefallen thäten, und es uns wirklich gelänge, mit unserm Gut und Blut Elsaß-Lothringen für sie zurückzukaufen, so würde nachher die eigentliche und wirkliche Anschauung über Rußland, die jetzt durch politische Selbstsucht verhüllt ist, zu Tage treten, und der Erfolg

aller unsrer Opfer wäre, daß das befriedigte Frankreich unser Feind würde, unsre Übermacht zu brechen versuchte und unsre »ehrgeizigen Pläne« an der Spitze einer europäischen Koalition zu durchkreuzen strebte. Wir verkennen nicht die schweren Mißstände, die Europas Lage seit 1871 aufweist. Sie haben aber ihren Ursprung nicht in den Bestimmungen des Frankfurter Friedens an sich, sondern darin, daß die Franzosen diese Bestimmungen zwar angenommen haben, sie aber nicht für die Dauer anerkennen wollen. Wenn sie das thäten, so würden alle Gefahren beseitigt sein, und das goldne Zeitalter könnte beginnen, ohne daß man Deutschland Dinge zumutete, auf die es nicht eingehen wird. Die Franzosen sind schuld an allen Lasten, die den Steuerzahler drücken, das wird einmal allgemein erkannt werden. Sie haben 1870 den Krieg begonnen und müssen nunmehr seine Folgen tragen.“ Vortrefflich gesagt — wir unterschreiben jedes Wort.

Die Bauerntumulte in der Lombardei

Die Gutsherren in der Lombardei teilen ihren Besitz je nach Bedürfnis in eine mehr oder minder große Anzahl von Abschnitten oder Höfen ein (cascine, tenimenti) und verpachten sie an Bauernfamilien (coloni). Diese pflegen dergleichen Anteile zwar Geschlechter hindurch (nach Art der Erbpächter) zu bewirtschaften, rechtlich beruht aber ihr Verhältnis nur auf einem alljährlich im November nach freiem Ermessen zu erneuernden notariellen Vertrage.

Diese Verträge zerfallen in zwei Klassen; die eine Klasse, mezzadria genannt, beruht auf einer Teilung des Ertrages in Naturalien zu gleichen Teilen, ist aber nur in den zu intensiver Kultur weniger geeigneten Landstrichen der südlichen Lombardei, in denen vorwiegend minderwertige Produkte (Cerealien) gebaut werden, gebräuchlich. In den nördlichen Teilen herrscht die zweite Klasse, der contratto misto vor. Dieser gemischte Vertrag ist in seinen einzelnen Bestimmungen je nach der Lage der Ortschaft und der Natur des Bodens oder der Kultur verschieden. Im Durchschnitt aber pflegt er dem Pachtbauern folgende Lasten aufzuerlegen. a) Geldleistungen: Miete für Wohnung und Wirtschaftsräume; Pacht für Wiese und Wald, soweit dergleichen vorhanden ist; Zahlung einer Steuerquote; Hagelversicherung. b) Feste Naturalienabgabe: eine bestimmte Menge (kein Prozentsatz) der geernteten unmittelbaren Boden-

erzeugnisse, Cerealien, Kartoffeln, Lein, Hanf, sowie der Hühner, Eier, dergestalt, daß den Bauern die Früchte besondern Fleißes oder die Ergebnisse besondrer Ameliorationen oder Verwendung von Dünger u. s. w. verbleiben. c) Prozentuale Abgabe: die Hälfte der Cocon- und Weinernte. d) Persönliche Dienstleistungen: eine Anzahl Arbeitstage für einen vereinbarten mäßigen Tagelohn, 0,40 bis 1 Lire, dessen Höhe also nicht für sich allein beurteilt werden darf (wie es die Zeitungen gethan haben), sondern nur in Verbindung mit den übrigen Leistungen; eine Anzahl Gratisfuhren und eine andre Anzahl Fuhren gegen bestimmtes Entgelt. Über die materielle Abwicklung der Vertragspflichten wird Buch geführt.

Diese Art von Vertrag wird von mancher Seite ein veraltetes Überbleibsel aus frühern Jahrhunderten der Hörigkeit genannt. Er ist auch für die heutigen Zeitläufe und sozialen Anschauungen als allzu verwickelt zu betrachten, und in der That enthält er allzuviel Anlaß zu Reibungen. Wenn man aber bedenkt, daß die einzelnen Festsetzungen auf alljährlich zu erneuernder freier Übereinkunft beider Teile beruhen, so sollte man am Ende annehmen, daß die getroffenen Abmachungen den Interessen beider Teile entsprächen. Die Grundstücke ganz für eigne Rechnung, das heißt nur gegen Geldpacht zu bewirtschaften, fehlt es den Bauern an Kapital. Ihre Betriebsmittel pflegen im Viehstande und in den Ackergeräten angelegt zu sein, ein Notpfennig pflegt in der nächsten Sparkasse zu liegen. Wenn die Pachtbauern anfangen, sich gegen die Verträge aufzulehnen, so richtet sich das auch weniger gegen die Natur der einzelnen Bestimmungen, als vielmehr gegen die Höhe der einzelnen Leistungen; es handelt sich also nur um einen Streit über den Anteil, den einerseits das Kapital, anderseits die Arbeit an dem gemeinschaftlichen Erwerbe haben soll.

Diese Streitfrage hätte nach Ablauf der abgeschlossenen Jahresverträge geschlichtet werden müssen, sei es durch gütliche Übereinkunft nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage, sei es selbst durch das Druckmittel eines allgemeinen Pächterausstandes. Anstatt dessen durchbrachen die Pächter die abgeschlossenen Verträge mitten in der Giltigkeits- und Abwicklungszeit und verlangten, unter der Drohung, die ihnen von den Besitzern auf Grund der Verträge anvertraute Coconernte, in der in jenen Gegenden besonders hohe Summen angelegt zu sein pflegen,*) dem Verderben preiszugeben, einen Nachlaß ihrer Verbindlichkeiten.

Bei diesem Erpressungsversuche blieb es aber nicht. Die Pachtbauern rotteten sich zusammen und machten mit den Hunderten, ja Tausenden der gleichzeitig streikenden Seidenspinner und Seidenspinnerinnen (ihren Angehörigen) gemeinschaftliche Sache; sie durchzogen lärmend die Straßen, kochten auf öffentlichen

*) Die Gutsbesitzer kaufen die teuern Raupeneier und vertrauen die ausgekrochenen jungen Raupen den Bauern zur weitern Pflege an.

Plätzen ab, schritten zu Drohbriefen und persönlichen Einschüchterungen, ja zu groben Sachbeschädigungen. Einzelne Privathäuser und Villen wurden erbrochen, gestürmt und verwüstet, in einem Falle kam es bis zur Belagerung von Polizeisoldaten und Carabinieritruppen in einem Stadthause, wobei von der Waffe Gebrauch gemacht werden mußte und Verwundungen vorkamen. Gegen 69 Ortschaften waren an dem Aufruhr beteiligt, in zwölf Fällen mußten die Truppen aufgeboten werden, und zwar in manchen Fällen ganze Kompagnien, selbst Bataillone und Eskadrons. Zahlreiche Verhaftungen, 85 Strafprozesse und mehr oder minder empfindliche Verurteilungen fanden statt.*) Die Behörde suchte zu vermitteln, doch gelang dies meist nur auf Kosten der ohnehin in einer Notlage befindlichen Besitzer und, wie die allgemeine Meinung sagt, nicht zur völligen Befriedigung der vertragsbrüchigen Pachtbauern.

Es darf jetzt die Frage aufgeworfen werden, ob die materielle Lage jener aufrührerischen Pachtbauern so gedrückt war oder ist, um ihr gewaltthätiges Auftreten wenigstens einigermaßen zu entschuldigen. Nun ist gerade in den Landstrichen zwischen Como und Varese, Gallerate und Magenta, in denen die Pächtertumulte stattgefunden haben, die Lage des Landvolkes besser als in den übrigen, ruhig verbliebenen lombardischen Provinzen. Ohne gerade besonders fruchtbar zu sein, hat diese Gegend eine sehr intensive landwirtschaftliche Kultur. Sie ist daneben in hohem Grade industriell, niemals fehlt es an Nebenverdienst, die Arbeitshand ist gesucht. Bereits vom neunten Jahre an arbeiten die Kinder und Mädchen in den allenthalben vorhandenen Seidenspinnereien, größere Mädchen und Frauen in den Zwirnereien, die verfügbaren Männer in den Webereien und Fabriken andrer Art. Diejenigen männlichen Familienmitglieder, die weiter bei der Bewirtschaftung der Scholle entbehrt werden können und die Erdarbeit der Fabrikarbeit vorziehen, finden die gute Jahreszeit hindurch in der nahen Schweiz, in Deutschland und Frankreich Beschäftigung und kehren durchschnittlich mit 300 Franken Ersparnis heim. Die Unternehmungslustigsten wandern zu vorangegangenen Anverwandten nach Südamerika aus und kommen meist wohlhabend, selten arm zurück. Die Sparkassen der betreffenden Landstriche weisen ferner bedeutende Einlagen auf. Die Leute sehen auch gesund aus, sind heiter, kleiden sich gut und feiern jeden Festtag. Unter der Entwertung der ländlichen Erzeugnisse leidet auch viel weniger der Bauer, der größtenteils in natura zahlt, als der Besitzer, der die gesamte Ernte zu veräußern hat. Jene Pachtbauern sind auf alle Fälle besser daran, als industrielle Arbeiter.

*) Nach einer amtlichen Veröffentlichung des Generalprokurators in Mailand waren im Bezirke des dortigen Appellationsgerichtes, das die Provinzen Mailand, Como, Pavia und Sondrio umfaßt, 85 Fälle agrarischer und 15 Fälle industrieller Arbeitseinstellungen zur Anzeige gelangt. Die Zahl der Angeklagten betrug 408; davon wurden 214 freigesprochen und 194 zu Gefängnisstrafen bis zu einem Jahre verurteilt.

Die Frage nach den Ursachen der erwähnten Tumulte erscheint daher berechtigt. Sie dürften, darüber ist man einig, weit weniger einen wirtschaftlichen als vielmehr einen sozialpolitischen Hintergrund haben. Obschon die Lage der Pachtbauern heutzutage besser ist als vor Jahren, ist doch der Unterschied größer geworden, der zwischen ihrer Lage und ihren Wünschen liegt. Sie folgen hierin dem Zuge der Zeit. Die zeitweise ausgewanderten Bauern haben in der Schweiz, im südwestlichen Deutschland und Frankreich den dort vorhandnen bemittelten, auf eigner Scholle sitzenden, zum Teil politisch sehr freien Bauernstand kennen gelernt; die nach den amerikanischen Republiken übergesiedelten haben sich neue, mit den heimischen Verhältnissen nicht stimmende Anschauungen angeeignet; sie alle erregen, nachdem sie mit einigem Vermögen nach ihrer Heimat zurückgekehrt sind, Unzufriedenheit bei den Zurückgebliebenen. Obwohl sie wissen, daß die Grundeigentümer zur Zeit unter der Entwertung der Erzeugnisse ohnehin schwer zu leiden haben, gehen sie gegen sie vor, weil sie sich in einer bevorzugtern Lebenslage befinden. Diese revolutionäre Stimmung bot einen ausgezeichneten Hebel dar für die sozialdemokratischen Mailänder Emissäre, deren gewerbsmäßig betriebene Zettelungen anerkanntermaßen nicht wenig dazu beigetragen haben, die Beziehungen zwischen Pachtbauern und Besitzern zu verschlechtern und die vorgekommenen Ausschreitungen zu verschärfen.

Nach alledem hat es sich bei den Pachtbauertumulten, die sich während der ersten Hälfte des Jahres 1889 in der nördlichen Lombardei abgespielt haben, nicht um Tagelöhnerausstände gewöhnlicher Art gehandelt, auch nicht um die Auflehnung einer unterdrückten Volksklasse (wie ein Teil der Presse behauptet hat), sondern um eine von Gewaltthätigkeiten begleitete revolutionäre Bewegung. Diese aber stellt, weil rein agrarischen Charakters, auf dem europäischen Festlande, abgesehen von Irland, eine neue Erscheinung dar.

Zur Reform der Militärstrafprozeßordnung

(Schluß)

Die Fällung eines Urteils in mündlicher Verhandlung ist unsrer Ansicht nach kein Grund, dem Gerichtsherrn das Recht der Bestätigung des Urteils zu versagen. Kann er sich doch durch den als seinen juristischen Ratgeber erscheinenden Staatsanwalt über die Vorgänge in der mündlichen Verhandlung hinlänglich unterrichten lassen, um sich eine Ansicht darüber zu bilden, ob das Urteil sachgemäß ist oder nicht. Unsers Wissens ist es bei der Staatsanwaltschaft

der Zivilgerichte üblich, daß in einigermaßen wichtigen Sachen der höchste Staatsanwaltsbeamte, auch wenn er der Verhandlung nicht beigewohnt hat, darüber entscheidet, ob ein Rechtsmittel einzulegen ist oder nicht. Ordnet er an, daß kein Rechtsmittel einzulegen ist, so thut er im Grunde doch dasselbe, wie der Gerichtsherr bei der Bestätigung, d. h. er genehmigt das Urteil.

Die Einführung eines Rechtsmittels, als welches wir nur die Berufung gegen alle Urteile erster Instanz empfehlen, wird dem Gerichtsherrn ein willkommnes Mittel sein, sowohl in juristisch als in thatsächlich zweifelhaften Fällen die Verantwortlichkeit einer endgiltigen Entscheidung durch Bestätigung des Urteils von sich abzuwälzen und die Sache durch Einlegung der Berufung oder, was dasselbe ist, durch Versagung der Bestätigung zur nochmaligen gründlichen Verhandlung vor einer höhern Instanz zu bringen. Daß dem Angeklagten die Berufung ebenfalls zuzugestehen und die Bestätigung des Urteils vonseiten des Gerichtsherrn nach Einlegung der Berufung vonseiten des Angeklagten unzulässig ist, dürfte selbstverständlich sein. Doch würde wohl die militärische Disziplin erfordern, daß dem Angeklagten die Möglichkeit genommen wird, bei klarer Sachlage, also z. B. wenn er ganz oder im wesentlichen geständig oder durch bestimmte Aussagen völlig einwandsfreier Zeugen überführt ist, durch Anfechtung der thatsächlichen Feststellung in frivoler Weise den Berufungsapparat in Bewegung zu setzen und die Strafvollstreckung hinauszuschieben. In derartigen Fällen müßte der Gerichtsherr das Recht haben, die Berufung durch einfache Verfügung zurückzuweisen.

Die Frage, ob als weiteres Rechtsmittel die Revision und zur Entscheidung derselben ein selbständiger und unabhängiger Gerichtshof einzuführen sei, erledigt sich durch die Erwägung, daß damit dem König eine Autorität, der er sich in Bezug auf die Strafrechtspflege im Heere zu fügen hätte, übergeordnet würde. Sie ist daher aus den früher angeführten Gründen entschieden zu verneinen. Das Rechtsleben schafft nun einmal Fragen von einer derartigen Zweifelhaftigkeit, daß sich verschiedne Ansichten durch annähernd gleich stichhaltige Gründe verteidigen lassen, und die höchsten Gerichtshöfe mit sich selbst und unter einander in Widerspruch geraten. In solchen Fällen darf dem obersten Kriegsherrn das Recht der Entscheidung nicht entzogen werden. Wir glauben daher, daß an der jetzigen Stellung des preußischen Generalauditoriats als nur beratender, nicht entscheidender Behörde nicht gerüttelt werden dürfe. Doch würde es sich vielleicht empfehlen, damit auch in höchster Instanz eine Verbindung der Rechtsprechung des Heeres mit der der Zivilgerichte hergestellt würde, in das Generalauditoriat zur Mitberatung periodisch und abwechselnd Mitglieder des höchsten Zivilgerichtshofes zu entsenden.

Um die Zahl der Militärgerichte und damit die Zahl der rechtskundigen Auditeure nicht zu sehr zu häufen, dürfte es sich empfehlen, nur die höhern Truppenkommandeure, also, abgesehen von den Kommandanten, nur die Korps-

und Divisionskommandeure als Gerichtsherren bestehen zu lassen. Als Ideal wäre hierbei zu erstreben, daß erstere die Gerichtsbarkeit für die größern, letztere die für die kleinern Schöffengerichte hätten. Ob dies auch bezüglich der nicht im Divisionsverbande stehenden Spezialtruppen möglich wäre, entzieht sich unsrer Beurteilung.

Hierbei würden die Regimentsgerichte und damit auch die Thätigkeit der untersuchungführenden Offiziere als Referenten in den Standgerichten verschwinden. Letzteres dürfte den untersuchungführenden Offizieren nicht besonders unangenehm, ersteres für die standgerichtlichen Untersuchungen mit ihren weitgreifenden Folgen durch die Möglichkeit der Verhängung schwerer militärischer Ehrenstrafen nicht nachteilig sein.

Offen und freudig kann es gesagt werden, daß die untersuchungführenden Offiziere sich ihrer Aufgabe als Referenten in den Standgerichten stets mit echt soldatischer Pflichttreue und Hingebung unterzogen haben. Wie aber der, der nie etwas von Astronomie gehört hat, den Lauf der Sterne nicht berechnen kann, der, der sich nie mit Baukunde beschäftigt hat, einen Bauplan weder anfertigen noch ausführen kann, so ist auch der, der die allgemeinen Rechtsgrundsätze und ihr systematisches Ineinandergreifen nicht aufgefaßt und die besondern gesetzlichen Bestimmungen nicht anzuwenden gelernt hat, nicht imstande, selbständig mit Sicherheit eine juristische Thätigkeit auszuüben. Wenn hiermit andeutungsweise den untersuchungführenden Offizieren der Vorwurf zum Teil nicht ganz sicherer Leistungen gemacht ist, so trifft dieser Vorwurf nicht den Einzelnen, sondern nur die Einrichtung als solche, für die ausschließlich die Gesetzgebung verantwortlich zu machen ist. Im übrigen wird ihre Thätigkeit zur Aufnahme von Verhandlungen im vorbereitenden Verfahren auch weiterhin wertvoll, ja sogar unentbehrlich sein.

Es ist nicht zu verkennen, daß mit dem Wegfall der Regimentsgerichte eine bedeutende Mehrbelastung der Divisionsgerichte eintreten würde. Dies würde jedoch bei der vorgeschlagnen Verminderung des Richterpersonals weniger ins Gewicht fallen. Es müßte aber auch ein Mittel gefunden werden, bezüglich der geringsten Strafthaten die Gerichte zu entlasten, namentlich bezüglich der Übertretungen des gemeinen Rechts. Eine Ausdehnung der Strafbefehle würde allerdings nicht angemessen erscheinen, da der Zivilbehörde nicht das Recht zugestanden werden kann, ohne weiteres Freiheitsstrafen gegen Militärpersonen festzusetzen und, falls das Recht der Erlassung von Strafbefehlen einem Vorgesetzten gegeben würde, es gegen die militärische Zucht und Ordnung wäre, wenn durch einfachen Widerspruch des Untergebenen die von dem Vorgesetzten gegen ihn festgesetzte Strafe beseitigt würde. Vielleicht ließe es sich ermöglichen, durch Aenderung des materiellen Rechts und durch Einführung von Disziplinarkommissionen für jedes Regiment die Bestrafung von Übertretungen des gemeinen Rechts durch diese Kommissionen mit Geldstrafe oder

militärischen Arreststrafen einzuführen. Mit der Einrichtung der Staatsanwaltschaft, die zum Unterschiede von der der Zivilgerichte vielleicht „Kriegsanwaltschaft" zu nennen wäre, würde die bisherige allzu vielseitige Thätigkeit des Auditeurs in angemessener Weise dahin geteilt, daß fortan der Richterauditeur (vielleicht „Kriegsrichter" zu nennen) unter Zuziehung eines ordentlichen Gerichtsschreibers die Voruntersuchungen zu führen und die Verhandlungen der Schöffengerichte mit Stimmrecht zu leiten hätte. In beiden Fällen wären ihm zur Aufrechterhaltung der militärischen Ordnung Offiziere zur Seite zu stellen, in der Voruntersuchung ein besonders kommandirter Beisitzer, in der Hauptverhandlung der älteste als Schöffe berufene Offizier. Daß der als Untersuchungsrichter thätige Auditeur nicht auch in derselben Sache Leiter des Schöffengerichts sei, wäre wünschenswert, wird sich aber bei der geringen Zahl der Auditeure kaum durchführen lassen. Als Korrektiv gegen die Folgen einer einseitigen Verhandlung des Auditeurs auf Grund einer von ihm in der Voruntersuchung gefaßten Voransicht dient einmal die Anwesenheit der völlig unbefangnen Schöffen und dann die Möglichkeit der Einlegung der Berufung.

Wir kommen schließlich zu der wichtigen Einrichtung der Mündlichkeit und Öffentlichkeit. Auf die Gefahr, als schwärzeste Reaktionäre verschrieen zu werden, können wir ihrer unbeschränkten Einführung nicht zustimmen.

Das schriftliche Verfahren, wonach also nur auf Grund des vorgelesenen Akteninhalts geurteilt wird, hat ja unleugbar den Mangel, daß der Richter bei thatsächlich verwickelten und schwierigen Untersuchungen, namentlich wenn dabei noch Widersprüche zwischen den Aussagen der Angeklagten und Zeugen oder der Zeugen unter einander vorkommen, sich selbst kein klares Bild von der Sachlage machen kann und mit seinem Urteil oft auf das Gutachten des Referenten angewiesen ist. Dies ist jedoch nur bei nicht einfachen und klaren Untersuchungen der Fall. Anders liegt es bei den der Zahl nach häufigeren einfachen und klaren Untersuchungen. Jeder, der einmal mit Kriegsgerichten zu thun gehabt hat, wird uns Recht geben, wenn wir sagen, daß bei Untersuchungen der letztgenannten Art das schriftliche Verfahren für eine sachliche Erledigung kein Hindernis ist. Es liegt also keine Veranlassung vor, bei diesen eine Änderung herbeizuführen. Wohl aber besteht ein dringendes dienstliches und auch pekuniäres Interesse, bei dem örtlichen Auseinanderliegen der Truppen, namentlich auch der Marine, möglichst zu vermeiden, daß durch den Zwang persönlichen Erscheinens der Angeklagten und Zeugen vor dem militärischen Spruchgericht die Dienstreisen der Militärpersonen gehäuft werden. Führe man daher grundsätzlich die Mündlichkeit ein, lasse aber einen weiten Spielraum für ihre Ausnahmen, d. h. man erleichtere die Verhandlung in Abwesenheit des Angeklagten und erweitere die Zulässigkeit von Zeugen- und Sachverständigenvernehmungen vor einem ersuchten oder beauftragten Richter.

Und nun die Öffentlichkeit! Daß gegen eine Militärperson, welche ein

gemeines Vergehen oder Verbrechen begeht und nicht dem Zivilgericht zur Aburteilung überwiesen wird, öffentlich verhandelt wird, dürfte unbedenklich sein. Anders, wenn bei Beurteilung dieser Strafthat dienstliche Interessen mit in Betracht kommen oder wenn sie mit dienstlichen Strafthaten konkurrirt oder wenn reine Dienstvergehen zur Aburteilung kommen. Jede Verwaltung hat das Interesse, ihre Interna, namentlich auch die in ihrem Innern hervortretenden Mängel, nicht offen darzulegen. Aus diesem Grunde werden regelmäßig bei allen Verwaltungen Disziplinarbestrafungen geheim erledigt, und es wird von ihnen nach außen hin nur dann Mitteilung gemacht, wenn die dienstliche Übertretung eine außerhalb der Verwaltung stehende Person verletzt oder geschädigt hat und daher für diese eine gewisse Sühne und Genugthuung erfordert. Nach gleichen Grundsätzen hat die Militärverwaltung zu verfahren, denn sie hat das dringende Interesse, die Armee als Ganzes und die einzelnen Teile derselben nach außen zu schützen, um andern Staaten und Heeren möglichst wenig Unvollkommenheiten zu verraten, die in einem Vorgesetztenverhältnis stehenden Personen aber zur Wahrung ihres Ansehens und zum Schutz der Disziplin nach außen hin möglichst fehlerfrei erscheinen zu lassen. Viele der dienstlichen Vergehen sind sowohl disziplinarisch als gerichtlich strafbar, sodaß die gerichtliche Bestrafung gewissermaßen nur eine gesteigerte Disziplinarbestrafung ist. Was für ein Grund soll vorliegen, daß die gerichtliche Bestrafung durch öffentliche Verhandlung aufgebauscht und an den Pranger gestellt wird, während die Disziplinarbestrafung des gleichen Vergehens geheim bleiben darf?

Und noch eins: das dem Angeklagten zustehende Recht, sich vor seinen Richtern zu verteidigen, giebt ihm die Befugnis, bei gerichtlichen Verhandlungen Äußerungen zu thun, die sich mit der militärischen Zucht und Ordnung nicht vertragen, z. B. dem gegen ihn zeugenden Vorgesetzten in das Gesicht zu sagen, daß seine Aussage nicht wahr sei. Jeder, der einmal einer Gegenüberstellung militärischer Vorgesetzten und Untergebenen während einer Voruntersuchung beigewohnt hat, wird sich des peinlichen Eindrucks derselben nicht haben erwehren können und unwillkürlich gefühlt haben, daß etwas geschieht, was die Autorität und die dienstliche Stellung des Vorgesetzten aufs empfindlichste zu schädigen geeignet ist. Es erscheint nicht ratsam, diesen Eindruck dadurch zu verschärfen und weiter zu verbreiten, daß möglichst vielen Gelegenheit geboten wird, in öffentlicher Verhandlung derartigen, zur Aufklärung des Sachverhalts leider hin und wieder erforderlich werdenden Gegenüberstellungen beizuwohnen. Die Ausschließung der Öffentlichkeit zur Wahrung wichtiger militärischer Interessen kann daher unsrer Ansicht nach nicht entbehrt werden.

Wir schließen unsre Ausführungen mit dem Wunsche, daß es recht bald gelingen möge, die durch den Reichstag wieder angeregte Reform der Militärstrafprozeßordnung so zu vollenden, daß darunter die Trefflichkeit unsers Heeres nicht leidet.

Die Ausbildung für das Lehramt an den höhern Schulen

Die Denkschrift des preußischen Kultusministers betreffend die praktische Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt der höhern Schulen ist unterm 19. Januar d. J. an den Präsidenten des Hauses der Abgeordneten gelangt. Sie zerfällt in zwei Teile. Der erste enthält die Begründung, der zweite die Grundzüge für die Ordnung der praktischen Ausbildung der Lehramtskandidaten.

Es sei uns gestattet, in Kürze Stellung zu diesem Aktenstück zu nehmen, das einen wichtigen Abschnitt in der preußischen Schulgeschichte bedeutet und ohne Zweifel nicht ohne Wirkung auf die übrigen deutschen Staaten bleiben wird.

Die Denkschrift geht von der Thatsache aus, daß mitten unter den mannichfachsten Vorschlägen und Verbesserungsplänen zur Schulreform in einem Punkte alle Beteiligten übereinstimmen: eine zweckmäßigere, praktische Vorbereitung der angehenden Lehrer auf ihren künftigen Beruf zu treffen, ist ein dringendes Bedürfnis. Die allgemeine Überzeugung geht dahin: es muß das tastende Versuchen der jungen Lehrer auf Kosten der Schüler aufhören; es genügt nicht allein die wissenschaftliche Kenntnis bestimmter Lehrfächer, sondern es muß ein eingehendes pädagogisches Studium hinzutreten, und zwar durch Lehre und Beispiel, da die Pädagogik nicht bloß eine Wissenschaft, sondern auch eine Kunst ist.

Freilich gehen die Meinungen sogleich auseinander, sobald die Mittel und Wege ins Auge gefaßt werden, wie diese pädagogische Ausbildung in der geeignetsten Weise zu erfolgen habe.

Bisher ist sie in Preußen (nach der vorliegenden Denkschrift) auf zwei Wegen versucht worden; erstens in elf praktisch-pädagogischen Seminaren, die von der Universität getrennt sind (die fünf ältern sind die zu Berlin, Stettin, Königsberg, Breslau, Göttingen, die sechs neuern die zu Magdeburg, Danzig, Posen, Kassel, Münster, Koblenz). Die Einrichtung soll im Laufe der Zeit im ganzen gute Früchte getragen haben, wenn auch ziemlich allgemein eine auf ein Jahr beschränkte Ausbildung der Kandidaten für zu kurz gilt, und insbesondre eine längere Zeit fortgesetzte praktische Übung gewissermaßen als Probe der Rechnung vermißt wird. Die genannten Seminare können nur etwa ein

Achtel der alljährlich vorzubereitenden Kandidaten aufnehmen, sieben Achtel müssen sich mit der unzureichenden Einrichtung des Probejahres begnügen. In weitern Kreisen hat man über die Thätigkeit dieser elf Seminare keine Kunde. Für die Wissenschaft der Pädagogik haben sie bisher nichts Nennenswertes geleistet.

Der zweite Weg liegt in dem sogenannten Probejahr. Sein Zweck ist, für die große Masse der Kandidaten, die nicht in die pädagogischen Seminare aufgenommen werden können, mindestens ein Jahr lang Gelegenheit zur praktischen Unterrichtsübung zu geben. Daß auf diesem Wege eine gründliche, zweckentsprechende pädagogische Ausbildung nicht erreicht worden ist, wird in der Denkschrift mehrfach klar und unzweideutig hervorgehoben. Es werden die hauptsächlichsten Klagen über diese Einrichtung angeführt seit der Zirkularverfügung des Ministers von Altenstein aus dem Jahre 1837, einer Verfügung, die noch heute von größtem Interesse ist. Es heißt z. B. darin: „Die verkehrte Methode, in welcher die Lehrgegenstände nicht selten noch behandelt werden, ist die wunde Stelle der Gymnasien. Während im Elementarschulwesen ein Stand von Lehrern herangebildet worden ist, die wegen ihrer pädagogischen Gewandtheit und ihres Geschickes, große Massen zu beleben, in ihrem Kreise sich als Meister zeigen, beachten die jüngern Gymnasiallehrer das Studium der Pädagogik nicht und vernachlässigen die schwere Kunst des Unterrichtens. Gerade den wichtigsten Teil ihres Berufes, die ihnen anvertrauten Lehrfächer und Klassen in der rechten Methode zu behandeln, lassen sie sich nicht gebührend angelegen sein u. s. w." Bei dieser klaren Einsicht in die vorhandenen Mängel griff man leider zu einem ganz unzureichenden Mittel, dem Probejahr. Dieses wurde als Retter aus der Not angesehen; auf dieses setzte man alle Hoffnung. Aber die Hoffnung schlug gänzlich fehl; die Übelstände des Probejahres wurden Jahre hindurch fortempfunden, von Zeit zu Zeit wagten sich auch einzelne schüchterne Versuche hervor, die Einrichtung zu verbessern, aber energisch wurde die Frage erst in unsern Tagen angefaßt. 1849 hatte die Landesschulkonferenz unter dem Minister von Ladenburg die Erfolglosigkeit des Probejahres ausgesprochen; 1889 wurden die Beratungen über eine geeignetere Vorbildung zum Lehramt an höhern Schulen in der vorliegenden Denkschrift zum Abschluß gebracht.

Nachdem der geschichtliche Teil beendet ist, bewegt sich die Denkschrift von Seite 7 bis 8 in kritischen Bahnen. Mit diesem Abschnitte können wir uns nicht befreunden; es scheint, daß eine gewisse Voreingenommenheit für die Vorzüge der pädagogischen Gymnasialseminare es zu keiner rechten Würdigung der pädagogischen Universitätsseminare hat kommen lassen. Denn um diese beiden Formen handelt es sich zunächst. Sie im Geiste einer besonnenen, objektiv gehaltenen Prüfung gegen einander abzuwägen, dürfte vor allem geboten erscheinen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, die pädagogische

Bildung der Lehrer für höhere Schulen in eine einseitige Richtung hineinzutreiben.

Sehen wir uns die Kritik, die die Denkschrift an der Einrichtung der pädagogischen Universitätsseminare übt, etwas näher an.

Da heißt es zunächst, daß die zur Begründung dieser Einrichtung vielfach angeführte Analogie der Seminare für Volksschullehrer oder gar der medizinischen Kliniken abzuweisen sei. Dagegen sagen wir, die Analogie mit den Volksschullehrerseminaren ist ganz zutreffend. Der Unterschied liegt nur in dem Umfang des Wissens, betrifft also nur den Grad, nicht die Sache an sich. Bei allen Lehrern, sie mögen unterrichten, an welchen Schulen sie wollen, kommt es auf zwei Punkte an: 1. auf Aneignung eines bestimmten Wissens in den einzelnen Fachwissenschaften, 2. auf die Aneignung der didaktischen Lehren über die naturgemäße Vermittlung des Wissens an das heranwachsende Geschlecht zur Herbeiführung einer harmonisch-geschlossenen Bildung. Daher hat jeder Lehrer zwei Kurse in seiner Ausbildung durchzumachen: 1. den rein fachwissenschaftlichen und 2. den pädagogisch-didaktischen. In den Volksschullehrerseminaren sind beide Kurse bekanntlich mit einander verquickt, aber keineswegs zum Vorteil der Auszubildenden. Denn keiner der beiden Kurse kann bei dieser unnatürlichen Ehe zu seinem vollen Rechte kommen. Die Bildung der Volksschullehrer bleibt deshalb nach der fachwissenschaftlichen sowie nach der pädagogischen Seite eine halbe, und diese Halbheit wird auch den Angehörigen dieses Standes häufig genug vorgehalten. Die Lehrer an den höhern Schulen besitzen auch hierin einen großen Vorzug. Sie können ruhig zuerst ihr fachwissenschaftliches Studium zu einem gewissen Abschluß bringen; dann sollen sie die methodische Bearbeitung der Lehrstoffe in einem pädagogischen Seminar kennen lernen.

Was die Analogie mit den medizinischen Kliniken betrifft, so liegt die Sache hier so. Für die Pädagogik soll der Satz: Der Universität die Theorie, der spätern Thätigkeit die Praxis — das allein Richtige enthalten. Warum dehnt man aber dann diesen Grundsatz nicht auch auf das Gebiet der Medizin aus? Fürchtet man vielleicht, daß die auf die Theorie folgende Praxis zu viel Opfer fordern würde? Wäre es nicht konsequent und billig zugleich, auch da zu verkünden: Der Universität die Theorie, dem Leben die Praxis?

Sonderbar, wenn es sich um die Gesundheit des lieben Leibes handelt, hört sogleich alle Konsequenz auf. Da heißt es sofort: Wie kann man so gewissenlos sein und die jungen Ärzte auf der Universität nur mit theoretischer Bildung ausstatten wollen! Die Übertragung der Theorie auf Einzelfälle in der Praxis will doch gelernt, will erfahren, will geübt sein, ehe man das Menschenwohl dem praktizirenden Jünger anvertrauen kann. Aber auf dem Gebiete der Pädagogik? O, da liegt die Sache ganz anders. Da handelt sichs ja bloß um die Gesundheit der Seele; da stirbt man ja nicht gleich, wenn

man auch ganz verkehrt behandelt wird. Und doch ist anerkanntermaßen die Pädagogik genau so wie die Medizin Wissenschaft und Kunst. Beide, Theorie und Praxis, müssen sich gegenseitig durchdringen. Die Theorie allein genügt nicht, denn von ihrer Erkenntnis bis zu ihrer Umsetzung in die Praxis ist ein weiter Weg. Sie bleibt ganz unfruchtbar, wenn nicht der Weg in die Praxis hinein gesucht und gefunden wird. Die Praxis aber, getrennt von der Theorie als ihrem geistigen Nährboden, führt alsbald zu geistloser Mache und Manier. Was also von einer Einrichtung zu halten ist, die diese gesunde Ehe zerreißt oder ihr schwere Hindernisse in den Weg legt, kann sich jeder Einsichtige leicht selbst sagen.

Es wird ferner in der Denkschrift hervorgehoben, daß die formal einheitliche methodische Schulung, die für die Volksschullehrer erfordert wird, nicht in gleichem Maße für wissenschaftlich gebildete Männer nötig oder auch nur in allen Fällen wünschenswert sei. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Denn worauf in aller Welt beruht die einheitliche methodische Schulung? Allein auf der Psychologie. Es ist ja ohne weiteres klar, daß alle Erziehungs- und Unterrichtsmaßregeln nur dann begründet sind und einigermaßen gelingen können, wenn sie sich auf eingehende Kenntnis der Gesetze stützen, nach denen der jugendliche Geist thätig zu sein pflegt. Die formal methodische Schulung ist ohne eindringende psychologische Unterweisung undenkbar, wenn man nicht unter ihr eine Überlieferung bestimmter Unterrichtsrezepte versteht, nach denen in den einzelnen Fächern schablonenmäßig zu verfahren ist. Eine derartige Schulung will man doch wohl nicht der „freien Entwicklung der wissenschaftlichen Lehrerpersönlichkeit" zumuten, da ja die Volksschullehrer in ihren Seminaren mit psychologischen Studien beschäftigt werden zur tiefern Erfassung ihres Erzieherberufes. Also sollte vielmehr von den Kandidaten des höhern Schulamts, „von den wissenschaftlich gebildeten Männern" mit ihrer längern Bildungszeit und ihren vielfältigen Bildungsmitteln, eine weit intensivere formal methodische Schulung verlangt werden, als von den Volksschullehrern. Ob aber diese praktische Normalvorbereitung in „großen" oder in „kleinen" Seminaren vorgenommen wird, dürfte der „deutschen Auffassung" ziemlich gleichgiltig sein.

Nun sollen aber noch verschiedne äußere Umstände vorhanden sein, die den Vorschlag unannehmbar erscheinen lassen. 1. Durch die Verbindung der pädagogischen Seminare mit den Universitäten werde die unumgänglich notwendige wissenschaftliche Vorbereitung der Kandidaten, für die schon vier Jahre nicht ausreichen, beeinträchtigt und ihre Kräfte würden zersplittert werden.

Darauf ist zu erwidern, daß vier Jahre Vorbereitung auf das Oberlehrerexamen genügen können und in der Regel auch genügen, und daß der Eintritt in das pädagogische Universitätsseminar ebenfalls erst nach abgelegter Prüfung erfolgen soll, genau so wie der Eintritt in das pädagogische

Gymnasialseminar. Der Kursus soll auch ein Jahr umfassen als Vorbereitung für das nachfolgende Probejahr. Vorausgesetzt wird bei beiden, daß die jungen Leute die Hilfswissenschaften der Pädagogik, Ethik und Psychologie, und in Verbindung hiermit Pädagogik und Didaktik gehört haben. Die Strebsamern unter den Philologen werden auch schon als Hospitanten an den Versammlungen des Universitätsseminars während der letzten Semester teilnehmen, ohne ihre Kräfte damit zu zersplittern.

2. Es sei schwer, in dem Kreise der akademischen Lehrer geeignete Leiter zu finden, da die Vertretung der wissenschaftlichen Pädagogik an den Universitäten nur vereinzelt in den Händen von Männern liegen könne, die zugleich die nötigen Erfahrungen auf dem Schulgebiete besäßen, um auch hier vorbildlich zu wirken. In dem Kreise der akademischen Lehrer — dies sei zugegeben. Aber ist man denn auf diesen Kreis beschränkt? Man schaffe nur selbständige Lehrstühle für die wissenschaftliche Pädagogik und greife in den Kreis der praktischen Schulmänner hinein, die zugleich im Zusammenhange mit den ethischen und psychologischen Forschungen geblieben sind. Man wird die nötige Zahl bald finden. So lange freilich die wissenschaftliche Pädagogik an den preußischen Universitäten nur als Nebensache angesehen und gelesen wird, so lange ist nach dieser Seite hin nichts zu hoffen. Werden aber die Gymnasialseminare eingerichtet, so wird sich über kurz oder lang das dringende Bedürfnis nach selbständigen pädagogischen Professuren an der Universität geltend machen. Möge man beizeiten diesem Bedürfnis entgegenkommen, sonst liegt die Gefahr nahe, daß die Gymnasialseminare zu bloßen Dressuranstalten heruntersinken, die bestimmte Rezepte in den einzelnen Unterrichtsfächern überliefern, aber eine tiefere, ideale Erfassung des Lehrerberufes nicht herbeiführen.

3. Noch schwerer soll es fallen, die unentbehrlichen Übungsschulen zu beschaffen. Dem widerspricht eine mehr als vierzigjährige Erfahrung an der Universität zu Jena und eine etwa zwanzigjährige an der Universität zu Leipzig. Warum sollte, was an diesen beiden Universitäten möglich war und ist, nicht auch an andern Universitäten zu erreichen sein? Man muß nur auf den Gedanken verzichten, vollständige Schulorganismen den Universitätsseminaren beizugeben. Es genügen für die Zwecke des pädagogischen Universitätsseminars wenige Jahrgänge oder wenige Klassen. Den Schulorganismus in seinem gesamten Betriebe lernt ja der Probekandidat kennen; das Universitätsseminar soll ihn nur dazu befähigen, daß er nicht unvorbereitet eintritt, dafür sorgen, daß er pädagogisch denken und fühlen gelernt, daß er ein offenes Auge und ein reges Interesse für pädagogische Fragen, echte nachhaltige Begeisterung für seinen Beruf und wahre Liebe zur Jugend eingesogen hat. Dann geht alles leicht, und unsre Gymnasien werden, wenn sie solche von echtem pädagogischen Geiste durchdrungene Lehrer erhalten, in der Schätzung und Achtung der Mitbürger wieder steigen.

Zuzugeben ist, daß die Zahl der Kandidaten, die in Preußen während der letzten fünf Jahre durchschnittlich 528 betrug, zu groß ist, als daß sie an den Universitätsseminaren allein bewältigt werden könnte. Nehmen wir an, daß in einem solchen Seminar jährlich 15 Kandidaten beschäftigt werden, so würden jährlich auf den neun preußischen Universitäten 135 Kandidaten ausgebildet werden. Wo nun die übrigen? Diese weise man den Gymnasialseminaren zu, deren Einrichtung wir ja keineswegs bekämpfen wollen.

Wir wollten nur zeigen, wie wünschenswert es sei, daß man eine Angelegenheit von so tiefgreifender Bedeutung für das gesamte Volksleben den Zentralstellen geistiger Arbeit angliedere. Es kann gewiß nur zum Schaden der Volksentwicklung geschehen, wenn ein so wichtiges Gebiet, wie es die Wissenschaft der Erziehung ist, von der lebendigen Kraft der Universität abgelöst wird, während doch alle hauptsächlichen Seiten unsrer nationalen Kultur dort eingehende Pflege finden. Also mit der Einrichtung der Gymnasialseminare möge man zugleich noch etwas andres ins Auge fassen: 1. die Errichtung selbständiger Professuren für Pädagogik, 2. die Einrichtung pädagogischer Seminare an den preußischen Universitäten. Hierzu drängt auch der Gedanke, daß das Schablonisiren kaum einem Gebiete so gefährlich werden kann, wie dem des Schulwesens, wenn man Wert darauf legt, daß ein frischer, kräftiger und selbständiger Geist darin wehe. Eine einsichtige Schulverwaltung wird aber hierauf Wert legen, weil von der Stärke dieses lebendigen Geistes, der in den verschiedenen Schulorganismen waltet, das Gedeihen und der Erfolg der Jugenderziehung abhängt. Wo dieser Geist erstorben ist, da wird man vergeblich auf ein frisches, starkes, regsames, arbeitsfrohes und arbeitsdurstiges Geschlecht warten, dessen wir doch so sehr bedürfen. Daß aber die Pflege eines so lebendigen Geistes am besten da gedeiht, wo die Freiheit der Wissenschaft blüht, wer wollte dies bezweifeln? Wer sollte es nicht für höchst wünschenswert halten, daß neben der Einrichtung von Gymnasialseminaren Institute an den Universitäten erstehen, die im Schutze der Freiheit der Wissenschaft Mittelpunkte für die Pflege einer wissenschaftlichen Pädagogik werden können, von denen die Gymnasialseminare, wo die Staatspädagogik in erster Linie zu ihrem Rechte kommt, immer die wirksamste Befruchtung und Anregung erhalten werden?

Ein weiterer Vorzug wird auch in folgendem liegen. Bekanntlich ist die Kraft und die Wirksamkeit einer Persönlichkeit um so größer, je geschlossener, fester und einheitlicher sie in ihren Überzeugungen ist. Auf die Persönlichkeit des Erziehers angewendet, heißt das nichts andres, als daß dieser in seinen ethischen und psychologischen Ansichten mit ihren pädagogischen Konsequenzen zu einer einheitlichen Anschauung durchdringe, die seinem Handeln die nötige Festigkeit und Sicherheit verleiht. Es dürfte nun wohl unbestritten sein, daß bei einer Einrichtung, die die Erwerbung der theoretischen Grundlagen (Ethik, Psychologie und theoretische Pädagogik) der Universität, die Aneignung der

pädagogischen Praxis aber dem Gymnasium zuweist, der Herbeiführung einer einheitlich geschlossenen Persönlichkeit weit mehr Hindernisse in den Weg gelegt werden als da, wo Theorie und Praxis, von einheitlichem Geiste erfüllt, immer aufs engste zusammengehen. Ist es z. B. bei der ersten Einrichtung nicht denkbar, daß der junge Mann auf der Universität Ethik bei einem Utilitarier, Psychologie bei einem Vertreter der physiologischen Richtung, Pädagogik bei einem Anhänger Schleiermachers hört, um dann, ins Gymnasialseminar eintretend, einem Anhänger des Lotzischen Systems überantwortet zu werden? Nur wer einem charakterlosen Eklektizismus huldigt, kann solche Zustände für gesund und wünschenswert erachten. Wir meinen, daß für die charaktervolle Ausbildung junger Männer die Trennung der theoretischen Grundlegung von der praktischen Ausbildung schwere Gefahren in sich berge, Gefahren, welche im Universitätsseminar weit eher vermieden werden können.

Ein weiterer Vorzug dürfte dann auch darin bestehen, daß sich in ihnen Theologen, Alt- und Neuphilologen, Mathematiker und Naturwissenschafter zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Dies übt den wohlthätigsten Einfluß aus, insofern hierdurch gegen die mit den Fachstudien leicht sich einstellende Einseitigkeit ein wirksames Gegengewicht geschaffen wird. Die jungen Leute werden veranlaßt, wie Lessing sagt, „aus einer Scienz in die andre hinüberzusehen," das Bildungsproblem aus dem Ganzen aufzufassen, das einzelne Fach in seiner Stellung im Gesamtplan begreifen zu lernen. Das pädagogische Universitätsseminar ist also vielseitiger und kann nicht bloß den Gymnasiallehrern, sondern auch den Lehrern andrer höheren Schulen, den künftigen Seminardirektoren und Schulinspektoren, die geeignete Vorbildung gewähren.

Noch manches könnte zu Gunsten der Universitätsseminare hervorgehoben werden. Doch glauben wir in dem Vorstehenden hinreichend dargethan zu haben, daß mit der Einrichtung der Gymnasialseminare, wie sie in der Denkschrift auseinander gesetzt ist, die pädagogischen Universitätsinstitute nicht nur nicht überflüssig, sondern im Gegenteil erst recht geboten erscheinen. So freudig wir den Schritt begrüßen, den der preußische Unterrichtsminister in Sachen der Lehrerbildung vorwärts thut, so würden wir es doch bedauern, wenn damit nicht zugleich der Pflege der wissenschaftlichen Pädagogik an den Universitäten ernste Aufmerksamkeit geschenkt würde. Soll in den Gymnasialseminaren frisches Leben und wissenschaftliches Streben herrschen, so muß die Nährquelle für sie an den Universitäten nicht verstopft, sondern erst recht geöffnet werden. Nur unter dieser Bedingung werden die Gymnasialseminare wirklichen Segen stiften und dem Ansturm gegen die Gymnasien einen kräftigen Damm entgegenstellen können.

Humor und Komik in der griechischen Kunst

(Schluß)

Ist die Komik bei diesen Teilnehmern der bacchischen Orgien meist recht derb und stellenweise sogar anstößig, so ist sie dagegen harmloser und gemütlicher, wenn wir ihr im Kreise der Erotendarstellungen begegnen. Der Eros der ältern Dichtung und Kunst freilich, jener ernste Gott, dessen schwermütiges Äußere der berühmte Torso des Vatikans so herrlich verkörpert, hat nichts mit dem Humor zu thun; aber die Kunst der hellenischen Periode macht aus dem zarten Jüngling einen muntern, pausbäckigen Knaben, der sich neben seiner Mission, mit Pfeil und Fackel Liebe zu entzünden und die Menschen zu peinigen, auch kindlichern Beschäftigungen hingiebt. So spielt er im Olymp mit Ganymed Würfel und lacht fröhlich, wenn er den Spielkumpan besiegt hat, daß dieser traurig am Boden sitzt; er versucht seine Kraft an dem mächtigen Bogen des Herakles, kriecht in das Löwenfell des Helden oder treibt sonstallerlei Schabernack, sodaß die sonst so nachsichtige Mutter doch gelegentlich einmal zur Sandale als Züchtigungsmittel greifen muß. Die alexandrinische Kunst und ihr folgend die römische liebt es dann namentlich, die Figur des Eros zu vervielfachen und diesen kleinen Putten, bei denen die Grundbedeutung des Eros vollständig verloren gegangen ist, alle möglichen Beschäftigungen oder Spiele des menschlichen Kreises zu übertragen. So sehen wir solche Amoretten auf Wandgemälden und Reliefs als Schuhmacher oder Tischler in der Werkstatt sitzen, Kränze winden, die Mühle drehen u. dgl. mehr; oder sie spielen Versteckens, Blindekuh und andre Kinderspiele; einer nimmt eine mächtige, schreckenerregende Maske vors Gesicht und jagt damit einem andern solche Angst ein, daß dieser entsetzt hintenüber purzelt. Eine der anmutigsten und humorvollsten Darstellungen ist die bekannte Szene des Erotenverkaufs, wo ein alter, schlaublickender Vogelhändler einer vornehmen Dame einen ganzen Käfig mit solchen muntern Flügelknäbchen bringt und eben im Begriff ist, eines davon, das er am Flügel packt, zu besserm Betrachten herauszunehmen: ein allerliebstes Bildchen, das bekanntlich Goethe Anlaß zu seinem Gedicht „Wer kauft Liebesgötter?" gegeben hat.

Doch verlassen wir nunmehr den Kreis der Götter, um uns der Heroensage zuzuwenden. An und für sich könnte es freilich scheinen, als ob das

komische Element hierbei keine Rolle spielen könnte; die griechischen Heldensagen haben ja dem größten Teile nach einen ernsten, vielfach tragischen Charakter. Trotzdem fehlt es auch hier nicht an einzelnen Zügen, die den Ernst etwas mildern. So ist der gewaltige Held Herakles zwar mit seinen kraftvollen Thaten, seinem nimmer Ruhe findenden Erdendasein und seinem schrecklichen Ende an sich kein Gegenstand für die komische Seite der Kunst; aber derselbe Herakles wird doch bisweilen bei den Dichtern auch als ein gewaltiger Fresser vor dem Herrn aufgefaßt, der daneben den Becher, und zwar einen recht großen, nicht verschmäht; und einen Reflex davon finden wir nicht selten auch in den Kunstwerken, die ihn trunken darstellen, ja sogar den Heros in der Situation des berüchtigten Brüsseler „Männekens" vorzuführen sich nicht scheuen. Aber auch seinen Thaten ließ sich bisweilen hie und da eine humoristische Seite abgewinnen. Von der Olympiametope, wo er die Äpfel der Hesperiden holt, ist bereits die Rede gewesen; auch das Abenteuer mit dem erymanthischen Eber bekommt dadurch einen humoristischen Anstrich, daß Herakles den Eber, den er lebendig gefangen hat, auf seinen Schultern herbeischleppt, und der feige Eurystheus sich vor Angst in ein großes Faß verkriecht, aus dem er nur mit dem Oberkörper herausragt, in Verzweiflung dem Ungetüm, das Herakles auf ihn zu schleudern droht, beide Arme entgegenstreckend. Und ganz besonders drastisch wirkt es, wenn wir den Helden im Dienste der Omphale sehen, angethan mit Frauenkleidern, den Spinnrocken in der Hand, während die triumphirende Schöne sich der Keule und des Löwenfelles ihres Geliebten bemächtigt hat. Auf einem pompejanischen Wandgemälde stützt sich Herakles schwach und matt auf den verschmitzt zu ihm in die Höhe sehenden Priap, während ein kleiner Erot hinter seiner Schulter ihm mit der Doppelflöte ins Ohr bläst, daß der Held unmutig sich zur andern Seite wendet, von der ihm lärmendes Kesselpaukengetön entgegenschallt. Sein gewaltiger Trinkbecher liegt am Boden, und vergeblich bemüht sich ein kleiner Eros, das schwere Gefäß aufzuheben, während ein andrer neugierig den langen Rock des Priapos lüftet.

Weniger Spuren ironischer oder humoristischer Behandlungsweise zeigen die Thaten des attischen Heros Theseus, obgleich die Bestrafung des Fichtenbeugers oder des Prokrustes sich dazu nicht übel geeignet hätte. Aber recht bezeichnend und scherzhaft ist es, wie auf einem Vasengemälde (vermutlich nach einer dichterischen Quelle) es gerechtfertigt wird, daß Theseus die von Kreta mitgenommene Ariadne so treulos auf Naxos sitzen läßt. Hier erscheint nämlich Athene und treibt mit drohend erhobenem Finger den Helden, der offenbar sehr gern bei seiner hübschen Braut geblieben wäre, fort; diese aber wird von dem ihr bestimmten Bräutigam Dionysos liebevoll begrüßt. Auf einem andern Gemälde schläft Ariadne unter Weinranken, während Theseus mit der linken Hand seine Sandalen aufhebt, um sich möglichst geräuschlos aus dem Staube zu machen.

Selbst der furchtbaren Ödipussage mit ihren erschütternden Schicksalsschlägen weiß die Kunst einen humoristischen Zug abzugewinnen. Wir rechnen hierher zwar nicht jene Darstellungen, wo die Sphinx mit Satyrn oder Silenen gruppirt ist, denn diese gehen auf das Satyrdrama zurück; aber das menschenvernichtende Ungeheuer, das so viel Elend über das thebanische Volk gebracht hat, wird von der Vasenmalerei auch sonst bisweilen in recht gemütlicher Weise aufgefaßt. Da sitzt z. B. Ödipus behaglich auf einem Steine, ein Bein über das andre geschlagen, und guckt die Sphinx neugierig an, während diese nachdenklich auf ihn herniederschaut. Oder ein andermal sehen wir eine ganze Anzahl von Jünglingen um das Untier versammelt; nachdenklich sinnen einige über die Lösung des Rätsels nach; der eine spreizt seine Finger, als ob er sagen wollte: Ja, das ist mir viel zu schwer! Aber ein andrer stürzt eilfertig heran, und seiner lebhaften Gestikulation kann man die Worte ansehen: Ich habs, das ist der Mensch! Hinter ihm steht ein andrer Gefährte und schlägt sich mit der Hand vor die Stirn, als ob er sagte: Nein, wie man nur so dumm sein kann und das nicht raten!

Die kriegerischen Szenen der Ilias bieten für Humor und Komik selbstverständlich keinen Raum. Die einzige Figur der Sage, die unter Umständen einen etwas komischen Anstrich haben könnte, der schmähsüchtige, auch durch sein Äußeres, wie Homer es schildert, gekennzeichnete Thersites, scheint von der Kunst nur äußerst selten dargestellt worden zu sein: wir finden ihn nur auf einigen untergeordneten Bildwerken, wo von komischer Auffassung nichts zu erkennen ist; andre, auf Thersites bezogne Darstellungen sind so zweifelhafter Natur, daß wir hier nicht auf sie Rücksicht nehmen können. Mehr Anlaß zu humorvoller Behandlung boten die Abenteuer des Odysseus; eins, das Abenteuer beim Polyphem, haben wir schon angeführt. Dieser ungeschlachte Riese ist auch sonst Gegenstand künstlerischer Behandlung geworden. Wenn Theokrit ihn schildert, wie er auf den Felsen am Meere sitzend seiner Liebessehnsucht nach der schönen Galathea herzbrechenden Ausdruck verleiht, wie er ihr seine Reichtümer an Herden, Milch und Käse anpreist, seine Fertigkeit auf der Hirtenpfeife u. s. w., so ist dasselbe Motiv, die Liebe des häßlichen Einäugigen zu der anmutigen, schneeweißen Nymphe, auch von der Kunst gern gewählt und mit Humor behandelt worden. Auf pompejanischen Wandgemälden sitzt er am Ufer und leiht seinem Liebesgram Worte zu den Tönen einer roh aus Hirschhorn gefertigten Leier, oder er übergiebt einem kleinen, auf einem Delphin reitenden Eros, der den Liebesboten spielt, ein zärtliches Brieschen zur Besorgung an die spröde Geliebte. Unter den andern Abenteuern des Odysseus ist hier besonders zu nennen die Szene bei der Zauberin Kirke, wie sie seine Gefährten in Tiere verwandelt; die Kunst stellt nämlich diese verwandelten Gestalten nicht ganz als Tiere dar, sondern deutet ihre Verwandlung dadurch an, daß sie ihnen nur den Tierkopf giebt, im übrigen aber die menschliche

Gestalt läßt. Da sehen wir denn die Armen mit Köpfen von Eseln, Schweinen, Schafen, Ochsen, Schwänen u. dgl. herumlaufen und sich traurig geberden; und das Komische, das ja an sich schon in der ganzen Verwandlungsgeschichte liegt, wird durch diese Art der Darstellung noch erhöht. Die reizende, in ihrer Naivität so anziehende Szene, in der der Dichter uns die erste Begegnung des Odysseus mit der Nausikaa schildert, haben auch die Künstler in schalkhafter Weise aufzufassen gewußt; scherzhaft stellen sie die Begleiterinnen der Königstochter noch bei der großen Wäsche, die im Gedichte bereits vollendet ist, dar, die Wäschestücke auswindend oder zum Trocknen aufhängend: da erscheint der wildaussehende Mann, seine Blöße nur mit dem in der Eile abgerissenen Zweige deckend, und erschreckt stiebt das Völkchen aus einander, während nur die mutige Königstochter selbst Stand hält.

Noch manche derartige Züge aus der reichen Menge von Darstellungen der Heroensage könnten hier angeführt werden, doch mag das Gesagte genügen, um zu zeigen, in welcher Weise das Komische auf dem mythologischen Gebiete zu seinem Rechte kam. Nur einer Klasse von Darstellungen wollen wir hier noch gedenken, die teilweise auch in das Gebiet der Sage gehört und ganz besonders hervorzuheben ist, wenn man vom komischen Element in der griechischen Kunst handelt: es sind die Darstellungen des wunderlichen Zwergvolkes der Alten, der Pygmäen. Die vermutlich durch Schiffererzählungen entstandene, bereits der homerischen Zeit bekannte Sage versetzte an den fernen Ozean ein nur ellengroßes Volk, das beständig in schwerem Kampfe mit seinen bittern Feinden, den Kranichen, lag; später suchte man es vornehmlich in Indien und Oberägypten. Ihre Kämpfe mit den Kranichen sind durchaus ernster und nicht selten recht blutiger Natur, wirken aber durch die Gestalt der Kämpfer gegenüber den großen Vögeln stets burlesk. Die Kunst stellt die Pygmäen meist mit sehr großen Köpfen, die auf einem kleinen, dickbauchigen Körper sitzen, dar, die Nase ist krumm oder negerartig platt, die Beine kurz und schief. Ihre Waffen sind Schleudern, Hirtenstäbe u. dgl., ihre Schlachtrosse Ziegenböcke. „In verschiednen Gruppen stellte man den Eifer der Kämpfenden und die Schmerzensäußerungen der verwundeten kleinen Helden in höchst ergetzlicher Weise dar, wobei die komische Wirkung nicht wenig durch die ernsthafte Haltung der Kraniche der hastigen Ungeberdigkeit der Pygmäen gegenüber verstärkt wird" (Jahn). Auch mit Herakles brachte man sie zusammen; Philostrat beschreibt ein Gemälde, wo eine Pygmäenschar einen Angriff auf den schlafenden Helden macht, und wir haben noch ein Relief erhalten, auf dem Herakles mit seinem Becher in der Hand schläft, während ein Pygmäe auf einer Leiter zu dem Becher hinaufgeklettert ist und sich tief in ihn hineinbückt, um daraus einen Zug zu thun. Die spätere Kunst verwandte dann diese possierlichen Kerlchen, um sie, wie die vorhin erwähnten Amoretten, in den mannichfaltigsten Situationen des täglichen Lebens der Menschen darzustellen, als Handwerker, als Fischer, Musiker, Faustkämpfer

und andres mehr. Auf einem kleinen Wandgemälde ist ein Maleratelier dargestellt, wo sämtliche Personen, der Maler wie der, der sich porträtiren läßt, der Farbenreiber, der zeichnende Schüler und ein paar die Werkstatt besuchende Kunstliebhaber Pygmäen sind, wodurch selbstverständlich die an sich nicht komische Szene zu einer solchen wird. Da man das Zwergvolk nach Ägypten verlegte, so brachte sie die Kunst auch gern in ägyptische Umgebung; wir finden sie, wie sie mit ängstlichem, weinerlichem Gesicht auf einem Krokodile reiten oder voller Entsetzen beim Anblick eines seinen Rachen gähnend aufsperrenden Nilpferdes ausreißen. Auf einem vor einigen Jahren in Pompeji aufgefundenen Gemälde, das sehr viel von sich reden gemacht hat, weil die dargestellte Handlung das Urteil des Königs Salomo darzustellen schien, sind sämtliche dargestellte Personen ebenfalls Pygmäen.

Wenden wir uns endlich zu den Darstellungen des täglichen Lebens, die für die modernen Maler die reichste Quelle für Komik und Humor bilden und sicherlich ebenso einst auch den alten Meistern. Die feine Beobachtungsgabe, die scharfe Charakteristik der alten Künstler zeigt sich da ganz besonders in den aus dem Leben gegriffenen Typen, mag es sich nun um größere statuarische Werke oder um die kleinen Erzeugnisse der Thonplastik handeln. Unter jenen finden wir z. B. prächtige Figuren von Landleuten, Fischern, eine ungemein charakteristisch und humorvoll behandelte Szene eines Schweineschlachtens u. dergl. m.; ferner Genrebilder, wie die bekannte Figur des Knaben mit der Gans, jenes prächtigen dicken Jungen, der sich eine Gans gehascht hat und nun voll übermütiger Lust den langen Hals des Tieres an sich drückt, daß dies ängstlich flatternd nach Luft schnappt, während der kleine Missethäter sich über seine Heldenthat königlich freut. Oder jenes realistische Gegenstück des noch in archaischer Gebundenheit gearbeiteten kapitolinischen Dornausziehers, der derbe Bauernbursche, der sich einen Dorn in den Fuß getreten hat und mit schmerzhaft verzerrtem Gesicht, das dem gesunden Jungen aber mehr komisch als traurig steht, diesen zu entfernen bemüht ist. Und was die kleinen Thonfiguren anlangt, so erinnere ich ganz besonders an die tanagräischen Terrakotten, unter denen freilich diese humoristischen Stücke weniger allgemein bekannt sind, als die in zahlreichen Nachbildungen verbreiteten Figuren schöner Frauen: so die Figur einer alten Hökerin, die vor ihrem Öfchen sitzt und sich etwas kocht; oder ein bärtiger Alter, der einen kleinen Rost vor sich hat, auf dem er irgend eine Speise zubereitet; oder die reizende Gruppe eines auf niedrigem Schemel hockenden, mit dem Frisirmantel bekleideten Herrn, hinter dem ein würdiger Barbier steht, eben im Begriff, dem Kunden mit der Schere das Haar zu kürzen, dieser ebenso prächtig in seinem ernsten Amtseifer, wie jener in seiner stillergebenen Ruhe.

Und wenn wir weiter gehen, so stoßen wir zumal in der Vasenmalerei und in der Kleinkunst überall auf solche anmutige Szenen des täglichen Lebens,

aus der Familie und von der Straße, aus der Werkstatt und vom Turnplatz. Da läßt sich auf einem Vasengemälde eine junge Dame Maß zu ein paar Schuhen nehmen; sie hat sich auf den Schustertisch gestellt und giebt mit ausgestreckter Hand eine Weisung, vermutlich die Schuhe hübsch elegant und klein zu machen, und der ehrbare Meister unterhandelt lebhaft mit der Schönen über diese wichtige Frage. In einer Terrakottagruppe sehen wir den Pädagogen, einen dicken, behäbigen Alten, halb Sokrates und halb Silen, mit seinen beiden Zöglingen; den einen, einen Übelthäter oder verstockten Faulpelz, hat er am Ohr gepackt und zupft ihn tüchtig, dabei mit sichtlichem Behagen über seine Machtbefugnis, während der gemißhandelte Knabe brüllt; vor ihm aber steht, züchtig in seinen langen Mantel gehüllt, der brave Schüler mit über und über strahlendem Gesicht, als freue er sich seines guten moralischen Wandels. Auf einem herculanischen Wandgemälde, wo auf öffentlichem Markte Schule gehalten wird, geht die Züchtigung gar vor aller Augen vor sich, indem der Delinquent, der verzweifelt schreit, übergelegt und mit Ruten gestrichen wird.

Bei den Darstellungen aus dem Leben der herangewachsenen männlichen Jugend fehlt es selbstverständlich nicht an Szenen sehr derben Humors, deren Beschreibung sich vielfach der Mitteilung entzieht; aber neben solchen geradezu anstößigen Darstellungen, die ebenso die Vasengemälde wie die pompejanischen Wandmalereien (zumal der Lupanarien) bieten und die in der Regel nur obscön, aber gar nicht komisch sind, finden wir auch harmlosere Situationen, wie sie sich bei lustigen Gelagen und deren Folgen leicht von selbst ergeben. Zwar wird der moderne Beschauer vielfach bei diesen Darstellungen jene Feinheit der Einzelbehandlung vermissen, die wir von der modernen Genremalerei her gewöhnt sind; allein das liegt doch nur daran, daß es fast alles nur Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind, die uns vorliegen, und die Bildchen aus dem Leben, die einst Pauson oder Peiraikos oder andre namhafte Genremaler des Altertums malten, haben jenen Vorzug sicherlich auch nicht entbehrt.

Schließlich noch ein paar Worte über ein besondres Gebiet des Komischen in der Kunst: die Karrikatur. Auch das Zerrbild, das ernste Vorgänge in possenhafter Weise vorführt oder parodirt, menschliche Figuren unter Beibehaltung ihrer wesentlichsten charakteristischen Züge in lächerlicher Verunstaltung wiedergiebt, ist in den alten Kunstwerken ziemlich reich vertreten. Schon ein alter Künstler des sechsten Jahrhunderts v. Chr., namens Bupalos, hatte es schwer büßen müssen, daß er seinem übermütigen Witz zu sehr die Zügel schießen ließ und den Dichter Hipponax, der verwachsen war, als Karrikatur darstellte: der ergrimmte Dichter verfolgte den Meister mit seinen boshaftesten Jamben, und dieser soll sich, wie man erzählte, schließlich aus Verzweiflung darüber sogar das Leben genommen haben. Antiphilos, ein Zeitgenosse des Apelles, karrikirte einen gewissen Gryllos als Ferkel, unter Anspielung auf seinen Namen, der das Ferkel bedeutet, und davon bekam eine ganze Gattung

von Karrikaturen den Namen Grylloi. Und daß selbst die Furcht vor schwerer Strafe nicht vor dem Übermut der Künstler schützte, dafür stehen uns als Beleg heute noch Karrikaturfiguren römischer Kaiser, die sich in den Sammlungen finden, zu Gebote. Daß man neben der politischen auch schon die litterarische Karrikatur kannte, lehrt das Beispiel des Malers Galaton, der den Homer malte, wie er sich erbricht und die andern Dichter — gemeint sind die spätern, den Homer nachahmenden Epiker — das begierig aufschöpfen, was er von sich gegeben hat. Sonst aber liebte es die Kunst ganz besonders, die Heroensage, die ja auch im Satyrspiel und vornehmlich in der burlesken sogenannten Phlyakenposse parodirt wurde, zu karrikiren. So erscheinen z. B. bei der Tötung der Meduse durch Perseus anstatt der Gorgonen mit ihrem schrecklichen Äußern schlafende Mädchen von dem Ansehen sterblicher Jungfrauen mit recht gemeinen Zügen, und das abgehauene Haupt der Meduse selbst macht statt der sonst furchtbar verzerrten Züge einen behaglich zufriednen Eindruck. In einer kleinen Silberfigur trägt Perseus anstatt des Medusenhauptes einen Affenkopf in der Hand; auf einem Vasengemälde zeigt ihm Athene im spiegelnden Wasser des Brunnens das Haupt: es ist aber die Maske eines grämlich dreinschauenden alten Herrn u. dergl. m. Ja selbst die hohen und höchsten Götter verschonte die Karrikatur nicht. Ein Schüler des Apelles stellte den Zeus dar, wie er den in seinen Schenkel eingenähten Dionysos zur Welt bringt; die Szene, die freilich an sich schon lächerlich ist, war dadurch noch mehr parodirt, daß er den bärtigen Vater der Götter und Menschen mit einer Weiberhaube auf dem Kopfe malte, wie er unter weibischem Klagen und Jammern und unter Beistand der göttlichen Hebammen seine wunderliche Entbindung durchmachte. Sehr gern benutzten die alten Karrikaturmaler auch das tierische Element, um dadurch, daß Tiere in menschlicher Tracht oder in menschlichen Handlungen vorgeführt werden, wie in der Fabel, eine komische Wirkung zu erzielen. So stellt ein in Herculaneum gefundenes Mosaik vor, wie drei weibliche Vögel, eine Henne, eine Gans und eine Ente, sich vor einem hermenartig gebildeten Hahne spreizen; höchst wahrscheinlich eine Parodie des Parisurteils. Auf einem andern Bilde trägt Aeneas seinen alten Vater auf den Schultern davon, den kleinen Ascanius an der Hand führend: aber alle drei sind Kynokephalen, hundsköpfige Affen. Neuerdings haben sich auf dem Boden Böotiens Vasengemälde mit karrikirten Figuren gefunden, die sonst in Griechenland nicht häufig sind; sie haben in der Behandlung Ähnlichkeit mit den Pygmäen, deren Darstellung man auch dem Gebiet der Karrikatur einreihen könnte, zumal da ihre Kämpfe Parodien des Epos und der daraus hervorgegangenen Vorstellungen sind.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf das durchwanderte Gebiet, so sehen wir, daß in der antiken Kunst Komik und Humor sich auf den mannichfaltigsten Gebieten geltend machen. Wir finden ebenso den harmlos naiven

Humor, der sich der komischen Wirkung kaum bewußt ist, als die absichtliche Wahl komischer Stoffe oder die humoristische Behandlung ernster Gegenstände. Mannichfaltigkeit in der Erfindung, charakteristische Behandlungsweise, treffender Witz, das sind die Hauptvorzüge, die die antike komische Kunst, welche ihre Stoffe in der Götter- und Heroenwelt, wie bei den gewöhnlichen Sterblichen sucht, namentlich auszeichnen. Große Meister, die sich besonders auf dies Gebiet geworfen und dadurch Ruhm erlangt haben, wie etwa in der modernen Malerei ein Teniers, Ostade, Hogarth u. s. w., hat die antike Kunst freilich nur wenig aufzuweisen; aber dafür war das Talent für komische Darstellung unter den gewöhnlichen Meistern des Handwerks und der Kleinkunst allgemeiner verbreitet als in der Gegenwart. Denn ein Stück Künstler steckte in jedem griechischen Handwerker, und wie ein Abglanz der klassischen Schönheit eines Phidias selbst in dem schlichtesten Vasenbilde eines attischen Töpfermeisters des fünften Jahrhunderts noch zu erkennen ist, so blitzt auch in diesen einfachen Schöpfungen, deren wir hier gedachten, nicht selten ein Funke aristophanischen Witzes oder menandrischen Geistes auf.

Das Wetterrätsel

Wieder einer, der sich an das große Wetterrätsel wagt! Herr Oberlehrer Guido Lamprecht schreibt über Wetter, Erdbeben und Erdenringe Beiträge zur astronomischen und physikalischen Begründung der Wetterkunde (Zittau, Pahl'sche Buchhandlung, 1890). Das ist für vierzig Seiten genug auf einmal, besonders wenn der Schluß der Arbeit darauf hinausläuft, für die Erde ähnliche Ringe anzunehmen, wie sie der Saturn hat, und aus ihrer Stellung das jeweilige Wetter abzuleiten.

Die neuere Meteorologie hält die Vorausbestimmung des Wetters auf längere Zeit für unmöglich, indem sie annimmt, daß sich entweder das Wetter gleichsam von Fall zu Fall bilde und ohne höhere Gesetzmäßigkeit verlaufe, oder daß die Gesetze, nach denen sich das Wetter bildet, so mannichfaltig und verwickelt seien, daß es völlig aussichtslos sei, zutreffende Formeln davon abzuleiten. Nun sind freilich innerhalb des Jahres oder einer Reihe von Jahren gewisse Wetterperioden zu beobachten, aber über das Eintreten und die Dauer

derselben ist nichts Bestimmtes zu sagen. Am Ende spricht der Volksmund mit seinen alten Wetterregeln immer noch die zutreffendste Wahrheit aus. Was aber längere Perioden betrifft, zum Beispiel die Erfahrung, daß auf eine Reihe strenger Winter eine Reihe milder Winter folgt, so fragt es sich, ob es sich hierbei um Perioden von bestimmt abgegrenzter Länge handelt, und es ist völlig ungewiß, ob man diese Perioden zu irgend welchen andern periodischen Erscheinungen, dem Auftreten der Sonnenflecken oder den magnetischen Schwankungen in Beziehung setzen darf. Neuerdings ist Falb mit seiner Erdbebentheorie hervorgetreten und hat nachzuweisen gesucht, daß die Anziehung des Mondes und der Sonne Flutwellen nicht allein des Wassers, sondern auch der Luft und des flüssigen Erdinnern hervorrufe und daß hierdurch Erschütterungen der Erdrinde sowie atmosphärische Hochfluten, die Stürme, Gewitter und Niederschläge zur Folge hätten, bewirkt würden. Da sich nun diejenigen Tage, wo die Anziehungskraft von Sonne und Mond den höchsten Grad erreicht, berechnen lassen, so hat Falb kritische Tage vorausbestimmt. Aber diese kritischen Tage gelten für die ganze Erde, und Falb selbst ist weit davon entfernt, seine Tage zu einer Wettervoraussage zu benutzen, sofern es sich um das Wetter einer besondern Gegend handelt. Wenn seine Nachfolger ins einzelne gehende Wettervoraussagen aufgestellt haben, so sind sie durch den Erfolg mit Glanz widerlegt worden. Im übrigen beschränkt sich die Wettervoraussage darauf, das bereits eingetretene Wetter festzustellen, und da man den weitern Verlauf mit einiger Wahrscheinlichkeit vorausbestimmen kann, Voraussagen zu geben, die für die nächsten vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gelten.

Dies ist der gegenwärtige Stand der Wettervoraussage, so weit sind wir gekommen. Das will sagen: nicht sehr weit. Herr Guido Lamprecht verwahrt sich nun dagegen, daß Wetterkunde und Wettervoraussage dasselbe seien; er nimmt für die Wetterkunde das Recht in Anspruch, Forschungen anzustellen und Gesetze zu finden, die für die besondre Wettervoraussage nichts leisten, aber er ist keineswegs ein Feind der Prognose und sucht vielmehr neue Wege zu einer sichern Prognose zu finden.

Hierbei greift er um dreißig Jahre zurück und knüpft an Grundsätze an, die von F. Neumann im Jahre 1858 aufgestellt worden sind. Das soll ihm an sich nicht verübelt werden. Es ist ja möglich, daß unsre gegenwärtige Witterungskunde auf falschem Wege ist; es ist auch ganz richtig, ein Stück Weges zurückzugehen, wenn man glaubt, sich verlaufen zu haben. Nur ist es dann freilich doppelt nötig, den neuen Weg richtig einzuschlagen. F. Neumann fordert, „daß die Lufterscheinungen aus ihrem Kausalnexus vorausbestimmt werden. Man kann entweder aus dem Eintritte des einen Meteors auf das Eintreten des andern schließen, und damit hat man noch gar wenig erreicht, oder man muß aus den Schwankungen, welchen die einzelnen Erscheinungen unterworfen sind, ein gewisses Gesetz abstrahiren; dieser letztere Weg, nur durch mathematische

Kenntnis ermöglicht, dürfte der einzig wissenschaftliche sein; hat man ihn betreten, so kann von der Gesetzmäßigkeit auch leicht auf den Komplex von Ursachen zurückgeschlossen und der tiefste Einblick in die verwickelten und verzweigten Veränderungen erreicht werden. Wenn wir diese Methode näher bezeichnen sollen, so besteht sie darin, aus möglichst wenigen numerischen Angaben, die für ein meteorologisches Element gegeben sind, eine regelmäßige Wiederkehr, eine Periodizität zu finden.“ Diese Methode wird nicht zu bemängeln sein, wenn es sich wirklich um gesetzmäßige in regelmäßiger Folge wiederkehrende Erscheinungen handelt und wenn die in die Rechnung gezogenen Elemente richtig sind.

Herr Guido Lamprecht macht sich nun daran, mit Hilfe der analytischen Mathematik solche Perioden zu berechnen. Sein Beobachtungsstoff sind die Meldungen größten monatlichen Niederschlages im Königreiche Sachsen 1872 bis 1881 von 943 Tagen, Beobachtungen des Zodiakallichtes von 597 Tagen, die Tage mit Sonnenhöfen 1853 bis 1867 und Erdbebentage 1865 bis 1879. Die Zahlen der monatlichen Niederschläge bilden die Grundlage der gesamten Rechnung. Aus ihnen leitet der Verfasser acht Perioden von $12^1/_9$ bis $27^{14}/_{29}$ Tagen ab, zu denen noch eine neunte von 10,5 Tagen kommt. Diese Niederschlagsperioden vergleicht er mit denen der Sonnenhöfe, der Erdbeben und der Erscheinung des Zodiakallichtes und findet eine merkwürdige Übereinstimmung. Sie selbst zeigen einen eigentümlichen, höchst einfachen Zusammenhang: sie und noch fünf andre lassen sich aus fünf von einander unabhängigen Zahlen ableiten. Wenn man nämlich annimmt, daß fünf dieser Perioden die Umlaufszeiten von Wolkenringen darstellen, die die Erde rechtläufig umkreisen, so ergeben sich die andern aus den Konjunktionen der erstern. Diese hier angenommenen Nebelringe könnten allerdings auch die Sonne innerhalb der Merkursbahn umkreisen, da jedoch ein Einfluß des Mondes auf diese Wetternebel stattfindet, muß man annehmen, daß ihre Ringe zwischen der Erde und der Mondbahn liegen. Da nun die Ringe aus unregelmäßig verteilten dichteren und weniger dichten Wolkenkernen bestehen, so kann der Mond nicht allemal, sondern nur bei gewissen Stellungen starke Wettervorgänge bewirken. Die Körperchen unterliegen einer starken Ebbe und Flut; befindet sich am Orte der Flut eine dichte Ringwolke, so wird ihr Einfluß auf das Wetter bedeutend verstärkt, noch mehr wenn mehrere Kerne der verschiednen Ringe zusammentreffen. Das bisweilen sichtbar werdende Tierkreislicht ist nichts andres als ein sichtbar werdender Abschnitt dieser Ringe. Die wolkenartige Gruppirung, die oft beobachtet worden ist, muß für die gewöhnliche Art seines Auftretens erklärt werden. Demnach hat die Erde ähnliche, in sich veränderliche Ringe wie der Saturn. Die Sonnencorona rührt nicht von einer die Sonne umgebenden Nebelmasse her, sondern davon, daß unsre Nebelringe teilweise beleuchtet werden, wofür neuere Beobachtungen und Photographien der Corona sprechen. Die Sonnenhöfe und Nebensonnen haben die gleiche Ursache. Es sind

Lichtstrahlen, die durch Eiskörperchen gebrochen und abgelenkt worden sind, aber diese Eiskörperchen befinden sich nicht in unsrer Atmosphäre, sondern in den mehrerwähnten Ringen. Ebenso erlangen die Sternschnuppen ihre Sichtbarkeit beim Durchgang durch diese.

Welchen Einfluß üben nun diese Ringe auf unsre Atmosphäre und damit auf das Wetter aus. Um dies zu zeigen, muß Herr Guido Lamprecht die Theorie des Lichts, der Wärme und der Elektrizität umgestalten und annehmen, daß das Licht sowohl Längs- wie Querschwingungen mache, daß die Elektrizität in der Trennung dieser Schwingungen in Längs- und Querschwingungen bestehe und daß die Wärme wiederum eine Folge der Elektrizität sei, daß also die in den Ringen entstehenden elektrischen Spannungen auf die Atmosphäre wirken und dort Wärmeunterschiede und damit Wind und Niederschläge hervorrufen. Die Erdenringe bestehen aus verschieden dichten Wolken von Eiskrystallen, von denen jeder ein aktinisches elektrisches Element darstellt. Es bilden nun die verschiednen Ringe zusammen eine die Erde umgebende Influenzmaschine. Die elektromotorische Kraft des Eises und der Sonnenstrahlung bleibt stets dieselbe, die Elektrizitätsscheidung hängt von dem Übereinanderfallen der Ringkerne ab. Die Luft auf der Erde ist in steter Bewegung vom Äquator nach den Polen, vom Festlande nach dem Wasser und umgekehrt; hierbei wird sie gezwungen, die Kraftflächen der Luftelektrizität zu durchschneiden, und hierdurch wird sie im eignen elektrischen Zustande und demzufolge auch in der Temperatur geändert. Es ist also nicht so, wie man bisher annahm, daß starke Gegensätze von Wärme und Sättigungsgrad der Luft die elektrischen Erscheinungen hervorrufen, sondern umgekehrt.

Man muß sagen, der Verfasser ist in der Aufstellung von Hypothesen nicht schüchtern. Man muß anerkennen, daß er mit Scharfsinn und Kenntnissen ausgerüstet ist und daß er — in wissenschaftlichem Sinne — Phantasie besitzt. Aber die besaß Jules Verne auch. Wir wollen ihm aus seiner Kühnheit keinen Vorwurf machen; sie könnte Genialilät heißen, wenn sie das Richtige träfe. Und wenn der Gedankenbau des Verfassers die sonst üblichen Bauwerke um so viel überragte, wie der Eiffelturm die andern Türme, warum sollte er nicht stehen können? — vorausgesetzt, daß er eben so breit und richtig gegründet wäre wie jener. Der Verfasser gestaltet die metreologische Physik von Grund aus um, fängt Zodiakallicht, Corona und Sternschnuppen ein, macht die Erde zu einem zweiten Saturn und gründet dies alles auf — eine neunjährige Beobachtung der Niederschläge im Königreich Sachsen. Da baut er in der That eine Art Eiffelturm, aber einen, der die Spitze unten hat. Es ist doch klar, daß der Witterungsverlauf ein andrer in Sachsen ist, als in Preußen, England oder in Frankreich. Wäre nun der französische, preußische oder englische Stoff zu Grunde gelegt worden, so wären andre Perioden zu Tage gekommen. Und noch anders wären Ergebnisse gewesen, wenn man alle diese Länder zusammengefaßt hätte.

Und dies wäre immer erst ein Stück von Europa gewesen — was ist das aber gegen die Erdoberfläche! Der Verfasser hätte sich Gewißheit darüber verschaffen sollen, ob seine von einem so kleinen Stückchen der Welt und der Zeit genommenen Zahlen nicht auf Zufall beruhen. Er hätte sich den Beweis, daß es Witterungsperioden giebt, nicht so leicht machen sollen. Es ist zweifellos, daß ihm beim Zusammenfassen größerer Räume seine Perioden unter der Hand verschwunden wären. Wie, wenn der Wechsel von warmen und kalten Jahren nur in einer Verschiebung der polaren und äquatorialen Strömungen bestände? Das will sagen: es kann immerhin sein, daß während wir den ganzen Januar hindurch unter dem Einflusse einer südwestlichen Strömung standen, die zugehörige nördliche Strömung über Sibirien oder den großen Ozean oder Kanada gegangen ist.*) Es kann sein, daß die Ausgleichung zwischen den beiden Polen und dem Äquator in verschiednen Jahren verschieden verteilt ist, daß also, während wir milde Jahre haben, auf der Südseite der Erde das Gegenteil der Fall ist. An eine Wetterbildung „von Fall zu Fall" glauben wir nicht, es sind sicherlich ausgleichende Ordnungen vorhanden, es sind sicherlich Perioden vorhanden. Aber daß diese periodischen Schwankungen die ganze Erde berühren, das muß nachgewiesen sein, ehe wir annehmen dürfen, daß außerirdische Ursachen vorhanden seien, die die Witterung in periodischer Weise beeinflussen.

Der Verfasser liefert schließlich selbst den Beweis, daß der Versuch, mit mathematischen Mitteln aus den Beobachtungszahlen Perioden zu bilden, vergeblich ist. Er ist sich darüber klar, daß sich mit seinen Ringen Wettervoraussagen um so weniger machen lassen, da die Erdorte unbestimmt bleiben würden. Statt dessen versucht er es, durch Wahrscheinlichkeitsberechnungen aus den Abweichungen der Monatsmittel von 1830 bis 1884 und den Temperaturmitteln von 1855 bis 1884 in Leipzig für die nächsten fünf Jahre Anhaltepunkte zu gewinnen, indem er annimmt, daß wenn eine Funktion eine endliche Strecke entlang gilt, sie auch angenähert für die nächsten Rückwärts- und Vorwärtsverlängerungen gelte. Dies mag in der That bei Kurven- oder Kometenbahnen gelten, aber ob die Witterungserscheinungen solchen gesetzmäßigen Gang haben, das ist eben die Frage. Herr Guido Lamprecht hat die Monatscharaktere für die Jahre 1890 bis 1894 berechnet und die Abweichungen vom Mittel durch Zahlen und Vorzeichen angegeben. Hiernach kommen auf das Jahr 1890 und die einzelnen Monate folgende Werte:

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Septbr.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.
—7	0	—1	+4	+4	+6	—6	—1	0	+6	+2	+4.

„Für 1890 habe ich — schreibt der Verfasser — diese Zahlen folgendermaßen gedeutet: Januar: starke ausgedehnte Schneefälle und darauf anhaltende strenge

*) Die hier ausgesprochene Vermutung scheint durch die neuesten Meldungen von außergewöhnlichen Schneemassen im Westen von Amerika Bestätigung zu finden.

Kälte; Februar: durchschnittlich; März: etwas unter Mittel; April und Mai: warm mit Gewittern; Juni: heiß mit sehr starken Gewittern und Hagelschlägen; Juli: kalt mit Landregen; September: durchschnittlich: Oktober: wärmer als der Durchschnitt; November: wenig wärmer als der Durchschnitt; Dezember: wärmer als der Durchschnitt. Besonders aufmerksam mache ich auf Januar 1890." Dieser Monat hatte also die Zahl — 7 und die Deutung: starke und ausgedehnte Schneefälle und darauf anhaltende strenge Kälte. O weh! Die Widerlegung kann nicht schlagender sein, als sie es thatsächlich gewesen ist.

Herr Guido Lamprecht, der die Methode der gegenwärtigen Meteorologie verlassen hat und zu der alten, längst aufgegebenen Periodenbestimmung zurückgekehrt ist, scheint an das falsche Kästchen geraten zu sein; seine scharfsinnigen und mühevollen Rechnungen stellen sich als eine mathematisch-physikalische Dichtung dar.

Weiteres zur Charakteristik der Deutschfreisinnigen

Wenn wir in unserm vorigen Aufsatze über dieses Thema als deutschfreisinnige Charaktereigenschaft die hämische Schadenfreude bei etwaigen Mißerfolgen unsrer deutschen Politik an Thatsachen aufzeichnen konnten, eine Schadenfreude, die sich jetzt wieder in der deutschfreisinnigen Presse damit kund thut, daß sie den neuesten Gewaltstreich Englands gegen das deutsche Witugebiet, der in der Aufhissung der englischen Flagge auf den Inseln Manda und Patta liegt, in Schutz nimmt, so müssen wir jetzt noch ein Wort über die bornirte fortschrittliche Unbelehrbarkeit sagen, die die Partei seit den Konfliktszeiten bis zu ihrem neuesten Wahlaufruf zeigt. Es ist das ein andrer charakteristischer Zug der Deutschfreisinnigen. Diese fortschrittliche Bornirtheit, vermöge deren die Partei trotz aller Erfahrungen im Grunde unbelehrbar geblieben ist, hat ihr 1884 einen Verlust von einem Drittel ihres frühern Bestandes eingetragen, 1887 ein zweites Drittel, und es wäre nicht zu verwundern, wenn die Verminderung fortginge. Daß sie solches Schicksal wenigstens verdient hätte, wird sich aus dem ergeben, was aus neuerer Zeit von ihr zu berichten ist.

Wenn die Freisinnigen früher noch mit einer gewissen Verschämtheit mit den Sozialdemokraten bei den Wahlen zusammen arbeiteten, so machen sie diesmal trotz der Bekämpfung an einigen Orten doch sonst ganz offen mit ihnen gemeinschaftliche

Sache; sie haben bereits den Sozialdemokraten ihre Stimmen bei den Stichwahlen zur Verfügung gestellt, mit dem Wunsche, daß diese von dem Beschluß von St. Gallen, der der Sozialdemokratie bei den Stichwahlen keine andre Partei zu unterstützen vorschrieb, absähen. An mehreren Orten ist es, wie z. B. in Stade, bereits zu einem deutschfreisinnig-sozialdemokratischen Verbrüderungsfest gekommen. So stark ist bei diesem Freisinn der Haß gegen eine Regierung, um die wir von den freiesten Staaten beneidet werden, daß sie auch mit den geschwornen Feinden aller modernen Staatsordnung sich zu verbinden keinen Anstoß nehmen. Wie sehr bei ihnen die blinde Opposition gegen die Regierung und die bloße Verneinung alles beherrscht, das geht recht auffallend aus ihrem Verhalten in der Arbeiterschutzfrage hervor. Richter wie Barth und Bamberger wie Rickert waren früher stets für das sogenannte „freie Spiel der Kräfte" und gegen alles staatliche Eingreifen in die Arbeiterverhältnisse gewesen. Dann, als der Bundesrat es ablehnte, das vom Reichstag angenommene Arbeiterschutzgesetz zu bestätigen, weil es ihm gegen die Lebensbedingungen der heimischen Industrie zu streiten schien, trat der Freisinn für den Arbeiterschutz ein und blieb so lange dafür, bis das arbeiterfreundliche Programm in der Thronrede beim Reichstagsschluß abgegeben wurde. Der Kaiser hatte in der Thronrede gesagt: „Es ist mein dringender Wunsch und meine Hoffnung, daß es dem folgenden Reichstage gelingen möge, im Verein mit den verbündeten Regierungen für die auf diesem Felde (auf dem der Verbesserung der Lebenslage der arbeitenden Klassen) notwendigen Verbesserungen wirksam gesetzliche Formen zu schaffen. Ich betrachte es als meine ernste und erhabene Aufgabe, auf die Erfüllung dieser Hoffnung hinzuwirken." Der Freisinn sagte sich, daß diese kaiserlichen Worte wahrscheinlich die Grundlage für das Programm der Kartellparteien abgeben würden, und sofort gab der deutschfreisinnige Papst das Stichwort vom „patriarchalischen Imperialismus" aus. Auf einmal war aller Arbeiterschutz eine „ungehörige Einmischung des Staates in die Gütererzeugung." Das ist deutschfreisinnige Überzeugungstreue. Nun erschienen am 4. Februar die beiden kaiserlichen Erlasse. Gegen diese sich wenden, hieß, wie die Dinge lagen, die Partei ruiniren. Darum galt es, Kapital daraus zu schlagen. Auf der ganzen freisinnigen Linie von Richter bis zu Hänel wurde das Stichwort ausgegeben, in den Erlassen die eigne, stets befolgte deutschfreisinnige Politik zu sehen und sich als die treuesten Genossen der kaiserlichen Politik auf sozialem Gebiete hinzustellen. Man sah bereits Bismarck halb auf die Seite geschoben. Schon daß die Herren in den Erlassen eine Niederlage Bismarcks sahen und sie sofort zur Wühlerei gegen den Kanzler mit seinen „harten, dauernden" Grundsätzen verwerteten, läßt sehr an der Ehrlichkeit ihrer Stellungnahme zweifeln. Mit dieser freisinnigen Schwenkung bei den Wahlen etwa zu rechnen und die Freisinnigen den staatserhaltenden Parteien zuweisen, dazu liegt für letztere bis jetzt durchaus kein Grund vor. Nach allen Regeln der bisherigen

fortschrittlichen Unbelehrbarkeit ist vielmehr anzunehmen, das, wenn der Freisinn die Unmöglichkeit erkennt, die kaiserliche Politik in sein Netz einzufangen, er sofort wieder das neuerfundne Schlagwort vom „patriarchalischen Imperialismus" in die Arbeiterwelt hinauszuposaunen beginnen wird, um ja nicht die Masse zum Gefühl des Vertrauens und der Befriedigung kommen zu lassen. Das rohe Wort von der „verfluchten Zufriedenheit" ist freilich sozialdemokratischen Ursprungs, aber darnach gehandelt ward bis jetzt wenigstens vom Freisinn gerade so gut wie von den sozialdemokratischen Agitatoren.

In Frankreich erging vor kurzem von den Revolutionären ein Aufruf, für die deutschen Sozialdemokraten Geld zu den Wahlen zu sammeln. Der Aufruf verlangte „Munition" für die deutschen Brüder gegen die deutschen Feinde. Da auch französische Sozialisten stets zuerst Franzosen sind, und da es keinen französischen Sozialisten giebt, der nicht vor allem andern Elsaß-Lothringen als französisches Eigentum in Anspruch nähme, so ist natürlich die „Munition" für die deutschen Brüder zuerst zu dem Zwecke der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen bestimmt. Man spekulirt auf die schamlosen Seelen in Deutschland, die mit Liebknecht und Bebel bereit seien, das uralte deutsche Land an den Landesfeind auszuliefern. Es soll zunächst mit den Geldern Revolution in Deutschland hervorgerufen werden, und mit ihr hofft man der deutschen Macht und Größe ein jähes Ende zu bereiten. Daß nun die deutschen Sozialdemokraten es fertig bringen, ihr Vaterland mit Füßen zu treten, das wissen wir; es gehört das mit zu den Zielen dieser vaterlandslosen Partei. Auch daß ein Teil der Ultramontanen auf die Schwächung des deutschen Reiches lauert, wissen wir und wundern uns nicht. Aber daß der Freisinn in seiner Verblendung so weit geht, daß er mit den Sozialdemokraten auch noch unter solchen Umständen, wo die Fremden in ihren Zeitungen nach „Munition" gegen die Deutschen rufen, zusammen zu arbeiten bereit ist, das muß schier Wunder nehmen, auch nach allem, was wir vom Freisinn wissen.

Wie auch in ihrer innern Politik die Freisinnigen in die sozialdemokratischen Kreise munter hineinsteuern, das haben sie in ihrem Wahlaufruf zu den jetzigen Wahlen aufs neue gezeigt. Da heben sie als die wesentlichsten Punkte wieder hervor: Abkürzung der Dienstzeit, Abänderung der Zölle und Steuern, Beseitigung des Sozialistengesetzes. Diesen Aufruf haben auch die sogenannten gemäßigten Elemente der Partei mit unterschrieben, z. B. Professor Hänel, der doch seinen Frieden in Kunststudien zu suchen sich vorgenommen zu haben schien und zu Klaus Groths siebzigstem Geburtstag in der Anrede an diesen zeigte, daß er über die Grenzen der Kunst auch zu einem gewissen Ergebnis gekommen sei. Über die Grenzen der Politik scheint er noch nicht soweit gekommen zu sein; sonst würde er wissen, daß für einen verständigen Mann Punkte wie die Abänderung der Zölle und der (indirekten) Steuern heutzutage in Deutschland nicht mehr in einem politischen Programm möglich sind. Oder

glaubt Herr Hänel, daß er die Zölle und die indirekten Steuern, die vom 1. April bis zum 31. Dezember 1889 im deutschen Reiche eingenommen wurden und die die Höhe von rund 475 Millionen Mark erreichen, durch direkte Steuern ersetzen könne? Es ist die Frage, ob auch nur eine kleine Anzahl der wohlsituirten Herren vom Freisinn für sich das im Ernste leisten wollen, was sie in ihrem Manifest wieder einmal so eifrig befürworten: im Reichstag selbst wenigstens haben sie den Antrag auf Beseitigung der Zölle und der indirekten Steuern zu stellen sich wohl gehütet. Wollen sie es nachholen und setzten sie es durch mit ihrer progressiven Reichssteuer, so möchte wohl gerade bei ihnen so manches Ach und Weh kommen, zumal da es auf staatlichem Gebiete nicht angehen würde, sich auf Privilegien wegen Steuerfreiheit zu berufen, wie das von dem und jenem bei der Kirchensteuer geschehen ist. Wie verständige Männer heutzutage noch „Abänderung von Zöllen und Steuern" verlangen können, das ist doch kaum zu begreifen, wenn man erwägt, daß damit die ganze Wirtschaftspolitik des deutschen Reiches auf den Kopf gestellt werden würde. Unter dem Schutze dieser Zoll- und Steuerpolitik ist unsre Industrie, unser Gewerbe- und Verkehrsleben vom drohenden Niedergange zu ungeahnter Höhe aufgestiegen, und mit ihnen die Arbeitslöhne, hat sich der Volkswohlstand, wie die Sparkasseneinlagen überall beweisen, gehoben, die Landwirtschaft ist vor dem Ruin bewahrt worden, obwohl die Getreidepreise im Jahre 1889 noch nicht so hoch waren, wie vor dem Jahre 1880, d. h. vor der Einführung der Zölle, ein Beweis, daß das Ausland die Zölle trägt. Wenn man aber über unsre indirekten Steuern jammert, die auf den Kopf der Bevölkerung 8 Mark 90 Pf. machen, so mag man doch den Leuten nicht verschweigen, daß in dem schönen Frankreich diese indirekten Steuern weit über viermal mehr, und in dem freisinnigen England weit über dreimal mehr als bei uns betragen. Das alles geht aber die freisinnigen Herren nichts an; sie präsentiren ihren Schein, und darauf steht mit großen Buchstaben: „Abänderung!" Daß unter der jetzigen Zollpolitik das eingetroffen ist, was ihre Urheber hofften, und nichts von dem, auch gar nichts, was die deutschfreisinnigen Herren mit ihren sozialdemokratischen Brüdern prophezeiten, daß die Lage der gesamten Bevölkerung günstiger geworden ist, als sie je früher gewesen, daß die einzige vielbedauerte Branntweinsteuer, die 130 Millionen (allerdings noch lange nicht so viel, als in dem freisinnigen Amerika und England) eingebracht hat, gar nicht mehr durch direkte Steuer zu ersetzen wäre, wenn diese nicht zu kolossaler Höhe anwachsen sollte, daß selbst in Beziehung auf die Gesundheit diese Branntweinsteuer höchst empfehlenswert ist, da ein Drittel weniger Schnaps getrunken wird als früher, was kümmert das alles doch die deutschfreisinnigen Größen? Ohne durch die Thatsachen irgendwie belehrt zu werden, reden sie wie alte Weiber immer wieder dasselbe, und wenn sie zehnmal widerlegt worden sind. Erzielen sie doch mit ihrem Gerede eins: Unzufriedenheit.

Dabei macht man eine seltsame Erfahrung: diese deutschfreisinnigen Herren erheben nie ihre Stimme gegen die Gebrechen, an denen die Arbeiterwelt krankt. Wer Gelegenheit hat, sich in einem Industriebezirke umzusehen, wo die Geschäfte gut gehen und die Arbeiter sich gut stehen, wo der fleißige und geschickte Arbeiter Löhne erhält, die ein reichliches Auskommen ermöglichen und darum die Unzufriedenheit bannen sollten, der macht die traurige Wahrnehmung, daß gerade die am besten bezahlten Leute ihre Arbeitgeber wie „Ausbeuter" betrachten, immer höhere Ansprüche stellen und immer kostspieligere Vergnügungen suchen. Es haben viele wohlwollende Fabrikherren Speiseanstalten errichten lassen, wo eine kräftige und reichliche Speise zu 20 Pfennigen und darunter geboten wird. Anstatt diese zu benutzen, geht ein großer Teil der Arbeiter in die nächste Kneipe oder zum herumziehenden Eßwarenhändler, um Nahrung von sehr fragwürdiger Qualität zu kaufen. Am Lohntage vollends finden sich, schon ehe es in die Kneipen geht, Händler und Hausirer aller Art gleich in nächster Nähe der Fabrik ein, die die Groschen aus den Taschen locken. Gegen all diesen Unfug erhebt sich nie eine deutschfreisinnige Stimme, wohl aber wird fortgewühlt gegen Kranken- und Unfall-, gegen Invaliden- und Altersversorgungsgesetz. Was die Regierung auch thun mag, es wird einer hämischen Kritik unterworfen, der auch die Kartellparteien, die mit der Regierung so ersprießlich zusammengearbeitet haben, unterliegen. So äußert sich bei diesen politischen Gauklern der Respekt vor der Volksstimme, die doch diese Majorität geschaffen hat. Das Volk taugt nur etwas, wenn es deutschfreisinnig stimmt. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtfertigkeit die Agitation selbst von denen unter den Freisinnigen betrieben wird, die als vorzugsweise gemäßigt gelten. So richtet sich Professor Hänel mit seiner Rede vom 2. Februar auf dem neulich abgehaltenen schleswig-holsteinischen freisinnigen Parteitag zu Neumünster „gegen das rapide Anwachsen der Ausgaben für das Heer," (Kieler Zeitung vom 3. Februar) und bringt prophezeiend die alte Phrase vor: das jetzige Militärsystem werde das wirtschaftliche und geistige Mark des Volkes anfressen und verderben. Um nur etwas zu thun, da doch auch der Freisinn die Nachbewilligung für das Heer mitzubewilligen sich in der Notwendigkeit befunden habe (die Herren hätten freilich ohne dieses „sich der Notwendigkeit fügen" wohl abgewirtschaftet gehabt), kommt nun der geistreiche Staatsmann auf die bekannte Verkürzung der Dienstzeit und auf die „regelmäßige budgetmäßige Bewilligung der festzustellenden Präsenzstärke." Und das spricht er in demselben Augenblick aus, wo der Oberst Stoffel, dieser nüchternste aller Franzosen, die Herausgabe von Metz und Straßburg fordert, der ehemalige Seinepräfekt Hausmann den Rhein als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich verlangt und die französische Tricolore in Mainz und Koblenz, in Aachen und Trier aufpflanzen will! Weiß denn der freisinnige Abgeordnete nicht, oder will ers nicht wissen, was doch auch der offizielle Würtembergische Staatsanzeiger

bestätigt hat, daß wir zu Anfange des Jahres 1887 vor dem Kriege standen und daß der Schnäbelefall im April 1887 nur die Gefahr aufs neue heraufbeschworen hatte? Ist es da nicht ein starkes Stück von Leichtfertigkeit, „die regelmäßige budgetmäßige Bewilligung der Präsenzstärke" als Aufgabe des neuen Reichstages hinzustellen? Gott bewahre uns vor diesen „neuen Zielen," nach denen die freisinnigen Künstler wieder einmal „vorwärts schauen" und womit sie das deutsche Reich „im Sinne verfassungsmäßiger Freiheit zu schmücken und zu stärken" sich gütigst bemühen wollen.

Einen Vorgeschmack von diesem Schmuck und dieser Stärke haben wir in dem deutschfreisinnigen Wahlaufruf, der voll ist von den altbekannten Jongleurkunststückchen der Partei; da heißt es z. B. „Unsre Politik bewegt sich in einer Richtung, die der allgemeinen Wohlfarth des deutschen Volkes nicht entspricht." Den Freisinnigen wäre es freilich lieber, wenn sie unsre Kolonien so schnell wie möglich an England überlassen könnten, wie es ihnen lieber gewesen wäre, wenn unsre Landwirtschaft ihre Erzeugnisse zu Preisen hätte liefern müssen, bei denen ihr Ruin sicher war und bei denen die Industrie ohne Zweifel in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Weiter heißt es in dem Manifest: „Die Forderungen werden für Heer und Flotte von Jahr zu Jahr in einem Maße gesteigert, welches die durch die Weltlage geforderten Opfer übersteigt." Und dieser selbe Freisinn, der jetzt so spricht, hat sich doch nicht getraut, gegen die zur Verteidigung des Reiches geforderten Geldmittel zu stimmen! Was ist das da für eine erbärmliche Heuchelei, im Reichstage zu einer Zeit, wo die Volksstimmung wegen des von Frankreich drohenden Angriffs der Partei es ratsam erscheinen ließ, die Forderungen der Regierung zu bewilligen, nun hinterher die Wähler gegen das aufzuhetzen, was man selbst mit bewilligt hat! Ja die Partei geht in ihrer Gewissenlosigkeit so weit, zu sagen: „Die berechtigten Forderungen der Arbeiter bezüglich des Schutzes ihrer Arbeitskraft und Gesundheit und bezüglich der Ordnung gewerblicher Streitigkeiten finden kein geneigtes Gehör bei der Regierung." Das sagt eine Partei, die für die Sicherung und Kräftigung der Lebenslage der Arbeiter bisher nichts gethan, vielmehr alle Maßnahmen der Regierung vom Krankenkassengesetz an bis zur Altersversicherung nur bekämpft hat! Und diese Partei tritt gegen den letzten Reichstag, der dem Vaterlande den Frieden erhalten hat, schmähend und polternd auf und giebt ihm eine Politik schuld, mit deren „Fortsetzung die Aufrechthaltung der Rechte des Volkes unverträglich" sein soll. Sie selbst verspricht, „mit aller Kraft der Fortführung einer solchen für den innern Frieden und das wirtschaftliche Gedeihen Deutschlands gefährlichen Politik entgegenzutreten." Sie wünscht eine Vertretung, „die das deutsche Reich nicht nur nach außen macht, und glanzvoll hinstellt, sondern auch in würdiger Weise dem deutschen Volke seinen Platz unter den der Freiheit teilhaftigen Völkern sichert." Dieser Wunsch des Freisinns ist insoweit überflüssig, als er sich schon

nach Möglichkeit verwirklicht hat, und zwar ohne Zuthun der schönen deutschfreisinnigen Worte, und als er sich, soweit es noch geschehen kann, am besten so verwirklichen wird, daß dem deutschen Reiche wiederum eine Vertretung gegeben wird, wie der vorige Reichstag war, der nach dem Zeugnis der kaiserlichen Thronrede dazu beigetragen hat, „dem deutschen Reiche die Weltstellung zu gewährleisten, vermöge deren es befähigt wird, mit dem ihm im Rate der Völker gebührenden Gewichte für die Güter des Friedens und der Gesittung einzutreten." Es ist doch wohl für uns alle besser, wenn wir den Worten des Kaisers mehr glauben, als den Worten der Herren Bamberger und Kompagnie. Daß unter der Ägide dieser tapfern Kämpen die Zeit für den Liberalismus nun bald gekommen sein sollte, wie neulich die Vossische Zeitung hoffte, ist kaum anzunehmen. Es müßte doch wunderlich ums deutsche Volk bestellt sein, wollte man mit der „Vossischen" der Meinung sein, daß jetzt, wo der Freisinn sich gerade so unbelehrbar gezeigt hat und zeigt wie immer, es eintreffen sollte, was sie hofft, „daß dem Freisinn die Wähler zuströmen und die Mandate zufallen werden fast ohne Arbeit, und wo das Kartell oder jede andre Koalition vor der Volkssprache zerstieben wird wie Spreu vor dem Winde." Gute Tante, orakle nur weiter! Inzwischen besorgt dein Freisinn auch fortan die Geschäfte der Herren Bebel und Windthorst, dem einen als „politische Schweizergarde" dienend, dem andern als „Lehensträger der Sozialdemokratie," wie Puttkamer in seiner Stolper Rede den Freisinn richtig nennt. Und das ist auch der Grund, warum im Notfall die Mittelparteien lieber mit Herrn von Puttkamer gehen werden, als mit Herrn Eugen Richter. Gegeben ist dieser Notfall, sobald es sich in der Stichwahl um den einen oder um den andern handelt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Richtersche ABC-Buch für freisinnige Wähler ist unter den Lärmpauken, mit denen die deutschfreisinnige Partei in dem diesmaligen Wahlkampf Radau gemacht hat, eine der massivsten. Der fünfte, vollständig umgearbeitete Jahrgang ist mit einigen besonders zugkräftigen Artikeln versehen; vor allem dürften — wie Richter selbst sagt — Beachtung verdienen die Abschnitte Adel; Bismarck, Fürst; Bismarck, Herbert; Graf Waldersee; Wilhelm II. u. s. w. Schlagen wir nach, so erfahren wir

freilich über Herbert Bismarck sehr wenig; im Vordergrunde steht die Mitteilung, daß er keine höhere Staatsprüfung abgelegt habe. Daß in dieser vom Freisinn servirten satura lanx sich ein buntes Allerlei finden würde, worin Diäten und Wahlkuverts, Kunstbutter und das Schnäpschen des armen Mannes, Geffckenprozeß und eine widerliche Verhimmelung Kaiser Friedrichs, unschuldig Verurteilte und Christlich-Soziale nicht fehlen durften, war vorauszusehen.

Das Buch läßt sich einteilen in persönliche und sachliche Artikel. Die letztern zeugen von des Verfassers unleugbaren Kenntnissen in manchen Einzelfragen, namentlich z. B. Finanzsachen. Man vergleiche „Bankgesetz,“ „Brantweinbesteuerung,“ „Einkommensteuer,“ „Reichshaushaltsetat“ (ein entsetzliches Wort statt Reichshaushalt!) u. s. w. Aber auch diese sind, wegen des ausgesprochenen und einseitigen Parteistandpunktes, von dem sie dargestellt werden, kaum genießbar.

Noch mehr zeigt sich die Einseitigkeit der Auffassung, oder besser gesagt die Böswilligkeit der Darstellung, in den persönlichen Artikeln. Kein Wort der Anerkennung für die erhebenden Tugenden Kaiser Wilhelms. Wie eine dürre annalistische Aufzählung der einzelnen Regierungsakte liest sich der Abschnitt; sieht man aber genauer zu, so findet man alle die Punkte, die die fortschrittliche und demokratische Presse so gern zur Verdächtigung des Monarchen bei dem freisinnigen Bürgertum hervorkehrt, Beteiligung an der Stadtmission, Anreden an die städtischen Behörden über Kirchenbau und Kaiser Friedrich, die Proklamation ans Volk später als an die Armee, Dank an Treitschke, „auf der Strecke,“ die „Edelsten“ des Volkes, Verfolgung der freisinnigen Zeitung, Ordensverleihung an Puttkamer, Ernennung des Ministers von Scholz zum Sekondeleutnant, neue Uniformen (schade, daß die Eskarpins noch nicht zu verwerten waren!), Zurückbenennung des von Kaiser Friedrich umgetauften Schlosses „Friedrichskron“ in „Neues Palais“ u. s. w. Wir sehen, wie genau es der Encyklopädist mit der exakten Verwendung des ihm zu Gebote stehenden Materials nimmt.

Herzlich unbedeutend ist der Artikel über Waldersee; hier werden Unterströmungen, Konflikte, Friktionen mit dem breiten Behagen geschildert, das den Tyrannen des Freisinns ergreift, sobald er etwas für die Bismarckische Politik — wie er meint — Nachteiliges wittert. Hat ihm die politische Klugheit geboten, bei vorstehenden und andern Artikeln sich mit Nadelstichen zu begnügen, so geht er bei „Bismarck“ mit Keulenschlägen vor. Zwar äußerlich betrachtet, kommt Bismarck-Vater in der Größe des ihm gewidmeten Raumes gut weg gegen Bismarck-Sohn, den die wenigen ihm gewidmeten Zeilen schon äußerlich in seiner Nichtigkeit charakterisiren sollen. Aber wozu der vier Seiten füllende Lärm über den Kanzler, wenn wir als Kernpunkt erfahren, daß es eine „Politik Bismarck“ (wieder herrliches Deutsch!), die sich als Programm für die Zukunft eignet, überhaupt nicht giebt und niemals gegeben hat. Da darf sich Bennigsen noch glücklich schätzen; wenn er auch als „Hinterfrontmarschall“ zur Stärkung der Reaktion viel beigetragen hat, so hat er doch eine Politik verfolgt, nämlich die, als Redner aufzutreten, „wenn es sich um feierliche Kundgebungen der Übereinstimmung seiner Partei mit dem Reichskanzler handelt.“ Seine ganze politische Verbissenheit schüttet der Reichsnörgler in dem Artikel „Adel“ aus, der einen wirklich kunstvollen Eiertanz darstellt um das, was man gerade noch sagen darf, und was nicht; und das ganze Unwetter persönlichen Hasses entlädt sich über dem Haupte des Vorstandes der Berliner Stadtmission, des „neuen Luthers.“

Doch genug der Proben. Wer in das aus Klatsch, Mißvergnügen, Grobheit und viel statistischem Material zusammengesetzte Buch hineinblickt, wird es bald

wieder aus der Hand legen, abgestoßen von der überall zu Tage tretenden Gehässigkeit gegen das neue Reich, und nicht ohne Bedenken darüber, daß die allerdings pikante, aber für viele doch gefährliche Nahrung so zahlreiche Abnehmer findet.

Eine Judenschule. In Frankfurt bestehen zwei jüdische Realschulen, beide verbunden mit je einer höhern Mädchenschule. Die ältere, das sogenannte Philanthropin, hat ihren Ursprung in jener Zeit, wo „Philanthropine" nach dem Muster der Dessauer Anstalt in mehreren Städten Deutschlands gegründet wurden; sie ist im Anfang unsers Jahrhunderts entstanden. Die Anstalt liegt in der Nähe des Rechneigrabens und steht unter Leitung des bekannten und allgemein geachteten Dr. Bärwald. Männer wie der Sprachforscher Lazarus Geiger, der ehemalige sozialistische Abgeordnete Sabor und andre haben an ihr gewirkt. Mit dieser „Realschule der israelitischen Gemeinde" hat nichts zu thun die „Realschule der israelitischen Religionsgesellschaft," von der im folgenden die Rede sein soll. Beide werden, wie der Schreiber dieser Zeilen öfters zu bemerken Gelegenheit hatte, nicht nur außerhalb Frankfurts, sondern auch in der Stadt selbst von Unkundigen oft verwechselt.

Durch eine Spaltung in der Frankfurter Judenschaft sonderte sich der orthodoxe Teil derselben ab und bildete eine Sondergemeinschaft. Außer einer eignen Synagoge (in der Schützenstraße) gründete die „Israelitische Religionsgesellschaft" (dies ist ihr offizieller Name) auch eine eigne Schule, die sich allmählich vergrößerte und jetzt — uns liegt das neueste Schulprogramm von 1889 vor — aus folgenden Anstalten besteht: 1. einer Realschule, die die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste giebt, nach weiterm einjährigen Besuch der Oberprima durch eine Schlußprüfung noch andre Berechtigungen verleiht; Schülerzahl 217; 2. einer Vorschule, die auf die Sexta der Realschule vorbereitet; 97 Schüler; 3. einer neunklassigen höhern Mädchenschule, die erste Klasse mit zweijährigem Kursus, außerdem noch eine Selekta. Nach zwei- oder dreijährigem Besuch dieser Klasse haben die Schülerinnen die Berechtigung, sich zur wissenschaftlichen Lehrerinnenprüfung zu melden; Schülerinnenzahl 193; 4. eine Volksschule. Über diese stehen uns keine statistischen Nachrichten zu Gebote. Die Schülerzahl der Vorschule, der Realschule und der höhern Mädchenschule zusammen übersteigt 500.

Was die Religions- und Heimatsverhältnisse betrifft, so sind alle Schüler Juden, außer zwei, von denen einer Protestant, der andre Katholik ist. Alle außer 37 sind Frankfurter und Inländer.

Die Schulanstalt ist ein palastartiges Gebäude, abseits von dem Lärm der Innenstadt, dicht am Zoologischen Garten gelegen, auch gesundheitlich vorzüglich begünstigt. Von den obern Stockwerken schweift das Auge bis zum Taunus und den Vorbergen des Spessart. Die innere Einrichtung entspricht dem Äußern und wird allen Anforderungen gerecht, die die Neuzeit an ein Schulgebäude stellt. Die Klassenräume sind hoch und luftig, die eine Seite fast ganz von großen Fenstern eingenommen; die Vorsäle sind geräumig, die Turnhalle ist musterhaft, die steinernen Treppen sind breit, mit schmiedeeisernen Gittern eingefaßt. Nur das Lehrerzimmer könnte, in Anbetracht der beträchtlichen Anzahl von Lehrern, größer sein. Die Kosten des Baues, dessen Errichtung in die siebziger oder Anfang der achtziger Jahre fällt, haben, wie eine Marmortafel im Flur des Erdgeschosses meldet, der Freiherr Wilhelm Karl von Rothschild und seine Gemahlin getragen. Dieselbe Tafel besagt, daß die Schule der jüdisch-religiösen und allgemein-humanen Bildung

gewidmet sei. Die sämtlichen laufenden Ausgaben der Anstalt (etwa 90000 Mark jährlich) bringt die Schulgemeinde, einige hundert Familien, auf, teils durch Schulgeld, teils durch anderweitige Beiträge.

Der Lehrplan der Schule entspricht selbstverständlich — sonst wären die Berechtigungen nicht erteilt worden — dem dieser Art von Schulen, nämlich der lateinlosen Realschule. Außerdem ist noch eine Anzahl von Stunden dem jüdischen Religionsunterricht gewidmet. Oberprima hat wöchentlich fünf Stunden Hebräisch, vier Stunden Talmud; Unterprima vier Stunden Hebräisch, vier Stunden Talmud; Sekunda desgleichen; Tertia vier Stunden Hebräisch, zwei Stunden Talmud; Quarta desgleichen; Quinta vier Stunden Hebräisch, zwei Stunden Mischna; Sexta sieben Stunden Hebräisch, eine Stunde Biblische Geschichte. Außerdem werden wöchentlich im ganzen noch sechzehn Stunden fakultativer Talmud- und Chaja-Adam-Unterricht erteilt von sieben verschiednen Lehrern; wie diese sechzehn Stunden sich auf die einzelnen Klassen verteilen, wird aus dem Programm nicht ersichtlich.

In der höhern Mädchenschule verteilt sich der Religionsunterricht folgendermaßen: Klasse 1 bis 5 je sechs Stunden (kein Talmud!); Klasse 6 und 7 je sieben Stunden; Klasse 8 und 9 je acht Stunden. In der Vorschule fallen auf die erste Klasse zehn Stunden, auf die zweite Klasse neun, auf die dritte Klasse sieben Stunden.

In der höhern Mädchenschule wird Englisch nur fakultativ betrieben, jedoch kommen Dispensationen kaum vor.

Der Unterricht fällt im Sommer auf die Stunden von 7 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr (außer Mittwochs und Sonntags, wo die Nachmittage ausfallen); im Winter von 8 bis 12 Uhr und von 2 bis 5 Uhr (außer Freitags und Sonntags). Der Sonnabend fällt aus. Zusammengenommen hat die Schule beträchtlich mehr Stunden als andre Schulen derselben Organisation.

Der Lehrkörper der Schule besteht aus 31 Personen, darunter 7 Damen. Die Herren unterrichten teilweise mit an der höhern Töchterschule. 11 Lehrer, der Direktor eingeschlossen, sind akademisch gebildet. Einige Lehrer sind nur mit einer geringen Stundenzahl beschäftigt; es sind dies zwei Hilfslehrer für Talmud und der Gesanglehrer. Alle akademischen Lehrer haben die volle Stundenzahl (24), außer einem; drei haben 25 oder 26 Stunden.

Was die Religion betrifft, so sind unter den 11 akademischen Lehrern 6 Christen, und zwar 5 evangelische, 1 Katholik. Unter den nicht akademisch gebildeten Lehrern (13) sind 3 Christen. Unter den 7 Lehrerinnen sind 5 Christinnen. Da, wie bemerkt, Sonntags Vormittags (bis 1 Uhr in einer Anzahl Klassen) Unterricht ist, so werden auch die christlichen Lehrer an diesem Tage mit herangezogen, außer zweien, die sich den Sonntag von vornherein gewahrt haben. Von den übrigen unterrichten 4 akademisch gebildete bis 10 Uhr, um noch am Gottesdienste teilnehmen zu können. Diese Einschränkung besteht seit Ostern 1887. Der Gottesdienst beginnt in einigen Frankfurter Kirchen um 10, in andern schon vor 10 Uhr. Die nächste evangelische Kirche ist zwölf Minuten von der Anstalt entfernt. Von den christlichen Elementarlehrern sowie von den Lehrerinnen unterrichten einige gar nicht Sonntags, andre bis 10 Uhr, andre länger. Der Zeichenlehrer unterrichtet von 10 bis 1 Uhr.

Die vorstehenden Angaben beruhen teils auf persönlichen Mitteilungen glaubwürdigster Personen, teils auf dem Schulprogramm von 1889. Der Verfasser bürgt für sämtliche Mitteilungen. Es wird sich auch niemand finden, der ihre Richtigkeit in Abrede stellen könnte.

An die Redaktion der Grenzboten. Mit wie lebhaftem Anteil ich Ihren Ausführungen über Sprachdummheiten folge, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. In manchen Fällen denk ich freilich milder; aber einig sind wir überall da, wo die Dummheiten aus Überklugheit stammen. Lassen Sie mich einen solchen Fall etwas näher beleuchten.

Schon im vorigen Jahre haben Sie, aus einem Bericht über die Rede unsers Kaisers an die Bergleute, den Mustersatz festgenagelt: und dieselbe (meine Macht) ist eine große. Im letzten Heft (Seite 314 bis 316) kommen Sie auf die Erscheinung zurück und sprechen die Vermutung aus, es liege vielleicht lateinischer oder französischer Einfluß vor. Eine Stelle in Hermann Schillers Handbuch der praktischen Pädagogik scheint die Vermutung zu bestätigen. Da wird (Seite 353) dem Lateinlehrer empfohlen zur Einübung von rota est rotunda erst im Deutschen bilden zu lassen: das Rad ist ein rundes. Aber das geht ja noch hinaus über den modischen Gebrauch! Es heißt wohl: die Gestalt des Rades ist eine runde, oder: dies Rad ist ein hohes, breites, vierzölliges; oder: das Rad ist ein rundes? Die Erklärung des papiernen Gebrauchs liegt also nicht auf grammatischem, sondern auf logischem Gebiete. Es ist eben wieder eine von den großen Feinheiten unsers scharfsinnigen Freundes. Einigen Sinn hat der Scharfsinn in Sätzen, wie: das Regiment dort ist ein preußisches; das heißt: eins von den preußischen, während „dies Regiment ist preußisch" wohl auch heißen könnte: nach Gesinnung, Haltung oder Ausbildung preußisch; oder: das Buch, das ich gestern erhielt, war ein gebundnes, und ich hatte doch um eins von den ungebundnen gebeten; oder: die attische Vase hier ist eine schwarzfigurige, keine rotfigurige; hier also, wo es sich um feste Einteilungen handelt, und das Adjektiv mit dem unbestimmten Artikel weiter nichts besagen will, als die Zugehörigkeit des Subjekts zu der und der Klasse. Es entspricht nun ganz der Einteilungssucht des großen Logikers, auch gegen den Geist unsrer Sprache und weit über das Bedürfnis des Lebens und der Wissenschaft hinaus, allmählich aus allen Adjektiven Einteilungsprinzipien zu gewinnen. Die Leistungen der Schauspieler werden eingeteilt, wie Schülerarbeiten, in vorzügliche, gute, befriedigende, mittelmäßige, unbefriedigende, und die freundlichen Kundgebungen der Zuschauer in mäßige, lebhafte, begeisterte, nicht endenwollende und so weiter; und gewiß ist der papierne Grammatiker hochbeglückt, sich hierbei mit einigem Scheine Rechtens auf fremde, logischere Sprachen, wie er meint, berufen zu können. Wenn nun die Gouvernante im französischen Unterricht dem praktischen Lateinlehrer getreulich sekundirt und gutem Französisch zuliebe schlechtes Deutsch bilden läßt, dann erscheinen wohl der gelehrigen deutschen Jugend bald Sätze, wie: der Wahn ist kurz, die Reu ist lang, als dichterische Freiheiten, denen gegenüber die ehrbare Prosa hübsch den Wahn einen kurzen, die Reue eine lange zu nennen habe. Aber der ernste Kampf gegen den Wahn wird schließlich — kein ganz vergeblicher sein; übrigens wissen Sie ja: Arbeit macht das Leben — zu einem süßen.

Berlin, den 15. Februar 1890 — Otto Schroeder

Litteratur

Deutscher Geschichtskalender für 1889. Erster Band. Von D. Karl Wippermann. Leipzig, F. W. Grunow, 1889

Eine sachlich geordnete Zusammenstellung der wichtigsten politischen Vorgänge im In- und Auslande, ist diese fleißige Arbeit wohl das beste in seiner Art und Zeitungsarbeitern wie Zeitungslesern in ihrer Reichhaltigkeit und Unparteilichkeit als fast unentbehrliches Nachschlagebuch angelegentlich zu empfehlen. Sie ersetzt in der That jede Mappe mit Ausschnitten aus der Preßthätigkeit während der Zeit vom Geffckenschen Prozesse bis gegen Ende Mai vorigen Jahres und giebt über alle politischen Fragen derselben, soweit die Quellen des Verfassers reichen, genügende Auskunft. Erhöht wird ihr Wert für die, die sich rasch unterrichten wollen oder schnell das nächstliegende Material zur Darstellung der Anfänge eines Gegenstandes oder zu einer Beurteilung desselben zur Hand haben müssen, durch das Personen- und das Sachregister, die dem Werke beigegeben sind. Wir wünschen dem Unternehmen besten Fortgang und hoffen, recht bald den zweiten Band zu sehen.

Preußische Geschichte von William Pierson. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel, 1889

Dieses populär, d. h. für den gebildeten Laien geschriebene Werk erschien zuerst vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren, und wenn jetzt wieder eine neue Auflage nötig geworden ist, obwohl es inzwischen nicht an ähnlichen Behandlungen desselben Gegenstandes gemangelt hat, so begrüßen wir sie als erfreuliches Zeichen, einmal dafür, daß der Sinn für geschichtliches Wissen sich seit dem Eintritt der Deutschen in das politische Leben besser als früher entwickelt hat, dann dafür, daß die patriotische Auffassung und Behandlung, die der Verfasser neben guter Kenntnis und Darstellungsgabe zu seiner Arbeit mitbrachte, weite Ausbreitung gefunden hat. Wie in den frühern Auflagen, so ist auch in dieser der Text mit Berücksichtigung des heutigen Standes der wissenschaftlichen Forschung an mehreren Stellen ergänzt und berichtigt und die Darstellung der neuesten Zeit, bei der freilich die Ergebnisse der Sybelschen Studien noch nicht benutzt werden konnten, hinzugefügt worden. Dem zweiten Bande ist eine historische Karte von Kiepert beigegeben.

Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. 3 Bände. Leipzig, F. W. Grunow, 1889

Wer in dem meist mit ebenso viel Erregung wie Gedankenlosigkeit geführten Meinungsstreit über Ziel und Wert unsrer zeitgenössischen bildenden Kunst einen Halt suchte, einen Führer, der mit sachlicher Ruhe jeder neuen Erscheinung auf diesem Gebiet ihren richtigen Platz anzuweisen verstünde, sodaß sich das verwirrende Bild unsers Kunstlebens in wohlgeordnete Gruppen löste und klärte — wer dieses

Bedürfnis empfand, sah sich bisher in einiger Verlegenheit. Der zunftgelehrte Kunsthistoriker zuckt meist vornehm die Achseln bei der Zumutung, über eine so traurige Verfallzeit wie das neunzehnte Jahrhundert auch nur ein Wort zu verlieren. Der Allerweltsjournalist, der für jedes Ding mehr Worte bei der Hand hat als Gedanken, überschüttet den Ratsuchenden mit einer Fülle von Orakeln, die wie die der Priesterin des delphischen Apolls entschieden irgend einem geheimnisvollen Dunst ihre Entstehung verdanken, aber auch an Vieldeutigkeit den pythischen Wahrsprüchen nicht nachstehen. Der bildende Künstler selbst endlich kennt in dem Labyrinth der modernen Kunstentwicklung nur den engen Kreis seiner eignen Schulrichtung, wenigstens fehlt ihm in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle für andre Bestrebungen der freie Blick und die Unparteilichkeit des Urteils, ein Mangel, der gerade künstlerisch bedeutenden Individualitäten am häufigsten anhaftet. Wer die Kunst der Gegenwart schildern und mit der Lösung dieser Aufgabe wirklichen Nutzen stiften will, muß eben in gleich hohem Maße historische Bildung, wie leichte und lebendige Darstellungsgabe und künstlerisch geübten Blick besitzen.

Bei der Mehrzahl der Schriftsteller, die sich bisher auf diesem Gebiet einen Namen erschrieben haben — wir nennen beispielsweise Pecht und Pietsch — überwiegen die beiden letztgenannten Fähigkeiten zu Ungunsten der ersten. Um so freudiger müssen wir jeden Versuch begrüßen, der auch der historischen Seite dieser Aufgabe gerecht wird. Adolf Rosenberg, der als geschulter Kunsthistoriker über einen bedeutend weitern wissenschaftlichen Gesichtskreis verfügt, als die meisten seiner Kollegen von der Presse, ist in hervorragendem Maße berufen, eine wirkliche „Geschichte" der modernen Kunst zu schreiben, und das vorliegende Werk kennzeichnet ihn sogar als auserwählten Geschichtschreiber dieser Zeit. Dabei stört nicht etwa irgendwelche gelehrte Überhebung oder Gespreiztheit seine gefällig und ruhig dahinfließende Darstellung, die die Schicksale der neuern Kunst, insbesondre der Malerei, von den Zeiten der französischen Revolution bis herab in den künstlerischen Überzeugungskampf unsrer Tage verfolgt und mit dem im Herbst 1889 erschienenen dritten Bande einen vorläufigen Abschluß erhalten hat. Der Stoff ist auf die drei Bände derart verteilt, daß der erste die französische Kunst, die beiden folgenden die deutsche Kunst behandeln. Ein in Aussicht gestellter vierter Band soll die Kunst in Österreich, der Schweiz, Belgien und den Niederlanden, den skandinavischen Ländern, England, Italien, Spanien und Rußland schildern. Schon aus dieser Einteilung geht hervor, daß der Betrachtung der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ein besonders breiter Raum gewidmet ist. Bedarf dies bei einem deutschen Buche, das sich in erster Linie an einen deutschen Leserkreis wendet, schon an und für sich keiner besondern Rechtfertigung, so ist es auch aus der Entstehung des Werkes im Laufe der letztverflossenen sechs Jahre leicht zu erklären. Gerade in Bezug auf die ältere Periode der modernen deutschen Kunst ist in dieser Zeit ein so reiches, meist autobiographisches Quellenmaterial aufgeschlossen worden, daß seine Benutzung eine Erweiterung der Gesamtanlage notwendig zur Folge haben mußte.

Die Zeiteinteilung der französischen Kunst ergiebt sich aus den politischen Konstellationen des Landes von selbst. In der Schilderung der deutschen Kunst waltet bei systematischer Hauptgliederung die Gruppirung nach den einzelnen Führern der künstlerischen Bewegung, die biographische Darstellung, vor. Es ist bezeichnend, daß, je mehr wir uns der unmittelbaren Gegenwart nähern, die plastische Gestaltungskraft des Geschichtschreibers nachzulassen beginnt. Das liegt nicht nur daran, daß der für historische Betrachtung notwendige zeitliche Abstand fehlt, die

großen, der ganzen Zeit und Umgebung den Stempel aufdrückenden Gestalten fehlen im heutigen Kunstleben, wir haben die Empfindung, daß eine Zeit des gährenden Überganges, der Vorbereitung und damit der Widersprüche und Gegensätze in unsern Tagen begonnen hat. Sofern sie Bewegung und Streben verrät, darf auch der Historiker diese froh begrüßen, aber doppelt vorsichtig und zurückhaltend müssen wir den in solcher Zeit ausgegebenen Parolen gegenüber uns verhalten. Wenn etwas geeignet ist, uns solche Zurückhaltung zu lehren, so ist es der Rückblick auf die Schicksale der Kunst in der kurzen Spanne Zeit, die das Buch Rosenbergs schildert. Wir wünschen ihm daher einen weiten Leserkreis unter Laien wie unter Künstlern.

Auf Einzelheiten des durchweg fesselnd geschriebenen Werkes einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle leider versagen; besonders empfehlend mögen einige Kapitel des ersten Bandes hervorgehoben sein, wie z. B. das erste des zweiten Abschnittes: „Der Idealismus auf naturalistischer Grundlage," mit den lebendigen Schilderungen eines Couture, Meissonier, Cabanel u. a., und in der zweiten Abteilung namentlich die Abschnitte, die das Berliner Kunstleben seit den Tagen der Cornelianer schildern. Etwas breiter in kulturgeschichtlichem Sinne durchgeführt hätten wir uns das Kapitel über die deutschen Romantiker gewünscht, ein Wunsch, der am besten beweist, wie gern wir dem Verfasser zuhören.

Abbildungen sind dem Werke nicht beigegeben, in der sehr richtigen, aber leider noch immer nicht allgemein durchgedrungenen Überzeugung, „daß weder der Holzschnitt, den die krankhafte Konkurrenz der illustrirten Wochenblätter zu einer geschmacklosen Verrohung seiner Mittel verleitet hat, noch die unsaubern Ersatzmittel der Zinko- und Autotypie einem künstlerisch gebildeten Auge Freude bereiten können," Heliogravüre und Kupferlichtdruck aber den Preis eines für weitere Kreise berechneten Buches auf eine unverhältnismäßige Höhe schrauben würden. Für den Mangel des Bildschmucks entschädigt überdies eine auf reiche Anschauung gestützte Beschreibung der bedeutenderen Kunstschöpfungen. Des Verfassers Berichte über die Ausstellungen des Pariser Salons haben uns diese Seite seiner Befähigung bereits früher oft genug in vorteilhaftestem Lichte gezeigt. Einen liebenswürdigen Schmuck verleihen dem in typographischer Beziehung würdig ausgestatteten Buche die von H. Schaumann für den Holzschnitt gezeichneten Kopfleisten und Vignetten, die nach dem Vorbilde Adolf Menzels die Darstellung auch inhaltlich begleiten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Randglossen zum böhmischen Ausgleich

Es ist etwa ein Vierteljahr, daß wir an dieser Stelle Flugschriften aus Österreich anzeigten, die sich namentlich mit dem Verhältnis der Deutschen zu den Slawen in Böhmen beschäftigten. Zwei Richtungen traten dabei — man wird sich erinnern — hervor: die eine zielte auf eine Verständigung mit der Regierung oder besser mit den „permanenten Gewalten des Staates“ ab, die nur durch gewisse Zugeständnisse zu Gunsten der Slawen zu erlangen sei, die andre forderte einen rücksichtslosen, nur von nationalen Ideen geleiteten Kampf gegen Regierung und Slawen zugleich. Wir fanden die erstere Richtung den Bedürfnissen der Gegenwart und der europäischen Stellung Österreich-Ungarns entsprechender. Wirklich haben sich die Dinge nun in dieser Richtung entwickelt.

Zwar nicht ganz so, wie der Verfasser der „Neuen Bahnen“ es gleichsam vorzeichnete. Nicht die deutschen Abgeordneten haben den ersten Schritt gethan, was bei der Gereiztheit ihrer Wähler auch nicht leicht möglich gewesen wäre, sondern die Regierung. Und nicht ein Abkommen zwischen der Regierung und der deutschen Partei ist zuerst geschlossen worden, sondern durch Vermittlung der Regierung eines zwischen Deutschen und Slawen in Böhmen. Es leuchtet ein, daß dieses auf einer festern Grundlage ruht, als es jenes jemals gekonnt hätte.

Sehr merkwürdig ist, daß sich alles außerhalb des Reichsrates abgespielt hat. Aber wenn man seine Zusammensetzung und Parteigruppirung bedenkt, doch begreiflich. Es handelte sich zunächst um die Herstellung eines leidlichen Zustandes in Böhmen. Im Reichsrat hätten nun Polen und Slowenen, Italiener und Deutschklerikale mitzustimmen und mitzuentscheiden gehabt. Keine Frage, das Verhältnis der Deutschen und der Slawen in Böhmen berührt

ganz Cisleithanien, aber wie die Dinge nun einmal liegen, hätten alle jene Parteien die Sache doch von ihrem besondern Gesichtspunkte angesehen und hätten versucht, dabei einen Vorteil für sich zu erhaschen. Das ist nun vermieden worden. Freilich wird man sagen, wenn einmal vom Reichsrat abzusehen war, so ist der böhmische Landtag das berufene Forum für diese Ausgleichsverhandlungen gewesen. Dieser jedoch war nicht vollzählig, er war ein Rumpflandtag, da die deutschen Abgeordneten, wie jedermann weiß, von einem berechtigten Gefühle geleitet, seit Jahr und Tag seinen Verhandlungen ferngeblieben waren. Überdies, indem die Konferenzen in Wien, nicht in Prag, unter dem Vorsitze nicht des böhmischen Statthalters, sondern des Ministerpräsidenten und im Beisein mehrerer Minister stattfanden, deutete die Regierung an, daß sie die Angelegenheit nicht als eine rein böhmische ansehe; indem sie nur Mitglieder des böhmischen Landtages in die Konferenzen berief, wich sie dem Vorwurf aus, als hätte sie diesen auch nur in der Vorunterhandlung über die wichtigste Landessache ganz übergehen wollen.

Die Berufenen trafen nun, wie es in dem offiziellen Protokoll vom 19. Januar heißt, eine Reihe von „Vereinbarungen, denen die k. k. Regierung ihre Zustimmung erteilte.“ Sie verpflichteten sich, für die Annahme der Vereinbarungen, die ein Ganzes bilden und die Zustimmung der k. k. Regierung gefunden haben, bei ihren politischen Parteigenossen mit Entschiedenheit einzutreten, und insbesondre verpflichteten sich die deutschen Mitglieder der Konferenz, auf Grund dieser Vereinbarungen und für den Fall ihrer Annahme vonseiten aller auf der Konferenz vertretenen Teile bei ihren Parteigenossen den Wiedereintritt in den Landtag zu beantragen.“

Also es war eine Notabelnversammlung, wie sie verschiedne Regierungen in älterer und neuerer Zeit häufig in wichtigen Krisen berufen haben, die aber in dem konstitutionellen Schema der österreichischen Reichshälfte nicht vorgesehen ist. Staatsrechtlich bindende Abmachungen konnten nicht getroffen werden, die Regierung allein stellte einen verfassungsmäßigen Faktor in ihr vor, die übrigen waren Privatpersonen, die sich nur moralisch, nicht rechtlich verpflichten konnten.

Eine bestimmtere Form nahm die Sache an, als die Teilnehmer der Konferenz hierauf am 26. Januar in Prag ihre Parteigenossen versammelten: die Deutschen den Klub der deutschen Landtagsabgeordneten, die Tschechen den Ceskyklub, die Großgrundbesitzer ihre Wähler, die sich in zwei Gruppen, die deutsche und die böhmische, gliedern. Denn alle diese Vereinigungen sind bereits Faktoren der Landesgesetzgebung: aus ihnen setzt sich der Landtag zusammen. Indem sie alle die Wiener Abmachungen anzunehmen erklärten, d. h. sie als im Landtag für Durchführung zu bringende Programmpunkte ihrer Klubs bezeichneten, war es so ziemlich gewiß, daß diese in der nächsten Session Gesetzeskraft erlangen würden, denn die Opposition der

Jungtschechen, die bekanntlich in der Wiener Konferenz keinen Vertreter hatten, ist allein zu schwach, um zu verhindern, was Deutsche, Alttschechen und Großgrundbesitzer durchzusetzen übereingekommen sind.

Einen weitern Fortschritt in dem Ausgleichswerke bedeutete es, daß auch die Wählerschaften vieler Städte und Landgemeinden ihre Zustimmung zu den Wiener Vereinbarungen ausdrückten: alttschechische sowohl wie deutsche, die letztern in dem großen Parteitag, der sich am 9. Februar in Teplitz versammelte. Hier haben die Deutschen der sogenannten schärfern Tonart, die die Errungenschaften von Wien in ihren Parteiblättern als viel zu unbedeutend darstellen — sie waren ebenso wie die Jungtschechen in der Konferenz nicht vertreten —, ihre vorläufige Zustimmung ausgesprochen. Überhaupt herrschte in Teplitz ein gemäßigter und versöhnlicher Ton, sodaß Kaiser Franz Josef der Parteileitung durch den Ministerpräsidenten seinen herzlichen Dank ausdrücken ließ — nach mehr als einem Jahrzehnt wieder die erste Anerkennung des patriotischen Sinnes der Deutschen in Böhmen vonseiten der Krone.

Auf den Inhalt der Abmachungen brauchen wir hier nicht einzugehen, sie sind durch die Tagesblätter bekannt genug geworden. Da die Regierung darin gewisse Gesetzesvorlagen an den Landtag, welche Vorarbeiten — statistische Erhebungen u. dgl. — verlangen, oder administrative Verfügungen zusicherte, so konnte sie bereits — noch ehe die nächste Session des böhmischen Landtags, wo alles zur Entscheidung kommen soll, zusammentreten wird — ihren festen Willen zur Durchführung des Ausgleichswerkes an den Tag legen: jene Vorarbeiten sind begonnen, jene Verfügungen sind erlassen worden, und so ist auch auf dieser Seite alles glücklich eingeleitet.

Fassen wir kurz zusammen, was beide Parteien in diesem Ausgleich gewonnen oder verloren haben, und was auch ferner noch in der Schwebe bleibt.

Es ist klar, daß der Erfolg der einen sich mit einem Opfer der andern deckt. Die Tschechen haben seit Jahrzehnten an der Einbildung festgehalten, daß das Tschechische die eigentliche Landessprache sei, auch in rein deutschen Bezirken müßten alle Organe der öffentlichen Autorität, Beamte und Richter, der tschechischen Sprache mächtig sein. Umgekehrt dürfe der Deutsche nicht beanspruchen, in rein slawischen Gebieten mit den Behörden in seiner Muttersprache verkehren zu können. Es leuchtet ein, daß diese Forderung dem Begriff der Gleichberechtigung schroff widerspricht. Sie ist nun — von der alttschechischen Partei wenigstens — aufgegeben worden: ein großes Opfer für ihr nationales Selbstgefühl, ein sehr großer Erfolg für die Deutschen. Anderseits treten die Deutschen wieder in den Landtag ein, wo sie in der Minderheit sind, sie verpflichten sich zu einer thätigen Teilnahme an den Landesangelegenheiten, denen sie geraume Zeit den Rücken gekehrt haben, und indem sie die Möglichkeit eines Ausgleichs außerhalb des Reichstags, bloß durch ein Abkommen zwischen den im böhmischen Landtage vertretenen Interessenten zugeben, machen sie der

Autonomie des Königreiches Böhmen, die den Tschechen so sehr am Herzen liegt, ein wichtiges Zugeständnis. Sie versprechen ferner der Schaffung eines neuen tschechischen Handelskammergebietes im östlichen Böhmen nicht entgegenzutreten. Von den Errungenschaften, die die Tschechen während der letzten zehn Jahre davongetragen haben, werden viele von den Deutschen stillschweigend gutgeheißen, so die Schaffung der tschechischen Universität und vieler Mittelschulen, die Übernahme zahlreicher Lehranstalten, die — bei verhältnismäßig geringem Bedürfnis — von einzelnen Gemeinden gegründet worden sind, in die Staatsverwaltung u. a. Alles das sind gewiß auch Erfolge der Tschechen.

Wenn dann einerseits die vielgenannte Verordnung vom 19. April 1880, betreffend den Gebrauch der Landessprachen im Verkehr der Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden mit den Parteien und autonomen Behörden, die immer einen der vornehmsten Beschwerdepunkte der Deutschen gebildet hat, vorläufig aufrecht erhalten bleibt,*) so ist anderseits den staatsrechtlichen Wünschen der Tschechen, die Sonderstellung des Königreiches Böhmen betreffend, die ihren Ausdruck durch die Königskrönung in Prag findet, weder von der Regierung noch von den Deutschen das geringste Zugeständnis gemacht worden. Es ist in diesen Blättern einmal dargelegt worden, wie diese von vielen tschechischen Patrioten so heiß ersehnte Krönung den Rechten der Deutschen in Böhmen eigentlich keinen Abbruch thun und von ihnen, wenn sie damit in andern wichtigen Dingen ihren Willen durchsetzen, füglich zugestanden werden könnte; aber die Deutschen haben nun einmal ein fast unüberwindliches Mißtrauen gegen diesen Akt, und wäre es auch eine bloße religiöse Zeremonie. Und so war es denn sehr klug, diese Frage gar nicht zu berühren, sie mag bis auf weiteres noch unentschieden bleiben — Lebensinteressen der beiden Nationen sind von ihrer Lösung nicht abhängig.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Errichtung nationaler Kurien im böhmischen Landtage nun bestimmt in Aussicht genommen wird: an Stelle der bisherigen Kurien der städtischen und der Landbezirke sollen, unter Fortbestand der Kurie des Großgrundbesitzes, eine tschechische und eine deutsche Kurie treten; die Abgeordneten der Handelskammern werden dann beim Eintritt in den Landtag zu erklären haben, welcher von den beiden Kurien sie angehören wollen. Jede der drei Kurien wird „für Beschlüsse über Änderungen der Landesordnung und der Landtagswahlordnung sowie über Fragen, die den Gebrauch der Sprachen im öffentlichen Leben bei autonomen Behörden und bei solchen Bildungsanstalten betreffen, die nicht ausschließlich einer Nationalität gewidmet sind," mit einem Vetorecht ausgestattet werden. So kommen

*) In den Wiener Punktationen wird zwar deren Revision in Aussicht gestellt, aber Deutsche und Tschechen wahrten sich für die Verhandlungen „ihren grundsätzlichen Standpunkt," sodaß man nicht absieht, wie da ein Ausgleich zu Stande kommen soll.

Einrichtungen vergangner Zeiten wieder zu Ehren. Das Vetorecht der Kurien hat bekanntlich in den alten ständischen Verfassungen eine große Rolle gespielt, und wo dieses, wie auf den Generalständen in Frankreich, bestand, war eine Vergewaltigung der bürgerlichen Abgeordneten durch Klerus und Adel nicht möglich. Was damals einem sozialen Stande Schutz gewährte, kann es auch heute noch einer nationalen Minderheit inmitten eines vorwiegend slawischen Landes.

Die öffentliche Meinung in Österreich hat den Ausgleich im allgemeinen mit großer Befriedigung aufgenommen. Unzufriedne giebt es natürlich auch diesmal. Da sind einmal die Jungtschechen. Es ist ja unstreitig, daß ihre Wahlerfolge vom letzten Sommer, die Haltung ihrer Abgeordneten im Landtage während der Krönungsdebatte, ihre bei jeder Gelegenheit an den Tag tretende Abneigung gegen die äußere Politik der Krone, endlich auch der Anstoß, den ihre ungestüme Hußbegeisterung den Katholiken aller Nationalitäten in Österreich gab, sehr viel dazu beigetragen hat, daß die Regierung sich endlich dazu bequemte, das Ausgleichswerk in Angriff zu nehmen. Aber die jungtschechische Unzufriedenheit wird dieses Werk einstweilen nicht stören können, denn Alttschechen, Deutsche und Großgrundbesitz stellen, wie gesagt, im Landtage immer noch eine überwältigende Mehrheit dar. Bei den nächsten Wahlen wird dann zu Tage treten, ob die tschechische Bevölkerung Böhmens wirklich friedliebend ist oder nicht. Sehr leicht möglich, daß viele, die im letzten Sommer jungtschechisch wählten, nun der veränderten Lage Rechnung tragen und alttschechisch wählen werden. Denn der Ausgleich ist doch auch von wirtschaftlicher Bedeutung. Schon bei der bevorstehenden Landesausstellung, die nun ohne Zweifel auch von den Deutschen beschickt werden wird, muß sich dies zeigen. In den gemischten Bezirken hat doch auch Handel und Wandel, ja das gesellige Leben von dem nationalen Hader sehr gelitten. Wer — wie der Verfasser dieser Zeilen — einige Jahre in Prag gelebt hat, wird dies bezeugen: es war alles getrennt, die Geschäftswelt, die Wissenschaft, das Theater, Konzerte, Bälle — wo Deutsche waren, erschienen die Tschechen nicht, wo Tschechen waren, hielten sich die Deutschen fern, es war beinahe wie im alten Rom vor den Gesetzen des Canulejus: zwei Bevölkerungskreise ohne commercium und conubium, und doch in täglicher unvermeidlicher Berührung mit einander. Das wird nun doch anders werden.

Neben den Jungtschechen sind es auch die extremen Deutschnationalen, die allerlei zu tadeln und zu schelten haben. Sie verdächtigen wohl auch die Männer, die von deutscher Seite an den Konferenzen beteiligt waren: sie wollten Minister werden, flüstern sie, Stellen, Gnaden, Auszeichnungen erhaschen. Aber was liegt daran! Wie wenig gute Dinge sind auf der Welt durch Uneigennützigkeit zu Stande gekommen! Wenn nur das Gute überhaupt geschieht. Uns Österreicher kann es wenig kümmern, ob Herr von Plener sich am Aus-

gleichswerk nur darum beteiligt hat, weil er die stille Hoffnung hegte, dadurch ein Ministerportefeuille zu erlangen; die Hauptsache ist, daß der nationale Friede in Böhmen hergestellt wird, denn davon hängt die Lebenskraft der cisleithanischen Reichshälfte vorzüglich ab.

Die extremen Nationalen meinen, die Deutschen hätten nicht nachgeben, sondern auf allen ihren Forderungen unerschütterlich beharren sollen. Wir bezweifeln sehr, daß dies gute Früchte getragen hätte. Ja, wer den Zerfall Österreichs wünscht, der könnte nichts besseres raten. Denn die nächste Folge wäre unstreitig eine sehr entschiedne Schwenkung der Regierung zu Gunsten der Slawen und Klerikalen gewesen, die Deutschen wären in eine noch unfruchtbarere Opposition gedrängt worden. Wenn doch unsern extremen nationalen Politikern endlich die Einsicht käme: mit der Hegemonie der Deutschen in Österreich, wie sie in der vortaaffischen Zeit bestand, ist es vorbei! Die übrigen Nationen sind zu mächtig emporgewachsen, sie bilden die Majorität. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Wiener Abmachungen den Deutschen in Österreich alles gäben, was sie zu fordern berechtigt sind. In Böhmen selbst, in Mähren und Schlesien, vor allem aber in Steiermark, Kärnten und Krain ist noch viel zu erringen und zu befestigen; die Deutschen dürfen die Hände nicht in den Schoß legen. Aber Zugeständnisse, das ist sicher, mußten gemacht werden; der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie wird von nun an immer auf Kompromissen zwischen den Ansprüchen der einzelnen Nationalitäten beruhen.

Unsre Lehrerinnenseminare

Es ist vor einigen Wochen in diesen Blättern einmal versucht worden, den für unsre Gesellschaft charakteristischen männlichen Typus aufzustellen; man hat mit mehr oder weniger Gründen den Privatdozenten, den Assessor, den Reserveoffizier zu dem Zwecke herbeigezogen, aber man ist damit zu keinem unbestrittenen Ergebnis gekommen. „Wir leben in einer Zeit des Strebertums," rief neulich ein Abgeordneter im Reichstage mit Rücksicht auf einige ungesunde Verhältnisse in unserm Beamtentum aus, und der „Streber" ist auch thatsächlich die Erscheinung, mit der sich der zukünftige Kulturhistoriker des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts ernstlich wird beschäftigen müssen.

Wie sieht es in dieser Hinsicht mit unserm weiblichen Geschlecht aus? Welche Frauengestalt giebt der Gegenwart das eigentümliche Gepräge, oder richtiger, in welchem weiblichen Wesen finden wir den charakteristischen Zug unsrer Zeit am deutlichsten wieder? Die Frage ist schwer zu beantworten. Handelte es sich um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so hätten wir die vielbesungene, häuslich erzogene, einfach denkende und gesund empfindende Lottengestalt; wollten wir die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts mit ihrer schöngeistigen, versteckt sinnlichen Richtung charakterisiren, so müßten wir die geistreiche Salondame herausgreifen, die einen Kreis schweifwedelnder, zahnloser Gelehrten und lockenschüttelnder Dichter am Theetisch um sich versammelt; hätten wir den Typus des weiblichen Geschlechts in den fünfziger Jahren zu schildern, so fänden wir in Jane Eyre, der Waisen von Lowood, „der süßen angeschwärmten Gouvernante,“ die bezeichnende Gestalt. Wo aber in aller Welt für unsre zerfahrene, rücksichtslose Zeit, die dem weiblichen Geschlechte das Recht der häuslichen Seßhaftigkeit, der individuellen Entwicklung genommen zu haben scheint, das treffende Wort finden!

Ist es nicht eine sehr auffallende Erscheinung, daß gegenwärtig die Liebeslyrik, die in früherer Zeit alle übrigen Dichtungsgattungen überwucherte, im Sterben liegt? Noch vor zwanzig Jahren wurde der Büchermarkt mit Dithyramben auf das Ewigweibliche überschwemmt. Und heutzutage? Es ist traurig, aber wahr, die Frauen fangen heutzutage an, sich ihren Bedarf an dichterischer Verherrlichung selbst zu schreiben. Die hochtrabende und blendende Redensart: „Die Frau ist zu allen Arbeiten gesellschaftlich berechtigt, zu denen sie befähigt ist,“ hat in den letzten Jahren die Frauen in ganzen Scharen auf den Tummelplatz der litterarischen Thätigkeit geführt; und wenn man in dem beständig wachsenden Litteraturkalender von Kürschner fast keine Seite mehr findet, auf der nicht ein Frauenname oder Frauenpseudonym prangte, so könnte man versucht sein, das schriftstellernde Weib mit dem Wahlspruch: aut liberi aut libri! als die charakteristische Frauengestalt der Gegenwart anzunehmen. Aber Schriftstellerinnen, und überdies bessere und einflußreichere, hat es schon zu andern Zeiten gegeben; auch gehört zum Federkampf ums Dasein immerhin ein gewisser Grad von geistiger Begabung und Sprachbeherrschung, die dem modernen Durchschnittsweibe zu fehlen pflegen.

Es ist keine Frage, die immer höher steigende Zahl ledig bleibender Frauen — wir haben gegenwärtig in Deutschland nicht weniger als fünf Millionen unverheirateter Frauen — erzeugt eine Notlage, die vom Staate eine sehr ernste Berücksichtigung und schleunige Abhilfe verlangt; schon jetzt finden junge Mädchen, die ihre Lehrerinnenprüfung sehr gut bestanden und ihre Kenntnisse in Frankreich und England erweitert haben, nur mit Mühe eine Stellung, in der sie ihren Lebensunterhalt erwerben könnten. Es mag hart klingen, aber man kann das Ende unsers Jahrhunderts nicht treffender bezeichnen, als wenn

man sagt, es sei das Zeitalter des unversorgten Mädchens. Das unversorgte Mädchen ist überall zu finden, in allen Gesellschaftsschichten, in allen Ständen, in allen kinderreichen Familien; ja es giebt Städte, selbst kleine Provinzialstädte, wo man die unversorgten Mädchen der bessern Stände nach Hunderten zählen kann. Sie bleiben oft in ihrem Wesen, ihren Anschauungen, ihrer Tracht bis zum dreißigsten Jahre Backfische, lassen sich von einer Seite nach der andern schieben und wissen selbst nicht recht, zu welchem Zweck und Nutzen sie eigentlich auf der Welt sind. Die unversorgten Mädchen sind die Zaungäste unsers modernen Kulturlebens; aber der Kampf ums Dasein bringt auch zu ihnen, sie alle wollen Eintrittskarten haben und an dem großen Wettrennen um eine sichre Zukunft teilnehmen. Was Wunder, wenn die Lehrerinnenseminare, auf denen diese Eintrittskarte scheinbar am schnellsten und sichersten zu erreichen ist, und zu denen sich deshalb diese Mädchen selbst bei unzureichenden Fähigkeiten in immer größern Massen drängen, überall wie die Pilze aus der Erde schießen. Es giebt fast keine Provinzialstadt von mehr als zehntausend Einwohnern, in der nicht eine Lehrerinnenbildungsanstalt eröffnet und aus städtischen Mitteln oder noch häufiger durch Privatspekulation unterhalten würde. Ist in dem Städtchen ein Gymnasium vorhanden, so sind die Lehrkräfte leicht und billig zu finden; sind doch viele Gymnasiallehrer auch schon in den großen Städten zu wahren Wanderlehrern geworden, die in ihren Zwischenstunden atemlos aus einer Privatschule in die andre rennen und Männlein und Weiblein über ein und denselben Leisten schlagen. Aber auch die fachmännisch geleiteten, mit einem einheitlichen Lehrkörper besetzten und nach einem vernünftigen Plane arbeitenden Seminare können nicht aus dem Hohlweg heraus, in den sie durch die thatsächlich veraltete Prüfungsordnung vom 24. April 1874 hineingetrieben werden.

Was wird alles in dieser Prüfungsordnung von den Bewerberinnen verlangt, die ein volles Lehrerinnenzeugnis erhalten wollen, in welcher Masse von Fächern müssen diese Unglücklichen geprüft werden! Man höre und staune: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte (Zoologie, Botanik, und Mineralogie), Naturlehre (Physik und Chemie), Pädagogik, Gesang, Zeichnen, Turnen, Handarbeit! Wer jemals einer Prüfungskommission angehört hat, wer jemals diese bemitleidenswerten Wesen mit ihrem abgezehrten Körper, ihren bleichen Wangen und stumpfen, übernächtigen Augen vor sich gesehen hat, der muß sich alles Ernstes die Frage vorlegen, ob es nicht eine unglaubliche Barbarei, eine unverantwortliche Sünde wider den Menschengeist, wider das weibliche Gehirn sei, von achtzehn oder zwanzigjährigen Mädchen in diesen sechzehn, sage sechzehn verschiednen Fächern, mit ihren weitverzweigten oft völlig auseinanderliegenden Wissensgebieten, eine ernsthafte Prüfung zu verlangen — man denke Religion und Chemie, Litteraturgeschichte und Mineralogie u. s. w. Und welch ein gewaltiger Gedächtnisstoff, welche

Menge von Kenntnissen und Fertigkeiten im einzelnen sollen nach der Prüfungsordnung von den Bewerberinnen gefordert werden! Wir greifen das deutsche Fach heraus; da heißt es 1. Korrektheit und Gewandheit in zusammenhängender mündlicher Darstellung; 2. Korrektheit und Gewandheit in schriftlicher Darstellung; 3. Übersichtliche Bekanntschaft mit der Litteraturgeschichte; 4. Eingehendere Kenntnis einiger Hauptwerke der Dichtung; 5. Übersichtliche Bekanntschaft mit der Jugendlitteratur; 6. Kenntnis der verschiednen Redeformen, der Dichtungsarten und der bekanntesten Versweisen; 7. Vertrautheit mit den Hauptregeln der Grammatik; 8. Vertrautheit mit einer Leselehre und mit der Methodik des Sprachunterrichts. Man denke sich diese einzelnen Gebiete folgerichtig und lehrplanmäßig ausgeführt, d. h. man betreibe sie so, wie es der heutige Standpunkt der Wissenschaft verlangt, und setze die Litteraturgeschichte selbstverständlich bis in die Gegenwart fort; man übertrage ferner, immer auf Grund der Prüfungsordnung, ein ähnliches Maaß der an die jungen Mädchen gestellten Forderungen auf die übrigen sechzehn Lehrfächer, und man suche in ganz Deutschland den Professor, der nicht ganz erbärmlich bei der Lehrerinnenprüfung durchfallen müßte! Aber auch die Prüfungskommission besteht aus sterblichen Menschen, und so wird oft ein Auge zugedrückt und die volle Lehrbefähigung zuweilen Bewerberinnen zuerteilt, die gut gethan hätten, beim Strickstrumpf oder beim Schaumlöffel zu bleiben und sich nicht in das kleine Gehirn das ungeheure Mühlrad mit sechzehn Schaufeln hineinzuquälen. Kein Wunder, daß solche Mädchen, die gewöhnlich bei der Aufnahme in irgend ein Privatseminar gar nicht auf ihre natürliche Begabung hin geprüft werden, unter der Last des Lehrstoffes zusammenbrechen und in angestrengter und aufregender Gedächtnisarbeit ihr Nervensystem vollständig untergraben.

Die preußische Regierung hat diese unglücklichen Zustände wohl erkannt und ist gegen die wachsende Überbürdung der Seminaristinnen durch einen Erlaß vom 10. Juli 1884 vorgegangen, worin es heißt: „Arbeit in die Nacht hinein ist unter keinen Umständen zu dulden, und die Lehr- und Lernarbeit muß eine Einrichtung erhalten, welche dieselbe entbehrlich macht. Erreicht wird dies am sichersten durch eine zweckmäßige Einteilung der Lektionen, durch ernste Arbeit in den Lehrstunden selbst und durch möglichste Verminderung der häuslichen Arbeiten." Nein, am sichersten ist das nur durch eine Änderung der Prüfungsordnung möglich; denn wo die natürlichen Fähigkeiten nicht ausreichen, wo die Grundlage des schulmäßigen Wissens mangelhaft und die notwendigen Vorkenntnisse unzureichend sind, wo endlich die Erwerbsnot doppelt treibt, da kann nur ein unausgesetzter Fleiß, ein nervöses Haschen nach dem Gedächtnismäßigen, ein krampfhaftes „Einpauken" oft unverdauter und unverstandner Formeln über die unzulängliche Begabung hinwegtäuschen. Bei solchen Personen sinkt der ganze Seminarunterricht thatsächlich zu einer bloßen Dressur herab. Da mögen dann wohl solche Dinge vorkommen, wie Stephan Waetzoldt in einem Aufsatz der

Zeitschrift für den deutschen Unterricht erzählt (1890, Heft 1): „Fragt man beim Lehrerinnenexamen, das zum Unterricht in allen Klassen einer höhern Mädchenschule berechtigt und in dem bei uns durchschnitlich 8—10 Minuten Deutsch geprüft wird: Haben Sie Schillers Gedichte einmal in der Hand gehabt? so erfolgt nicht selten die Antwort: Nein, aber wir haben in unserm Seminar Proben aus dem Lesebuche durchgenommen."

Es ist keine Frage, so lange die Lehrerinnenseminare nach den Kautschukparagraphen der Prüfungsordnung eingerichtet werden, solange mit diesen Bildungsanstalten in vielen Städten geradezu eine Geldspekulation verbunden ist, so lange ist eine zweckmäßige Ausbildung, eine gesunde pädagogische Schulung unsrer Lehrerinnen nicht zu erwarten. Ist es nicht im höchsten Grade seltsam, daß besonders Geistliche, deren Arbeitskraft durch ihren anstrengenden Beruf eigentlich vollständig in Anspruch genommen wird, Muße und Neigung genug haben, große Privatschulen und Seminare zu gründen und zu leiten? nicht aus Liebe zur Sache, wer wollte das behaupten! sondern lediglich als einträgliches Geschäft, aus Sucht nach Geldgewinn. Das sind unwürdige Zustände, die das Ansehen der Kirche ebenso wie das der Schule schädigen müssen, und gegen die die Regierung entschieden vorgehen sollte.

Der Staat hat unzweifelhaft ein hohes Interesse an der gesunden Erziehung, an dem körperlichen und geistigen Gedeihen unsrer weiblichen Jugend, denn von ihrem Zustande hängt doch im Grunde das Wohl und Wehe des kommenden Geschlechtes, die ganze Zukunft der Nation ab. Und wo die lieben Mütter mit ihrer albernen oder verbohrten Ansichten über Kindererziehung der weiblichen Jugend thatsächlich Schaden zufügen, da hat der Staat nicht allein das gute Recht, sondern auch die unabweisliche Pflicht, rücksichtslos einzugreifen. Der abwartende Grundsatz des laisser aller rächt sich am schlimmsten auf dem Gebiete der Jugenderziehung. Wie soll man aber im Mädchenschulwesen zu günstigen Ergebnissen kommen, wenn die ganze Ausbildung unsrer Lehrerinnen infolge der bestehenden Prüfungsordnung in vieler Hinsicht mangelhaft genannt werden muß, so unzulänglich, daß man von vielen behaupten kann, sie seien die eigentlichen Vertreter der unglücklichen modernen Halbbildung? Wer die Abfertigung des preußischen Kultusministers liest, mit der die von vielen Lehrerinnen unterzeichnete Frauenpetition und die von einer Lehrerin verfaßte Beischrift zurückgewiesen wurden, der muß zu der Überzeugung kommen, daß auch in den leitenden Kreisen eine ziemlich geringe Meinung von der geistigen Schulung und dem logischen Denkvermögen vieler unsrer Lehrerinnen vorherrschend sei. Ja die Verständigen unter ihnen haben selbst das unangenehme Gefühl, als seien sie ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen, als wandelten sie mit ihrer ganzen Lehrthätigkeit auf einem schwankenden Moorboden. Daher ihr verzweifelter Schrei nach einer festen wissenschaftlichen Grundlage, nach akademischer Bildung, nach der Stellung einer „Oberlehrerin."

Eine Änderung ist hier nur zu schaffen, wenn sich die Regierung entschließt, die Seminare von Grund aus umzugestalten. Vor allen Dingen müssen sie aus der nachteiligen Verbindung mit den höhern Mädchenschulen gelöst und als selbständige Lehranstalten eingerichtet werden. Es fällt keiner Regierung ein, die Seminare für Volksschullehrer als Aufbau irgend einer Stadtschule aufzusetzen, bei den Lehrerinnenseminaren aber nimmt man an einer ähnlichen Vereinigung keinen Anstoß.

Auf einer Direktorenversammlung im vorigen Jahre sind bereits die bedeutenden Mängel und Übelstände an den Lehrerinnenseminaren behandelt und eine Reihe bemerkenswerte Vorschläge gemacht worden. Es wurde insbesondre hervorgehoben, daß auf Grund der bestehenden Prüfungsordnung eine pädagogische und methodische Durchbildung der Seminaristinnen nicht möglich sei, daß man im einzelnen verhindert sei, den Zöglingen eine ihrer besondern Befähigung und Neigung entsprechende, über die Ziele der höhern Mädchenschule hinausgehende, erweiterte und vertiefte Fachbildung zu vermitteln. Vor allen Dingen ist die Einrichtung zu verwerfen, durch die einem jungen Mädchen auf Grund einer einzigen Prüfung die Lehrbefähigung in sechzehn (!) oder, wenn wir die Unterwissenschaften zusammenwerfen, in dreizehn Fächern von der Staatsbehörde verliehen und amtlich bescheinigt wird; aus einem Mädchenkopf läßt sich nun einmal kein pädagogischer Universalschraubenschlüssel machen, darüber werden wohl alle klar denkenden Männer einig sein. Wie im höhern Lehrfach, müssen auch hier die Wissenschaften in Gruppen von einander getrennt werden. Mag sich das Mädchen ihrer natürlichen Anlage gemäß die Sprachen oder die Naturwissenschaften und Rechnen oder Geschichte und Geographie zum gründlichen Studium auswählen, aber man verlange ausgedehnte Fachkenntnisse nicht in sämtlichen sechzehn Disziplinen, sonst wird die ganze Ausbildung und Prüfung zu einer Schaumschlägerei. Die preußische Regierung hat eine besondre Prüfung für Sprachlehrerinnen mit erhöhten Fordrungen schon eingeführt; man gehe noch einen Schritt weiter und scheide auch die übrigen Wissenschaften in besondre Gruppen, und biete den Zöglingen Gelegenheit, sich in ihren Spezialfächern wirklich gründliche Kenntnisse anzueignen, die ihren spätern Unterricht an Mädchenschulen erst fruchtbar machen können. In Frankreich — man glaube nur nicht, daß wir von Frankreich nichts mehr lernen könnten — sind die Seminaristinnen, die eine Lehrbefähigung für höhere Mädchenschulen erwerben wollen, in zwei Gruppen geschieden, je nachdem sie sich den lettres, d. h. den litterarisch-historischen Fächern, oder den sciences, d. h. den naturwissenschaftlichen Lehrzweigen widmen. Zur Aufnahmeprüfung in das Staatsseminar zu Sèvres werden, wie Wychgram in seinem Buche: „Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich" mitteilt, nur Mädchen zugelassen, die entweder das Abgangszeugnis eines Mädchenlyceums oder ein Baccalaureatszeugnis aufweisen können oder die Prüfung als Volksschullehrerin auf einer École normale primaire

bestanden haben. Jedes Departement besitzt ein solches Primärseminar für Mädchen; es stimmt im großen und ganzen mit dem Seminar für Volksschullehrer überein. Die Bildungsanstalten für Volksschullehrerinnen sind also in Frankreich streng geschieden von denen für Lehrerinnen an höhern Mädchenschulen, während in Deutschland beide Einrichtungen zu ihrem großen Schaden in eine einzige zusammengeworfen werden. Da in die École normale von Sèvres nur Mädchen aufgenommen werden, die nicht jünger als achtzehn und nicht älter als vierundzwanzig Jahre sind, und da die Zöglinge wöchentlich höchstens an zehn pflichtmäßigen Unterrichtsstunden teilzunehmen brauchen, so hört man in Frankreich auch niemals von einer Überbürdung der Seminaristinnen. Man treffe auch in Deutschland ähnliche Maßregeln. Das Lehrerinnenseminar muß, wie das der Volksschullehrer, eine Staatsanstalt werden; es soll seinen seminaristischen Charakter behalten und keinen akademischen Anstrich bekommen, wie die Frauenpetition gern möchte; nur befähigte und mit tüchtigen Vorkenntnissen ausgerüstete Zöglinge sind aufzunehmen; die Kursusdauer darf nicht weniger als drei Jahre betragen, so daß eine geistige Überanstrengung ausgeschlossen ist und die körperliche Entwicklung der Mädchen nicht gehindert wird; statt unbegabten Studenten Stipendien auszusetzen, zahle man sie lieber an begabte Mädchen. Vor allen Dingen ist bei den Seminaristinnen auf ein gesundheitsmäßiges Leben in ihrer Tracht wie in ihrer Körperpflege zu halten und ihnen Gelegenheit zu geben, sich die hygienischen Grundsätze unsrer Zeit anzueignen. Denn wer die weibliche Jugend zu körperlich und geistig tüchtigen Frauen erziehen will, muß selbst darnach streben, eine gesunde Seele im gesunden Körper zu bewahren.

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg

Der dritte und letzte Teil des bekannten und in seinen ersten Bänden von uns ausführlich besprochnen Memoirenwerkes des Herzogs Ernst reicht vom Anfange des Jahres 1860 bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., giebt aber über die letzten siebzehn Jahre nur kurze Rückblicke auf die Thatsachen und eine Betrachtung des Gesamtergebnisses. Das Vorhergehende enthält wieder manchen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte unsrer Tage und der Versuche des Verfassers, dabei mitzuwirken, daneben aber auch vieles, was den Lesern weniger interessant erscheinen wird als dem Erzähler, und was man entschieden weniger

ausführlich mitgeteilt sehen möchte, wogegen andres wieder den einen und den andern wichtigen Zug vermissen läßt, den der Verfasser hätte hervorheben und beleuchten können.

Der Band beginnt mit einer Schilderung der Lage Europas an der Schwelle des Jahrzehntes, dem die Gründung des neuen deutschen Reiches beschieden war, berichtet über den Fürstentag in Baden-Baden, der sich um Napoleon III. versammelte, nach Beobachtungen des Herzogs, der daran teilnahm, bespricht dann die Bewegung der Sänger, Turner und Schützen und die Stellung, die der Verfasser dazu einnahm, und behandelt im Schlußkapitel des ersten Buches die Militärkonvention, die er mit Preußen abschloß, und die wir für viel verdienstlicher halten als die Beteiligung an der „Volkspolitik,“ die damals Mode geworden war. Das nächste Buch erzählt seiner Überschrift nach vorzüglich von „Fahrten und Abenteuern“ des Herzogs, seinem Ausflug zur Elefantenjagd nach Habesch, der recht hübsch geschildert wird, seiner Rolle beim Frankfurter Schützenfeste, wobei wir zweifelhaft sind, ob wir sie unter die Fahrten oder unter die Abenteuer rechnen sollen, und seiner griechischen Thronkandidatur. Von größerm Interesse ist der Inhalt der folgenden Abschnitte, die sich mit dem Streit um die Reform des deutschen Bundes, dem Frankfurter Fürstenkongreß, der Augustenburger Episode, dem dänischen Kriege, der Londoner Konferenz und den Verhandlungen in Wien und Gastein beschäftigen. Das letzte Buch hat es dann mit dem Ende des Bundestages, dem Treffen bei Langensalza, wo der Herzog als Unterhändler thätig war, dem böhmischen Kriege, dem er einige Tage als Zuschauer beiwohnte, der neuen Bundesverfassung und einigen Episoden des Kampfes mit Frankreich zu thun, wo die Phantasie des Verfassers zuweilen stärker zu sein scheint, als sein Gedächtnis. (So könnte es z. B. sehr malerisch und poetisch ausgesehen haben, wenn König Wilhelm, als er den Brief Napoleons auf der Höhe bei Sedan beantwortete, „auf einer Pflugschar“ gesessen hätte; es war aber ein gewöhnlicher Stuhl, und er schrieb auf dem Sitze eines zweiten Stuhles, den Major von Alten ihm auf das eine Bein gestemmt, mit dem andern knieend, hinhielt.) Als Beilage folgt zuletzt eine Denkschrift des Ministers von Seebach über die Vereinigung und Verfassung von Koburg-Gotha.

Wir begnügen uns, ein paar Stellen aus dem Kapitel über die Stellung des Herzogs zum Augustenburger Prätendenten und über seine Wirksamkeit für dessen Sache mitzuteilen, die uns zwar nicht völlig neu, aber charakteristisch und auch sonst, namentlich in Betreff Napoleons und gewisser politischer Kreise Englands, in dieser ausführlichen Darstellung von Bedeutung sind. Schon gegen Ende des Jahres 1863 hatte Herzog Ernst sich entschlossen, im Laufe des Winters nach Paris zu gehen, um aus dem Munde des Kaisers selbst zu hören, was er über die Lage der Dinge auszusprechen für gut finde. Die Ausführung des Planes wurde aber im Hinblick auf die Ereignisse in Deutschland und den

Gang des Krieges einige Zeit verschoben, auch erschwerte das Schreiben, das Herzog Friedrich persönlich an Napoleon gerichtet hatte, seinem Koburger Freunde jede Verhandlung mit dem französischen Kabinet, da man geneigt war, ihn in allem mit dem zu identifiziren, was in Kiel von der schleswig-holsteinischen Regierung ausging, die er anerkannt, der er in Sammer und Francke die „Minister“ geliefert und bei der er in der Person Tempeltens eine Art von Gesandten beglaubigt hatte. Als Vorschläge zu einer europäischen Konferenz auftauchten, gab der Herzog das Projekt wieder auf. Auch die Unzuverlässigkeit Englands bewog ihn dazu. Die Königin zwar, die sich der deutschen Sache zuneigte, enthielt sich streng konstitutionell aller Einwirkung auf die Politik des Kabinets, und der Prinz von Wales, der für Dänemark eingenommen war, beobachtete dasselbe Verfahren. Die Tories aber dachten daran, Palmerston wegen seiner Begünstigung Dänemarks zu stürzen, und hatten dabei auf Unterstützung der Manchesterleute zu hoffen. Die Gelegenheit zum Angriffe blieb aber aus; freilich gelang es Palmerston auch nicht, Napoleon für seine Ansichten und Pläne gegen die deutschen Mächte zu gewinnen, ja es entstand zwischen beiden Regierungen eine starke Spannung. Unter diesen Umständen und weil der Herzog nach frühern Erfahrungen hoffte, auf den Kaiser einigen Eindruck zu machen, wenn er ihm die deutschen Bestrebungen unter den richtigen Gesichtspunkten darstellte, erfolgte in der ersten Märzwoche von 1864 die Reise, zu der die Kieler ihrem fürstlichen Anwalt in der Person des Advokaten Bleiken einen mit der juristischen Seite der Angelegenheit genau vertrauten Beistand zusandten.

Wie aber stand der hohe Herr mit Preußen, das am Ende doch auch bei jenen „deutschen Bestrebungen“ mit verstanden werden darf? Er antwortet: „So oft ich sonst den Tuilerienhof besucht hatte, war es mir immer vergönnt gewesen, mich in unmittelbarer Fühlung mit der preußischen Regierung zu wissen. Diesmal befand ich mich in voller Unsicherheit über das, was in Berlin bezweckt wurde.“ Über seine Absichten in der Frage sagte der Herzog, der von der Pariser offiziellen Presse als „Fürsprecher des Rechtes der Herzogtümer, frei über ihr Schicksal zu bestimmen,“ von einigen Journalisten auch als Beschützer des Nationalvereins und entschiedner Widersacher des Übergewichtes Österreichs bezeichnet wurde: „Meine Aufgabe war durch die Lage der Dinge am Bunde vorgezeichnet und beschränkt; aber ich war entschlossen, aus meiner Sphäre als deutscher Fürst auch nicht um Haaresbreite herauszutreten. Wenn ich glauben darf, daß meine Unterredungen mit Louis Napoleon auch diesmal nicht fruchtlos gewesen sind, so konnte es nur dem Umstande zuzuschreiben sein, daß ich mich auf der strengsten Linie des Rechtszustandes bewegte. Der Kaiser war auf diesem Wege am ehesten zu überzeugen, daß jede Einmischung Frankreichs in die deutsche Angelegenheit ein unverbesserlicher Fehler sein würde, und ich muß es anerkennen, daß er jedes Wort, das er in jenen Tagen zu mir gesprochen, ehrlich und

bis ins einzelnste gehalten hat" [doch schwerlich aus Verehrung vor dem Rechte der Augustenburger und des Bundestages!]. Der Herzog fand den Kaiser, als er ihm in den Tuilerien seinen Besuch machte, sehr kräftig und viel frischer als früher. „Er ging sofort auf die Lage der Dinge in Deutschland ein, bedauerte den [kurz vorher erfolgten] Tod des Königs Max von Bayern und meinte, daß der König gerade im Begriffe gewesen sei, die deutschen Angelegenheiten ohne Zweifel zu einem entsprechenden Abschluß zu bringen. Es sei also sehr zu beklagen, daß Deutschland seinen wichtigsten und gewiegtesten Führer verloren habe." Hinsichtlich der Elbherzogtümer „war nicht deutlich zu entnehmen, ob er eine gewisse Gleichgiltigkeit für ihr Schicksal mehr vorgab oder wirklich hegte, aber über die faktischen Verhältnisse legte er eine in der That erstaunliche Unwissenheit an den Tag. Als mich der Kaiser am nächsten Tage mit seiner Gegenvisite beehrte, sprach er zu meiner Freude selbst den Wunsch aus, sich etwas genauer zu unterrichten, und schlug vor, die Sache schriftlich zu erörtern. Im übrigen sprach er diesmal noch viel bestimmter als bei meinem ersten Gespräche mit ihm seine entschiedenste Abneigung gegen jedwede kriegerische Verwicklung aus."

Die von Napoleon gewünschte Belehrung erfolgte zunächst dadurch, daß der Herzog ihm eine Denkschrift übergab, die ungefähr denselben Gedankengang hatte wie die Auseinandersetzung, die Samwer dem herzoglichen Fürsprecher der Kieler durch Bleiken hatte zustellen lassen. Sie gipfelte in dem Wunsche, der Kaiser möge die Konferenz annehmen und auf ihr den Vorschlag machen, die Lösung der Frage durch allgemeine Abstimmung [der Schleswig-Holsteiner] herbeizuführen. Daran wurden eine Reihe von Vorschlägen geknüpft, die (wir übersetzen den französischen Text) folgendermaßen lauteten: „Der Kaiser der Franzosen ergreift die Initiative als Vermittler und stellt nachstehende Anträge: 1. Die beiden kriegführenden Parteien werden das Herzogtum Schleswig räumen. 2. Die oberste Macht der Verwaltung im Herzogtum Schleswig wird den Händen einer vom Schleswigschen Landtage erwählten Kommission übertragen. Es wird vorher eine Wahl des Landtags stattfinden. 3. Man wird in den verschiednen Bezirken nach der Weise des allgemeinen Stimmrechts verfahren, um den Willen des Volkes kennen zu lernen und zu wissen, ob es seine Wahl auf den Herzog von Holstein oder auf den König von Dänemark richtet. Was das Herzogtum Holstein betrifft, so erkennen die europäischen Großmächte und in erster Reihe der Kaiser der Franzosen von jetzt an den frühern Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Holstein an, ohne den Rechten des Bundes und den Erbfolgegesetzen vorzugreifen, die in den Familien der Souveräne Deutschlands bestehen. In dem Falle, daß die Regierungen Rußlands und Englands sich diesem Übereinkommen widersetzen sollten, würde der Kaiser, so weit es ihn angeht, den Herzog anerkennen und dieses Übereinkommen bei den übrigen Großmächten mit Berücksichtigung

des einmütigen Willens der Bewohner Holsteins und des deutschen Volkes unterstützen."

Der Herzog Ernst ließ nun Bleiken über seine beiden Unterredungen mit Napoleon und die Übergabe der Denkschrift nach Kiel berichten, wobei die Hoffnung, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen werde, ausgesprochen, auch bemerkt wurde, der Friede sei bis jetzt in keiner Weise gefährdet. Die letztere Behauptung fand sich durch die Besprechungen bestätigt, die der Herzog in den nächsten Tagen mit Morny und Drouin de L'Huys hatte. Der letztere behauptete, daß man in den offiziellen Kreisen Frankreichs weder an Dänemark noch an der ganzen Sache besondern Anteil nehme. Man halte zwar an dem Londoner Protokoll von 1852 fest, weil es einmal vorhanden sei, fühle sich aber in keiner Weise verpflichtet, den veränderten Umständen zum Trotze dabei zu verbleiben. Die Haltung Preußens und Österreichs wollte der Minister ebenso wenig wie Morny verstehen können. Die passive Haltung Frankreichs erklärte er mit der Befürchtung, man könne den Franzosen Eroberungspläne gegen Deutschland beimessen. Eine Konferenz werde man nur beschicken, wenn auch der deutsche Bund vertreten sei. Der Herzog erwiderte, der Bund werde sich auf keine Konferenz einlassen, deren Programm nicht vorher bestimmt formulirt und ihm mitgeteilt sei, insbesondre auch dann nicht, wenn zu befürchten sei, daß auf einer solchen Konferenz die Personalunion als Grundlage der Verhandlungen angenommen werden würde. „Als der Minister hierauf meinte, daß Österreich und Preußen sich gerade für diese besonders zu interessiren schienen, benutzte Se. Hoheit die Gelegenheit, um die Widersinnigkeit eines solchen Arrangements sowohl vom deutschen als vom dänischen Standpunkte auseinanderzusetzen. Die beste Lösung, meinte der Minister, werde schließlich die sein, daß man die Entscheidung in der Successionsfrage von einer Abstimmung der Bevölkerung der Herzogtümer abhängig mache." Der Bericht über dieses Gespräch, den der Herzog, wahrscheinlich wieder für die Kieler, aufzeichnen ließ, faßt den Eindruck, den es auf den Herzog gemacht hatte, dahin zusammen, „es herrsche in Paris viel Wohlwollen sowohl für den Herzog Friedrich als auch für die Bevölkerung der Herzogtümer und durchaus keine Voreingenommenheit gegen beide; daneben sei aber allerdings eine gewisse Scheu vorhanden, in der Sache die Initiative zu ergreifen, aus einer begreiflichen Furcht, hier wieder, wie in der polnischen und andern Fragen, schließlich doch im Stiche gelassen zu werden."

Am 18. März verabschiedete sich der Herzog vom Kaiser, wobei es zu einer dritten Besprechung der schleswig-holsteinischen Frage kam, über die abermals durch Bleiken nach Kiel berichtet wurde. Man gedachte zuerst der Möglichkeit von Konferenzen, und der Kaiser war der Ansicht, daß Konferenzen auf der Basis des Londoner Protokolls, wie England und Dänemark sie wollten, zwecklos sein würden, da entweder der Vertrag von 1852 noch gelte,

also die bestehende Richtschnur für die Regelung der Verhältnisse sei, oder durch die Ereignisse überholt worden, also nicht zur Basis der Verhandlungen auf den Konferenzen zu brauchen sei. „Er fügte hinzu, daß er hoffe, es werde aus solchen Konferenzen nichts werden, und fragte, ob die Mehrheit am Bundestage dieselben wünsche, was der Herzog für unmöglich erklärte, da der Bundestag seinerzeit gegen das Londoner Protokoll protestirt habe." Napoleon bedauerte hierauf die Kriegführung der deutschen Großmächte gegen Dänemark als unnütz, „da die politischen Ziele, die sie mit ihren militärischen Operationen verfolgten, doch nie derartige sein würden, daß sie von dem Bunde und der Bevölkerung Schleswig-Holsteins acceptirt werden könnten. In der nun folgenden Wendung des Gesprächs schien vonseiten des Kaisers die Frage durchzuklingen, was denn jetzt eigentlich geschehen solle. In diesem Augenblicke nahm sein Gesicht plötzlich den Ausdruck an, als ob in der Seele desselben ein entscheidender Entschluß zum Durchbruche gekommen sei. Er sagte: »Ah, ich habe vergessen, Ihnen für das kleine Memoire zu danken.« Se. Hoheit erwiderte, daß er sich glücklich schätze, durch Darlegung seiner Ansichten zur Orientirung des Kaisers beigetragen zu haben, worauf dieser wörtlich entgegnete: »Sie haben in den wenigen Worten, die Sie mir gegeben haben, so schlagend gezeichnet, was geschehen müßte, daß ich es acceptirt habe und bei den Konferenzen in der angegebnen Weise verfahren werde; ich fürchte aber auf großen Widerspruch zu stoßen.« Auf diese erfreuliche Erklärung des Kaisers entgegnete Se. Hoheit, daß der Widerspruch Österreichs und Preußens, als an sich unlogisch, doch leicht zu beseitigen sein müßte, indem die bisherige Argumentation dieser Mächte gegen die Forderungen des Bundes und Schleswig-Holsteins wesentlich auf das Festhalten Frankreichs am Vertrage von 1852 und an der daraus entspringenden Möglichkeit eines großen Krieges basire, eine Eventualität, von der nicht die Rede sein könne, wenn Frankreich sich auf die Seite Deutschlands stelle, indem dann England allein negierend dastände. Lachend meinte hierauf der Kaiser: »Wahrscheinlich soll ich wieder den Rhein erobern wollen; ich hoffe aber doch, daß man sich jetzt einmal von meiner Friedensliebe überzeugt haben wird.«"

Herzog Ernst unterließ es, über das Ergebnis seiner Pariser Bemühungen in Berlin Mitteilung zu machen. Dagegen trug er kein Bedenken, in Wien dem Phantome eines von Napoleon drohenden allgemeinen Krieges entgegenzutreten. Über den Herzog Friedrich ließ er dorthin schreiben, der Kaiser nehme an dessen Familie mehr Anteil, als er erwartet habe, und werde, wenn der deutsche Bund ihn als Herzog von Holstein proklamire, ihn bereitwillig anerkennen; die Schleswiger möchten sich dann über die Wünsche ihrer Nationalität aussprechen. Diese Mitteilungen wurden in Wien „unbequem gefunden," von Gagern, an den sie gerichtet waren, und von Rechberg, der schon vorher dem koburgischen Minister von Pawel „rundweg erklärt hatte, daß

Österreich den Herzog Friedrich niemals anerkennen und, sollte der Bund einen solchen Schritt thun, sich gezwungen sehen werde, auszutreten."

Weiter berichtet der Verfasser: „Inzwischen trat die preußische Regierung in der Sache der Bundesreform selbst mehr und mehr hervor, und man konnte sich in Wien nicht täuschen, daß Herr von Bismarck ein tiefeinschneidendes Programm verfolgte, daß den Ausschluß Österreichs aus dem deutschen Bunde herbeiführen mußte. In Frankfurt empfand man bereits deutlich die Wendung der preußischen Politik, die auf eine Verbindung der schleswig-holsteinischen mit der deutschen Frage hinausging." In Kiel dagegen wollte man nicht die Einsicht gewinnen, daß die Zeit der Verständigung mit Preußen um jeden Preis herangekommen war, und daß es sich nur darum handeln konnte, diejenigen günstigsten Bedingungen zu erlangen, unter denen die Interessen des Augustenburgischen Hauses mit denen der Krone Preußens vereinbar waren. Bei dem entschiednen Festhalten des Königs an den von ihm für heilig gehaltenen Legitimitätsprinzipien und bei dem Umstande, daß Sammer unter allen Umständen sich vonseiten des Kronprinzen eines gewissen Wohlwollens zu erfreuen hatte, würde eine offene Erklärung und Verhandlung über die an Preußen abzutretenden Hoheitsrechte jetzt noch von sicherm [?] Erfolge begleitet gewesen sein. In den Herzogtümern war damals das an sich ganz verständige Wort von einer erblichen Statthalterschaft der Augustenburger vielfach aufgekommen, aber leider hatte es sofort einen ironischen Beigeschmack erhalten. Sammer gab mir selbst in Frankfurt die sonderbare Versicherung, es könne Preußen, wenn es wolle, ohnehin nicht verhindert werden, das ganze Holstein und Schleswig zu verschlingen, es bliebe also nur übrig, daß man auf das absolute Recht sich steife und die ganze Souveränität der legitimen Dynastie in Anspruch nehme. Von der preußischen Partei setzte man in den Augustenburgischen Kreisen seit Mitte März voraus, daß die Annexion ihr Ziel sei, aber Sammer behauptete, der König habe das Gegenteil ausgesprochen." Unter der übrigen Bevölkerung war die Begeisterung für den „Herzog" Friedrich und seine Umgebung allmählich erkaltet. Gegen seine Räte erhoben sich Neid und Mißgunst, und auf der Delegirtenversammlung, die Ende März zu Rendsburg stattfand, wurde gegen die „Emigrantenpolitik" gesprochen, die an einem gewissen Orte, den man nicht zu nennen brauche — es war ein Haus auf dem Kieler Sophienblatt — getrieben werde. Ein andrer Redner sagte: „Während wir in Zeiten der Vorbereitung große Führer hatten, scheint es unser Geschick zu sein, in Zeiten, wo es die Ausführung gilt, die rechten Männer unter uns nicht zu haben oder mindestens nicht finden zu können." Ein besonders schlimmes Zeichen für die Stimmung der Bevölkerung der Herzogtümer war es aber, daß man unter den in Rendsburg versammelten wie unter den „Höfischen," d. h. der herzoglichen Anhängerschaft in Kiel, der Meinung war, das Ergebnis einer Abstimmung in Schleswig, ja selbst in Holstein sei nicht

bestimmt vorauszusagen, sondern vielmehr etwas höchst Zweifelhaftes. „Die Herren von der sogenannten [!] Regierung in Kiel formulirten thatsächlich ihre Überzeugung dahin, daß die Abstimmung, wenn sie eine freiwillige wäre, entschieden ungünstig ausfallen würde; nur wenn der Herzog die Sache befehle, würden seine getreuen Schleswig-Holsteiner entsprechende Voten liefern." In der Umgebung des Erbprinzen selbst hörte Tempeltey die Äußerung: „So sind die Schleswig-Holsteiner einmal: von selber thun sie nichts, aber wenn es der Herzog gebietet, werden sie es gleich thun." In einem der Kieler Regierung erstatteten Bericht über die öffentliche Meinung in Schleswig hieß es: „Es herrscht hier nicht mehr die bleierne Apathie von früher, doch sind Ängstlichkeit, Lauheit und Zurückhaltung geblieben. Nirgends ein begeistertes Aufflammen der Volkskraft." Zu dem immer seltner und schwächer werdenden Hervortreten der Anhänglichkeit an das Augustenburger Haus kam die in vielen Teilen beider Herzogtümer herrschende Abneigung der bäuerlichen Bevölkerung gegen alles, was Adel heißt. „Schon 1849 — schreibt Herzog Ernst — habe ich selbst die Bemerkung gemacht, daß die ständischen Gegensätze einen absolut verderblichen Einfluß auf alle politischen und nationalen Ideen in diesem Lande ausübten, jetzt schien dies noch erheblich gewachsen zu sein. Während das demokratische und teilweise radikale Bürgertum in den Städten nichts vom Adel wissen wollte, zeigte sich hinwieder der Adel mindestens sehr gleichgiltig gegen den Herzog und recht feindselig gegen dessen Räte. Selbst mit einer gewissen Dänenfreundlichkeit war es durchaus nicht in allen Bezirken so gänzlich vorbei, wie man gern angenommen hätte." Ein für den Herzog Friedrich persönlich bestimmter Bericht sagte: „Im sogenannten adlichen Güterdistrikt in Dänisch-Wohld und Schwansen ist wenig reges Leben, wenig thatkräftiges Eintreten für die Sache zu finden, bloß ein allgemeiner guter Wille. Einen vorteilhaften Eindruck macht Angeln, hier herrscht vor allem Klarheit und Entschiedenheit der Gesinnung, aber auch Mangel an Selbstvertrauen und Thatkraft, und die langjährige Gewohnheit passiven Widerstandes. Wenig erfreulich ist die Mitte des Landes, der unfruchtbare Heiderücken, überall politischer Indifferentismus. Befremdend ist dieselbe Eigenschaft in der fruchtbaren und reichen Landschaft Stapelholm." Dieser Bericht gelangte zufällig an demselben Tage in die Hände des Herzogs Ernst, wo er von Beust eine freudige Depesche mit der Nachricht erhielt, Frankreich werde auf der Konferenz in London für die Volksabstimmung eintreten. Es war ein ironischer Zufall; „während ich — bemerkt der Herzog — den vollständigen Erfolg meiner Reise nach Paris konstatiren konnte, schien es, als ob die deutschen Verhältnisse selbst jede günstige Lösung ausschlössen."

Vor allen Dingen mußte jetzt eine Grundlage zur Verständigung zwischen König Wilhelm und Herzog Friedrich gesucht und gefunden werden, und „ohne Zweifel hätte dies durch ein allgemeines Zusammenwirken der Fürsten, die

nahe Beziehungen zum preußischen Hofe hatten, am besten gelingen können." Von verschiednen Seiten, auch vom Könige der Belgier, wurde anderseits auf die Kieler gewirkt; so schrieb z. B. der Agent des Herzogs Friedrich, v. Bernhardi, zu Ende März nach einer Unterredung mit Leopold: „Der König bedauerte, daß es dem Herzoge noch nicht gelungen sei, sein Verhältnis zu Preußen auf sicherer Grundlage zu regeln. Das sei durchaus notwendig, und es dürfe seinerseits nichts versäumt werden, um diese Verständigung so schnell als möglich herbeizuführen. Nebenher spottete der König in seiner gemütlich spielenden Weise über die Ohnmacht der deutschen Mittel- und Kleinstaaten und warnte davor, sich auf den Bundestag zu verlassen. All dies Treiben sei hohl und nichtig und werde den, der darauf hoffen wolle, nur zu den bittersten Enttäuschungen führen." Dem Verfasser unsers Buches schien es zweifelhaft, ob solche Warnungen in Kiel auf günstigen Boden gefallen seien. „Der Herzog selbst — sagt er zum Schluß — lebte bei allen seinen unvergleichlich [ne quid nimis!] edeln Eigenschaften des Gemüts in einer etwas idealen Welt, er war der Wirklichkeit der Dinge nicht eben allzunahe getreten, und er hatte eine sehr große Vorstellung von den unveräußerlichen Rechten, welche er für seine Familie zu erhalten verpflichtet wäre. So war er auch nicht geneigt, die einmal eingeschlagene Richtung seiner Politik im mindesten zu ändern."

Hier hätten wir uns wohl eine deutlichere und stärkere Charakteristik erlauben dürfen. Die weitere Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage möge sich der Leser von dem Buche selbst in die Erinnerung rufen lassen.

Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

In die Mißbräuche in den Präpositionen schließen sich am natürlichsten die in den Orts- und Zeitbestimmungen an. Ihre Zahl ist sehr groß, hier soll nur einiges herausgegriffen werden.

Nur die wenigsten Menschen haben heute noch eine Ahnung von dem Unterschiede zwischen **hin** und **her**; daß **hin** die Richtung, die Bewegung von mir weg nach einem andern Orte, **her** das Umgekehrte, die Richtung, die Bewegung von einem andern Orte auf mich zu bedeutet — man vergleiche nur **geh hin!** mit **komm her!** —, wie wenige

wissen das noch! In ihrem Sprachgebrauch wenigstens, dem mündlichen wie dem schriftlichen, wird hinein und herein, hinaus und heraus, hinan und heran, hinauf und herauf fortwährend durch einander geworfen. Ein klassisches Beispiel für diese Verwirrung ist die vulgäre Redensart: Er ist reingefallen. Daß jemand in eine Grube hereingefallen sei, kann ich doch nur dann sagen, wenn ich selber bereits drin bin. Die aber, die mit Vorliebe diese Redensart im Munde führen, fühlen sich doch stolz als draußen stehend, sie stehen oben am Rande der Grube und blicken schadenfroh auf das Opfer, das unten liegt. Das Opfer ist also hineingefallen oder neingefallen. Wer auf der Straße bleibt, kann doch nur sagen: Geh hinauf und wirf den Schlüssel herunter! Wer oben am Fenster steht, kann nur fragen: Willst du heraufkommen, oder soll ich den Schlüssel hinunterwerfen? Aber der Volksmund, auch der der Gebildeten, drückt jetzt beides durch rauf und runter aus; die Formen gelten offenbar für feiner als nauf und nunter. Die Leute von der Feder aber machens nicht um ein Haar besser. Nicht bloß der Zeitungsschreiber schreibt: bis in die jüngste Zeit hinein, auch der Historiker: auf die Sturm- und Drangzeit folgte die klassische Periode, die in unser Jahrhundert hineinragt. Wir sind aber doch drin in unserm Jahrhundert! In einen Raum oder in einen Zeitraum, worin wir uns befinden, kann etwas doch nur hereinragen. Etwas andres ist es, wenn von einer Erscheinung des sechzehnten Jahrhunderts gesagt wird, sie lasse sich bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen; das ist richtig, denn wir sind nicht drin im siebzehnten Jahrhundert. Umgekehrt, wenn ein Rezensent in einer Buchanzeige schreibt: der Leser möge mit Vertrauen an diese Schilderung herantreten, so ist das wieder falsch, denn das Buch liegt außerhalb des Rezensenten sowohl wie jedes andern Lesers; beide können an die Schilderung nur hinantreten.

Aber nicht nur daß hin und her fortwährend vertauscht wird, es ist auch ein schöner Ersatz dafür erfunden worden: nämlich nach dort und nach hier. Unsre Kaufleute schreiben nur noch: Kommen Sie nicht in den nächsten Wochen einmal nach hier? Wenn nicht, so komme ich vielleicht einmal nach dort. Nun ist es ja richtig, daß diese neumodische Ortsbestimmung nicht ohne Vorgang ist: schon früher hat man die Präposition nach mit Ortsadverbien verbunden, die auf die Frage Wo? antworten: nach vorn, nach hinten, nach oben, nach unten, nach rechts, nach links (statt vor, hinter, hinauf, hinunter, rechts, links). Bloß nach dort hatte niemand zu bilden gewagt. Aber warum eigentlich nicht? Es ist kein vernünftiger Grund dafür einzusehen. Offenbar aus reiner Feigheit. Freilich kann man sich nicht verhehlen, daß, wenn unsre Kaufleute, Juristen und Zeitungsschreiber so mutig an der Bereicherung unsrer Sprache weiterarbeiten wie in den letzten dreißig Jahren, von unsern Klassikern sich sehr bald Uebersetzungen aus dem Neuhochdeutschen ins Neuesthöchstdeutsche nötig machen

werden. Dann wird Mignons Lied anfangen: Kennst du das Land, in welchem die Citronen blühn? und endigen: Nach dort, nach dort möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Eine fürchterliche Abgeschmacktheit, auf die leider nicht bloß Zeitungsschreiber, sondern auch Leute, denen man in Sprachdingen ein bischen Geschmack zutrauen sollte, ganz versessen sind, ist die Unsitte, hinter einen Personennamen den Wohnort der Person mit Bindestrichen anzuhängen, statt ihn in anständiger Weise durch die Präposition mit dem Personennamen zu verbinden. Den Anfang haben wohl Schulze-Delitzsch und Braun-Wiesbaden gemacht. Das waren nun ihrer Zeit gefeierte Parlamentsgrößen, und wer möchte das nicht gern auch sein! Wenn sich im Sommer Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu den üblichen Wanderversammlungen aufmachen und dort schöne Reden halten, dann wollen sie natürlich auch die Parlamentarier spielen und im Zeitungsbericht mit so einem schönen zusammengesetzten Namen erscheinen, da wollen sie nicht bloß Müller und Meyer heißen, sondern Herr Müller-Rumpelskirchen und Herr Meyer-Cunnewalde — das klingt so aristokratisch, als könnte es im freiherrlichen Taschenbuche stehn, man hats ja auch den geographischen Adel genannt. Nicht genug wundern kann man sich, wie Lehrer, deutsche Lehrer, eine solche Abgeschmacktheit mitmachen können! Aber gerade wenn über Lehrerversammlungen berichtet wird, wo man doch zehn gegen eins wetten kann, daß die Berichte nicht von gewerbsmäßigen Berichterstattern, sondern von Lehrern selbst geschrieben sind, die an den „stattgehabten“ und „stattgefundnen“ Versammlungen teilgenommen haben, kann man stets lesen, wie Herr Fiedler-Nossen und Herr Schlenker-Meerane und Herr Ulbricht-Kamenz ihre pädagogische Weisheit ausgekramt haben. Die Herren kommen sich offenbar noch einmal so wichtig vor, wenn sich sich mit so einem Doppelnamen in der Zeitung gedruckt sehen.

Auch in den Zeitbestimmungen wimmelt es von Lüderlichkeiten und Dummheiten. Ein Ausdruck wie: vom 16. bis 18. Oktober soll dabei noch gar nicht einmal angefochten werden, wiewohl, wer sorgfältig schreiben will, hinter bis die Präposition lieber nicht wegläßt, sondern schreibt: bis zum 18. Oktober. Denn bis ist zwar selbst eine Präposition, es ist aber auch eine Konjunktion, es ist ein merkwürdiges Mittelding zwischen beiden, vor Ortsbestimmungen verlangt es geradezu noch ein an, auf, in, zu. Man sagt wohl: bis morgen, bis Montag, bis Ostern, aber man kann nicht sagen: bis Thüre. Eine ganz entschiedne Nachlässigkeit aber ist es, zu schreiben: Kulturbilder aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. Da hört man erst den Singular dem, und dann kommen vier Jahrhunderte hinterher! Man kann den Fehler täglich lesen, aber er wird dadurch nicht besser; wer sorgfältig schreiben will, muß schreiben: aus der Zeit vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert. Es ist das etwas umständlich, aber das hilft nichts. Für geistreich

scheint es jetzt zu gelten, bei Monatsangaben die Präposition in wegzulassen: das geschah Dezember 1774; in den Kreisen der Literarhistoriker wenigstens wird es immer mehr so Mode.

Völlig ratlos ist der Deutsche, wenn er für periodisch, d. h. in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrende Vorgänge eine grammatisch richtige Zeitbestimmung hinschreiben soll. Da erscheint eine Zeitschrift alle vierzehn Tage, da entstehen alle Augenblicke Händel. Ja was heißt denn das? Wenn mir jemand erzählt, er habe sich vierzehn Tage in einem langweiligen Seebade aufgehalten, so kann ich ihn fragen: Bist du wirklich alle vierzehn Tage dort gewesen? Wenn er aber in regelmäßigen Zwischenräumen von je vierzehn Tagen von seinem Gute nach Berlin fährt, so kommt er doch nicht alle, sondern aller vierzehn Tage. Mit andern Worten: bei periodisch wiederkehrenden Handlungen antwortet auf die Frage: Wie oft? nicht der Akkusativ, sondern der Genetiv. Das Volk drückt sich grammatisch ganz richtig aus, wenn es sagt: aller Nasenlang. Auch der Höhergebildete sagt ganz richtig: aller acht Tage, aber — er getraut sichs nicht zu schreiben, weil er in grammatischen Dingen so gar unwissend ist; er hält den Genetiv für „plebej"! Genau so verhält sichs aber auch bei wiederkehrenden Handlungen auf die Frage: Wann?, auch da hat der Genetiv zu stehen. Auf die Frage: Wann ist der Eintritt ins Museum frei? kann nur geantwortet werden: Montags und Donnerstags, wenn damit gesagt sein soll, daß es jeden Montag und jeden Donnerstag der Fall sei. Ebenso bezeichnet morgens, mittags, nachmittags, abends Handlungen, die jeden Morgen, jeden Mittag u. s. w. geschehen. Die einmalige Handlung dagegen kann wieder nur durch den Akkusativ bezeichnet werden. Aber auch da giebt es fortwährende Verwirrung; Genetive, wie Sonntags, Montags, gelten beim Schreiben für unfein, und umgekehrt drängt sich der Genetiv ein, wo er nicht hingehört. Ich hatte eine Zeit lang in regelmäßigen Zwischenräumen in der Zeitung bekannt zu machen, daß nächste Mittwoch Abend 8 Uhr eine gewisse Versammlung stattfinde. Regelmäßig hatte mir der Zeitungskorrektor, der es natürlich besser wußte, nächste Mittwoch Abends draus gemacht, bis ich mirs endlich einmal auf dem Manuskript ausdrücklich verbat. Greulich ist es, zu schreiben: Anfangs April, Anfangs Dezember; es heißt Anfang April, Anfang Dezember, Mitte Dezember, Ende Dezember; anfangs kann nur allein stehen: anfangs wollt ich fast verzagen.

Ein widerwärtiger Mißbrauch, der aber auch neuerdings für vornehm gilt — natürlich! denn es ist wieder eine Nachäfferei des Französischen —, ist der Unfug, auf die Frage: Wie lange? mit während zu antworten: wir waren während dreier Monate in der Schweiz — die Lehren, die während achtzehn Jahrhunderten als die Grundlage rechtgläubigen Christentums angesehen worden sind. Vielleicht ist es nicht allen Lesern in der Erinnerung,

wie die Präposition **während** entstanden ist. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb man **währendes Frühlings**, **währendes Krieges**. Mit der Zeit wurde dieser absolute Genetiv mißverstanden, man glaubte nicht mehr **währendes**, sondern **während des** zu hören, und so sprang schließlich der Partizipialstamm von der Endung ab und wurde — thatsächlich durch ein Mißverständnis — zu einer Präposition. Immerhin erhielt sich bei richtiger Anwendung der ursprüngliche Sinn: es wird ein Vorgang verglichen mit einem andern Vorgange, mit dem er entweder ganz oder teilweise zeitlich zusammenfällt: er lag **während des Krieges** im Lazareth — **während des Vortrages** darf nicht geraucht werden — **während des Gewitters** waren wir unter Dach und Fach. Der Krieg, der Vortrag, das Gewitter sind Vorgänge, Ereignisse. Aber ein Tag, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert sind bloße Zeitabschnitte oder Zeitmaße. Er lag **während dreier Monate** im Lazareth — ist heller Unsinn. Drei Monate sind kein Ereignis, mit dem das Liegen im Lazareth zeitlich verglichen würde, sondern sie bedeuten einfach die Zeitdauer; diese kann aber nur ausgedrückt werden durch den Akkusativ **drei Monate** oder **drei Monate lang**. Aber kann man denn nicht sagen: **während des Tages?** Gewiß, aber dann ist Tag nicht als Zeitmaß gebraucht, sondern als Erscheinung der Nacht gegenübergestellt: **während des Tages** scheint die Sonne. Die Sonne hat nur **während eines Tages** geschienen — das ist Unsinn; die Sonne hat **während meiner Ferien nur einen Tag** geschienen — das hat Sinn. Aber alle Romanschreiber und vor allem alle Romanschreiberinnen spreizen sich jetzt mit diesem widerwärtigen, dem französischen **pendant** nachgeäfften **während**.

Ich komme nun zu einem Haupt- und Glanzkapitel des Tintendeutsch, zu den Fürwörtern, und zunächst zu dem fürchterlichen, alle Begriffe übersteigenden Mißbrauch, der in unsrer Zeitungs- und Amtssprache und, da unser ganzes heutiges Schriftdeutsch eben nur noch Zeitungs- und Amtssprache ist, in unsrer Schriftsprache überhaupt mit den beiden Fürwörtern **derselbe, dieselbe, dasselbe** und **welcher, welche, welches** getrieben wird. An der greulichen Unnatur, Steifbeinigkeit und Langweilerei unsrer Schriftsprache trägt dieser Mißbrauch mindestens die Hälfte aller Schuld. Wenn ihr diese beiden Bleiklumpen wieder abgenommen werden könnten, sie würde Flügel zu bekommen scheinen!

Über **derselbe** hat schon O. Schrödter 1887 im 59. Bande der Preußischen Jahrbücher einen sachkundigen und geistvollen Aufsatz veröffentlicht, der dann wieder in seinem Buche „Vom papiernen Stil“ (Berlin, Walther und Apolant, 1889) abgedruckt worden ist, und worin er vor allem der Geschichte der Sache nachgegangen ist. Ich verweise die Leser auf diesen vortrefflichen Aufsatz und will hier nur einmal kurz den heutigen Jammerzustand zeigen.

Unter hundert Fällen, wo heute **derselbe** geschrieben wird, sind vielleicht

noch fünf Fälle, wo das Wort in seiner wirklichen Bedeutung steht. Kaum fünf, denn in seiner wirklichen Bedeutung wird es fast gar nicht mehr gebraucht; da wird es ersetzt durch der gleiche oder der nämliche! So wunderbaren Sätzen wie: Wagner hat dieselben Quellen benutzt wie Goethe, aber in engerm Anschluß an dieselben —, wo erst eosdem, dann eos gemeint ist, begegnet man sehr selten. In fünfundneunzig unter hundert Fällen ist derselbe, dieselbe, dasselbe heutzutage nichts weiter als er, sie, es oder — dieser, diese, dieses. Und das ist das greulichste an dem an sich schon greulichen Mißbrauch, daß dabei auch dieser Unterschied zwischen er und dieser noch verwischt wird. Für das bloße Personalpronomen steht es z. B. in folgenden Sätzen (in jedem Buche und jeder Zeitung kann man binnen zehn Minuten die Beispiele schockweise sammeln): Wir brauchten das nur dann zu wissen, wenn die Welt erst noch geschaffen werden sollte; dieselbe ist aber bereits fertig — es ist unfaßbar, wie ein Atom dazu kommen soll, allerlei Dinge wahrzunehmen, dieselben zu beurteilen — der Südfuß des Hämus scheint der Hauptsitz der Rosenkultur zu sein, doch zieht sich dieselbe auch in das Mittelgebirge hinein — die Spitze des Oberschnabels bildet ein Tastapparat, mit dessen Hilfe sich die Schnepfe von der Anwesenheit eines Wurmes überzeugt; um denselben aber sofort ergreifen zu können u. s. w. — durch Höhe der Gebäude suchte man zu ersetzen, was denselben an Breite und Tiefe abging — was E. Schmidt gegen die Glaubwürdigkeit Bretschneiders ins Feld führt, reicht nicht aus, dieselbe zu erschüttern — der Fall muß allgemeines Aufsehen erregt haben, da derselbe eine Bürgerstochter aus guter Familie betraf — unsre Vorfahren scheuten keine Kosten, durch künstliche Mittel das Wasser zu sammeln, wo die Örtlichkeit dasselbe nicht in vollem Maße hergab — die Gemeinde war allerdings Besitzer des Bodens, derselbe wurde aber nicht gemeinschaftlich bearbeitet — diese Dienstleistung ist eine Gefälligkeit, und es ist ein falscher Stolz, sich dieselbe nicht gefallen lassen zu wollen — das Manuskript lag halbvergessen in meinem Schubfache, bis mir die Anregung wurde, dasselbe einer Zeitung zu überlassen — Versuche, den Verein zu verfolgen, werden demselben nur neues Wachstum verleihen — der Inhaber hat die Karte stets bei sich zu führen und darf dieselbe an andre Personen nicht verleihen. In folgenden Sätzen wäre dieser das richtige: der Rauch reflektirt das eindringende Licht, wodurch dasselbe dem Auge hellleuchtend erscheint — infolge schwerer Gewitter trat der Wildbach aus und wälzte ungeheure Schuttmassen in die Limmat; dadurch wurde dieselbe in ihrem Laufe gehemmt — in Königsberg ließ Lenz seine Ode auf Kant, als derselbe die Professorwürde erlangte, drucken — in jeder Küche stand früher ein viereckiges Kästchen von Blech; dasselbe enthielt vier Gegenstände, unter andern eine Masse, die man Zunder hieß; dieselbe war hergestellt u. s. w. — ich bin in der Lage, ein vollständiges Verzeichnis der

Schriften Fechners von Herrn Stabsarzt Dr. Müller, welches derselbe Fechnern zum achtzigsten Geburtstage überreicht hatte, zu Grunde legen zu können — es finden sich in der Schrift bisweilen originelle Kombinationen; dieselben sind aber doch völlig wertlos — man wird sich bescheiden müssen, auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse zu bleiben und dieselben so zu gestalten, daß u. s. w. — freilich gehört Anlagekapital dazu; dasselbe verzinst sich aber gut — für die lokale Feier sind entsprechende Festlichkeiten in Aussicht genommen; denselben werden geistliche Festlichkeiten vorausgehen. Recht deutlich sieht man die greuliche Vermengung von er und dieser in einem Satze wie dem folgenden: Wenn ich den Artikel recht verstanden habe, so betont derselbe (er!) die große Nachsicht, die mir das Publikum erwiesen hat, und bezeichnet dieselbe (diese!) als eine (!) nicht durchaus verdiente. Ein Zeitungsschreiber kann heutzutage nicht eine Mitteilung von drei Zeilen machen ohne derselbe! Erst wenn derselbe drin steht, dann hat die Sache die nötige Wichtigkeit: Vergangene Nacht 11 Uhr kam Graf Rantzau von Berlin hier an. Derselbe reiste 11 Uhr 50 Minuten weiter nach München. Daß man nur ja nicht etwa denke, es wäre ein andrer weiter gereist! nein nein, es war derselbe. Schließlich erregte noch ein neues Instrument allgemeine Bewunderung; dasselbe war zum erstenmale in Thätigkeit u. s. w. Ach, und wenn nun erst die herrliche Inversion dazukommt (der Verdacht lenkte sich sofort auf den wegen Nachlässigkeit bekannten Hausmann, und wurde derselbe in einem Bodenraum erhängt aufgefunden) und wenn gar die Inversion nur zu dem Zwecke angebracht wird, um auch das herrliche derselbe anbringen zu können, oder umgekehrt (die Zigarren erheben sich weit über das gewöhnliche Niveau, und gehören dieselben zu dem Besten u. s. w.), dann schwillt die stolze Reporterbrust, er weiß, daß er dem großen Gedanken den edelsten Ausdruck verliehen hat! Ein bekanntes Geschichtchen erzählt, daß ein Lehrer in der Stunde gefragt habe: Wie viel Elemente giebt es, und wie heißen sie? Der Schüler habe geantwortet: Es giebt vier Elemente, und ich heiße Müller. Das kommt davon, wenn man sich so niedrig ausdrückt! Warum hat er nicht vornehm gefragt: und wie heißen dieselben!

Aber es ist ja nicht bloß er und dieser, das durch den unsinnigen Mißbrauch verdrängt wird; er frißt weiter, viel weiter. In lebendiger, natürlicher Rede haben wir die leichten, zierlichen Adverbia: darin, daraus, daran, darauf, damit, darum, dafür, dabei u. s. w.; jeder braucht sie hundertmal des Tags. Aber sowie einer die Feder ergreift — wehe den Armen! Dann heißt es: in demselben, aus demselben, auf demselben, mit demselben — auch in dieser Gestalt storcht das langbeinige Ungetüm überall durch die Sätze. Alles Prunkvolle will das Denkmal vermeiden, nur das Allgemeinmenschliche soll in demselben (darin!) betont erscheinen — die Russen haben nun einmal die Rolle des Störenfrieds und scheinen sich in derselben (darin!) sehr wohl

zu fühlen — so sehr ich in diesen Punkten mit dem Verfasser einverstanden bin, so entschieden muß ich die besondern Forderungen bekämpfen, die er aus denselben (daraus!) ableitet — sie betrachteten sich als die alleinigen Eigentümer des Landes und gestanden andern keinen Anteil an demselben (daran!) zu — obgleich durch den Regen der Abmarsch des Festzuges verspätet und die Beteiligung an demselben (daran!) beeinträchtigt wurde — im Jahre 1560 wurde der Turm erhöht und eine Wohnung auf demselben (darauf!) erbaut — die Wiesen waren wieder getrocknet, und bald entwickelte sich auf denselben (darauf!) ein üppiger Graswuchs — der Boden war überall von so wunderbarer Beschaffenheit, daß sich kaum die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands mit demselben vergleichen ließen — der Holzbau ist ein viel zu überwundner Standpunkt, als daß es der Mühe lohnte, sich in der Praxis anders als widerwillig mit demselben (damit!) zu befassen — die Erziehung Keisers ruhte ausschließlich in den Händen der Mutter, da der Vater, der sich viel auf Kunstreisen befand, sich nicht um dieselbe (darum!) kümmern konnte — hier bedarf es des Glaubens an die gute Sache und der Begeisterung für dieselbe (dafür!) — dieser Gedanke wurde am Mainzer Hofe lebhaft erwogen; der Kurfürst war von demselben (davon!) erfüllt — in der Mitte des Schrankes hängt ein mächtiges, reich verziertes Schwert, neben demselben (daneben!) rechts und links zwei kleinere Schwerter u. s. w.

Es gehört wieder in den schon öfter erwähnten großen Sack des Schulmeisteraberglaubens — mir wenigstens ist es so gelehrt worden, und ich glaube, ich habe es anfangs selber so weitergelehrt, bis ich endlich die Augen aufmachen lernte —, diese Adverbia: darin, damit, dafür u. s. w. könnten sich nie auf ein Hauptwort, sondern immer nur auf eine Handlung, auf ein Zeitwort beziehen. Nun, ich glaube, die angeführten Beispiele zeigen diesen Aberglauben in seiner ganzen Lächerlichkeit. Es giebt wohl Fälle, wo das Adverbium auf den ersten Blick etwas hart erscheint, z. B.: wer die Wiener Universitätsverhältnisse und mein Verhalten dazu nicht kennt. Aber das liegt doch nur daran, daß uns das dumme derselbe so oft vor die Augen gebracht wird, daß uns schließlich das Einfache und Natürliche befremdet. Und wer ja einmal vor dem Adverb zurückschreckt, was hindert ihn, auch da das Personalpronomen zu brauchen? warum sagt man nicht: die Wiener Universitätsverhältnisse und mein Verhalten zu ihnen? Bei ohne wird sowieso nie etwas andres übrig bleiben, denn ein Adverbium darohne giebt es nicht, obwohl man es zu bilden versucht hat. Auch beim Neutrum es entsteht eine kleine Schwierigkeit: sie wollten sich durch das Geld Vorteile verschaffen, auf die sie ohne dasselbe nicht rechnen konnten. Soll man schreiben: ohne es? Jakob Grimm hätte es gethan; er schrieb so. Wem das zu ungewohnt klingt, der wiederhole das Substantiv und schreibe: ohne das Geld, aber nur nicht das verwünschte dasselbe! Bisweilen erscheint, wenn man derselbe vermeiden will, ein Per-

sonalpronomen zweimal hinter einander: Handlungen dieser Art suchte die Gewerbeordnung zu unterdrücken, indem sie sie verbot. Etwas Schrecklicheres ist für die Augen des Papiermenschen natürlich gar nicht denkbar. Hier muß es doch unbedingt heißen: indem sie dieselben verbot? Unsinn! Soll man immer wieder klar machen, daß es eine besondre Papiersprache nicht giebt, daß das geschriebene Wort nur eine äußere Fixirung des gesprochnen Wortes ist, daß also, was gesprochen und gehört nicht mißfällt, auch geschrieben und gedruckt keinen Anstoß erregen kann? Der abhängige Genitiv endlich (desselben und derselben) kann überall durch sein und ihr ersetzt werden, denn daß diese nur im reflexiven Sinne gebraucht werden könnten, ist doch auch wieder nur Schulmeisteraberglaube. Als der Kaiser das Schloß besichtigt und die Schönheit desselben bewundert hatte — warum denn nicht: und seine Schönheit? Die Sammlung von Goethes Gesprächen ist so zeitgemäß, daß zur Rechtfertigung derselben kein Wort zu verlieren ist — warum nicht: zu ihrer Rechtfertigung? Ich gestehe, daß einige Geschäfte dann eingehen müßten, da die ganze Bedeutung derselben darin beruht u. s. w. — warum nicht: da ihre ganze Bedeutung? Bei weitem in den meisten Fällen aber — man achte nur darauf und versuche es! — kann man diesen schleppenden Genetiv einfach streichen, ohne daß der Gedanke dadurch auch nur im geringsten an Klarheit und Deutlichkeit verlöre. Gregor klagte, daß sie die Kirche zerstört und das Material derselben zum Bau ihrer Häuser verwendet hätten — zu den Unregelmäßigkeiten in der äußern Anlage unsrer Dörfer kommt nun die Unregelmäßigkeit im innern Aufbau derselben — die Erklärung des Parteitages fand so viel Beifall, daß die Führer desselben sich ermutigt sahen — nachdem die Gäste das Gasthaus verlassen hatten und die Wirtin desselben die Thüre verschlossen hatte — man streiche die Genitive: ist irgendwo das geringste Mißverständnis denkbar?

Und nun das Gegenstück dazu. Auf die Gefahr hin, vom Leser zunächst für toll gehalten zu werden, behaupte ich, daß es mit dem Relativpronomen welcher, welche, welches genau dieselbe Bewandnis habe, wie mit derselbe, dieselbe, dasselbe: es gehört nur dem Papier- und Tintendeutsch, nicht der lebendigen Sprache an, es trägt die Hauptschuld mit an der breiten, schleppenden, langweiligen Ausdrucksweise unsrer heutigen Schriftsprache. Ich will ganz schlicht und offen erzählen, wie ich zu dieser Einsicht gekommen bin; ich hoffe, auch den Leser dazu zu bekehren.

Ich unterhielt mich mit einem Philologen von feinem Sprachgefühl über gewisse Handwerksvortelchen, die es in der Kunst des Schreibens so gut wie in jeder andern Kunst gebe, die man aber eben kennen müsse, wenn man die Technik wirklich beherrschen und kein Pfuscher sein wolle, und von denen doch viele, ja die meisten heutigen Schriftsteller keine Ahnung hätten. Ich rechnete dahin unter andern die richtige Abwechslung von der und welcher in Relativsätzen:

parallele Relativsätze, die sich auf dasselbe Wort zurückbezögen, müßten auch mit demselben Relativpronomen anfangen, entweder alle mit der oder alle mit welcher; wenn aber ein Relativsatz von einem andern Relativsatz abhänge, so müsse, um jede Unklarheit, jedes Mißverständnis zu vermeiden, mit dem Pronomen gewechselt werden. Der andre hörte mir ruhig zu, erwiderte aber dann: Ich mag das welcher überhaupt nicht, ich brauche es nie.

Ich war etwas verdutzt über diesen Ausspruch. Da ich aber einem Manne gegenübersaß, bei dem ich wußte, daß das keine bloße Schrulle sein konnte, sondern daß er seinen guten Grund dazu haben mußte, wenn er so etwas sagte, so schwieg ich, nahm mir aber vor, den Sprachgebrauch etwas zu beobachten. Und siehe da, noch nicht vierundzwanzig Stunden waren vergangen, so war ich über die Sache im klaren, und ein paar Wochen weiterer Beobachtung zeigten mir immer ein und dasselbe: kein Mensch spricht welcher, es wird nur immer geschrieben! Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, stundenlang, tagelang, man wird meine Behauptung vollständig bestätigt finden. Es ist ganz undenkbar, daß sich in freier, lebendiger, natürlicher Rede, wie sie der Augenblick schafft, das Relativum welcher einstellte, jedermann sagt immer und überall der. Es ist undenkbar, daß jemand bei Tische sagte: die Sorte, welche wir vorhin getrunken haben, oder: wir gehen wieder in dieselbe Sommerfrische, in welcher wir voriges Jahr gewesen sind. In wochenlanger Beobachtung ist es mir nur zweimal vorgekommen, daß jemand als Relativum welcher brauchte! Das einemal hörte ichs in einer Ansprache, die ein höherer Beamter hielt. Aber der Mann hat den ganzen Tag Akten zu lesen und Akten zu schreiben, kein Wunder, daß er schließlich auch Akten spricht, und er spricht wirklich Akten. Der andre Fall erschreckte mich etwas: ein schüchterner junger Mann bat mich um ein Buch und fing seine Rede an: Können Sie mir nicht ein Buch empfehlen, in welchem u. s. w. Als ich mich aber in die Seele des ängstlichen Menschen versetzte, der autodidaktisch — aus Büchern! — sich nachträglich eine gewisse Bildung angeeignet hat, begriff ich auch dieses welchem. In den stenographischen Berichten über parlamentarische Verhandlungen findet man zwar Relativsätze mit welcher nicht selten; aber darauf gebe ich gar nichts. Diese Berichte werden redigirt, und wer weiß, wie manches der dabei erst in welcher verwandelt wird! Und dann: Parlamentarier sprechen nicht, wie andre Menschen sprechen, sie sprechen auch, wenn sie am Rednerpulte stehen, anders als im Foyer und im Buffet, sie sprechen nicht bloß für die Zeitung, sie sprechen geradezu Zeitung, manche sprechen überhaupt nicht, sondern sie diktiren gleichsam dem Protokollanten in die Feder, dem Stenographen in den Bleistift. Wenn der Pfarrer auf der Kanzel Relativsätze mit welcher anfängt, so kann man sicher sein, daß er die Predigt wörtlich aufgeschrieben und auswendig gelernt hat; wer den Ausdruck im Augenblicke schafft, sagt der, nichts andres. Jetzt wußte ich auch, warum in

dichterischer Sprache welcher als Relativ ganz unmöglich, ganz unerträglich ist, ganz so wie derselbe; höchstens scherzhaft, etwa im Biedermeierstile, könnte es verwendet werden. Jetzt wußte ich, weshalb mir schon als Primaner das Distichon in „Shakespeares Schatten“ von Schiller unangenehm aufgefallen war:

> Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
> Welches den Menschen erhebt, wenn es dem Menschen zermalmt?

Ebenso die Strophe aus Tiedges „Urania“:

> Mir auch war ein Leben aufgegangen,
> Welches reichbekränzte Tage bot.

Jetzt sah ich auf einmal, daß der Student Goethe der, die das und der Geheimrat Goethe welcher, welche, welches geschrieben und — diktirt hat; gesprochen wird es auch der achtzigjährige schwerlich haben. Und wenn sie nun gar in einem Satze unmittelbar neben einander stehen, die beiden entsetzlichen Papierpronomina: zum Verständnis des Parzival ist es nöthig, die beiden Sagenkreise, welche demselben zu Grunde liegen, kennen zu lernen — das erwähnte Statut und die Bulle, welche dasselbe sanktionirt hatte — bezeichnend für den Geschmack der Direktion und für die Zumuthungen, welche dieselbe an das Publikum zu stellen wagt — die farbige Aufnahme des Fensters verdanken wir dem Herrn E., welcher dasselbe restaurirt hat — wer in aller Welt spricht so? Aber sowie der Deutsche die Feder in die Tinte taucht, fährt ihm der Registrator oder der Kanzlist in die Glieder. In einem Ehrenbürgerbriefe zu schreiben: Wir ernennen Herrn X. wegen der großen Verdienste, die er sich um unsre Stadt im allgemeinen erworben hat u. s. w., das wäre ja im höchsten Grade würdelos, so spricht man wohl, aber so schreibt man doch nicht! Wir ernennen Herrn X. in Anbetracht der großen Verdienste, welche derselbe sich um unsre Stadt im allgemeinen —, das klingt großartig, feierlich, erhaben! Der Kronprinz soll 1859 zu einer Deputation gesagt haben: Wenn Gott meinen Sohn am Leben erhält, so wird es unsre schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland ketten. Man kann drauf schwören, daß er nicht so gesagt hat, sondern: ihn in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, die mich an das Vaterland ketten. Aber der Zeitungsschreiber muß das natürlich aus dem Menschlichen erst ins Papierne übersetzen.

Es würde der Mühe lohnen, dem Eindringen des langstieligen welcher in unsre Schriftsprache ebenso geschichtlich nachzugehen, wie es Schrödter mit derselbe gethan hat. Es wäre das eine dankbare Aufgabe für eine Doktordissertation. Welcher ist ja gar nicht das Relativum zu dem demonstrativen der — oder wenn das der Leser besser versteht: derjenige! —, sondern es ist das Relativum zu solcher; seiner ursprünglichen Bedeutung nach entspricht es

nicht dem lateinischen qui, sondern qualis, nicht dem griechischen ὅς, sondern οἷος. Soviel ist sicher, daß es zu dem Haufen von Unrat gehört, der aus der Amtssprache stammt und von der unsre ganze heutige Schriftsprache — auch die besten populärwissenschaftlichen Bücher und die gefeiertsten Romane nicht ausgenommen! — durchtränkt ist. Immer getragen, immer feierlich, immer wichtig sich auszudrücken, darauf läufts doch schließlich auch hinaus, so gut wie derselbe. Und nun kommt hinzu: in der Schule wird ja gar nichts andres gelehrt! Man schlage eine Grammatik auf, welche (quamcunque!) man will, eine lateinische, eine griechische, eine französische, eine englische: wie ist das Relativpronomen ins Deutsche übersetzt? welcher, welche, welches! Allenfalls steht der, die, das in Klammern dahinter, als ob das manchmal auch als Ersatz dafür geduldet werden könnte! Und blickt man in die Beispielsätze hinein, die da zur Einübung übersetzt werden sollen, wie fangen die Relativsätze an? mit welcher! nur ja nicht mit der, der Schüler könnte ja einmal irre werden. Daß die ganze lebendige Alltagssprache eine einzige große Widerlegung dieses Unsinns ist, sieht gar niemand. Kein Wunder, daß einem später das Wort in die Feder läuft, sowie man nur die Feder zur Hand nimmt. Gerade umgekehrt müßte es sein! In allen Grammatiken müßte der, die, das als Relativpronomen stehen, dahinter in Klammern welcher, welche, welches. Denn nur dieses ist doch das traurige Surrogat. Wer darauf einmal aufmerksam geworden oder gemacht worden ist, den verfolgt es förmlich beim Lesen, auf jeder Oktavseite springt es ihm sieben-, achtmal in die Augen, als obs gesperrt oder fett gedruckt wäre, binnen wenigen Wochen ist es ihm ganz unerträglich geworden, er bringt es nicht mehr aus der Feder; wenn ers schreiben wollte, käme er sich ja entweder ganz schulknabenhaft vor, oder er sähe sich sitzen wie einen alten, verschleimten Aktuarius mit Vatermördern, Hornbrille und Gänsekiel. Großes Vergnügen hat mirs gemacht, zu sehen, wie schnell ich einzelne Freunde überzeugt und bekehrt habe. Bisweilen läuft ihnen wohl noch ein wel— in die Feder; aber weiter kommen sie nicht, dann wird es ohne Gnade durchgestrichen und der drübergesetzt.

(Fortsetzung folgt)

Zur Erinnerung an Otto Ludwig

Am 25. Februar dieses Jahres war ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Otto Ludwig, „ein Dichter, dem seine Zeitgenossen nicht reiche Kränze zuwarfen, und doch eine starke und urdeutsche Künstlerseele“ (G. Freytag), aus dem Leben schied. Die Bedeutung des Dichters ist nach seinem Tode durch die Herausgabe seiner Nachlaßschriften (Shakespearestudien und Dramatische Fragmente), durch die Veranstaltung einer freilich sehr unzulänglichen Gesamtausgabe seiner Werke, durch gelegentliche Wiederaufführungen der Tragödie „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer,“ durch einige Charakteristiken und eine Anzahl von Seiten in neuern Litteraturgeschichten anerkannt worden; es fehlt jedoch viel, daß sie größern Kreisen des deutschen Volkes, daß sie allen denen deutlich geworden wäre, die vermöge ihrer Lebensanschauung, ihrer Empfindung gerade diesen starken und ernsten Dichter kennen und lieben sollten. Bis zu diesem Ziele scheint es noch ziemlich weit. Doch läßt sich nicht verkennen, daß auch Otto Ludwig in der Reihe der Dichter steht, die scheinbar vergessen sind, im stillen aber Geister und Gemüter fortgewinnen, die sich nicht blos durch den Reiz der Mode und Neuheit anziehen und fesseln lassen. Es nützt nichts, sich in unfruchtbaren Anklagen gegen das Geschick zu ergehen, das Otto Ludwigs Entwicklung zuerst gehemmt und dann mit frühem Tode abgeschnitten hat, und es hilft nichts, mit der Tageslitteratur zu hadern, der die Erscheinung so tief eigentümlicher Dichternaturen und so gewaltigen Ernstes, wie er sich im Leben und Schaffen Otto Ludwigs offenbart, unbequem, um nicht zu sagen unheimlich bleibt. Besser ist es, sich dankbar des geleisteten Unvergänglichen zu erinnern und der Kraft des innern Bedürfnisses zu vertrauen, das auch in unerfreulichen Literaturperioden einzelne gesunde Naturen und selbst kleine Kreise zu dem Quell echter Dichtung führt, der in Ludwigs Dramen und Erzählungen, auch in dem vielen Unvollendeten, was er hinterlassen hat, so voll und frisch sprudelt. Je stärker Mißbrauch im Augenblicke mit dem Begriff „Leben“ in der Litteratur getrieben wird, um so glücklicher könnte die Zurückwendung zu einem echten Realisten großen Stils, dessen klarer Blick das ganze Menschendasein, mit Höhen und Tiefen, mit den dunkelsten Schatten, aber auch den hellsten Lichtern, überschaute, der die ganze Wahrheit suchte und erfaßte, aber weder ein Pessimist ward, noch Vorliebe für die Wirklichkeit des Schmutzes an den Tag legte, heute wirken.

Es wäre nicht uninteressant, einen Roman wie „Zwischen Himmel und Erde," der in den fünfziger Jahren vielfach zu realistisch, zu hart in der Wiedergabe des Lebens gefunden wurde, genau nach einem Menschenalter mit irgend einer gepriesenen Wirklichkeitsdarstellung des Augenblicks zu vergleichen. Doch ist es wohl eine beßre Erinnerung an den geschiednen Dichter, wenn wir ihn in seinem strengen, schlichten Künstlerernst, in seiner Gemütswärme und hohen menschlichen Liebenswürdigkeit unmittelbar vorführen. Aus der reichen Zahl seiner Briefe, die in einer Lebensgeschichte des Dichters, an der Adolf Stern in Dresden gegenwärtig arbeitet, litterarisch verwertet werden sollen, mögen einige besonders interessante heute hier mitgeteilt werden. Sie bedürfen kaum der Erläuterung, sie sprechen für sich selbst, sie spiegeln das Wesen des Dichters treu, scharf und zugleich herzgewinnend wieder, und sie mahnen an die Kämpfe, die Otto Ludwig im Leben und mehr noch in sich selbst zu bestehen hatte und siegreich bestand.

1

Otto Ludwig an Eduard Devrient

Dresden, am 4. Februar 1853

Nun aber, lieber Freund, müssen Sie sich schon eine Störung gefallen lassen! Ich habe Sie lange genug geschont.

Der Gedanke, einen Brief vor Ihnen herzujagen, den Sie bei Ihrer Ankunft in Karlsruhe bereits vorfinden sollten, und so einer der ersten zu sein, der Sie an dem Orte Ihres künftigen Wirkens mit Gruß und Willkommen empfinge, kam mir leider zu spät, um noch ausgeführt werden zu können. Dann sah ich aus den Zeitungen, daß Sie sich bereits das Joch aufgebürdet, das nicht so leicht ist als das des Evangeliums, und der Enthusiasmus, von dem ich Ihre Bemühungen begleitet las, beantwortete die Frage nach Ihrem Befinden am neuen Orte ohne briefliche Vermittlung. Weiß ich doch, daß Sie sich wohl befinden, wo Sie für ihre Kunst wirken und die Ihrigen, wo Ihnen wohl ist! Raubte es meinem jungen Namensbruder*) nicht zu viel Zeit, wünschte ich freilich mehr zu wissen als eben nur, daß Sie in Karlsruhe sind; wünschte ich wenigstens das Angesicht und etwanigen Bart und Kragen Ihrer Wohnung, wärs nur mit wenigen Bleistiftstrichen, vor Augen zu haben.

Ich habe nicht einmal gefragt, ob Sie glücklich angekommen? Was Reise und bisheriger Aufenthalt auf die Gesundheitszustände Ihrer Lieben und Ihrer selbst gewirkt? Wie sie sich alle eingewohnt? Die Umgebung wird bei zarten tieffühlenden Wesen ein Teil des Daseins, und die Veränderung derselben ist eine Amputation, in der viel Nervenfäden zerrissen werden, die schwer heilen. Von mir nur so viel, daß ich bei ziemlicher Gesundheit, das heißt, was bei mir so heißt, unter musterhafter Pflege ein inneres Glück fühle, das ich vor meiner Verheiratung nicht gekannt und vor der ersten Bekanntschaft mit meiner Frau kaum geahnt habe.

Das Schicksal der „Makkabäer" in Wien und Dresden werden Sie bereits

*) Otto Devrient, Eduards Sohn, gegenwärtig als Dr. Otto Devrient, Direktor des königlichen Schauspieles in Berlin.

kennen.*) Hier hat sich Regisseur Winger unendliche Mühe gegeben, den Volksszenen das Leben einzuhauchen, in welchem ich mir sie dachte. Um das möglich machen zu können, haben wir die meisten Reden des Volkes an vier Schauspieler verteilt, die, unter die Statisten gemischt, diesen zugleich einen Anhalt für ihre Aktion geben konnten. Der Berg hätte man nur eine imposantere Gestalt wünschen mögen, Ihr Bruder war meist vortrefflich, auch Liebe als Eleazar sehr brav, bis auf das unangenehme Pfuchzen (katzenartig) im Affekte. Dekorationen und Kostüme wirklich prächtig. Bei dem Auftreten des Volkes in Jerusalem mußt ich unwillkürlich an Ihre Frau denken, ein hübscher Knabe jubelte voran, ich fühlte, wie ihr das gefallen haben würde, hätte sies gesehen. Mit diesem Briefe zugleich geht ein nach der hiesigen Aufführung eingerichtetes Exemplar an Dingelstedt ab, der „Die Makkabäer" auch aufführen will.

Wenn ich abergläubisch wäre, würde mir etwas Eignes in der Geschichte meiner Stücke zu schaffen machen. Der „Erbförster" war an Ihrer Krankheit, die Sie dem Tode nahebrachte, Mitursache; die Aufregung und Überanstrengung bei der Komposition der Makkabäermusik und die Sorge, ob man dieselbe hier auch benutzen werde, scheint die Ursache gewesen von dem Nervenfieber, das des armen Rudolf Beyers Leben ein so frühes Ende machte. Er hat seine Musik nicht einmal gehört. —

Ich wohne jetzt in der Stadt, in einem Gartenhause, wo ich auf dem Lande und in der Stadt zugleich bin und spazieren kann, ohne mich zu weit von meiner Wohnung zu entfernen. Der Gedanke einer Übersiedlung nach Süddeutschland spukt nicht mir allein, auch meiner Frau stark im Kopfe und wird wohl seine Realisirung finden, sowie es angeht. Zuweilen besucht mich Auerbach, wenn er in seinen Arbeiten etwas flüssig reden muß. Von Ihren sonstigen Dresdner Freunden und etwa Sie interessirenden Vorfällen bekommen Sie gewiß Nachrichten; ich müßte verzweifeln, wenn Sie diese von mir verlangten.

Was mich am meisten an den öffentlichen Relationen über Ihr Wirken freute, ist, daß man nicht, wie ich aus der Kenntnis der Natur unsrer lieben Deutschen fürchtete, eine unbestimmte und abenteuerliche Erwartung davon hegte, deren Erfüllung unmöglich oder thöricht wäre und deren Nichterfüllung dennoch das möglichst Geleistete vergessen machen und herabzusetzen pflegt, daß vielmehr anspruchslose Gewissenhaftigkeit und wahre innere Kunstvollendung auch in dieser Zeit ihren Preis noch hat. Und nun erst habe ich das rechte Herz, Ihrer Anstellung um Ihret- und der Kunst willen mich zu freuen!

Und nun nichts mehr als die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus und der Wunsch, daß Sie lieb behalten mögen Ihren

O. Ludwig.

2

Otto Ludwig an Berthold Auerbach

Dresden, 11. April 1856

Ich höre gar nichts von dir, du bist doch nicht unwohl? Neulich hab ich ein Briefchen mit der Nachricht von der Gewährung eines zweijährigen Stipendiums von 400 Thalern durch den König von Baiern an dich abgehen lassen. Ob es auf der Stadtpost liegen geblieben ist?

*) Die Tragödie Ludwigs hatte auf beiden Theatern großen Erfolg, in Wien allerdings erst von der zweiten Aufführung an.

Ich stecke bis über die Ohren in meinem Stücke,*) endlich habe ich es so weit gebracht, daß mir mein Gedächtnis den Wust von einzelnen Zügen so lebhaft wieder vergegenwärtigt, daß ich ihn zu freier Anschauung mit Hilfe des Fadens der Idee im Mittelpunkte zusammenzufassen hoffen darf. Ein Hauch der irritirenden Frühlingsluft ist genug, alles wieder unter einander zu blasen; die Aufmerksamkeit läuft dann händeringend und ratlos in dem Getümmel umher, und beide steigern sich gegenseitig, Ratlosigkeit und Getümmel. —

Der Druck von „Zwischen Himmel und Erde" ist ins Stocken geraten, der Wassermangel hindert die schnelle Beschaffung des Papiers. Gestern entsann ich mich, daß ich dir die Zusendung meiner Stücke versprochen, sie gehen mit diesem Briefchen. Das „Zwischen" hab ich, beiläufig gesagt, dir gewidmet, wie du bald lesen wirst. Du hast mirs möglich gemacht, das Ding hervorzubringen, darum hat es Recht und Pflicht, deinen Namen auf seiner Stirn zu tragen.

Auch an meinem Stücke, das heißt an dem, was noch in Stücken und in unzähligen vor mir liegt, hast du Teil, und ohne es zu wissen. Gestern Abend, wie ich über dergleichen sann, ist mirs recht deutlich geworden, und ich habe mich darüber gefreut. Eigentlich hätte ich sagen sollen an dem Anflug, den ich in dem neuen Stücke nehme und den ich hoffentlich noch durch mehrere fliegen werde. Absichtlich und unabsichtlich hast du mich immer auf Gehalt hingewiesen. Nun war ich ein Vogel, dem es nicht an Federn fehlte, ehe die reale Bühne mich in ihre Hände genommen und für den Tisch des Publikums gerupft. Zum Glück war in meinen Stücken genug zu streichen, und es blieb auch immer noch etwas. Das hatt' ich nach vor manchem voraus, bei denen es Wunder nimmt, wenn man hört, es ist in ihren Stücken gestrichen worden. Nun bei vielen Menschen fällt uns erst ein, daß sie einen Kopf hatten, wenn es heißt, sie haben ihn verloren! Aber zurück zu dem, was ich eigentlich sagen wollte: im Eifer thut man immer zu viel. Es ist eine Zeit in der Entwicklung eines Dramatikers, wo er sich gehen läßt, dann kömmt eine, wo er sich die Füße zusammenbindet, aus Besorgnis einen überflüssigen Schritt zu thun. Ich hatte mich im Naturalismus verfahren: ich wollte meine Leute immer nur sagen lassen, was in der Wirklichkeit unter gleichen Umständen ungefähr gesagt würde. Das schloß alle Möglichkeit eines reichern und allgemeinern Gehalts aus. Wie ich diesen dennoch hineinbringen wollte, da zeigte sichs, daß meine Methode zu dialogisiren, in ihrer Hastigkeit und zu großen Unmittelbarkeit nicht damit in Übereinstimmung zu bringen war. Sprechweise und Gehalt zeigten sich unaufhörlich die Zähne, und im Verlaufe des Streites packte jederzeit einer von den beiden ein und überließ dem andern den Kampfplatz. Es ist wohl möglich, daß ich endlich die Geduld verloren hätte, hätten deine Mahnungen mich nicht wieder aufgestachelt. Es galt nichts geringeres als eine völlige innere Neubildung meines Talents. Jetzt sehe ich den Nutzen ein, den mirs brachte, daß ich Erzählungen schrieb! —

Es scheint, ich kann dir nicht entkommen, alle meine Wege führen wieder zu dir. Aber jetzt muß ich es wenigstens, sonst bürde ich dir eine ganze Tagesarbeit mit dem Lesen dieses Briefleins auf. Mit vielen Grüßen u. s. w.

dein

O. Ludwig.

---

*) Die Agnes Bernauer-Tragödie.

3

Otto Ludwig an Julian Schmidt

Dresden, 3. Juli 1857

Lieber Herr und Freund! Ihr Brief, den ich eben erhalten, hat mich in meinem innersten Herzen erfreut und erquickt. Es trieb mich, Ihnen auf der Stelle zu antworten, ich hatte Ihnen viel zu sagen, aber nun ich vor dem Papier sitze, weiß ich nicht, wie ich das machen soll. Es ist so viel, daß es mich verwirrt und derart, daß ich verzweifeln muß, es brieflich so zu sagen, daß Sie auch wirklich erfahren, was und wie ich es meine. Ich halte mich an das, was brieflich mitzuteilen ist. —

Ja, lieber Freund, Sie geben sich Mühe, einen vernünftigen Menschen aus mir zu machen; denn der Glaube an die Vernünftigkeit des Weltganzen ist am Ende nichts weiter als Folge des Bedürfnisses, die eigne Klarheit auch außerhalb unser wiederzufinden und an dieser Weltvernünftigkeit wiederum unsrer eignen gewisser zu werden. Früher vermochte mich kein poetisches Werk zu irren, so wenig es das Spiegelbild der Vernünftigkeit des Weltganzen, oder wenn ich so sagen darf, des Ganzen der Weltvernünftigkeit aus seinem kleinen Glase zurückwarf, ich glaube aber nicht aus Mangel an Überzeugung von dieser Weltvernünftigkeit, sondern eben weil diese Überzeugung so fest in mir war, daß ich ein solches Werk las, wie etwa ein guter Christ die verbannten Götter von Heine oder dergleichen, ohne ein Ärgernis daran zu nehmen, und ich diese Überzeugung auch in anderen als eine so feste voraussetzte, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, mit eignen wunderlichen Ausgeburten ihr ein Ärgernis geben zu können. Dazu kommt noch, daß ich von der Musik her zur Poesie kam, der Musik, die unbekümmert um alles andre als die Geschlossenheit der Stimmung alle Elemente ihres Kunstwerkes in diesen einzigen beabsichtigten Ton zusammenstimmt. — Ich mache hier einen Abstecher, und warum sollte ich nicht, da ich einmal plaudere, vom Hundertsten ins Tausendste kommen? Meines Erachtens hat man zu wenig bei Betrachtung des Kleistschen Wesens und seiner Kunst an den Einfluß seiner musikalischen Studien gedacht. Das Appelliren an das unmittelbare Gefühl, die konsequente Führung der Charaktere, die Entwicklung des Ganzen aus einem Hauptthema, das Wiederzurückkehren von den kontrapunktischen Anwendungen desselben (im zweiten Teile der Sonatenform) zu seiner einfachen anfänglichen Gestalt (im dritten), in der man den Anfang, doch unendlich reicher durch die erlebte Entwicklung seines Gehalts, wieder empfindet, Kunstmittel, die keine Kunst so konsequent und bewußt anwendet als die polyphonische Musik (die durch und durch dramatisch ist), lassen sich in jeder Kleistschen Arbeit leicht erkennen. Vielleicht ist dies auch ein Grund mit, warum Sie mich Kleist so ähnlich finden, und vielleicht, warum Kleist so stark auf mich wirken konnte, wenn er das wirklich gethan, da ich noch vor kurzer Zeit nur wenig von ihm kannte, und glaube von Shakespeare und Lessing am stärksten und nachhaltigsten bestimmt worden zu sein, welche beiden freilich auch auf Kleist stark gewirkt haben, Shakespeare im innern Wesen und Lessing besonders in der Präzision der äußern Form.

Doch auch jetzt, wo ich ganz Ihre Meinung teile, der Dichter solle in seinem kleinen Ganzen ein Spiegelbild des großen geben, jetzt, da ich erfahren, wie leicht ästhetische Eindrücke Einfluß auf das praktische Verhalten leicht bestimmbarer Menschen gewinnen können und dem Riesengang Shakespeares mit meinen kleinen Beinen nachgegangen bin und den gewaltigen Menschen so väterlich, ja oft ängstlich besorgt

gesehen, seinen Kindern nicht scharfe Dinge, wie Messer, zum Spielzeuge zu geben, doch auch jetzt noch gehe ich, trotz allen Widerstrebens (und dessen bin ich mir redlich bewußt) zu sehr auf der Spur des unmittelbaren schaffenden Musikanten. So leicht ist ein Mensch in meinem Alter nicht mehr umzukneten. Viel glaube ich auch auf den dunkeln Grund meiner Erlebnisse vom kleinen Kinde an schieben zu dürfen. Der Dichter reproduzirt, und ich glaube nicht sowohl, daß er, wie Sie meinen, sein Ideal individualisirt, als daß er es schon individualisirt in sich trägt. Der Mensch ist mehr oder weniger das Ergebnis von Jugeneindrücken, was auch seine Freiheit dazu sagen mag. Der holländische Landschafter malt die Nebel, die dunkle Färbung in seine Bilder, unter welchen er seine heimischen Gefilde von Jugend auf gesehen, auch wenn er weiß, daß Nebel keine Luft ist, und nur das durch ihn tausendfach gedämpfte Licht die hellen Lokalfarben der Dinge so grau erscheinen läßt, obgleich er weiß, der Himmel oben über dem Nebel ist blau; und seine Bilder schickt er auch nicht als gemalten Protest gegen die Bläue des reinen Himmels in die Welt. Einiges, was noch hierher gehört, werde ich, wenn ich es nicht vergesse, im Folgenden noch bringen. Es kann vielleicht jetzt gleich geschehn.

Denn ich muß mich gegen noch einiges verwahren. Sie vergleichen den Othello mit dem Erbförster; Sie setzen, scheint es, voraus, daß ich bei meiner Äußerung über den Othello dasselbe in Gedanken gethan. Über den Erbförster aber denke ich, das freundliche Lob ausgenommen, wie Sie. Ich bin zu froh, ihn hinter mir zu haben, als daß er sich so unberufen einmischen könnte. Wenn ich überhaupt mir herausnehme, Shakespeare zu vergleichen, so geschieht das nur, wenn ich ihn an sein eignes Maß halte. Und um beiläufig noch etwas zum vorigen Kapitel Gehöriges zu sagen, war mirs mit dem Erbförster nur um ein Warnungsbild zu thun, und die warnende Lehre denkt bei ihren Bildern so wenig daran, ästhetische Befriedigung zu geben, daß sie vielmehr dadurch ihren Zweck zu verfehlen fürchten würde. Je weniger Ursache und Wirkung ästhetisch proportionirt sind, desto greller wird das Bild, desto eindringlicher die Warnung. Sie erzählt nicht, daß ein Kind mit Reibezündhölzchen spielend, sich eine Brandblase am Finger zugezogen; nein: das Haus ist abgebrannt, die guten Eltern und Geschwister, ja selbst das gehätschelte Kätzchen mitverbrannt. Die mögliche Brandblase (das Nächste, Natürlichste, man könnte sagen die Regel) wird das Kind ohne große Bedenken riskiren, der Popanz muß schauerlicher aussehen.

Ich schrieb das Stück im Jahre nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris. Meine Phantasie war noch voll von dem Erlebten. So viel tüchtige Menschen hatte ich gesehen, in denen der Rechtssinn in Rachsucht umschlug, ohne daß sie es selbst wußten. Sie dachten mehr daran, wirklich oder vermeintlich Erlittenes zu vergelten, als einen bessern Zustand zu schaffen, und auch das wirklich Erlittene hatte die Leidenschaft so aufgeschwellt, daß es dem Verständigern mehr vermeintlich als wirklich erscheinen mußte. Jede Mahnung zu ruhiger Überlegung machte sie — als neues Unrecht — nur leidenschaftlicher. Die schönsten Hoffnungen des Anfanges für Freiheit und Größe des Vaterlandes gingen in Voraussicht des gänzlichen Verlustes beider unter, da man sah, die Verwirrten arbeiteten nur für die Reaktion, die nicht ausbleiben konnte. Wer hätte damals nicht mit beiden Armen durch ganz Deutschland greifen und die Unglücklichen hindern mögen zu verderben, was so gut werden konnte; wen peinigte es nicht, daß er keine Stimme dazu hatte, seine Warnung in jedes deutsche Ohr zu schreien? Dies, was mich während der Vorgänge selbst unerträglich drückte, dieser Alp konnte in seiner poetischen Gestaltung nicht erquicklich werden. Ich trug mich damals mit dem

Stoffe, der in seiner Anlage solche Imprägnirung nicht durchaus abwies. In einer Nacht plötzlich erwachend, hatte ich das ganze Stück, mit allem Detail, fertig in meiner Phantasie.

Aber wieder auf Othello zu kommen, so fiel mir während unsers Gesprächs eine Bemerkung ein, die Dr. Klee einige Zeit vorher gegen mich gemacht und mit der ich eben in meinem Herzen noch im Kriege lag: das Stück sei, wenn er es auch bewundern müsse, ihm unerträglich, weil das Leiden der armen Desdemona so weit über alle Proportion mit ihrer Schuld hinausgehe. Was ich selbst an dem Gedicht aussetze, ist ganz etwas andres und betrifft einen Mangel, den mich erst das Studium Shakespeares gelehrt, und ich tadle es, eben weil es eine Abnormität an Shakespeare selbst erscheint.

Shakespeares Quellen hatten ihm in einer Art herrlich vorgearbeitet, diese Novellen und Sagen haben alle eine ideale Einheit, die die reichste Ausmalung, die sie sie herausfordert, auch zu tragen stark genug ist. In ihnen ist der pragmatische Nexus stets der ideale Nexus selbst. Die ganze Handlung läßt sich in eine einzige ganz kurze Formel pressen, die in der abstraktesten Gestalt schon durch ihre Symmetrie erfreut. So der Kaufmann von Venedig: Freundschaft giebt sich um Liebe willen in die Gewalt des Hasses und wird von der dankbaren Liebe vor seiner Rache gerettet. Im Romeo: Liebe besiegt den Haß in ihrem Untergange an demselben u. s. w. Im Othello nun ist die Formel der Handlung: Weil Othello den Jago nicht zu seinem Leutnant machte, muß er seine Frau aus Eifersucht ermorden. Das ist ganz ungewöhnlich bei Shakespeare, wo der pragmatische Nexus so weit mit dem idealen zusammenfällt und die causa movens stets die Leidenschaft selbst ist, deren normaler Krankheitsverlauf dem Stücke den Inhalt und deren psychologische Erörterung ihm den geschlossenen Gehalt giebt. Wie die Formel steht, müßte Jago der Held sein. Um mich deutlicher zu machen, die Einheit, die man sonst bei Shakespeare findet, würde vorhanden sein, wenn Othello, von Natur zur Eifersucht geneigt, den Jago aus eifersüchtiger Furcht nicht zu seinem Leutnant machte und dieser das Dasein jenes Zünders in Othello benutzte, ihn und sein Glück in Flammen zu setzen, die beides verzehren. Oder, wenn Othello wirklich mit der Frau Jagos im Verhältnis gestanden, wo dann jenes Motiv der Zurücksetzung wegfallen müßte. Shakespeare hat auch wirklich diese beiden Motive, geschwächt und sich gegenseitig schwächend, neben einander gestellt, nämlich die bloße Zurücksetzung (nicht durch Eifersucht motivirt) und die bloße Möglichkeit eines bestandenen Verhältnisses zwischen Othello und Jagos Frau. Dadurch scheint Jagos Charakter etwas schielend zu werden, er rächt sich als beleidigter Stolzer, aber nicht wie ein Stolzer, er rächt sich als Eifersüchtiger, aber nicht wie ein Eifersüchtiger, denn dann müßte seine Rache seine eigne Frau mittreffen. Wie er da ist, ist er eigentlich der Repräsentant der Intriguirsucht, einer Unterart des Stolzes. Denn man sieht: die Menschen als Schachfiguren zu regieren und nur um den Genuß seiner Überlegenheit zu haben, ist die eigentliche Treiberin seines Handelns. Es scheint, das eine der beiden Motive macht er bloß dem Rodrigo weiß, das andre will er sich selbst weißmachen; so durch und durch Intrigant, daß er mechanisch die Künste — die bei andern zu brauchen, ihm zur Gewohnheit geworden —, bei sich selbst anwendet. Auch hier ist die Novelle einheitlicher, Jago ist in derselben in Desdomona verliebt, also auch sein Thun Eifersucht, es giebt dieses einen schönen Kontrast: der eifersüchtige Wüstling, der eifersüchtige Ehemann, hier die blickeschärfende und praktischmachende, dort die blickeumnebelnde, bethörende Eigenschaft, die die Eifersucht wie alle Leidenschaften besitzt. Aber bei allen diesen

Behandlungsweisen war, fürchte ich, die wundervolle Gestalt der Desdemona nicht möglich, oder sie stand so sehr außerhalb des Stückes; darum verdenke ich es Shakespeare nicht, sich auf der einen Seite aufgegeben zu haben, um sich auf der andern doppelt wieder zu gewinnen.

Aber — der Brief wird ein Buch, wenn ich so fortschreibe. Ich mache mir daher selber einen Schlagbaum, indem ich plötzlich einlenke in tausend Grüße von Haus zu Haus und Sie bitte, gut zu bleiben

Ihrem herzlich ergebenen
Otto Ludwig.

Die Kennzeichenlehre Giovanni Morellis

Von Adolf Rosenberg

Die Vertreter der Kunstwissenschaft pflegen mit Stolz darauf hinzuweisen, daß ihre Wissenschaft, obwohl sie die jüngste unter ihren ehrwürdigen Schwestern ist, es doch in viel kürzerer Zeit als jede andre zu einem festen System, zu einer sichern Methode gebracht habe. Zu Anfange der siebziger Jahre noch verächtlich behandelt und als unbefugter Eindringling in das heilige Gehege der Fakultäten angesehen, hat sich heute die Kunstwissenschaft wohl an allen Universitäten und technischen Hochschulen des deutschen Reichs, Österreichs und der Schweiz Sitz und Stimme erobert, und niemand wagt es mehr, ihren Jüngern die Würde des ordentlichen Professorentums vorzuenthalten. Während aber der Kampf um die äußere Anerkennung siegreich zu Ende geführt worden ist, sieht es im Innern des wissenschaftlichen Gebäudes noch mißlich und unsicher genug aus, fast so wüst und unsicher als in jener schrecklichen dilettantischen Zeit, wo Kugler, Schnaase und Waagen noch als Autoritäten galten, von denen es keine Appellation gab, und wo das glänzende Doppelgestirn Crowe und Calvacaselle noch nicht zur Erleuchtung aller Freunde und vermeintlichen Kenner der italienischen Malerei aufgegangen war. Trotz ihres steifleinenen Gewandes und ihrer trocknen Gelehrsamkeit benahmen sich die Verfasser der New history of Painting in Italy (1866) und der History of Painting in North Italy (1871, deutsche Übersetzung 1869 bis 1874), als Umsturzmänner von Grund aus, die mit kaltblütigster Rücksichtslosigkeit alte Ideale zerstörten und auf den Trümmern neue aufrichteten. Ihre Vertrauenswürdigkeit und ihr gesetzgeberisches Ansehn stiegen, besonders in Deutschland, so hoch, daß bis zum Ende der siebziger Jahre niemand einen ernsthaften Versuch machte, die von ihnen mit kühler Diktatormiene vorgetragenen An-

sichten in Zweifel zu ziehen oder gar zu widerlegen. Auf Treu und Glauben wurden ihre Bildertaufen und ihre Meinungen von dem gegenseitigen Verhältnis der Hauptmeister und dem Zusammenhange der verschiednen Malerschulen hingenommen, und ihre Lehre, die man am kürzesten und zugleich treffendsten „Beeinflussungstheorie“ genannt hat, fand gläubige Anhänger in großer Zahl.

Aber schon um die Mitte der siebziger Jahre trat ein rätselhafter Russe aus Kasan Namens Ivan Lermolieff auf, der in einer Reihe von Aufsätzen in der „Zeitschrift für bildende Kunst,“ die an die römischen Gemäldegalerien Borghese und Doria-Panfili anknüpften, das Wagnis unternahm, die Urteile der Herren Crowe und Calvacaselle nicht mehr mit bedingungsloser Anerkennung zu betrachten, sondern sie einer Nachprüfung zu unterziehen und auf Grund derselben, wenn auch noch mit schonungsvoller Achtung, ihre Irrigkeit darzutun. In diesen Aufsätzen stellte er zugleich der „Beeinflussungstheorie“ eine neue Methode kunstkritischer Prüfung gegenüber, die sich im Wesentlichen auf gewisse äußere Merkmale, wie die Formen der Hände, Füße, Ohren u. s. w. stützte, indem der Russe nachwies oder doch nachgewiesen zu haben glaubte, daß die Werke aller großen, bahnbrechenden und eigenartigen Künstler an solchen für sie charakteristischen Merkmalen zu erkennen seien, weil die Gewöhnung des Auges und der Hand ihnen gewisse Formbildungen geläufig gemacht hätten. „Wie die meisten Menschen, sowohl die redenden als die schreibenden, beliebte Wörter und Phrasen, angewöhnte Redensarten haben, die sie, ohne sich dessen zu versehen, oft anbringen und nicht selten da, wo sie gar nicht hingehören, so hat auch fast jeder Maler solche angewöhnte Manieren, die ihm entschlüpfen, ohne daß er ihrer gewahr wird. Ja es geschieht selbst, daß der Künstler manche seiner physischen Gebrechen und Unarten in sein Werk überträgt. Wer nun die Absicht hat, einen Meister näher zu studiren, besser kennen zu lernen, der muß auch auf dergleichen materielle Kleinigkeiten sein Auge richten und sie aufzufinden wissen: wozu natürlich die Beschauung eines einzelnen oder nur einiger seiner Werke nicht genügt, sondern stets eine größere Zahl erforderlich sind, und zwar aus allen Perioden seines künstlerischen Wirkens und Schaffens.“

Die Richtigkeit dieser Beobachtung des russischen Kunstforschers leuchtete um so mehr ein, als jedem Kenner der ältern und neuern Kunstgeschichte genug Belege dafür bekannt sind. Man weiß z. B., daß Genelli bei seinen Figuren seine eignen Gliedmaßen zu Rate zog, weil er keine Modelle bezahlen konnte oder wollte, und da er von der Natur mit ungewöhnlich starken Hand- und Fußgelenken begabt war, so sind diese Eigentümlichkeiten auch auf die Gestalten seiner Kunst übergegangen. Die Hände und Füße auf Bildern von Rubens zeigen schon frühzeitig eine bestimmte, durch die Stellung des Daumens und der großen Zehe scharf gekennzeichnete Bildung, von der der Meister selten oder nie abwich, und die Art, wie er die Fingernägel von dem umgebenden Fleische abhob und die Tiefen zwischen den Fingern und Zehen durch leichtes

Auftragen von Karminrot markirte, kehrt ebenfalls bei ihm fast immer wieder und ist auch von seinen Schülern und Nachahmern allgemein angenommen worden. Es ist ferner bekannt, daß van Dyck in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, wo er mit Portraitaufträgen überhäuft war, Hände und Ohren selten nach der Natur malte, sondern aus seinem ziemlich beschränkten Formengedächtnis oder, wie die heutigen Maler sagen würden, „aus der Tiefe des Gemüts" schöpfte, weshalb die genannten Extremitäten alle ein sehr einförmiges und unter sich übereinstimmendes Aussehen erhielten.

Nach solchen und ähnlichen beiläufigen Andeutungen des Russen konnte man aber damals noch nicht vermuten, daß sich daraus ein wohl organisirtes System entwickeln würde, das seinerseits eine nicht geringere Umwälzung hervorrufen sollte, als sie einst den Herren Crowe und Cavalcaselle gelungen war. Jenen Aufsätzen folgte im Jahre 1880 ein Buch unter dem Titel „die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin" (Leipzig bei Seemann), worin Ivan Lermolieff seine Methode auf eine Anzahl der berühmtesten Bilder der genannten Sammlungen anwandte und dabei zu geradezu verblüffenden Ergebnissen gelangte. In dem Grade aber, wie er sein System ausbaute und erweiterte, nahm auch die Lebhaftigkeit zu, mit der er gegen das so kunstvoll aufgerichtete Gebäude der Herren Crowe und Calvacaselle Sturm lief, und es ließ sich nicht leugnen, daß das Ansehen dieser beiden Säulen der Kunstwissenschaft durch die beißende Ironie und die vernichtende Kritik des radikalen Russen gewaltig geschädigt und jedenfalls für immer seiner Unfehlbarkeit entkleidet worden ist. Inzwischen war es ein offenkundiges Geheimnis geworden, daß der unhöfliche, von keinem Autoritätsglauben angekränkelte Mann aus Kasan in Wirklichkeit ein Italiener war, der seinen russischen Namen aus dem gutitalienischen G i o v a n n i M o r e l l i umgebildet hatte.

Giovanni Morelli, seit 1873 Senator des Königreichs Italien, ist aus Verona gebürtig. Er steht gegenwärtig im vierundsiebzigsten Lebensjahre; aber die Leichtigkeit seines Stils, die weltmännische Gewandtheit seiner Beweisführung und die überlegene Ironie nach vollendetem Beweis haben nichts Greisenhaftes an sich, es müßte denn sein, daß man in seiner Redseligkeit, die bisweilen etwas breit, aber niemals seicht ist, ein Zeichen seines Alters erblicken wollte. Da er seine Bildung auf deutschen Schulen und Universitäten, in Aarau in der Schweiz, in München und Erlangen genossen hat, auch später mit deutscher Wissenschaft und deutschem Leben in Fühlung geblieben ist, bedarf er keines Übersetzers. Die deutsche Sprache ist ihm ebenso geläufig wie die italienische, und in der Kunst der schriftstellerischen Darstellung übertrifft er sogar manche seiner Gegner, deren Muttersprache das Deutsche ist. Obwohl Morelli in München eigentlich Naturwissenschaften, insbesondere Physiologie und Anatomie studierte, hat er doch dort auch den Grund zu seinen Kunststudien gelegt, auf die er zunächst durch die Bekanntschaft mit dem Maler Genelli geführt wurde. Später lernte

er auch Gustav Waagen, den man wohl den Begründer der vergleichenden Kunstwissenschaft nennen darf, in Berlin kennen. Zu literarischen, auf die Kunst bezüglichen Arbeiten kam Morelli damals noch nicht. Nachdem er sich 1838 zu Agassiz nach Neufchâtel begeben und sich in Gemeinschaft mit diesem naturwissenschaftlichen Untersuchungen, die sich namentlich auf den Bau und die Bewegung der Gletscher richteten, gewidmet und dann seine Studien in Paris und Siena fortgesetzt hatte, war er Jahrzehnte hindurch im Dienste seiner Mitbürger, zuletzt als Deputirter in Bergamo, thätig. Aber er fand doch nebenbei Gelegenheit, durch größere Reisen seine Kenntnisse zu erweitern und sich durch eigene Anschauung ein allmählig zu großer Gründlichkeit und Bedachtsamkeit heranreifendes Urteil an dem in öffentlichen und Privatsammlungen Europas aufgespeicherten Besitz von Gemälden der italienischen Schulen zu bilden. Aus seinem Studiengange mag es sich zum Teil erklären, daß sich sein Auge zunächst für die Unterscheidung jener äußern Merkmale schärfte, auf die er seine Lehre gründete; doch ist seine Bildung so umfassend, daß er auch alle übrigen Umstände, die bei der Beurteilung eines Bildes in Betracht zu ziehen sind, die der malerischen Analyse, den geistigen Gehalt und die ästhetische Würdigung, die letztere freilich in bescheidenstem Maße, nicht außer Acht läßt. Jedenfalls befinden sich aber die im Unrecht, die Morellis Berechtigung, über Bilder zu urteilen, in Frage stellen, weil er von Hause aus Mediziner ist. Er selbst hat einen solchen Angriff kürzlich abgewiesen, indem er daran erinnerte, daß sein Hauptgegner, der gegenwätig für einen der größten Kunstkenner Europas gilt, ursprünglich Jurist und als solcher schon praktisch thätig gewesen war, ehe er sich dem Studium der Kunst zuwendete. Und dies ist kein vereinzeltes Beispiel. Die Mehrzahl der namhaften Kunstgelehrten der Gegenwart und der Professoren der Kunstgeschichte an deutschen Hochschulen ist zur Kunstwissenschaft von einem andern Studium gelangt, da bis zum Ende der sechziger Jahre kaum die Archäologie, geschweige denn die Kunstwissenschaft universitätsfähig, ein systematisches Studium der Kunstgeschichte an deutschen Universitäten also bis 1870, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, gar nicht möglich war.

So ist denn auch Morellis oben erwähntes Buch „Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin“ gerade von den gelehrtesten und besonnensten Vertretern der deutschen Kunstwissenschaft mit lebhaftem Beifall und mit Zustimmung aufgenommen worden, und Männer wie Anton Springer in Leipzig, Julius Meyer in Berlin, Karl Woermann in Dresden und Karl von Lützow in Wien haben kein Bedenken getragen, die Ergebnisse der Morellischen Kritik anzunehmen, zum Teil sogar Galerienkatalogen einzuverleiben, in keinem Falle aber zu ignoriren. Was insbesondre Springer betrifft, so ist er, was hier beiläufig erwähnt sein mag, in mehreren Fällen unabhängig von Morelli hinsichtlich berühmter Bilder zu ähnlichen Ergebnissen

gelangt wie der italienische Kritiker. So hat er z. B. zuerst die Echtheit der berühmten kleinen Magdalena des Correggio in Dresden, die in Wahrheit im günstigsten Falle eine Kopie des siebzehnten Jahrhunderts nach einem verloren gegangenen Originale Correggios ist, in Zweifel gezogen, hat auch zuerst die Ansicht öffentlich ausgesprochen, daß der nicht minder geschätzte Violinspieler im Palazzo Sciarra in Rom nicht ein Werk Raffaels, sondern wahrscheinlich eine Arbeit des in allen Sätteln der Nachahmung und Aneignung gerechten Sebastiano del Piombo sei, der sich aus Giorgione, Palma il Vecchio, Raffael und Michelangelo eine ungemein bewegliche künstlerische Physiognomie zurecht gemacht hatte, die sehr oft für das wahre Antlitz eines der vier genannten Meister gehalten worden ist.

In den weiteren Kreisen der Kunstfreunde und der aufstrebenden Jünger der Kunstwissenschaft rief Morellis Buch durch die mit Geist und Laune gewürzte Methode der Beweisführung, die etwas Sokratisches an sich hat, eine noch stärkere Bewegung, eine noch lebhaftere Begeisterung hervor, und es tauchten so viele auf, denen es vorgekommen war, als sei ihnen plötzlich „eine Binde von den Augen gefallen", daß einer der erfahrensten Kunstkenner Europas, der zwanzig Jahre dem Studium aller gemalten und plastischen Kunstwerke seit dem Beginn des Mittelalters gewidmet hat, soweit sie noch im öffentlichen und im privaten Besitz sowie im Kunsthandel Europas anzutreffen sind, es für notwendig hielt, vor der seiner Meinung nach verderblichen Theorie Morellis zu warnen und zur Umkehr zu mahnen, wenn auch nicht zu völliger Umkehr zu dem alten Autoritätsglauben der Galeriekataloge und Fremdenführer, so doch zur Abwendung von den verlockenden Pfeiferkunststücken des italienischen Nihilisten. Es ist Direktor Dr. Wilhelm Bode in Berlin, ein Mann, dem die Kunstwissenschaft so zahlreiche wichtige Entdeckungen, Nachweise, Sammelwerke und kritische Untersuchungen verdankt, daß Morelli es auf die Dauer nicht umgehen konnte, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Morelli ist einer von den italienischen Achtundvierzigern, einer von denen, in denen die Kampflust nur mit dem Tode erlischt, und mit der Leidenschaftlichkeit eines Jünglings hat er sich auf den „vornehmsten seiner Gegner" gestürzt, um mit ihm in einem neuen Buche, das kürzlich unter dem Titel „Kunstkritische Studien über italienische Malerei: Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom von Ivan Lermolieff" (Leipzig F. A. Brockhaus; mit 62 Abbildungen) erschienen ist, Hauptabrechnung zu halten, soweit die italienische Malerei in Betracht kommt. Den Kern dieses neuen Buches bilden die vor fünfzehn Jahren in der „Zeitschrift für bildende Kunst" veröffentlichten, oben erwähnten Aufsätze, die jedoch wesentlich umgearbeitet und erweitert worden sind.

Trotz der anscheinend so großen Sicherheit seiner Theorie wird Morelli doch bisweilen in die Notwendigkeit versetzt, einen Irrtum einzugestehen oder wenigstens stillschweigend wieder gut zu machen. So hat er, um nur ein

Beispiel hervorzuheben, ein vielbesprochenes, dem Raffael zugeschriebenes Bildchen: Apollo und Marsyas, das dreißig Jahre lang von seinem Entdecker und Besitzer, dem Engländer Morris Moore, allen Galerien angeboten wurde, bis es sich endlich 1883 die Verwaltung des Louvre für die unsinnige Summe von 200,000 Franks aufhängen ließ, in einem jener ersten Aufsätze für „ein herrliches Werk des jungen Timoteo Viti von Urbino" erklärt, während er es in seinem neuen Buche ein „weltbekanntes Bild des Pietro Perugino" nennt, womit er übrigens wohl das Richtige getroffen haben wird. Seinen Betrachtungen über die beiden römischen Privatgalerien hat Morelli aber noch eine Vorrede und eine sehr umfangreiche Einleitung vorausgeschickt, worin er sich eingehend über sein Prinzip und seine Methode ausspricht, häufig unter unmittelbaren Angriffen oder versteckten Seitenhieben gegen seinen Widersacher Bode. „Ist meine Auffassung und Anschauung die richtige, sagt er, so ist die seinige grundfalsch, und umgekehrt, da wir beide leider in allem die erklärtesten Antipoden sind. Was dem einen von uns schwarz erscheint, ist dem andern weiß, und was für Herrn Direktor Bode Meisterwerke sind, erscheint meinen Augen meist als mittelmäßige Schularbeit. Und weder aus seinem, noch aus meinem Munde spricht Parteileidenschaft; sowohl ihm wie mir ist es dabei lediglich um die Wahrheit zu thun, und seine Augen wie die meinen sehen die Dinge wirklich so, wie wir beide sie beurteilen und beschreiben." Aber, sagt Morelli an einer andern Stelle seines Vorworts, es giebt zwei Arten des Sehens. „Die eine ist die Sache des äußern, die andere des innern Auges. Die erste Art, die Dinge dieser Welt anzusehen, gehört jener großen Menge an, auf deren grenzenlose Glaubensfähigkeit die meisten Kunstschriftsteller auch stets gerechnet haben; die andre ist das Privilegium einer winzig kleinen Zahl einsichtsvoller und unabhängiger Kunstfreunde und Künstler. Nur diesen durch natürliche Anlagen und durch langes, freudiges Studium bevorzugten ist es vorbehalten, im menschlichen Antlitz, in der Form und Bewegung der Hand, in der Stellung des Körpers, kurz in der menschlichen Gestalt geistige Beziehungen wahrzunehmen, die den andern entweder ganz und gar entgehen oder, was dasselbe ist, ganz bedeutungslos erscheinen. Mit einem Wort: die äußre Form in den Werken der Kunst richtig aufzufassen, auf deren Erkenntnis ich ein besondres Gewicht lege, ist nicht jedermanns Sache; diese äußre Form der Menschengestalt ist nicht zufällig, wie viele meinen, sondern sie hängt von geistigen Ursachen ab, wogegen die sogenannten Schnörkel accidentiell und Sachen der Angewöhnung sind. Während nun die Grundform sowohl der Hand als des Ohres bei allen selbständigen Meistern charakteristisch und daher bei der Bestimmung ihrer Werke maßgebend ist, dürften die sogenannten Schnörkel höchstens dazu dienen, die Werke von charakterlosen Künstlern leichter zu erkennen."

In der Hauptsache richten sich Morellis Angriffe gegen die von Bode bearbeitete fünfte Auflage von Burckhardts bekanntem und mit Recht geschätztem

„Cicerone." Dagegen läßt sich aber der sehr triftige Einwand erheben, daß Bode für die gegenwärtige Gestalt dieser „Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens" nicht allein verantwortlich zu machen ist. Wie Bode selbst bei einer Besprechung des Morellischen Buches in der letzten Sitzung der „Kunstgeschichtlichen Gesellschaft" in Berlin betont hat, konnte er sich nicht entschließen, ein beliebtes und gerade wegen der glücklichen Einkleidung und Fassung seiner Urteile viel zitirtes Buch wie den „Cicerone" in allen Teilen so umzugestalten, wie es den Ansichten Bodes und dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung durchweg entsprochen hätte. Aber Morellis Kampflust ist ja nicht allein durch den Bearbeiter des „Cicerone" erweckt worden. Oft genug läßt er den „Cicerone" beiseite und sucht seinen Gegner auf andern Gebieten seiner literarischen Thätigkeit auf, wobei er ihn nicht immer bei Namen nennt, sondern sich bisweilen mit einer Anspielung begnügt. Wenn er z. B. sagt, daß man von einem Kunsthistoriker verlangen dürfe, „daß er wenigstens mit den Bahnbrechern, mit den Hauptmeistern jeder Kunstschule vertraut sei, um die Werke derselben von denen ihrer Schüler und Nachahmer unterscheiden zu können, und nicht etwa, wie dies noch immer geschieht, eine beliebige Statue für ein Werk des Michelangelo oder zweideutige Bilder für Arbeiten Verrocchios oder gar Lionardos dem Publikum aufdränge, welche, bei Lichte betrachtet, doch nur als Erzeugnisse schwacher Nachahmer der großen Künstler sich herausstellen," so wird sich kaum verkennen lassen, daß diese allgemeinen Bemerkungen im besondern auf den Berliner Kunstgelehrten abzielen, der bei der Auffindung von Werken des Verrocchio von besonderm Glücke begünstigt ist und eine aus den Magazinen des Berliner Museums hervorgezogene „Himmelfahrt Christi" mit ebensoviel Gelehrsamkeit und Scharfsinn als Erfolglosigkeit als eine eigenhändige Arbeit des Lionardo da Vinci verteidigt hat.

Wie man sich aber auch zu der Berechtigung dieser Art von Polemik stellen mag, soviel ist sicher, daß sie am Ende einen Grad von Bitterkeit hervorruft, der der Sache selbst nicht förderlich ist. Man wirft sich gegenseitig Dilettantismus vor, und das letzte Ergebnis dieses Streites ist, daß die Grundlagen der Bilderkenntnis wieder völlig erschüttert sind, und die Unsicherheit in der richtigen Benennung hervorragender Denkmäler der Malerei ärger ist als je zuvor. Und gerade um den Meister, dessen künstlerischer Nachlaß am klarsten und übersichtlichsten geordnet erschien, um Raffael, tobt der Streit gegenwärtig am heftigsten, und nicht etwa blos um die frühesten Werke Raffaels, dessen Jugendentwicklung allerdings noch in verschiedenen Punkten einer Aufhellung bedarf, sondern auch um Schöpfungen seiner Reife. Die sogenannte Fornarina in der Tribuna der Uffizien zu Florenz z. B. gilt Morelli und der Mehrzahl der Forscher jetzt als ein vortreffliches Werk des Sebastiano del Piombo, während Bode es neuerdings (in der Gazette des beaux-arts) wieder für Raffael in Anspruch genommen und dabei merkwürdiger Weise dieselben Dinge: die

goldnen Verzierungen am Kleide und die Behandlung des Pelzwerkes, zu Gunsten Raffaels geltend gemacht hat, wie Morelli für Sebastiano. Der „Cicerone“ nennt die wirkliche Fornarina in der Galerie Barberini, die fast nackte Halbfigur einer sitzenden Frau mit dem Namen Raffaels auf dem Armbande, „das eigenhändige Exemplar, unbegreiflicher Weise in neuester Zeit angezweifelt,“ während Morelli in diesem Bilde nicht die Hand Raffaels, sondern die seines Schülers Giulio Romano erkennen will. Das schöne, unter dem Namen Donna velata (die Dame mit dem Schleier) bekannte Frauenbild im Palazzo Pitti wird im „Cicerone“ als eine bolognesische Kopie nach Raffael bezeichnet, wegegen Morelli dieses „Prachtbildnis“ für eine eigenhändige Arbeit des Meisters hält, aus der „Raffaels göttlicher Geist“ ganz besonders deutlich spreche.

Doch genug der Meinungsverschiedenheiten und der Polemik, zumal da bei so schroffen Widersprüchen die Hoffnung ausgeschlossen erscheint, daß zwischen den streitenden Parteien jemals eine Einigung zu erzielen sein werde. Wenn die empirische Methode Morellis wieder nicht die richtige ist, die zur Erkenntnis der Wahrheit führt, so wird man sich eben in Geduld fassen müssen, bis man die richtige gefunden hat. Noch ist aber die völlige Verkehrtheit der Morellischen Kennzeichenlehre ebensowenig dargethan, wie die „Beeinflussungstheorie“ wieder ihr altes Ansehn gewonnen hat, und deshalb sei es gestattet, noch einige der anziehendsten Stellen aus dem Buch des Italieners hervorzuheben, der übrigens vorurteilsfrei genug ist, sich gelegentlich auch selbst zu verspotten. Bittet er doch einmal in einem der erdichteten Zwiegespräche, in die er seine Beweisführung, um sie lebendiger und eindringlicher zu machen, einzukleiden liebt, seinen Führer in den Uffizien, er möge in seiner Anführung von Beispielen innehalten, „denn sonst möchte in meinem Kopf eine solche Konfusion entstehen, daß ich vor lauter Ohren und Händen und Nägeln nicht mehr imstande sein dürfte, die Bilder selbst zu sehen.“

In Wahrheit ist es ihm bittrer Ernst mit seiner Theorie. Sie ist ihm die erste Grundlage für die Schulung des Auges und mithin der gesamten Kunsterkenntnis, und er spricht mit Beziehung darauf manches goldne Wort, das auch von den entschiedensten Gegnern der Kennzeichenlehre beherzigt zu werden verdiente. „Der Schüler sollte vor allem lernen, das Kunstwerk so vernünftig und liebevoll zu befragen, bis das Bild oder die Statue, durch seine einsichtsvolle Liebe erwärmt, ihm Antwort giebt, und so muß doch die Grundlage alles Kunststudiums die Form und die Technik bleiben. Wie der Botaniker unter seinen Pflanzen, frischen und getrockneten, der Mineralog und Geolog unter seinen Steinen und Fossilien lebt und webt, so soll der Kunstkenner zwischen seinen Photographien, und ist er wohlhabend, womöglich auch unter Gemälden und Statuen leben. Das ist seine Welt, worin er das Auge täglich zu üben und zu verfeinern hat. Es versteht sich von selbst, daß der Kunstfreund

dabei auch das Studium der umgebenden Natur keinen Tag vernachlässigen darf; will er die Werke der Kunst verstehen, so muß er doch selbst Künstler sein, d. h. er muß lernen, die Menschen und Dinge um sich herum mit dem Auge des Künstlers anzusehen." (Es verdient hier bemerkt zu werden, daß Hermann Grimm, der bei Morelli, wie ich glaube, nicht in sonderlichem Ansehn steht, schon vor länger als zwanzig Jahren mit Nachdruck auf den Nutzen hinwies, den die tägliche Beschäftigung mit Photographien nach Kunstwerken und ihr vergleichendes Studium den Schülern bringen können.) Dem künftigen Kunstgeschichtsschreiber müsse, so schließt Morelli diesen propädeutischen Teil seiner Lehre, „die Grundzüge seiner Geschichte in der Pinakothek und nicht etwa in der Bibliothek aufgehen; um Kunsthistoriker zu werden, muß man vor allem Kunstkenner sein." Der Weg zur wahren Kunsterkenntnis geht ihm nur durch „ein eindringliches, unausgesetztes Studium der Form und der Technik. Der angeborene Kunstsinn, der durch Übung zur Intuition wird, reicht nicht aus für die Kunstwissenschaft, wenn er nicht durch langwieriges Studium der Kunstwerke selbst verfeinert und ausgebildet wird."

Man hat der Lehre Morellis unter andern Vorwürfen auch den gemacht, daß die Beurteilung von Gemälden u. s. w. nach rein äußerlichen Merkmalen am Ende zu einer rein mechanischen Klassifizirung der Kunstwerke führen müsse. Daß es damit keine Gefahr hat, kann man fast auf jeder Seite des Morellischen Buches sehen. Er zieht den schönsten und reinsten Gewinn, den uns ein wirkliches Kunstwerk bieten kann, die Begeistrung und Erhebung ebenso gut wie die, die ihr Urteil zunächst durch den sogenannten „Totaleindruck" bestimmen lassen, und es scheint am Ende, als ob der ganze Zwist zwischen Morelli und seinen Gegnern auf die alte philosophische Streitfrage hinausliefe, welche Methode des Denkens der wahren Erkenntnis der Dinge näher bringe, die empirische oder die aprioristische. In demjenigen Punkt, um den sich der wissenschaftliche Streit der Bilderforscher gegenwärtig am lebhaftesten dreht, in der Bestimmung der Bilder und ihrer Schöpfer, giebt Morelli selbst zu, daß es, wenn man die Sache vom höchsten Standpunkte aus ansehe, in der Tat ganz gleichgiltig sei, „ob ein Kunstwerk unter diesem oder unter jenem Namen Genuß und Belehrung gewährt; die Hauptsache bleibt ja doch immer, daß es mir überhaupt Freude bringt, d. h. daß es meinen Geist auf angenehme Art berührt, daß es, wie die Deutschen sagen, die zartesten Saiten oder Fäden meiner Seele erzittern macht. Und zum Glück der Menschheit geschieht dies täglich in allen Bildergalerien Europas, allen Mängeln zum Trotz, welche pedantische Kunstkritiker in den Katalogen aufzufinden sich abplagen. Ein Gemälde, sagt ja ein alter Professor der Ästhetik, ist gleich einer Blume des Feldes: zarte, reine Seelen freuen sich derselben, unbekümmert darum, ob gelehrte Botaniker sie zu den Rosaceen oder zu den Malvaceen zu klassifiziren sich gefallen."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Fremdwörter und die Sozialdemokratie. In dem Kampfe gegen die Fremdwörter in unsrer Sprache ist ein Punkt noch nicht genügend hervorgehoben worden, der an sich schon ausreicht, die unbedingte, dringende Notwendigkeit dieses Kampfes zu erweisen: unsre Fremdwörter haben es dahin gebracht, daß die Sprache der Gebildeten in Deutschland von den niedern Volksklassen, insbesondre den Arbeitern, gar nicht mehr verstanden wird; sie haben zwischen Gebildeten und Ungebildeten eine Kluft gegraben, die wir nur mit großer Mühe noch überspringen können, und sie haben es uns schon fast unmöglich gemacht, auf die niedern Volksklassen irgendwie mit Erfolg einzuwirken. Diese Volksklassen verstehen uns nicht mehr. Gewisse weise Leute setzen sich aufs hohe Pferd und sagen: „Ja, wir können die Fremdwörter nicht entbehren, wenn wir vor andern Gebildeten unsre Gedanken genügend ausdrücken wollen; wenn wir vor Ungebildeten reden, so enthalten wir uns natürlich der Fremdwörter!" Hierauf kann man nur einen bekannten Ausspruch mit einer kleinen Änderung anwenden: Wär der Gedanke nicht so herzlich dumm, man wär versucht, ihn fast gescheit zu nennen. Denn wer einmal im Verkehr mit seinesgleichen sich an den Gebrauch der Fremdwörter gewöhnt hat, kann diese Gewohnheit schlechterdings nicht ablegen, wenn er mit andern Leuten reden will; die Fremdwörter kommen ihm immer wieder auf die Zunge, er kann sie nicht im Laufe seines Gesprächs oder seiner Rede nach Belieben jederzeit durch deutsche Ausdrücke ersetzen. Das gelingt ihm eben nicht. Er muß sich erst an den durchgängigen Gebrauch deutscher Ausdrücke völlig gewöhnt haben, sonst macht ihm der augenblickliche Ersatz seiner Fremdwörter viel zu viel Mühe. Wir haben aber in Deutschland das allervolkstümlichste Wahlgesetz von der Welt: wir sind darauf angewiesen, uns über die wichtigsten Fragen des Staatslebens mit allen Volksklassen zu verständigen; wir können und dürfen uns deshalb nicht das Junkervergnügen erlauben, eine besondre Ausdrucksweise zu pflegen, durch die zwischen uns und den niedern Ständen eine chinesische Mauer aufgerichtet wird. Es gehe doch einmal einer in eine großenteils von Arbeitern besetzte Wählerversammlung und versuche es, mit seinen gewohnten Fremdwörtern zu den Leuten zu reden! Er wird sehr bald überschrieen und ausgelacht werden, und froh sein können, wenn er mit heilem Rücken wieder nach Hause kommt. Die Sache ist wahrhaftig zu ernst, um auf die leichte Achsel genommen zu werden. So übertrieben es klingt, es liegt ein Körnchen Wahrheit in der Behauptung: unsre Fremdwörter haben neben so vielem andern, was ungefähr auf demselben Blatte steht, ein gutes Teil Schuld an dem Überwuchern der Sozialdemokratie in Deutschland.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Sozialdemokratie auf dem Lande
und die evangelische Kirche

Aus Hessen

Die Nachrichten über die Ergebnisse der letzten Reichstagswahl haben gewiß bei allen Freunden des Vaterlandes tiefes Bedauern erregt. Im Vordergrunde des Interesses stehen natürlich die Erfolge der Sozialdemokraten. Nicht bloß in den Städten haben sie immer weitere Kreise der Bevölkerung mit ihren tollen Ideen angesteckt, sondern auch auf dem platten Lande, das ihnen sonst verschlossen war, sind sie mit ansehnlichen Ziffern aufgetreten. Es liegt in dem Evangelium der Sozialdemokraten ein wunderbarer Zauber für die Faulen, die Leichtsinnigen, die Zurückgekommenen, und an solchen fehlt es auch auf dem platten Lande nicht.

Der unsinnige Kleiderluxus, das kostspielige Wirtshausleben, dem auch das Landvolk mit jedem Jahre mehr verfällt, der Leichtsinn in der Eheschließung und bei andern wichtigen Geschäften haben seit zwanzig Jahren eine allmähliche Verarmung weiter Kreise unsrer Landbevölkerung zur Folge gehabt. Statt sich nach der Decke strecken, will es jeder dem andern zuvorthun, sucht er andern und sich seine wahre Lage zu verheimlichen; er verfällt dem Wucherer, der ihn nach einigen Jahren kaltblütig abschlachtet und aus dem Hause wirft. So gehen ganze Dörfer, ganze Gegenden zu Grunde. Wer dann solche auf die Straße geworfene Proletarier zu seiner Gefolgschaft haben wird, läßt sich leicht voraussehen.

Es ist eine Lebensfrage für unser Land, daß der kleine und mittlere Bauernstand, der eigentliche Kern des Volkes, der mit seinem frischen Blute auch den andern Ständen immer wieder neue Kräfte zuführt, in seinem Be=

stande erhalten und gestärkt werde. Da gilt es vor allem Abwehr der Sozialdemokratie, die dem kleinen Bauer die Freude an seinem Leben leid machen würde, ihn zum Faulenzer und Bankrottirer erziehen und in ihm alle höhern Gefühle, vor allem Religion und Vaterlandsliebe, ertöten würde. In diesen Tagen konnte es ein sozialistischer Kandidat angesichts des Niederwalddenkmals wagen, seinen Hörern zu sagen, Deutschland müsse den Franzosen Elsaß-Lothringen zurückgeben. Die Franzosen seien edler und den Arbeiterinteressen freundlicher als die Deutschen. Und niemand hat Pfui gerufen! Nach der Verurteilung Boulangers wurde mir in Paris auf den Boulevards eine Rechtfertigung des Exgenerals in die Hand gegeben. Der edle Mann beteuerte natürlich seine Unschuld gegenüber all den Punkten, wegen deren ihn das Tribunal verurteilt hatte. Auch über die vielen Hunderttausende, die unter seinem Ministerium aus den geheimen Fonds ausgegeben worden sind und über die niemand Auskunft geben konnte, gab er eine Auskunft, die für uns sehr interessant ist. Er sagte, daß er sie zur Gründung des Avenir national verwendet habe, eines Blattes, das er gegründet habe, um mit den deutschen Sozialdemokraten Fühlung zu bekommen. Das französische Tribunal, das ihn gerne schuldig fand, hat ihm nicht geglaubt. Was sollten wir glauben? Auch der Aufenthalt der achtzig deutschen Sozialisten in Paris scheint ihr Vaterlandsgefühl nicht gekräftigt zu haben.

Dieses Gefühl des Hasses gegen unser Vaterland geht durch die ganze Partei. Es ist eine eminente Gefahr, die uns hier droht. Alle andern Parteien sollten sich gegen diesen einen Feind zusammenschließen, der sie doch alle vernichten will. Die Zeit, wo man die Sozialdemokraten für edle Phantasten und ungefährliche Träumer hielt, ist vorüber, wie auch die Zeit, wo man dachte, wenn man sie als politische Partei behandle und auf ihre zum Teil berechtigten Wünsche eingehe, würde man sie unschädlich machen: die Theorie von dem Ventil trifft hier nicht zu. Hier ist keine politische Partei, wie es andre Parteien sind, hier ist eine Räuberbande, die den Umsturz auf ihre Fahne geschrieben hat. Hier giebt es nur ein Mittel, das schon einmal von Lasker in seiner guten Zeit anempfohlen wurde und mit dem man auch eine Räuberbande zwingt: die Gewalt.

Das bisherige Sozialistengesetz hat die weitere Verbreitung der sozialistischen Lehren nicht hindern können, es hat aber doch ihre öffentlichen Ausschreitungen zurückgehalten. Die Bestie war da und knurrte, aber sie konnte nicht beißen. Wenn es wegfiele, trieben wir der sozialen Revolution zu. Es muß den Sozialisten mit aller Deutlichkeit klar gemacht werden, daß sie keine Aussicht zur Verwirklichung ihrer tollen Träume haben. Ein Trost ist es für jeden Deutschen, daß er auf einen Kaiser blicken kann, der den Ernst der Zeit versteht und der dem Ernste der Zeit gewachsen ist. Mögen seine Bemühungen zur Besserung des Loses der Armen von Erfolg gekrönt sein! Es wird ihm

von dem gegenwärtigen Geschlechte der Arbeiter zwar nicht gedankt werden, aber doch von einem spätern, in anderm Geiste herangewachsenen Geschlechte. Daß unser Volk zur Würdigung der ihm gewordenen Freiheiten erst erzogen werden muß, haben die letzten Jahrzehnte bewiesen.

Wer die letzte Pariser Ausstellung besuchte, konnte außer dem Eiffelturm auch sonst noch recht Interessantes sehen. Er konnte das französische Volk sehen, denn die französische Regierung, für die die Ausstellung eine willkommene Gelegenheit bot, ihre sehr erschütterte Stellung zu befestigen, hatte es durch musterhafte Veranstaltungen ermöglicht, daß man auch aus den entferntesten Departements mit wenig Kosten die Ausstellung besuchen konnte. Da sah man die Besucher mit ihren zum Teil noch sehr altfränkischen Trachten, ihren sonnverbrannten Gesichtern, ihren rauhen Arbeitshänden. Es waren meist kleine, magere, aber muskulöse Leute, und vor allen Dingen nüchterne Leute. Man sah keinen Betrunkenen, hörte kein wüstes Gejohle; es zeigte sich auf den Nasen nicht das verdächtige Rot, Blau oder Schwarz, das je nach dem Grade des Alkoholismus so manche deutsche Nase verunziert. Auch der Pariser Arbeiter, der mit Familie des Sonntags eins der bois besucht und aus dem mitgebrachten Henkelkorbe mit den Seinen seine Wurst und seinen billigen Landwein verzehrt, macht einen durchaus soliden Eindruck. Ebenso der Bürger und der Kaufmann. Allen Gesichtern war ein gewisser Ernst aufgeprägt; alle zeigten sich bei dem Besuch der denkwürdigen Stätten von Patriotismus erfüllt, aus aller Augen loderte derselbe patriotische Zorn über ihr „zerrissenes" Vaterland. Und was muß man bei uns hören? Trotz aller Kriegervereine, trotzdem daß die Schule ihre Pflicht thut, verfällt ein großer Teil unsers Volkes dem Alkohol, der Armut, der Vaterlandslosigkeit. Angesichts des großen Krieges, den wir über kurz oder lang doch sicher mit Frankreich zu führen haben werden, fragt sichs, ob das Genie und die Kriegserfahrung unsrer Heeresleitung diese Nachteile wird ausgleichen können. Die Sozialdemokratie in den Städten stumm und das kommende Geschlecht von ihr abwendig zu machen, wird ein schweres Stück Arbeit werden; aber die Arbeit ist nötig, sie muß gethan werden.

Viel leichter ist jetzt noch dem weitern Umsichgreifen der Sozialdemokratie auf dem Lande zu begegnen. Die abgegebenen Stimmen sind meist solche von Arbeitern, die Werktags in den großen Städten arbeiten, aber ihre Familie und ihre Wohnung auf dem Lande haben. Sie sind meistens Säufer, schlechte Haushalter, die mit ihren Eltern und Kindern der Gemeinde zur Last fallen. Denn in diesem Stücke nehmen sie ihren sozialistischen „Staat" voraus, daß sie sich schon jetzt nicht mehr die Mühe geben, die alten Eltern und die kleinen Kinder selbst zu versorgen. Sie glauben selbst nicht an die Möglichkeit eines Umsturzes, auch sind sie, da sie fast nichts lesen, zum Teil auch nicht mehr lesen können, noch nicht tief in die Lehren der Sozialdemokratie eingedrungen. Sie gleichen bösen Schulkindern, die einen schlaffen Lehrer gehabt haben. Bekommen sie einen

thatkräftigen, so sind sie bald wieder in Ordnung. Wird der Sozialismus in den Städten in strammer Zucht gehalten, verlaufen die ersten sozialistischen Putsche, die wir sicher bekommen werden, ergebnislos, so lassen sie es. Mittel, sie wieder zu bessern und endlich zu guten Staatsbürgern zu machen, ließen sich viele angeben. Ich nenne einige.

1. Man hat den Arbeiter zur Versicherung gezwungen. Das ist gut. Man gehe auf diesem Wege weiter. Stadt- und Landgemeinden seufzen unter einer riesig anwachsenden Armenlast. Alle Fonds, die eine fromme Vorzeit zum Besten der Armen vermacht hat, reichen nicht mehr aus. Man räume den Stadt- und Gemeinderäten das Recht ein, einen Mann, der ein notorischer Verschwender ist und später mit den Seinigen der Gemeinde zur Last fallen wird, schon in jungen Jahren zu einer weitern Versicherung zu zwingen, indem ihm ein Teil des Lohnes abgezogen und kapitalisirt wird, damit die Gemeinde nachher von diesem Kapitale die Unterstützung seiner Angehörigen bestreiten kann. Ein solches Gesetz würde zur sittlichen Erziehung des armen Volkes wesentlich beitragen.

2. Man mache endlich einmal die Wünsche des Vereins gegen Trunksucht zum Gesetz und beschränke die Zahl der Kneipen. Man scheue sich nicht, das Gesetz auf die sogenannten höhern Stände anzuwenden. Diese mögen dem Volk ein gutes Beispiel geben.

3. Man stärke die Verantwortlichkeit und Befugnis der Ortspolizei und weise derartige Übertretungen nicht mehr an die Gerichte.

4. Man beseitige die Bürgermeisterwahl auf dem Lande, die unsre Dörfer so fürchterlich entsittlicht hat. Man kann die Wahl dem Kreisausschuß übertragen, der ja auch aus der Wahl des Volkes hervorgegangen ist, da bleibt die wüste Wühlerei aus den Gemeinden weg.

5. Man stärke die Befugnis der Lehrer und Schulvorstände gegen Kinder und Eltern. Man erschrecke nicht und sehe es nicht als „mittelalterliche Barbarei" an, wenn ein künftiger deutscher Reichsbürger, der auch ein künftiger Sozialdemokrat sein kann, die Zuchtrute zu schmecken bekommt. Es ist eine Grausamkeit gegen den Lehrer, die Anforderungen zu steigern und ihm doch die Zuchtmittel zu nehmen. Man gebe dem Lehrer auch weitgehende Strafbefugnis gegen die Besucher der Fortbildungsschule.

6. Man stärke die Stellung des evangelischen Pfarrers. Die evangelische Kirche allein ist es, nicht der Einfluß der Gutsherren und Landräte, die bisher ein weiteres Umsichgreifen der Sozialdemokratie auf dem Lande verhindert hatte. Man kann es überall verfolgen, wo die evangelische Kirche ihren Einfluß verliert und zu einer Schatteneinrichtung herabsinkt, da kommt mit der Zeit, nachdem allerlei Zwischenstufen durchgemacht worden sind, bei den Armen die Sozialdemokratie. Die weiß die Leute wieder zusammenzufassen, die bringt ein neues Evangelium und einen neuen Heiland.

Nicht umsonst hat der bekannte französische Sozialist als Motto auf den Kopf seines Blattes gedruckt: Ni Dieu, ni maître. Hat das arme Volk keinen Gott mehr, in dem es zufrieden ist, ist ihm das, was ihm in den Kinderjahren als heilige und gewisse Wahrheit vorgehalten worden ist, Lüge und Pfaffentrug geworden, erfunden, um das arme Volk durch das Versprechen des Jenseits über das Elend des Diesseits zu täuschen, so ist einem solchen eben nichts mehr heilig, am wenigsten der Geldsack des Fabrikanten. Er sieht sich an als genarrt und betrogen. Wenn die neue Zeit mit ihrer Sturzflut von Gesetzen so vieles Alte geändert hat, warum nicht auch die Einrichtung des Eigentums? „Man muß nur die Mehrheit haben, und die haben wir, wenn wir einig sind: dann machen wir die Gesetze." Was will man dem entgegenhalten? Vorläufig Gendarmen, dann Kanonen; das hilft aber auf die Dauer nicht. Diesem Materialismus ist nur durch den Idealismus zu begegnen, den das Christentum predigt.

Die Stellung der evangelischen Kirche muß gehoben werden, das sollten alle, die den Staat, wie wir ihn jetzt haben, behalten wollen und lieben, einsehen. Sie hat es auch sehr nötig, daß ihre Angehörigen und alle Freunde des deutschen Vaterlandes wieder einmal einen freundlichen Blick auf sie werfen. Sie ist im Verlauf der letzten Jahrzehnte sehr an die Wand gedrückt worden, man hat ihr viele Wurzeln abgegraben. Der Materialismus richtet seine Verheerungen hauptsächlich in ihren Reihen an; der Katholik bleibt im Gehorsam gegen seine Kirche.

Wer nun dem Materialismus verfallen ist, wer den Glauben an einen persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit des Geistes als eine Kinderkrankheit betrachtet, die unter dem scharfen, aber reinen Hauche der Wissenschaft bald verschwinden müsse, für den hat das Schicksal der Kirche der Reformation kein Interesse. Aber diese bilden nur eine verschwindende Zahl, die Mehrzahl unsers evangelischen Volkes, auch der Gebildeten, ist durchaus nicht gleichgiltig gegen ihre Kirche. Das zeigte das Lutherjahr und so manches andre hoffnungsvolle Zeichen der Zeit. Und sie möchte ich aufrufen, zu der Kirche ihrer Vorfahren und ihrer Jugend wieder in ein näheres Verhältnis zu treten.

1. Vor allen Dingen dadurch, daß sie sich mehr um das bekümmern, was die evangelische Kirche ist und will. Man kann da heutzutage die bodenloseste Unwissenheit antreffen. Wenn man z. B. in den Museen und Kirchen Italiens mit deutschen Protestanten zusammengeht, so erlebt man geradezu wunderbare Dinge. Viele wissen besser Bescheid über die Religionssysteme und Göttergeschichten der antiken und modernen Heidenvölker, als über den Glauben und die Lehre ihrer Kirche und das, was in der Kirche vorgeht. Einem Katholiken gegenüber sind sie alsbald geschlagen.

2. Man helfe dafür sorgen, daß unsre Kirchen und gottesdienstlichen Einrichtungen nicht gar zu dürftig neben den katholischen stehen. Es ist durch-

aus nicht wahr, daß in Deutschland alles Geld bei den Juden sei; wir haben sehr viele reiche Evangelische, die nach allen Seiten mit freigebiger Hand ihre Gaben austeilen, aber gegen unsre evangelische Kirche und ihre Anstalten bisher ihre Hand fest zuhielten. Sie mögen sie weit öffnen. Warum müssen unsre Kirchen so kahl und nüchtern sein? Warum geht es mit der Einführung von Kirchengesangvereinen nicht besser vorwärts? Warum klagen unsre Anstalten der äußern und innern Mission über Mangel, während den katholischen Anstalten mehr zufließt, als sie brauchen? Es ist eine Wendung zum Bessern eingetreten, aber es könnte noch viel besser werden.

3. Man trete selbst zur Kirche in ein besseres Verhältnis. Es herrscht jetzt die Orthodoxie, und mit der kann ich mich nicht befreunden, wird mancher sagen. Das ist in manchen Landeskirchen richtig, und diesen wäre etwas mehr Duldsamkeit und Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart zu wünschen. Wir haben aber auch Landeskirchen, wo alle auf dem Boden des Christentums stehende Parteien einträchtig zusammenwirken, wo Mitglieder des Protestantenvereins, der doch gewiß nicht an Orthodoxie krankt, im Kirchenregiment sitzen. Wenn nun auch dein Prediger orthodoxer ist, als du wünschest, so stehst du doch in vielem mit ihm auf gleichem Boden, z. B. ist das ganze große Gebiet der christlichen Sitte allen Parteien gemeinsam. Thatsache ist es ja, daß in dem gegenwärtigen Theologengeschlecht die positiven Elemente überwiegen, und daß diese auch die tüchtigsten Kräfte haben. Die Heidenmission, die Versorgung der wandernden Arbeiter, die Gründung von Diakonissenhäusern, die Gründung von Anstalten für Epileptische, Blöde und Sieche ist von dieser Seite ausgegangen. Vielleicht war dir auch die Sprache der Predigt, die der Bibelsprache nahekommen muß, fremd, und du hast manches anders aufgefaßt, als es gemeint war. Endlich ist die Predigt zwar immer die Hauptsache bei dem protestantischen Gottesdienst, aber nicht das Einzige, was er bietet. Es werden jetzt Gottesdienste, und zwar unter großem Zulauf abgehalten, die gar keine Predigt haben und doch recht erbaulich sind.

An dem Vorbilde unsrer gebildeten Stände, besonders in den Städten, hängt sehr viel. Die Landbevölkerung sieht ihr Vorbild in der städtischen. Was sie dort sehen und hören, ahmen sie nach, so gut sie es können und verstehen. Wenn also die Gebildeten, wie in der Einfachheit und Mäßigkeit, so auch in der Frömmigkeit dem Landvolke ein gutes Beispiel gäben, so wäre auch des Pfarrers Aufgabe in seiner Landgemeinde wesentlich leichter zu erfüllen.

Der protestantische Pfarrer von heute hat keine Sinekure; die Verhältnisse sind nicht mehr so, wie sie damals waren, als Voß seine Luise schrieb, es wird ihm sehr schwer, der Hirte seiner Herde zu werden. Der Bauer hält von Haus aus nicht viel von geistiger Arbeit; Pfarrer und Schullehrer, die von ihm

beharrlich mit demselben Maße gemessen werden, gelten ihm, wenn er mit seinem Lose unzufrieden ist, als glückliche Faulenzer. Die Grenzboten brachten kürzlich einen Aufsatz, worin die Täuschungen geschildert wurden, die ein neu angetretener junger Pfarrer im ersten Jahre seiner Thätigkeit zu erfahren hatte. Ähnliches und noch Niederschlagenderes erlebt jeder, der dieses Amt wählt. Wir brauchen die Besten aus unsrer Jugend! Man helfe dazu, daß die Besten kommen, man weigere auch den eignen Sohn nicht dem Dienste der Kirche, man begleite mit seiner Teilnahme das Wirken des protestantischen Landpfarrers, wenn man zu denen gehört, die wollen, daß unser schönes, großes, herrliches Vaterland in den Grundlagen seiner Macht und Kraft erhalten werde.

Der Zunftzwang

Daß der Handwerkerstand als gewerblicher Mittelstand das Hauptbollwerk gegen die Sozialdemokratie bilden würde, wenn seine Wiederherstellung gelänge, ist schon längst ein Gemeinplatz geworden. Ein Teil der Fabrikarbeiter würde dann in den Gesellenstand zurücktreten, und die Gesellen würden sich nicht mehr als „Arbeiter," sondern wieder als Gehilfen des mitarbeitenden Meisters und als zukünftige Meister fühlen und benehmen. Die unglückselige Spaltung in „Arbeitnehmer" und „Arbeitgeber" würde auf einen geringern Umfang zurückgeführt werden. Nachdem durch die kaiserlichen Erlasse die Arbeiterfrage aufs neue in Fluß geraten und in ein andres Bett gelenkt worden ist, werden sich auch die Handwerker mit ihren Beschwerden und Wünschen bald wieder melden, umso mehr, als der Kaiser schon wiederholt lebhafte Teilnahme für ihre Bestrebungen geäußert hat. Da ist es denn an der Zeit, es auszusprechen, daß die Zünftler unter schadenfroher Beihilfe ihrer Feinde den Wagen gründlich verfahren haben. Erstens schon dadurch, daß sie immer vom Handwerk in der Einzahl sprechen, während doch die verschiednen Handwerke sich in sehr verschiednen Lagen befinden und ganz verschiedne Bedürfnisse haben; wenn irgendwo, so war hier auf diesem reichen und bunten Gebiete das Verallgemeinern vom Übel. Zweitens dadurch, daß sie den Zwang in den Vordergrund stellen, und damit nicht allein bekunden, wie wenig sie das Wesen ihrer Vorbilder, der alten Handwerkerkörperschaften, und ihre eignen Bedürfnisse begriffen haben,

sondern auch ihren Gegnern den Kampf ungemein erleichtern. Wir beschränken uns für heute auf den zweiten Punkt und versuchen den Ausweg aus der Klemme anzudeuten.

Unsre Zünftler erwarten das Heil vom Lehrlingsparagraphen und vom Befähigungsnachweis. Gegen den ersten wäre höchstens einzuwenden, daß er nichts nützen wird. Der zweite aber ist schlechthin unzulässig. Unter den klassischen Zeugnissen dafür, daß der Befähigungsnachweis die Leistungen der Handwerker nicht hebt, sondern herunterbringt, indem er durch Beseitigung aller Konkurrenz dem Schlendrian Vorschub leistet, befinden sich bekanntlich auch solche vom Fürsten Bismarck. Das mittelalterliche Gewerbe ist ohne den Befähigungsnachweis groß geworden. So oft in Florenz die kleinen Leute ihn forderten, schlugen die Signoren das Ansinnen rund ab. Denn, pflegten sie zu sagen, vom Arzte und vom Anwalt muß man zwar den Befähigungsnachweis fordern, weil sie ihre Kunden schädigen, wenn sie ihre Kunst nicht verstehen; der Handwerker aber schädigt durch die schlechte Ware, die ihm ja auf dem Halse bleibt, niemand als sich selber, und es ist nicht unsre Aufgabe, erwachsene Personen vor Schädigungen zu bewahren, die sie sich selbst zuziehen. Etwas anders verhielt sich die Sache bei Erzeugnissen für die Ausfuhr, z. B. bei Tuch und Seidenstoffen. Hier würde durch Verschickung schlechter Ware der gute Ruf des Ursprungsortes vernichtet worden, sein Absatz verloren gegangen sein, und das wäre eine Schädigung nicht allein sämtlicher Gewerbegenossen, sondern sogar der ganzen Stadt gewesen. Hier war also eine Prüfung notwendig. Aber man prüfte nicht den aufzunehmenden Mann — das wäre gar keine Bürgschaft gewesen gegen leichtfertiges und unehrliches Gebahren in der Zukunft —, sondern jedes einzelne Erzeugnis des Aufgenommenen; kein Stück Tuch wurde gestempelt und herausgelassen, ehe es in Beziehung auf Maß und Güte geprüft worden war; jedes zu kurze, zu schmale oder schlechte Stück wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit verbrannt.

Die Meisterprüfung wurde später eingeführt, nicht um die Güte der Erzeugnisse zu sichern, sondern um die Zahl der Gewerbtreibenden zu beschränken und die Zunft abzusperren, während in der Blütezeit des Handwerkes jeder aufgenommen worden war, der nur das mäßige Eintrittsgeld zahlte. Es ist nun ein offenes Geheimnis, daß unsre heutigen Zünftler nur darum an die Verfallzeit anstatt an die Blütezeit der alten Innungen anknüpfen, weil es ihnen ebenfalls weit weniger um die Güte ihrer Erzeugnisse und um die tüchtige Ausbildung der Lehrlinge, als um die Beseitigung der Konkurrenz zu thun ist. Es wäre ja auch wirklich recht schön, wenn sie die Zahl der Gewerbegenossen willkürlich beschränken, dann die Preise willkürlich festsetzen und ihre Kunden ganz nach Bequemlichkeit, d. h. so schlecht wie möglich bedienen könnten, und wir würden das den armen Schuhmachern und Schneidern als Entschädigung für die ausgestandnen Nöte von Herzen gönnen, wenn es ginge,

aber es geht nicht. Nachdem man den Gewerken die Macht eingeräumt hätte, die Zahl der Meister willkürlich zu beschränken, würde die Frage entstehen, ob die Zahl der Lehrlinge ebenfalls beschränkt oder freigegeben werden solle. Im letztern Falle würden jene Lehrlinge und Gesellen, denen jede Aussicht auf Selbständigkeit versperrt ist, noch weit zahlreicher werden als jetzt; die Gesellen wären erst recht „Arbeiter"; sämtliche Meister hingegen würden in den Stand der Fabrikanten aufsteigen. Für die Arbeiter wäre es dann ein schlechter Trost, daß der Mann, der sie „ausbeutet," jetzt nicht mehr Kommerzienrat Cohn, sondern Obermeister Müller heißt, und wir bekämen die alte Arbeiterfrage in veränderter, aber nicht in verbesserter Auflage. Oder die Zahl der Lehrlinge würde ebenfalls beschränkt, sodaß jedem neu eintretenden Handwerksgenossen die zukünftige Selbständigkeit gesichert wäre. Dann würden sich die Staatsbehörden vor die Wahl gestellt sehen, jedes Jahr zu Ostern die überschüssigen konfirmirten Jungen entweder totschlagen zu lassen oder nach Kamerun zu verladen. Es giebt in ganz Europa keinen Staatsmann, der toll genug wäre, einen solchen Zustand herbeizuführen.

Aus dem Unrecht der Zünftler folgt aber nicht etwa, daß die Liberalen Recht haben. Nichts ist lächerlicher als der Feuereifer reiner Nächstenliebe, mit dem sie für das Recht und die Freiheit des armen Arbeiters eintreten, sich an jedem beliebigen Ort und durch jede beliebige ehrliche Beschäftigung nicht allein zu ernähren, sondern auch zum Fabrikanten emporzuschwingen. Einige gedankenlose Schwärmer scheint es ja wirklich unter den Zeitungsschreibern zu geben, die sich einbilden, alle Schusterjungen könnten Schuhfabrikanten werden, obwohl die Heinzelmännchen, die dann für die Arbeit erforderlich wären, längst ausgestorben sind. Aber die Hauptstützen der unbeschränkten Gewerbefreiheit wissen ganz genau, wie die Sache steht und was sie wollen. Sie wissen, daß die zukünftige Fabrikantenschaft des Schusterjungen nicht mehr wert ist, wie der Marschallsstab im Tornister des gemeinen Soldaten, daß zwar der Kapitalist die Freiheit hat, eine Schuhfabrik zu errichten, daß jedoch dem kleinen Meister nur die Freiheit bleibt, zu wählen, ob er als Arbeiter beim Fabrikanten eintreten oder zu Hause um Gesellenlohn für ihn arbeiten will. Die Freiheit, für die man eifert, ist nicht die Freiheit der Handwerker, sondern nur die der Kapitalisten.

Auch mit den Vorschußvereinen, die als zeitgemäßer Ersatz für die alten Innungen gepriesen werden, ist weit mehr den Kapitalisten als den Handwerkern gedient. Zu sechs Prozent bekommt der sichere Mann Geld bei jeder Bank und bei jedem rechtschaffenen Kapitalisten, ohne daß er zwei Bürgen braucht; wer aber seinen Kredit mit zwei Bürgen zu stützen genötigt ist, der hat eben keinen Kredit und soll sich auf kein Geschäft einlassen, das Kredit erfordert. Es war das Zeichen eines schlechten Gewissens, daß die Vorschußvereine sich so heftig gegen die Bestimmung des neuen Genossenschaftsgesetzes sträubten,

nach der sie an Nichtmitglieder kein Geld verleihen sollen. Daraus erkannte man deutlich, daß sie nicht wirtschaftliche Hilfsvereine, sondern Erwerbsgenossenschaften, Geldinstitute sind, wie sich denn auch wirklich einige von ihnen nach Einführung des neuen Gesetzes in Aktiengesellschaften verwandelt haben. Von gewöhnlichen Aktiengesellschaften unterscheiden sie sich nur dadurch, daß sie auch den wohlhabendern Handwerkern, die sich früher auf Geldgeschäfte nicht verstanden, Anleitung dazu gaben und Gelegenheit verschafften. Solche Handwerker nun, die ohnehin in guter Lage waren, haben den Vorteil davon gehabt, während die ärmern, denen angeblich geholfen werden sollte, durch die teuern Darlehne nur tiefer hineingeraten sind, wenn sie nicht den Kopf aus der Schlinge zogen und ihre gutmütigen Bürgen für sich bluten ließen.

Das Wesen der alten Innungen ist nicht in jenen Sperr-, Zwangs- und Monopolmaßregeln zu suchen, die erst zur Zeit des Verfalls in Übung kamen, sondern in positiven Leistungen. Die Mitglieder waren einander in allen Lagen des Lebens (Krankheit, Unglücksfälle, Wanderschaft) sowie in allen Angelegenheiten des Gewerbes behilflich und standen wie ein Mann zusammen, wo es die Erreichung eines gemeinsamen Vorteils oder die Abwehr von Gegnern galt. Die Zünfte solcher Gewerbe, die ein bedeutendes Betriebskapital erforderten, nahmen geradezu die Gestalt von Produktivgenossenschaften an. Die Tuchmacher z. B. besorgten den Wolleinkauf im Auslande gemeinschaftlich und legten gemeinsame Walken, Schergaden, Lagerhäuser und Verkaufshallen an. Sie waren Produktivgenossenschaften nicht im schlechten kommunistischen Sinne, sondern in jenem vernünftigen Sinne, wie jeder Staat eine ist, indem die Gemeinschaft nur das übernimmt, wofür der Einzelne zu schwach ist, in allem übrigen aber ihren Mitgliedern freie Hand läßt.

Diesen Grundgedanken müssen die verschiednen Gewerbe ergreifen, und jedes einzelne muß ihn individuell ausgestalten, seiner eignen Natur und den modernen Verhältnissen gemäß. Die Weber, die Schneider, die Kunsttischler und die Bauhandwerker brauchen viererlei ganz verschiedne Einrichtungen; nichts dümmer und nichts verderblicher, als alle über einen Kamm scheren wollen! Mit Hilfe jener kleinen Maschinen, die von einem gemeinsamen Mittelpunkte aus mit Triebkraft gespeist werden, vermöchten vielleicht sogar die von der Großindustrie bereits verschlungenen Weber sich ihre Selbständigkeit zurückzuerobern, während die Maschinenbauerei und ähnliche Gewerbe selbstverständlich nur im großen betrieben werden können. Vier Tischlermeister, die gemeinschaftlich ein paar Maschinen anschaffen, den Holzeinkauf gemeinsam betreiben, einen gemeinschaftlichen Laden mieten, einander mit der Kasse gegenseitig aushelfen, einander die aus Büchern, aus Zeitschriften, auf Reisen und Ausstellungen erspähten Handwerksvorteile mitteilen, leisten mehr für die Wiedergeburt ihres Gewerbes, sofern es einer solchen bedarf — denn unsre Tischlerei kann sich auch jetzt schon sehen lassen — als alle Reden der Handwerkertage

und alle Gesetzesparagraphen. Der Schwerpunkt der finanziellen Seite liegt nicht in der Beschaffung des Kredits, sondern darin, daß man den Kredit überflüssig macht. Der Meister, der stets ein paar Thaler bares Geld in der Hand hat und nicht über seine Kräfte hinaus arbeitet, braucht keinen Kredit und spart die Zinsen. Dieser Zustand aber wäre sehr wohl zu erreichen, wenn die Handwerker nicht allein selbst in Geldsachen durchaus ehrlich und umsichtig verführen, sondern auch durch einmütige Kreditverweigerung ihre Kunden zur Ehrlichkeit zwängen. Denn die bei uns herrschende abscheuliche Borgwirtschaft ist einfach unehrlich. Wer den Handwerker regelmäßig erst nach Ablauf eines Jahres bezahlt, auch dann noch nicht vollständig, sondern von Jahr zu Jahr mit einer größern Summe hängen bleibend, bis sich schließlich ein Rest ergiebt, der beim Wegzug oder Tode des Schuldners wegen Unvermögens oder Verjährung nicht mehr eingetrieben werden kann, bestiehlt den Handwerker. Hier könnte das Gesetz durch möglichst kurze Verjährungsfristen den Handwerkern zu Hilfe kommen.

Von solchen Gesetzen aber, die lebenskräftige Körperschaften erst schaffen sollen, anstatt schon vorhandnen nur ihre wohlerworbenen Rechte zu sichern, können wir uns keine Wirkung versprechen. Jede Körperschaft legt ihren Mitgliedern natürlicherweise Beschränkungen auf, und ist sie stark geworden, so vermag sie auch nach außen hin Zwang auszuüben. Aber Beschränkungen und Zwangsgewalt gesetzlich verordnen für Körperschaften, die noch gar nicht vorhanden sind, hat keinen rechten Sinn. Alle alten Innungsprivilegien sind an Körperschaften verliehen worden, die schon lange bestanden und sich bewährt hatten. War das Tuchmachergewerbe an einem Orte, z. B. in Ypern vollständig eingerichtet, so konnten die Meister selbstverständlich die Benutzung der geschaffenen Einrichtungen, die ihnen ja Geld kosteten, nicht unentgeltlich gestatten; sie mußten von jedem, der sie benutzte, Beiträge, d. h. den Beitritt zur Zunft fordern; lediglich darin bestand anfangs der Zunftzwang. War dann das Yperner Tuch in der Welt bekannt geworden, so konnten sie nicht dulden, daß schlechtes Tuch unter dem Namen und mit dem Wappen der Yperner Gilde in die Welt ging, denn dadurch würden sie den Markt verloren haben; sie mußten also die Tuchfabrikation am Orte einer Aufsicht unterwerfen. Darin bestand die später eintretende Verschärfung des Zunftzwanges. Wenn dann schließlich der städtische Magistrat oder an andern Orten der Landesfürst ein Privilegium verlieh, so that er damit weiter nichts, als daß er den durch die Thatkraft, die Weisheit und den Fleiß der Gewerbegenossen geschaffenen Zustand amtlich anerkannte und unter seinen Schutz stellte. Unsre heutigen Meister sollen also vorher durch private Vereinigungen, die der gesetzlichen Anerkennung nicht bedürfen, zeigen, was sie auf dem fraglichen Felde wollen und können. Besitzen sie Rührigkeit, opferwilligen Gemeingeist und Weisheit genug, um etwas Tüchtiges zustande zu bringen, so werden sich die passenden

Paragraphen nachträglich leicht finden. Fehlt es aber an jenen Eigenschaften, dann können alle Paragraphen nichts helfen. Zum richtigen Korporationsgeiste können sie es vorläufig schon deswegen nicht leicht bringen, weil sie ihre Kräfte in Dutzenden von Vereinen zersplittern. Und die freisinnige Presse befördert diese unnatürliche Auseinanderreißung des Zusammengehörigen nach Kräften, indem sie unablässig den Satz predigt: Es giebt keine Stände mehr. Welcher Unsinn! Als ob der Arzt, der Müller und der Schornsteinfeger dadurch, daß sie vor Gericht und in der Staatsverfassung gleichgestellt werden, aufhörten, Arzt, Müller und Schornsteinfeger zu sein!

Schliemanns Ausgrabungen und Ägypten

Im achten Jahre der Regierung Rhamses des Dritten drohte dem alten Ägypten eine große Gefahr. Nachdem das Land schon seit Jahrzehnten durch die Einfälle fremder, bis dahin unbekannter Völkerschaften beunruhigt worden war, kamen damals (im dreizehnten Jahrhundert v. Chr.) neue Gerüchte von einem feindlichen Heer und einer großen Flotte, die sich von Norden her dem Nile näherte. Der erste Stoß der Angreifer traf das Chetareich im nördlichen Syrien. Wenige Menschenalter früher hatten noch die Cheta den Eroberungsgelüsten Rhamses des Zweiten, „des Großen," nicht ohne Erfolg widerstanden. Vor dem Ansturm dieser Völkerwanderung brach ihr Reich zusammen. Denn nicht ein Raubzug, eine wirkliche Völkerwanderung war es, was damals von Norden nach Süden drängte. Es waren „die Völker, die von ihren Inseln im großen Meere gekommen waren" und die nun, wie die ägyptische Inschrift sagt, das Land bis zur Vernichtung heimsuchten, mit Ruder- und Segelschiffen am Strande hinfahrend, auf schwerfälligen Ochsenkarren zu Lande Weib und Kind mit sich führend: die Schardana, Danauna, Turuscha, Schakaruscha und andre Stämme. Nach der Niederwerfung der Cheta war das reiche Nilland ihr Ziel. Aber schon hatte der Pharao seine Kriegsmacht zusammengezogen und rückte den Feinden mit zahlreichen Schiffen und einem starken Heere bis an die Ostgrenze seines Reiches entgegen. Die Schlacht wurde zu Wasser und zu Lande geschlagen und endete mit der Niederlage der Angreifer.

Seit dem Bekanntwerden der großen Inschrift im Tempel von Medinet-Habu, wo Rhamses der Dritte seinen Sieg durch Schrift und Bild verherrlicht

hat, ist über die Deutung der Namen jener Völkerschaften gestritten worden. Schon die ersten Gelehrten, die sich damit beschäftigten, glaubten in den Schardana die Bewohner von Sardinien erkennen zu dürfen, in den Danauna die Danaer und in den bei einem frühern Einfall erwähnten Agaiwascha und Turscha die Achäer und Tyrsener oder Tyrrhener, d. i. die Etrusker. Es muß zugegeben werden, daß man in der Deutung dieser Völkernamen zu weit gegangen ist. Besonders die Gleichsetzung der Schardana und Turscha mit den westlichen Sardiniern und Etruskern ist nicht zu rechtfertigen. Auch diese Stämme werden gleich den Danaern ihre Wohnsitze am Ostbecken des Mittelmeeres gehabt haben. Von den Tyrrhenern berichtet Herodot, sie hätten auch in Thracien gewohnt, und dieser Bericht hat erst vor kurzem durch die Auffindung einer alten lemnischen Inschrift eine unerwartete, aber unzweifelhafte Bestätigung erhalten; und wo die Schardana ihre Heimat hatten, darauf deuten Namen wie Sardes hin. Es waren Kleinasiaten, Bewohner Griechenlands und Inselgriechen; wie Rhamses der Dritte selbst sagt — und er konnte es von den zahlreichen Kriegsgefangnen wissen: sie kamen „von ihren Inseln im großen Meere."

Diese Inschrift des Rhamses eröffnet uns einen wunderbaren Einblick in das Dunkel, das über den Völkerbewegungen und Völkerverbindungen des zweiten vorchristlichen Jahrtausends liegt. Konnten sich damals zahlreiche Stämme Kleinasiens und Griechenlands zu einem gemeinsamen Angriff auf Ägypten vereinigen, so müssen diese Küstenländer in engem Verkehre gestanden haben. Anstatt der Abgeschlossenheit, die für diese frühen Zeiten behauptet wird, anstatt eines Kampfes aller gegen alle sehen wir das Ostbecken des Mittelmeeres wie etwas Gemeinsames in die älteste Geschichte eintreten, als ein Gebiet, dessen Küsten durch zahlreiche Fäden unter einander und mit den großen Kulturstaaten des Ostens verbunden sind. Denn jener Zug nach Ägypten darf nicht als ein vereinzeltes, jeder Vorbereitung und jeglicher Nachwirkung entbehrendes Ereignis aufgefaßt werden. Überall sind dem ersten feindlichen Angriff friedliche Verbindungen vorausgegangen und, wenn das Unternehmen scheiterte, gefolgt.

Wer das ägeische Meer aus eigner Anschauung kennt, den konnte der Nachweis jener frühen Völkerbewegungen überraschen, die geschichtliche Thatsache selbst nicht. Nur im Arbeitszimmer und auf dem Atlas orbis antiqui erscheint die reiche Inselwelt des Archipelagus und die gastliche Küste Phöniziens durch ein weites Meer getrennt. Dem Schiffer, der vom Hellespont hinaufsegelt, sind schon an der Ausfahrt aus der Meerenge die Berge von Imbros und Lemnos in Sicht; wie auf vielbefahrener Straße zahlreiche Herbergen Unterkunft bieten, so hebt sich Insel an Insel aus der Flut bis nach Kreta hinüber, und an der Südküste Kleinasiens scheinen die großen Inseln Rhodus und Cypern gleich zwei Leuchttürmen den Weg nach Osten wie nach Westen

hin zu weisen. Nicht das ist wunderbar, daß die Bewohner dieser Küsten schon in den frühesten Zeiten eng verbunden waren; wunderbar wäre es, wenn es nicht so gewesen wäre.

Es gab in der Altertumswissenschaft unsers Jahrhunderts eine Zeit, wo man, von ähnlichen Erwägungen ausgehend, am liebsten die ganze Bildung und Gesittung Griechenlands aus Ägypten hergeleitet hätte. Der Gegenschlag gegen diese alles Maß überschreitende Behauptung konnte nicht ausbleiben. Aber nun ging man wieder nach der andern Richtung zu weit. An Stelle der frühern Ägyptomanie trat eine förmliche Ägyptophobie. Das Volk der alten Griechen sollte nun einer Treibhauspflanze gleichen, über die der Gärtner ein Glasgefäß stürzt, um sie vor allen schädlichen Berührungen, vor jedem kalten Windhauch zu schützen. Die Geschichte kennt derartige Treibhauspflanzen nicht; das einzige Volk, das, durch die Lage seines Landes begünstigt, sich gewaltsam vom Auslande abzuschließen versucht hat, das chinesische, ist nicht zur Vollkommenheit gediehen, sondern bis zur Verkrüppelung ausgewachsen. Und Griechenland ist nicht durch Wüsten und unübersteigliche Gebirge von den Nachbarländern geschieden, sondern rings von einem Meere umflutet, das zur Ausfahrt wie zur Einfahrt ladet. Trotzdem hat man sich lange gesträubt, eine Beeinflussung der Griechen durch die damals viel höher entwickelten Oststaaten zuzugeben. Die bekannten Erzählungen von einer mächtigen Seeherrschaft des Königs Minos von Kreta, der vor Zeiten den ganzen Archipel unter seinen Willen gezwungen haben soll, die Berichte über die Herkunft des „Phöniziers" Kadmos, der Aufenthalt des Danaos in Ägypten, die Kunstthätigkeit der kleinasiatischen Kyklopen, die dem Pelops aus ihrer Heimat gefolgt sein sollen, um ihm die feste Königsburg Mykenä zu bauen — alles das galt als späte Fabel ohne jeden geschichtlichen Hintergrund. Und als man angesichts der zahlreichen Vasenfunde, die auf einen langen Verkehr zwischen dem alten Griechenland und den östlichen Völkern hinwiesen, sich endlich doch dazu entschließen mußte, die Beeinflussung Griechenlands durch den Osten anzuerkennen, so glaubte man wenigstens dabei stehen bleiben zu müssen: Kleinasien, Phönizien, Mesopotamien können auf Griechenland eingewirkt haben, aber niemals in so früher Zeit Ägypten. Das Nilthal wurde von dem Verkehr auf dem Mittelmeere völlig abgeschlossen, gleich als wenn der Nil nicht in sieben Mündungen ins Meer hinausströmte, sondern im Fruchtboden des Deltas versiegte!

Erst in den letzten Jahren beginnt man auch über die Verbindungen des alten Griechenlands mit Ägypten wieder anders zu urteilen. Man giebt zu, daß zwischen den beiden Ländern schon in sehr früher Zeit ein gewisser Verkehr bestanden haben muß; nur über die Wege, die er eingeschlagen hat, und über das mehr oder weniger ist man noch nicht einig. Das Verdienst, diese Umwälzung in der Altertumswissenschaft vorbereitet zu haben, gebührt unstreitig

Schliemann und seinen Ausgrabungen. Mit lautem Spott und kaum verhehltem Mißtrauen sind anfangs Schliemanns Berichte über seine Funde, den „Schatz des Priamos“ und das „Grab des Agamemnon“ aufgenommen worden, und nicht ohne Grund hat man gegen den unermüdlichen Forscher die Vorwürfe eines allzu rücksichtslosen Grabens, einer zu geringen Aufmerksamkeit auf die nähern Fundumstände erhoben. Seitdem sind mehr als zehn Jahre vergangen. Schliemann selbst hat jene Ansichten jetzt zurückgenommen, die er früher in Übereilung, in leicht begreiflicher Überraschung und Aufregung über die reichen Ergebnisse seiner Ausgrabungen ausgesprochen hat. Und was zur Zeit der Auffindung noch durchaus neu und fremdartig, ja vielfach geradezu ungriechisch und barbarisch erscheinen mußte, das hat sich unterdessen mit neuern Funden zusammenordnen lassen, und schon glaubt man die verbindenden Fäden zu sehen, die von Mykenä aus in die homerische und geschichtliche Zeit Griechenlands herabführen.

Bei der großen Bedeutung, die Schliemanns Ausgrabungen für die Geschichte nicht weniger wie für die Kunst- und Kulturgeschichte erlangt haben, kommt ein Buch zur rechten Zeit, das die Ergebnisse jener Grabungen in zusammenhängender, übersichtlicher und durch zahlreiche Abbildungen erläuterter Darstellung, vor allem aber in zuverlässiger Darstellung bespricht: „Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen (!) Wissenschaft.“ Dargestellt von Dr. Carl Schuchhardt. Mit 2 Porträts [Schliemanns und seiner Gattin], 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890). Der größere Teil der vorzüglichen Abbildungen ist den ebenfalls von F. A. Brockhaus verlegten Werken „Ithaka“ (1869), „Trojanische Altertümer“ (1874), „Mykenä“ (1877), „Ilios“ (1880), „Orchomenos“ und „Reise in der Troas“ (1881), „Troja“ (1884) und „Tiryns“ (1885) entlehnt; zahlreiche Gegenstände aber werden hier zum erstenmal abgebildet nach Photographien oder Zeichnungen des Verfassers und andrer. Bei einem längern Aufenthalt in Griechenland und Vorderasien und im freundschaftlichen Verkehr mit Schliemann und den athenischen Gelehrten hat Schuchhardt Gelegenheit gehabt, das Wichtigste zu sehen und nachzuprüfen; abgesehen von einigen Flüchtigkeiten und Ungleichheiten — die schlimmste ist wohl Seite 15 verglichen mit Seite 343 — kann das Buch allen, die sich über die griechische Heldenzeit und die Verhältnisse, aus denen die homerischen Gedichte hervorgegangen sind, belehren wollen, warm empfohlen werden.

Ein Hinweis auf die oben erwähnte Siegesinschrift Rhamses des Dritten wird bei Schuchhardt vermißt. Doch bietet sein Buch reichlichen Stoff zur Beantwortung dreier Fragen, nämlich 1. Waren die Küsten des Archipels, die „Inseln im großen Meere“ wirklich schon einmal in vorhomerischer Zeit durch gemeinsame Bildung verbunden? 2. Ist diese Bildung durch Ägypten beeinflußt

worden? 3. Sind diese Einflüsse mit der großen Inschrift in Medinet-Habu gleichzeitig?

Besonders an drei Orten hat Schliemanns Spaten mit Erfolg eingesetzt, in Mykenä, Tiryns und Troja (Hissarlik). Diesen Herrschersitzen und den gleichalten Königsburgen auf der Akropolis von Athen und dem Inselchen Gulas im Kopaissee ist zunächst die geographische Lage gemeinsam. Sie liegen nicht unmittelbar am Gestade, sondern etwas landeinwärts, da, wo die letzten Hügel sich zur Strandebene senken; doch liegen sie auch nicht zu weit vom Meere entfernt, als daß nicht im Fall eines Angriffs von der Seeseite her die streitbare Mannschaft am Hafen hätte sein können, noch ehe die in Sicht gekommenen feindlichen Schiffe diesen erreicht hatten. Auch die Sage vom trojanischen Kriege verlegt die erste Schlacht und den Fall des Protesilaos nicht unter die Mauern der bedrohten Stadt, sondern ans Gestade. Gemeinsam ist diesen Königsburgen ferner die feste Umwallung aus unbehauenen, gewaltigen Steinblöcken. Nur Troja bildet hiervon eine Ausnahme; seine Mauern sind durch kleinere Steine weniger kunstvoll aufgeführt. Die übrigen Funde lehren uns, daß die sagenberühmte Stadt des Priamos überhaupt nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit den Herrschersitzen Griechenlands gleichen Schritt gehalten hat. Die Anlage des Palastes, die frühesten Schmucksachen, die ältesten Vasenscherben sind zwar dieselben hier wie dort; aber in Mykenä, Tiryns und Orchomenos sind außerdem noch zahlreiche Reste einer vorgeschrittenen Bildung erhalten, die in Troja völlig fehlen, vor allem die bewunderswerten Kuppelgräber (die sogenannten Schatzhäuser des Atreus und Minyas), goldne Schmucksachen von eigentümlicher Schönheit und Gegenstände, die auf einen lebhaften Handel mit dem Osten und Ägypten hinweisen. Die Aschen- und Schuttmassen in den Trümmern von Hissarlik lassen auch gar keinen Zweifel darüber, wodurch die Entwicklung der Stadt jäh unterbrochen worden ist: die Königsburg von Troja ist durch Feuer zerstört worden.

Mykenä dagegen, die feste Burg des Atridengeschlechts, muß noch lange Zeit nach Trojas Fall geblüht haben, reich durch die Macht seiner Herrscher und durch Handel mit den Inseln des Archipels und fernern Ländern. Nicht nur die Verzierung der goldnen Schmucksachen mit Darstellungen von Muscheln und Seetieren weist daraufhin, wie vertraut den Bewohnern von Mykenä das Meer war; auch die weite Verbreitung der mykenäischen Gefäße zeugt dafür, daß zu jener Zeit im Ostbecken des Mittelmeeres ein lebhafter Handelsverkehr bestand. Die in ihren schönsten und häufigsten Beispielen in Mykenä gefundene Vasengattung ist außer dem Festlande von Griechenland auch auf den Inseln des Archipels, in Kleinasien und bei neuern Ausgrabungen sogar in Ägypten im Fayum zu Tage gekommen. Und wie wir hier in Ägypten Mykenäisches anzuerkennen haben, so finden wir anderseits unter den Trümmern von Mykenä zahlreiche Gegenstände, die aus Ägypten eingeführt worden sein

müssen. Das Straußenei, das im fünften Schachtgrabe lag, kann nur über Ägypten nach Griechenland gekommen sein. Unter den geschnittenen Steinen ferner ist ein echt ägyptischer Scarabäus mit dem hieroglyphisch geschriebenen Namen der ägyptischen Königin Tii. Dolchklingen von kostbarer, mit Gold und Silber in Bronze eingelegter Arbeit weisen uns ebenfalls von Mykenä nach dem Nilthale. Und Ornamente wie das schöne Reliefmuster der großen Kalksteinplatte aus dem orchomenischen Kuppelgrabe oder wie Wandmalereien aus Tiryns scheinen geradezu ägyptischen Vorlagen nachgebildet zu sein. Das Eigentümlichste endlich sind eine ganze Anzahl einfache, am untern Ende gekrauste Schleifen aus Alabaster, deren Bestimmung zunächst völlig rätselhaft ist; ähnliche Schleifen sehen wir nun auf ägyptischen Denkmälern in den Händen von Göttern, Königen und Priestern; sie scheinen in Ägypten zum gottesdienstlichen Gerät gehört zu haben, und wenn wir sie gleicherweise in Mykenä vorfinden, so dürfte dies auf eine Verbindung zwischen den beiden Ländern hindeuten, die über eine bloße Handelsverbindung noch hinausgegangen ist.

Doch beschränken wir uns auf das thatsächlich Nachweisbare. In welche Zeiten führen uns die Schliemannschen Ausgrabungen? Die Königin Tii, deren Namen dem erwähnten Scarabäus eingegraben ist, ist wohl die Gattin König Amen Hoteps des Dritten, der gegen 1400 v. Chr. über Ägypten herrschte. Eine Schwertklinge mit Darstellungen in ganz derselben Auffassung und Ausführungsweise, wie die der mykenäischen Dolchklingen, ist in einem ägyptischen Grabe gefunden worden, das nach seinen Inschriften der Zeit des Königs Ahmes (etwa 1500 v. Chr.) angehört. Und bei den im Fayum gefundenen mykenäischen Vasenscherben lagen andre Gegenstände, die den Namen Amen Hoteps des Vierten und Rhamses des Zweiten tragen, also von Pharaonen, die im vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert v. Chr. herrschten. Wir haben demnach einen doppelten Beweis dafür, daß die Blüte des alten Mykenä in eben jene Zeit anzusetzen ist, aus der uns die große Rhamsesinschrift von dem Einfalle der Nordvölker in Ägypten berichtet, und wir dürfen es nun wohl als sicher hinstellen, daß die in der Inschrift genannten Danauna wirklich einer jener Stämme gewesen sind, die noch bei Homer unter dem Namen der Danaer und Achäer zusammengefaßt werden.

Aber, könnte man fragen, wenn die Griechen bereits Jahrhunderte vor Homer nicht nur mit Kleinasien, auch mit Phönizien und Ägypten verkehrt haben, wie kommt es, daß sie im Beginne der geschichtlichen Zeit viel mehr abgeschlossen erscheinen? Die Antwort hierauf liegt gewissermaßen in einer neuen Frage: Wie ist es zu erklären, daß die ältesten griechischen Gräber von Gold förmlich strotzen, während die viel zahlreicher erhaltenen jüngern Gräber durchweg arm an Edelmetall sind? Es war unterdes eine Umwälzung vor sich gegangen, die mit der sogenannten dorischen Wanderung (etwa 1100 v. Chr.)

zusammenhängt. Diese Völkerbewegung schüttelte die griechischen Stämme gewaltsam durch einander. Und wie bei der großen Völkerwanderung auf weiterm Gebiet, so war schon damals innerhalb engerer Grenzen die nächste Folge ein Rückschritt in der Bildung. Hochentwickelte Reiche wurden zertrümmert, weite Handelsverbindungen durchschnitten. Wie eine Sage klang die Kunde von der großen Vorzeit; wie Werke von Götterkraft und Riesenstärke erschienen einem schwächern Geschlechte die Mauern von Troja und Mykenä. Erst allmählich und in Jahrhunderte langer Arbeit erreichten die Nachkommen eine Bildung, die der untergegangenen ihrer Vorfahren wieder ebenbürtig war und sie schließlich weit übertreffen sollte.

In die Zeit, wo aus dem Alten neues Leben emporblühte, führen uns die homerischen Gedichte. Und vielleicht lassen sich noch bei Homer Beweise dafür finden, daß Ägypten selbst damals noch den Griechen, wenigstens den kleinasiatischen Griechen nicht fremd gewesen ist.

Es sei zum Schluß gestattet, einige Stellen, die bisher nicht genügend beachtet worden sind, hier zusammenzustellen. Das Land wird bereits bei Homer mit seinem spätern geschichtlichen Namen genannt: Aigyptos, entstanden aus Hakaptah, einem Beinamen von Memphis; in ähnlicher Weise nannten die Hebräer das Land Noph nach Nuptah, einem alten Beinamen derselben Stadt. Die jüngere Königsstadt Ägyptens, Theben (ägyptisch T-Api), das schon in der Ilias als mächtigste Stadt erwähnt wird, erscheint in der Odyssee als der Herrschersitz. Das Nilland ist, wie im ganzen spätern Altertum, durch seine Heilmittel und Ärzte berühmt. Der Dichter des vierten Buches der Odyssee kennt auch bereits die kleine Insel Pharos vor der kanopischen Nilmündung. Noch besser unterrichtet über Ägypten zeigt sich der Dichter des vierzehnten Buches. Odysseus erzählt dem Eumäos seine angeblichen Abenteuer. Er sei von seiner Heimat Kreta aus mit neun wohlgerüsteten Schiffen zu einem Raubzug nach Ägypten gefahren. Bei günstigem Nordwind dauert die Fahrt fünf Tage; nicht die bekannten „sieben Tage und sieben Nächte" sind die Abenteurer unterwegs, sondern fünf Tage: dies entspricht durchaus der wirklichen Entfernung und der bei längern Seefahrten durchschnittlichen Geschwindigkeit antiker Fahrzeuge. Auch der weitere Bericht ist eigentümlich genug. Der Raubzug mißglückt. Die Gelandeten werden überfallen, niedergemetzelt oder gefangen. Unter den Kriegsgefangenen will sich auch der Erzähler befunden haben. Der König nimmt sich seiner an. Sieben Jahre bleibt er in Ägypten, verkehrt dort auch mit einem Phönizier und wird reich. Mit dem Phönizier verläßt er endlich das Nilland, um über Phönizien in seine Heimat zurückzukehren.

Doch dies ist eine erdichtete Erzählung. In Wirklichkeit werden wohl die Ägypter ihre Kriegsgefangenen ganz anders behandelt haben. Auf den ägyptischen Denkmälern begegnen wir den gefangenen Schardana wieder, aber nicht

etwa als Fronarbeitern, sondern als einer ausgesuchten Truppe im Heere des Pharao; der Herrscher hat ihnen, deren Tapferkeit er in der Schlacht erprobt hat, seinen besondern Schutz anvertraut, wie die römischen Imperatoren sich unter ihrer germanischen Leibwache am sichersten fühlten. Und, was bemerkenswert ist, die Schardana haben auch in Ägypten ihre fremdartige, unägyptische Rüstung beibehalten; sie tragen noch denselben enganliegenden Helm mit dem gleichen sonderbaren Helmschmuck, den wir bei den Kriegern der mykenäischen Gefäßscherben sehen.

Vorhang und Drama

Von K. Heinemann

Den Kennern der Lessingschen Dramen ist die eigentümliche, ja befremdende Art seines Aktschlusses bekannt. „Das ist das Gemeinsame aller Lessingschen Aktschlüsse: er setzt mit ihnen bald deutlich, bald undeutlich ein neues Motiv ein, anstatt ein vorhandenes zum Austrag und Abschluß zu bringen; er eröffnet in ihnen leise eine neue Pforte, anstatt die alte sichtbar und hörbar abzuschließen, und oft läßt er uns ratlos zwischen Thür und Angel stehen. Einen eigentlichen Schluß bringen seine Akte fast nie." Diese Thatsache scharf und richtig hingestellt zu haben ist das Verdienst Bulthaupts, sie zu erklären versucht der vorliegende Aufsatz. Deutlich zum Bewußtsein kommt uns die Eigenart des Lessingschen Aktschlusses durch einen Vergleich mit dem Schillers. Man halte den Schluß des ersten Aktes der Minna von Barnhelm gegen die Schlußszene des zweiten Aktes von Kabale und Liebe. Dort eine Episode von geringer Bedeutung für die Handlung, hier ein wichtiges Ereignis, die Ausführung des Planes, der die Vernichtung der Heldin bezweckt; dort ein Ablenken von dem eigentlichen Thema, ein absichtliches Abschwächen des Schlusses durch den Hinweis auf eine spätere Handlung, hier ein wirklicher, beabsichtigter Abschluß, ein Schluß, der die bisherige Handlung in unübertrefflicher Steigerung zur Höhe führt und nur durch die plötzliche, unerwartet eintretende Vereitelung des Planes auf den nächsten Akt hinweist; dort das Bemühen, die Personen um jeden Preis, sei der Grund auch noch so äußerlich, von der Bühne zu entfernen, hier ein Schluß bei voller Bühne, der das Bild in der Seele des Zuschauers einprägt und seine Phantasie noch lange beschäftigt. Lessing hätte eben so gut nach dem elften Auftritt

schließen können; Schillers Schluß kann an keiner andern Stelle, ja bei keinem andern Worte gedacht werden.

Es ist klar, daß dieser Unterschied von großer Wichtigkeit sein muß für den Aufbau des Dramas, die Verteilung des Stoffes in die Akte, die Bedeutung der Akte als Teile eines Ganzen, die Behandlung des Zwischenaktes u. a. m. Deswegen erschien es nicht unwichtig, den Grund dieses Unterschiedes aufzusuchen. Ich glaube nach eingehender Untersuchung gefunden zu haben, daß die wirksamere Gestaltung des Aktschlusses aufs engste zusammenhängt mit dem Zwischenaktsvorhang. Die Gewohnheit der neuern Bühne, am Schlusse jedes Aktes den Vorhang fallen zu lassen und den Zuschauer sich selbst zurückzugeben, machte den Akt zu einen in sich abgeschlossenen Teile eines größern Ganzen, sie erhob das Zufällige des Schlusses zum Notwendigen und schuf eigentlich erst den Begriff unsers Aktes. Eine kurze Darlegung der Geschichte des Aktschlusses und der Verwendung des Vorhangs wird meine Behauptung beweisen.

Die Griechen hatten keinen Vorhang; bei den Römern sind zwei Arten von Vorhang, aulaeum und siparium, bezeugt, von denen aber nur der erste für uns von Wichtigkeit ist. Das aulaeum lag während des Spiels aufgewickelt auf dem Boden oder eingesenkt in einer Vertiefung längs des Proszeniums. Beim Schlusse des Stückes wurde es in die Höhe gezogen — also umgekehrt wie bei uns —, sodaß die eingewebten Figuren allmählich der Erde entstiegen und den Vorhang selbst zu heben schienen. Sehr anschaulich vergleicht Ovid damit das Emporwachsen der Drachensaat als Männer aus der Erde.

Ein Abschließen der Bühne durch den Vorhang während des Dramas kennen auch die Römer nicht. Daher war ihnen auch der Begriff des Aufzuges oder Aktes unbekannt. Die Einfachheit der griechischen Fabel, die in der Natur begründete Einheit der Zeit und des Ortes machte ein Abschließen, ein Aufhören innerhalb des Dramas unnötig. In gewissem Sinne könnte man die Chorlieder der Komödie sowie das Spiel des Flötenspielers in der neuern attischen Komödie mit der Zwischenaktsmusik des modernen Theaters vergleichen. In der Theorie scheint die Akteinteilung von den Alexandrinern eingeführt worden zu sein. Auch die Dramen des Plautus und Terenz haben noch keine Einteilung in Akte gehabt; in den Handschriften findet sich wenigstens keine Spur davon. Aber Cicero kennt den Begriff des Aktes, und Varro schrieb sogar ein Buch De actibus scenicis. Aus Horazens Dichtkunst ist die Regel allbekannt, daß die Tragödie nicht mehr oder weniger als fünf Akte haben soll. Donat klagt öfters über die Schwierigkeit, die Akteinteilung bei Terenz festzustellen. Die Regel, die er angiebt, daß der Aktschluß da einzutreten habe, wo die Bühne leer sei, wo also in der Tragödie der Chor, in der Komödie die Flötenspieler sich hören lassen konnten, ist deswegen sehr wichtig, weil sie bis in das vorige Jahrhundert maßgebend geblieben ist.

Es läßt sich wohl kaum ein größerer Gegensatz denken, als die streng geschlossene Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes und die Einfachheit des Aufbaus der griechischen Tragödie, und die abwechslungsreiche, von den Schranken des Ortes und der Zeit sich lossagende, nicht eine Handlung, sondern gewaltige Ereignisse der Geschichte, Menschenmassen auf die Bühne führende Technik Shakespeares. Wenn dort eine auch äußerlich hervortretende Scheidung des Stoffes entbehrlich war, hier bei dem vielfachen Wechsel des Ortes, bei dem reichen dramatischen Leben erscheint uns ein Abschließen der Bühne, bevor das neue Bild den Zuschauer vorgeführt wurde, notwendig. Und doch steht Shakespeare mit seinen Aktschlüssen auf demselben Standpunkte wie Donat. Die Erklärung hierfür liegt einmal darin, daß das ganze Stück bei offner Bühne gespielt wurde, der Vorhang also noch nicht den Aktschluß bezeichnete, und ferner in dem Mangel der damaligen Bühne an allen technischen Hülfsmitteln: „die Armut der Bühne wurde dem Genius Shakespeares der größte Reichtum." Er hatte es leicht, mit Ort und Zeit umzuspringen, wie er wollte; denn ein Bühnenraum, der gar keine Dekorationen und keine Kulissen kannte, stellte alles das dar, was der Dichter wollte. Je nach dem Wunsche und nach kleinen Andeutungen des Dichters hielten seine genügsamen Zuschauer den Vorderraum der Bühne bald für eine Straße, bald für ein Zimmer oder einen Garten, wie es uns in der Apologie der Dichtkunst von Philipp Sidney 1583 geschildert wird. „In den meisten Stücken hat man Asien auf der einen Seite und Afrika auf der andern, und dazu so viele andre Nebenreiche, daß der Spieler, wenn er auftritt, immer damit beginnen muß, zu sagen, wo er ist. Es kommen drei Frauen und sammeln Blumen, dann müssen wir die Bühne für einen Garten halten; sogleich hören wir von einem Schiffbruch auf demselben Platze, und wir sind also zu tadeln, wenn wir ihn nicht für einen Felsen nehmen. Es erscheint auf ihm ein furchtbares Ungeheuer mit Dampf und Feuer, dann sind die armen Zuschauer genötigt, ihn für eine Hölle zu achten; inzwischen fliegen zwei Armeen herein, dargestellt durch vier Schwerter und Schilde, und welches Herz wollte dann so hart sein, den Platz nicht für ein Schlachtfeld zu halten!" Darum war auch bei Shakespeare ein Fallen des Vorhangs im Zwischenakt nicht nötig. Eine Art von Vorhang, der die Bühne vom Publikum vor und nach der Aufführung trennte, besaß Shakespeare „einen Vorhang — wie Lessing sagt — von schlechtem, grobem Zeug." In Cibbers Lives of the Poets of Great Britain and Ireland (2, S. 78.) ist zu lesen: „Unter der Regierung Karls I. gab es weiter nichts als einen Vorhang von sehr grobem Stoff, bei dessen Aufgang die Bühne entweder mit kahlen Seitenwänden, die nur notdürftig mit Matten bedeckt waren, oder mit Teppichen behängt erschien, sodaß für den ursprünglichen Ort der Handlung und alle folgenden Veränderungen, bei deren Anwendung die Dichter jener Zeit sich frei gehen lassen konnten, nichts dem Verständnis des Dichters zu Hilfe kam, nichts auch die Darstellung

des Schauspielers unterstützte als die Phantasie. Geist und Urteil des Spielers glichen alle Mängel aus und machten, wie manche behaupten wollten, Schauspiele ohne die äußern Zuthaten verständlicher, als sie es später mit ihnen waren." Freilich können wir streng genommen nicht von Shakespeares Akteinteilung sprechen, denn die zu seinen Lebzeiten gedruckten Einzelausgaben der Dramen kennen weder Szenen noch Akteinteilung. Erst die Folioausgabe von 1623 hat bei den meisten Stücken eine Bezeichnung der Aufzüge; aber sie fehlt noch in Heinrich VI. (2. und 3. Teil), in Troilus und Cressida, in Antonius und Kleopatra, im Hamlet vom zweiten Akte an. Aber eine Art von Zwischenakt und Pause hat er gewiß gekannt. Schon Lessing hat die bei Shakespeare und andern englischen Dichtern vorkommenden zwei oder vier gereimten Zeilen mitten im ungereimten Text als ein vom Dichter gegebnes äußeres Merkmal des Aktschlusses angesehen, „wahrscheinlich ein Zeichen für das Orchester, nach den Instrumenten zu greifen, welches Zeichen auf diese Art weit schicklicher aus dem Stücke selbst abgenommen wurde, als daß es die Pfeife oder der Schlüssel giebt." Dieser Gebrauch findet sich jedoch bei Shakespeare nicht durchweg, sodaß er ein sicheres Merkmal abgeben könnte; er fehlt z. B. im Hamlet (abgesehen vom 2. Akt), in den drei ersten Akten des König Lear, im dritten Akt des Macbeth und des Othello. Nach der Einteilung unsrer Drucke schließt der Akt immer bei leerer Bühne. Das Bemühen, dies zu erreichen, tritt häufig in ganz äußerlichen und befremdlichen Motivirungen zu Tage. Nicht selten schließt ein Akt, wo eine innere Notwendigkeit gar nicht vorliegt und die Handlung fortschreitet. Das Äußerliche des Aktschlusses ergiebt sich auch daraus, daß in einer ganzen Anzahl von Fällen die Frage, wo er einzutreten habe, noch immer nicht sicher beantwortet worden ist.

Die englischen Komödianten in Deutschland, die uns die erste Bekanntschaft mit Shakespeare vermittelten, wichen durchaus nicht von ihren heimatlichen Bühneneinrichtungen und Gewohnheiten ab. Auch bei ihnen blieb im Zwischenakt die Szene offen, auch hier wurde die Pause mit Musik ausgefüllt, hin und wieder vor dem Beginn des Aktes dessen Inhalt durch ein lebendes Bild vorgeführt. Auch kommt bei ihnen im Zwischenspiel die lustige Person vor, wie 1599 in Münster, wo sie deutsch spricht im Zwischenakt eines in englischer Sprache aufgeführten Dramas. (Vergl. Creizenachs „Englische Komödianten.") Bewegliche Dekorationen sind in England erst um 1660 unter französischem Einfluß eingeführt worden.

Das ältere deutsche Drama kommt für unsre Frage wenig in Betracht, da unser modernes Drama sich unabhängig von ihm unter französischem oder englischem Einfluß gebildet hat. Bei Harsdörffer in den Frauenzimmergesprächspielen (an mehreren Stellen des vierten, fünften und sechsten Teiles) wird, — worauf man mich freundlich aufmerksam gemacht hat — ein Vorhang erwähnt; es wird sogar wiederholt von Musik gesprochen, die im Zwischenakt hinter

dem Vorhange gespielt werden soll, doch handelt es sich hier um Schilderung und Nachahmung italienischer Hirten- und Singspiele, die mehr zur Oper als zum Drama gehören.

Gryphius schaltet zwischen die Abhandlungen, wie er in der Tragödie die Aufzüge nennt, Reihen-Chöre ein. So treten im Leo Arminius auf: Reihen der Höflinge, der Priester, der Jungfrauen. Diese Reihen gliedern sich in Satz, Gegensatz und Zusatz. Die Abhandlungen zerfallen in gewisse Stücke oder Scenas (auch Eingänge genannt). Das Schimpfspiel dagegen zerfällt nicht in Abhandlungen, sondern in Aufzüge.*)

Über das deutsche Drama des siebzehnten Jahrhunderts — Gryphius, Lohenstein, den „deutschen Seneca," Hallmann, Opitz, von Birken und Weise rechnet er zu den Zierden seiner Zeit — giebt uns Omeis in seiner „Gründlichen Anleitung zur deutschen Reimkunst" (1704) Aufschluß: „Am Ende eines jeden Aktes werden Zwischenlieder eingeschaltet und von einer oder mehreren Personen nach der Musik abgesungen. Diese Lieder reden gemeiniglich von den Tugenden und Lastern, welche die vorhergehenden Spielpersonen an sich gehabt. Solche Lieder dienen sowohl den Zuschauern zur Informirung, indem sie zeigen, was sie aus den Spielen zu lernen haben, als auch den Schauspielern, daß diese Zeit gewinnen, sich aus- und umzukleiden. In diesen Zwischenliedern ist bei den Lateinern Seneca tragicus, bei den Deutschen Dan. Caspar [von Lohenstein] wohl Meister zu nennen. Heutzutage passirt auch statt des Chores eine Instrumentalmusik, und es werden in den Opern zwischen den Actibus schöne Bälle oder Tänze präsentirt, um die Zuschauer zu weiterer Aufmerksamkeit aufzumuntern.**) Auch Scherzreden sind als Zwischenspiele gestattet; aber ich will nicht die garstigen Zotten und Possen verteidigen, welche die Schauspiele oft in Sauspiele verwandeln." „Unsre Komödie — schreibt er an einer andern Stelle — unterscheidet sich auch dadurch von der römischen, daß sie sich nicht so genau binden läßt,

---

*) Wiederholt braucht Gryphius Aufzug im Sinne von Auftritt. Vgl. die Ausgabe von 1698, I. 474: „Kurtze Anmerkungen über seinen Papinianum. Daß in der ersten Abhandlung (Akt) die Aufzüge, Scenae in Papiniani Gemach vorgehen, der Reihen aber in den Vorhof vorgestellet werde." „Die dritte Abhandlung wird vorgenommen, was den ersten und zweiten Aufzug anlangt, in dem kayserlichen, geheimen Gemach." Man könnte hieraus folgern, daß Aufzug nicht, wie Grimm, Weigand und Heyne meinen, vom Aufziehen des Vorhangs herkomme, sondern vom Aufziehen der Personen auf der Bühne. Vergl. Aufzug der Wache; aufziehen = auftreten. Harsdörffer in den Frauenzimmergesprächspielen (Nürnberg 1641 fg.) teilt die Handlungen (Akte) in Aufzüge = Scenae. Omeis in seiner Gründlichen Anleitung zur accuraten deutschen Reim- und Dichtkunst (Nürnberg 1704) kennt das Wort Aufzug gar nicht. Steinwehr in der Übersetzung von Hedelins Pratique du théâtre (vom Jahre 1737) ist wohl der erste, der durchgehends das französische Acte mit Aufzug übersetzt und nur dieses Wort dafür kennt.

**) Ein Theaterzettel aus Prag vom Jahre 1748 lädt sogar das Publikum zur Teilnahme an einem solchen Tanz im Zwischenakte ein.

und daß sie nicht solche Verrichtungen vorführt, die nur einen Tag dauern, sondern darzu eine längere, doch nicht gar zu weitläufige Zeit von Nöten ist; ferner unterscheidet sie sich auch dadurch, daß wir mehr oder weniger als fünf Akte haben, und daß bei uns gemeiniglich mehr Personen auf der Bühne sind als bei den Römern." Ein „Fürhang" wird erwähnt, nirgends jedoch gesagt, daß man ihn am Schluß des Aktes habe fallen lassen.

Weit wichtiger für unser modernes Drama ist das französische Theater gewesen, das schon frühzeitig Vorhang, Kulissen und bewegliche Dekorationen hatte. Das auch von Lessing vielfach angeführte Werk Hedelins, des Abtes von Aubignac, Pratique du théâtre, vom Jahre 1657, giebt uns ein deutliches Bild von den Anschauungen der Franzosen über das Wesen des Aktes und des Zwischenaktes. „Wir nennen — sagt Hedelin im fünften Kapitel — einen Aufzug den fünften Teil eines dramatischen Gedichtes, vor und nach dem sich die Musik hören läßt und der bei uns in ungefähr 300 Versen besteht." „Da die Dichter, heißt es an einer andern Stelle, erkannten, daß es unmöglich wäre für den Zuschauer, auf 1500 bis 1600 Verse Acht zu haben, ohne daß man darüber ungeduldig und die Zeit zu lang würde, so haben sie die Chöre beibehalten, die wegen der Musik und des Tanzes die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht ermatteten, oder sie haben an ihrer Statt musikalische Konzerte und andre Lustspiele der Mimen und Embolerien eingeführt. Da sie aber endlich überlegten, wie weit die Geduld der Zuschauer ohne diese Ermunterung zureiche, so kamen sie darin überein, das Stück in fünf Akte zu teilen." An einer dritten Stelle wird gesagt: „Da man erkannte, daß ein Drama viele Dinge in sich enthält, die auf der Schaubühne nicht dargestellt werden können, und da manchmal alle Personen entfernt sein und wo anders etwas vornehmen müssen, das auch Zeit erfordert, so hat man hierfür jene Zeit erwählt, die die Aufzüge des Stückes von einander trennt, die früher mit dem Gesang der Chöre, jetzt mit Nebenspielen oder der Musik zugebracht wird. Wenn wir eine Zeit lang keine Personen auf der Bühne sehen, und die Vorstellung durch ein andres Vergnügen unterbrochen wird, auf das wir Acht geben, so nehmen wir diese Augenblicke gern für ganze Stunden an. Die Dichter haben also die Zwischenzeit beibehalten, damit die Musik, die zur theatralischen Handlung nicht gehört, diese angenehme Verführung der Zuschauer erleichtern möge." Auf die Frage, wo der Schluß des Aufzuges einzutreten habe, antwortet Hedelin zwar, daß die Regel des Donat, dann zu schließen, wenn keine Person mehr auf der Bühne sei, nicht ausreiche, es müßte auch das, was dargestellt wird, zu Ende geführt sein; aber er ist noch weit entfernt von einer innerlichen Auffassung des Aktschlusses, wie die obige Definition und ihre noch charakteristischere Begründung beweist. Es war auch hier ein Festhalten an antiken oder vermeintlich antiken Gesetzen, die dort natürlich waren, hier zur Unnatur und zu lästigen Fesseln wurden. Freilich gilt Hedelin mit Recht als

ein geistloser Pedant von geringer Urteilskraft, aber eine aufmerksame Beobachtung der von den Dichtern seiner Zeit geübten Praxis zeigt doch, daß sie sich von der Theorie Hedelins nicht sehr unterscheidet.

Das Charakteristische aller Molièreschen Aktschlüsse ist, daß sie bei leerer Bühne eintreten und so wenig als möglich fühlbar gemacht werden. Es geschieht dies dadurch, daß die Personen am Schlusse mit der Begründung, an einem andern Orte etwas thun zu müssen, die Bühne verlassen und beim Wiederauftreten im nächsten Akt auf das im Zwischenakt vollbrachte hinweisen, sodaß die Verbindung der Szenen auch hier gewahrt wird. Sehr selten — nach Humberts, des bekannten Molièrekenners, freundlicher Auskunft nur im zweiten Akte des Dépit amoureux und des Don Juan — treten neue Personen auf ohne Begründung ihres Auftretens; beim Dépit amoureux wird erst in der dritten Szene an den ersten Akt angeschlossen. Daß die Motivirung mitunter ganz äußerlich und gemacht erscheint, beweist gerade das Bestreben des Dichters, den Zusammenhang des ganzen Stückes und die Verbindung der Szenen und Akte um jeden Preis herzustellen. Sehr häufig werden die Zwischenakte durch Zwischenspiele ausgefüllt. Auch hier leiten die Schlußworte des Aktes zum Zwischenspiel über, wie z. B. im Eingebildeten Kranken, wo am Schluß des zweiten Aktes Beralde zu Argan sagt, daß der Tanz einer gerade anwesenden Zigeunerbande ihm mehr helfen würde als das Rezept des Doktors Purgon; hierauf beginnt das Spiel der Zigeuner; ebenso am Schlusse des ersten Aktes, wo die Begründung noch äußerlicher ist. Dasselbe Gesetz gilt für die großen Tragödien der französischen Bühne. Einheit der Zeit und des Ortes, Einheit der Handlung in dem Sinne, daß die Szenen unmittelbar an einander anschließen, und ebenso die Aufzüge, nur daß zwischen ihnen etwas an einem andern Orte geschieht, werden streng eingehalten. Wo der Dichter gezwungen ist, die liaison des scènes aufzugeben, wie Corneille im Cinna und im Brutus, entschuldigt er sich und erklärt die Notwendigkeit. In der Semiramis nimmt Voltaire eine Dekorationsveränderung vor, ohne daß die Personen entfernt werden, und sucht so über die Schwierigkeit hinweg zu kommen.

Der Einfluß Shakespeares auf das französische Drama und wohl auch die Erkenntnis der dem Dichter unnötigerweise auferlegten Schranken veranlaßte, daß das Gesetz von der Einheit von Zeit und Ort allmählich weniger streng eingehalten wurde. La Mottes Auftreten gegen die drei Einheiten war wohl zuerst ohne Erfolg, aber man verstand sich doch schon zu Zugeständnissen. Die Tageszeit wurde auf dreißig Stunden ausgedehnt und Ortsveränderung bei Beginn des Aktes sparsam gestattet. Die Schauspieler deuteten derartige Veränderungen in Worten oder Stellungen an. Für etwaige Veränderung während des Aktes diente ein besonderer hinterer Vorhang, der einen Teil der Bühne abschloß. Marmontel in seiner Poétique française (1763) hält sogar die Veränderung des Ortes bei Beginn eines neuen Aktes für eine erlaubte Frei-

heit und spricht das endlich aus, was uns so selbstverständlich erscheint: „Es giebt glückliche Freiheiten, die das Publikum dem Dichter heimlich zugesteht, wenn sie sich ihrer nur dazu bedienen, daß sie es vergnügen und rühren. Dahin gehört die erdichtete und angenommene Ausdehnung der wirklichen Zeit der theatralischen Handlung." Freilich beschränkt er gleich darauf die Dauer eines Zwischenaufzuges auf eine Nacht und sucht vergeblich zwischen den Regeln und dem, was die Vernunft gebietet, zu vermitteln. Trotz dieser wesentlichen Neuerung Marmontels für den Aktanfang, die ja auch für den Aktschluß Bedeutung haben mußte, ist ebensowenig, wie bei den französischen Dichtern, bei dem Theoretiker von einer Forderung wirksamer Gestaltung des Aktschlusses die Rede. Entfernung aller Personen von der Bühne, Vermeidung eines wirklichen Schlusses durch Überleitung zu der im Zwischenakt zu denkenden Handlung und der Handlung des nächsten Aktes sind noch immer die Erfordernisse des Aktschlusses. Auf den Gedanken, einen wirklichen Abschluß eintreten zu lassen, nicht noch etwas Neues am Schlusse einzufädeln, konnte freilich niemand kommen, weil die französische Bühne den Vorhang am Schlusse des Aktes nicht fallen ließ und somit die Personen auf jeden Fall von der Bühne bringen mußte, falls der Zwischenakt beginnen sollte. Nur deswegen wird am Schluß auf eine neue Handlung hingedeutet, damit das Abgehen der Personen motivirt erscheine; aus keinem andern Grunde wird im nächsten Akt auf diese Handlung des im Zwischenakt geschehenen Rücksicht genommen, weil das Publikum nie von der Bühne abgetrennt wurde, also das Drama als ein eng zusammenhängendes, ohne Unterbrechung fortlaufendes Ganze dargestellt werden mußte. So tief greifen ganz äußerliche Gewohnheiten in den Bau des Dramas ein, und so verderblich wird sklavische Nachahmung. Die griechische Regel, die für die Griechen natürlich und richtig war, war für Frankreich Zwang und Unnatur. Man versteht nun Herders Wort über „die gutherzigen Uhrsteller des Dramas" in seinem schönen Aufsatz über Shakespeare: „Der ganze Knäuel von Ort- und Zeitquestionen wäre längst aus dem Gewirre gekommen, wenn man gefragt hätte, was denn Ort und Zeit sei. Solls das Brettergerüste und der Zeitraum eines Divertissements au théâtre sein, so hat niemand in der Welt Einheit des Orts, Maß der Zeit und der Szene, als — die Franzosen. Wie muß die Täuschung eines Menschen sein, der hinter jedem Auftritt nach der Uhr sehen will, ob auch so was in so viel Zeit habe geschehen können! Welch ein Geschöpf, dem das Hauptfreude wäre! und welch ein Dichter, der darauf als Hauptzweck arbeitet und sich dann mit dem Regelkram brüstet: wie artig habe ich alles in den gegebnen Zeitraum der Visite eingeklemmt und eingepaßt, die Szenen filirt und enfilirt! alles genau geflickt und geheftet! Sawoyarde des Theaters, nicht Schöpfer! Dichter! Dramatischer Gott! Als solcher schlägt dir keine Uhr auf Turm und Tempel, sondern du hast Raum und Zeit zu schaffen."

Daß schon in der Mitte des Jahrhunderts Stimmen laut wurden, die das Fallenlassen des Vorhangs am Schlusse jedes Aktes verlangten — freilich aus andern Gründen —, darauf hat mich Creizenach aufmerksam gemacht. Er weist auf eine Stelle in Marmontels schon angeführter Poétique française hin (1763), wo es heißt: „Damit der Zuschauer im Zwischenakt Ort und Zeit vergesse, die er dort zugebracht hat, wäre es zu wünschen, daß der Ort selbst der Handlung am Ende eines jeden Aktes verschwände. Es würde daraus ein andrer Vorteil entstehen: die Leichtigkeit, den Ort der Handlung zu verändern und die nächste Szene (spectacle) vorzubereiten, ohne daß man das Spiel der Maschinen und die Bewegungen der Dekorationen zu sehen brauchte. Man thut das jedesmal dann, wenn der Apparat des Theaters es erfordert (l'appareil du théâtre l'exige); aber dadurch wird der Zuschauer von der Veränderung benachrichtigt, und das Bild, das man für ihn vorbereitet, übt nicht mehr dieselbe Überraschung aus. Dagegen würde, wenn es gebräuchlich wäre, am Ende jedes Aktes den Vorhang fallen zu lassen, die nächste Szene (spectacle) nicht angezeigt werden." Es geht hieraus hervor, daß im Jahre 1763 in Frankreich der Vorhang in besondern Fällen am Schluß des Aktes gefallen ist.

Wie es in dieser Beziehung mit der so ganz von französischem Einflusse beherrschten deutschen Bühne des vorigen Jahrhunderts stand, das nachzuweisen schien von großer Wichtigkeit. Leider konnte die Frage: wann ist in Deutschland zum erstenmale im Zwischenakt der Vorhang gefallen? aus der Geschichte der wichtigsten Theater, auch durch Anfrage bei den Kennern der Geschichte der Bühneneinrichtungen nicht beantwortet werden. Ein Zufall brachte die Thatsache ans Licht, daß die deutsche Bühne hierin von der französischen abwich, und daß man bei uns schon vor dem Jahre 1766 am Schlusse des Aktes den Vorhang fallen ließ. In der Leipziger Stadtbibliothek befindet sich eine Übersetzung des schon mehrfach angeführten Buches von Marmontel aus dem Jahre 1766; auf dem Titelblatte steht der Name des Übersetzers mit Bleistift geschrieben: es war Schirach, Professor der Moral in Helmstedt. Da findet sich nun gerade zu der oben angeführten Stelle, „es sei zu wünschen, daß man den Vorhang beim Schlusse eines jeden Aktes fallen lasse," die Anmerkung des Übersetzers: „ein Vorteil, den man in Deutschland schon lange mit Vergnügen genießt." Außerdem hat der Übersetzer in den Text an den Schluß der oben zitirten Stelle die Worte hinzugesetzt: „Hingegen bei uns ist es gewöhnlich, den Vorhang bei dem Schlusse eines jeden Aufzugs niederfallen zu lassen, und das Schauspiel wird niemals vorher angekündigt." Wie viel Jahre das „schon lange" des Übersetzers umfaßt, wird sich wohl nicht genau bestimmen lassen. Die Thatsache, daß in Gottscheds „Sterbendem Cato" am Schluß des vierten Aktes das Fallen des Vorhanges notwendig erscheint, beweist zwar nicht, daß im Jahre 1730 der Vorhang im Zwischenakt immer gefallen sei, macht es aber wahrscheinlich.

Bei diesem großen Vorteil der deutschen Bühne jener Zeit ist es um so wichtiger und interessanter, die Gestalt ihres Aktschlusses und die Auffassung des Aktes in den gleichzeitigen deutschen Dramen zu untersuchen. Daß Gottsched und seine Gattin auch hier ganz abhängig von den Franzosen waren, wird wohl auch ohne Beweis geglaubt werden. Man lese nur seine Theorie der Dichtkunst und seine Vorrede zum „Sterbenden Cato," und man wird erkennen, daß Hedelins Buch und das französische Drama ihm alleiniges Muster in Theorie und Ausübung war. Wenden wir nun unsre Aufmerksamkeit dem Manne zu, der mit den Waffen des Witzes und der Ironie die Hohlheit der französischen Regeln von der Einheit der Zeit und des Ortes nachgewiesen hat. Lassen wir zuerst Lessing den Dramaturgen und Theoretiker, dann Lessing den Dichter zu Worte kommen.

(Schluß folgt)

Wie ich Herrn Madsen kennen lernte

Eine kleine Jägergeschichte von Sophus Bauditz

Übersetzt von Therese Lorck

Den echten Kopenhagener Kindern geht es wie den Bewohnern der Mehrzahl der in starkem Wachsen begriffenen Hauptstädte: in ihrer unmittelbaren Nähe liegen große Strecken Landes, die für die Allermeisten vollständig terra incognita bleiben, und auf denen geradezu Entdeckungsreisen gemacht werden könnten. Ein solches unentdecktes Land bilden die einander gegenüber liegenden Küstenstrecken der beiden Inseln, auf denen Kopenhagen erbaut ist: Seeland und das kleine Amackerland, die Vierlande der nordischen Hauptstadt. Die nördliche Einfahrt in den schmalen Arm des Sundes, der die Inseln trennt, führt in den prächtigen Hafen der Stadt, der südliche, sich nach und nach verbreiternde Teil hat seichtes Wasser und ist nur kleinen Schiffen zugänglich, die Ufer sind hier flach, mit Seegras bewachsen oder mit Tang bedeckt; davor liegen hie und da kleine Grasholme. Man bewegt sich hier auf aufgebaggertem Schlammboden, auf zugefahrenem Bauschutt, auf Haufen zerbröckelter Backsteine oder Schlacken aus den Fabriköfen und dergleichen. Das wird zwar bald anders werden, aber jetzt ist es noch so oder war es wenigstens noch vor einigen Jahren.

Die Aussicht nach Süden schließt das hochgelegene Schloß Friedrichsberg ab mit seinem großen Lustgarten und seinem herrlichen Walde, darunter dehnen sich die weitläufigen Gebäude der weltberühmten Brauereien Alt- und Neu-Karlsberg aus, deren hochsinnige Besitzer, Jacobsen Vater und Sohn, einen guten Teil ihrer vielen Millionen für Kunst- und Wissenschaftszwecke verwendet haben. Weiter im Vordergrunde liegt eine mächtige Ziegelei, die mit ihren riesigen Ausgrabungen in dem blaugrauen Thon und mit den aufgeworfenen hohen Dämmen wie ein offenes Bergwerk erscheint, oder, wenn die Kanonen von dem gegenüberliegenden Amack donnern, wo der große Schießplatz der Artillerie liegt, wie die Außenwerke einer belagerten Festung aussehen.

Aber wenn auch von Naturschönheiten entblößt, ist die Gegend doch für den Jäger keineswegs reizlos, denn hier kann er in der Herbstzeit, wenn die Züge der aus dem Norden kommenden Vögel Dänemark passiren, auf eine gute Beute an Enten, Schnepfen, Bekassinen und dergleichen rechnen.

Ich hatte hier herumstreifend meinen Nachmittag verbracht. Während ich eben überlegte, ob ich den Rückweg antreten oder es noch mit einem zweifelhaften Entenzug versuchen sollte, bemerkte ich etwa hundert Schritte vor mir meinen Hund in knurrendem tête-à-tête mit einem struppigen, weißscheckigen Köter, und in demselben Augenblicke tauchte hinter dem Damm eine menschliche Gestalt auf. Ich pfiff meinem Hund, der Unbekannte dem seinigen, und nach wenigen Augenblicken standen wir uns gegenüber.

Guten Abend, sagte ich. Er erwiderte den Gruß, musterte mich aber, wie es schien, mit etwas scheuem Blick.

Haben Sie viel erbeutet? fragte ich weiter, als ich bemerkte, daß er eine Flinte trug.

Nicht ein Stück, versicherte er eifrig und fügte dann in vorsichtig sondirendem Tone hinzu: Sie sind wohl der Inhaber des Terrains hier herum?

Das gerade nicht, ich habe aber die Erlaubnis, hier zu jagen, und das ist wohl auch bei Ihnen der Fall?

Nein, so eigentliche Erlaubnis — das wäre wohl zu viel gesagt, doch wird mir schwerlich deshalb jemand etwas anhaben. Wollte man nur dort schießen, wo es einem erlaubt ist, so würde es wohl heutzutage mit der Jagd dürftig aussehen.

Ich fühlte mich unwillkürlich durch diese Art von Beweisführung, die in sehr besonnenem Tone vorgetragen wurde, geschlagen und ging dem Unbekannten etwas näher auf den Leib, um trotz der Dämmerung wegzubekommen, wie er wohl aussähe.

Es ergab sich, daß ich es mit einem etwa vierzigjährigen Manne zu thun hatte, dessen Gesicht zwar recht hübsch war, aber doch etwas ausdruckslos genannt werden mußte. Sowohl seine Sprache, die einen wenn auch nur schwachen, so doch unverkennbaren jütländischen Anklang hatte, als sein ganzes

Äußere deutete auf Zugehörigkeit zu den sogenannten bessern Klassen. Aber sein Anzug — Strohhut, kurze Sommerjacke mit aufgekremptem Kragen, helle Beinkleider und Schuhe mit Gummieinsätzen — sah, wenn man die Jahreszeit in Betracht zog, etwas herabgekommen aus, sodaß ich schließlich doch in Ungewißheit blieb, wes Geistes Kind ich vor mir hatte.

Darf ich mir erlauben, zu fragen, mit wem ich die Ehre habe? sagte er.

Ich gab ihm die gewünschte Aufklärung, und er fuhr fort: Ich war mit einem jungen Manne dieses Namens auf der Akademie zu Herlufsholm zusammen; war das vielleicht ein Bruder von Ihnen?

Nein, entgegnete ich, es muß mein Vetter gewesen sein. Sie sind also Student?

Nicht so ganz, ich kam nicht so weit. Ich will Ihnen sagen, ich dachte so: es ist doch die reine Zeitverschwendung, all das Geschwätz in sich aufzunehmen, womit man in solchen Anstalten gepfropft wird, und deshalb trat ich in der dritten Klasse aus. Jagen, das war mir immer die größte Lust, und da war es doch ganz natürlich, daß ich mich dem Forstwesen widmete.

Gewiß, das begreife ich sehr wohl, antwortete ich, auch ich wäre zufrieden gewesen, wenn ich anstatt Jurist Forstmann geworden wäre!

Ah! Sie sind Jurist! rief er aus; eigentlich habe ich auch einmal daran gedacht, Jurist zu werden.

Aber Sie sind Forstmann geblieben, wandte ich ein.

Ja, wie mans nimmt. Ich bin praktischer Forstmann, das heißt, ich bin, ohne Selbstlob, ein braver Jägersmann und guter Schütze geworden; aber Algebra und Trigonometrie und wie all der Plunder heißt, worin man fest sein muß, um Forstkandidat zu werden, damit habe ich mich allerdings nicht befaßt. Sagen Sie selbst: glauben Sie, daß es etwas nützt, eine Logarithmentafel in der Tasche zu haben, wenn man auf eine Schnepfe zielt?

Ich beeilte mich, meinem neuen Freunde zu versichern, daß ich einen solchen Glauben durchaus nicht hegte, und da ich den Entenzug nun aufgegeben hatte, so gingen wir zusammen nach der Stadt zurück.

Sie wollten also Jurist werden? sagte ich und nahm damit das unterbrochene Gespräch wieder auf.

Nein, bei allen Heiligen, das konnte mir nicht einfallen! Ich habe mich nie mit Gesetzverdrehungen und Advokatenkniffen befreunden können, aber meine Familie wollte es durchaus, und da bereitete ich mich ein Jahr lang oder so etwas auf das kleine juristische Examen vor; das heißt, ich bereitete mich eigentlich nicht vor, denn ich verbrachte die meiste Zeit auf dem Lande bei einem guten Freunde, der ein Gut mit einem prächtigen Wildmoor hatte. Und eine Bekassinenjagd, sage ich Ihnen, war dort! und doch ist sie so gut wie nichts im Vergleich mit der in Jütland, namentlich in den Gegenden um den Limfjord, das sollten Sie sehen!

Also dort waren Sie auch?

Na, und ob ich in Jütland gewesen bin! Dazu können Sie zweimal Ja und Amen sagen! Ich war ja Geschäftsführer bei einer Gesellschaftsmeierei in der Gegend von Ribe, setzte er mit einer Art von leichter Verwunderung hinzu, daß diese Thatsache mir unbekannt geblieben sei. Das nenn' ich eine Jagd! Und die guten, anständigen Menschen dort! Da kann man nach Belieben herumschlendern, ohne jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt zu sein, von einem Grobsack von Bauern angefallen zu werden mit der Frage, wer man sei und was man wolle.

Weshalb sind Sie dann nicht dort geblieben? erlaubte ich mir zu fragen. War die Stellung nicht angenehm?

Bitte sehr, sie war sehr angenehm, und die Leute, mit denen ich zu thun hatte, waren auch ganz nett, aber es fiel zwischen mir und dem Meier etwas vor.

Nun ja, das kann passiren.

Freilich, übrigens war es nur eine Lumperei. Ich will Ihnen sagen, Flora — das ist mein Hund, komm hierher, Flora! — ja, eine Schönheit ist sie eigentlich nicht, aber flink ist sie, auf Hühner wie auf Bekassinen. Aber Flora säuft nur Milch von der Kuh weg, und der Meier wollte ihr nur Centrifugenmilch geben. Da gab ein Wort das andre, und ich gab die Stelle auf. Na, es ist ja auch langweilig, immer an ein und demselben Orte zu bleiben.

Wir hatten inzwischen eine einfache Schenke erreicht, wo namentlich heimkehrende Arbeiter Rast hielten, um dem innern Drange nach einer kleinen Erfrischung in Gestalt eines „dänischen Baiern" vom Faß nachzugeben. Hier pflegte auch ich immer auf meinem Rückwege einzukehren, und so lud ich meinen neuen Bekannten ein, mir Gesellschaft zu leisten. Wir setzten uns in den Garten, der mit Hilfe einiger Petroleumlampen noch dunkler gemacht wurde, als er schon vorher war, erhielten unser Bier und plauderten weiter.

Bei der Gesellschaftsmeierei waren wir stehen geblieben, sagte ich.

Ganz richtig, bei der Meierei. Als ich abging, wurde ich Dirigent einer großen Ofenfabrik in Odense. Aber dort war es nicht zum Aushalten. Die Jagd in der Umgebung war dürftig, zuletzt wurde ich bei Gott ganz melancholisch bei dem tagelangen Ansehen der vielen schwarzen Öfen, deshalb verschaffte mir mein Bruder — er ist Verwalter auf Ludwigsholm — Sie kennen ihn vielleicht, Verwalter Madsen?

Ach so, Sie heißen also Madsen? fügte ich ein.

Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Nehmen Sie mirs nicht übel! Mein Bruder verschaffte mir eine Stelle, wie soll ich sagen, als Forstassistent auf Ludwigsholm, und das war allerdings ein sehr angenehmer Übergang von den schwarzen Öfen zu den grünen Bäumen. Sind Sie auf Ludwigsholm bekannt? — Also nicht! — Na, dort ist ein prächtiger Wildbestand und wunder-

voller Schnepfenzug, namentlich in dem nördlichen Walde; der liegt aber eine halbe Meile von der Försterei, wo ich wohnte, sodaß ich leider nicht oft hingekommen bin.

Ich würde gern ein paar Meilen nach einem guten Schnepfenterrain gehen, bemerkte ich.

O ja, antwortete Madsen. Aber weitgehen ist nun einmal nicht meine Sache, und es behagt mir nicht, selbst gejagt zu werden, deshalb verließ ich Ludwigsholm.

Wie so, selbst gejagt?

Ja, der Förster wollte, ich sollte früh und spät herumjagen, um nachzusehen, ob die Leute auch ordentlich arbeiteten; das kam mir aber sehr abgeschmackt vor, denn sie machten natürlich ganz genau so viel, ob ich dabei war oder nicht. Außerdem konnte ich mich nicht mit den Auflagen der Frau Försterin einverstanden erklären.

Was für Auflagen?

Ach, wir bekamen nie etwas andres auf unser Butterbrot als trockne Cervelatwurst und Käse von abgerahmter Milch. Ich bin sonst nicht gerade verwöhnt, aber der täglich zweimalige Anblick eines Tellers mit magerer Wurst macht einen nervös. Und so bekam ich das Forsthaus satt, und das Forsthaus mich, und ich zog nach der Stadt.

Nun, und jetzt?

Ja, jetzt muß ich sehen, wie ich in irgend etwas hineinkomme.

In was denn aber?

Nun, was sich eben darbietet. Das heißt, man möchte doch nicht gern das erste Beste ergreifen, wenn man die Akademie auf Herlufsholm besucht und eine gute Erziehung genossen hat. Aber so bei einer Bank oder einer Aktiengesellschaft — giebt es da nicht so etwas, das man Revisor nennt?

Ja wohl, das giebts.

Es war mir auch so. Nicht wahr, man hat die Rechnungen zu bescheinigen, die die andern ausstellen?

So ungefähr ist es.

Wenn man so einen Posten erhalten könnte oder auch nur seinen Namen auf die Kassenscheine zu schreiben hätte! Sie könnten vielleicht an mich denken, wenn Ihnen etwas derart zu Ohren käme!

Das will ich gern. Aber jetzt müssen wir wohl ans Weitergehen denken, es ist schon spät.

Ach, wenn man nur erst zu Hause wäre! Es ist ein weiter Weg, und dann die entsetzlich vielen Treppen! Na da komm, alte Flora.

Unsre Wege trennten sich bald, und es vergingen Wochen, wo ich von meinem Freunde Madsen weder etwas hörte noch sah.

Da gehe ich eines Vormittags durch die Breite Straße und betrachte

das von dem Händler ausgehängte Wild, wie ich es so oft thue, um zu sehen, ob etwas Besondres darunter sei. Und wer steht gleichfalls da? Madsen.

Wir begrüßten uns wie alte Bekannte. Es muß auf Ludwigsholm Jagd gewesen sein; sie verkaufen ihr ganzes Wild an Hansen hier, und ich sehe auch, daß der Förster dem alten Reh dort sein Siegel aufgedrückt hat. Der Amtsverwalter wird es geschossen haben.

Weshalb glauben Sie das?

Weil es keinem andern auf der Ludwigsholmer Jagd beikommen konnte, so ein altes Reh zu schießen; es wird ihm aber auch seinen Doppelthaler gekostet haben.

Dort hängt übrigens ein tüchtiger Kerl von einem Damhirsch, sagte ich.

Der ist auf der Pfaffenwiese geschossen.

Meinen Sie?

Ja, sonst giebt es kein Damwild auf Ludwigsholm. Heiliges Donnerwetter, den hat der Förster selbst geschossen!

Sagen Sie mir in aller Welt, woher wollen Sie das wissen?

Das will ich Ihnen erklären. Der Förster hat in manchen Dingen seinen eignen Kopf. Sehen Sie, der Hirsch ist ins Blatt geschossen, das thut man sonst nur mit Kronwild, der Förster aber fängt auch Damwild auf diese Weise ab.

Und wer hat denn den Bock dort geschossen? fragte ich Spaßes halber, ohne eine Antwort zu erwarten.

Madsen drehte den Bock um und um, betrachtete ihn aufmerksam und entgegnete dann mit großem Ernst: Das hat auf Ehre der Gutsherr selbst gethan.

Wie ist es möglich, das zu beurteilen?

Nichts leichter als das. Auf Ludwigsholm pürscht niemand, als der Gutsherr selbst, und hier, sehen Sie her, der Bock hat eine nette Blattkugel bekommen. Ja, er schießt gut, hat aber auch eine prachtvolle Flinte.

Ich mußte Madsen über seinen Scharfsinn mein aufrichtiges Kompliment machen.

Was ist da weiter, sagte er, wozu hat man denn seine Augen, als um zu sehen, und zur Zeit habe ich weiter nichts zu thun, als mich umzusehen und zu spekuliren.

Es ist Ihnen also noch nicht gelungen, wieder festen Fuß zu fassen?

Nein, eigentlich habe ich noch nichts Festes gefunden; aber ich gehe immer und spekulire auf etwas.

Verfolgen Sie auch genau die Gesuche in den Tagesblättern? Es wäre doch möglich, dort etwas zu entdecken, was für Sie passen könnte.

Nein, Zeitungen lese ich nie. Sie enthalten fast nur Lügen, und selbst wenn einmal etwas Wahres darin stünde, so kann es mir doch wahrlich ganz

gleichgiltig sein, ob die da unten in Ungarn oder in der Türkei sich balgen oder freundlich zusammenleben. Doch, um von etwas anderm zu reden, haben Sie die Flinte über der Schulter gehabt, seitdem wir uns gesehen haben?

Nur einmal, aber ich wollte heute Nachmittag eine kleine Suche auf Amack vornehmen.

Da möchte ich dabei sein!

Das geht nicht. Das Terrain gehört zum Exerzierplatz der Artillerie, und um dort jagen zu können, muß man eine Karte der Kommandantur haben, sonst weist einen die Schildwache zurück, und die Karte gilt nur für meine Person.

Wissen Sie, ich werde es doch versuchen; ich gehe dicht neben Ihnen, die Wache läßt mich schon durch, wenn sie Ihre Karte sieht. Wollen wir uns an der langen Brücke um drei Uhr treffen?

Mir kanns recht sein, wenn Sie sich dem Zurückweisen aussetzen wollen. Ich kann Ihnen natürlich nicht verbieten, neben mir herzugehen; also um 3 Uhr an der langen Brücke.

Besten Dank; ich werde mich pünktlich einfinden. Also auf Wiedersehen!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der alte und der neue Sultan von Sansibar. Das hätte man sich vor zwanzig, ja vor zehn Jahren in Deutschland auch nicht gedacht, daß uns ein Thronwechsel in Sansibar interessiren könnte. Das kleine ostafrikanische Reich mit seinen Inseln und Festlandsäumen gehörte nur in die Geographie, kaum in die Geschichte, es schien nur eine Gruppe von Hamburger Kaufleuten und einige deutsche und noch mehr einige englische Heidenboten und Forschungsreisende anzugehen. Wie anders jetzt, wo auch die deutsche Politik dem Sultanate nahe getreten ist, wo die Diplomatie des deutschen Reiches dort eine wichtige Rolle spielt, wo wiederholt schon unsre Kriegsflotte in die Geschicke des Landes eingegriffen hat, nunmehr auch eine Landtruppe neben ihr mit gutem Erfolge für deutsche Interessen thätig ist, und Anfänge zu einer großen deutschen Kolonie in Afrika sich entwickeln, die glänzende Hoffnungen erweckt haben! Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, wenn die Nachricht von dem unerwarteten Tode des bisherigen Sultans von Sansibar und die Person seines mutmaßlichen Nachfolgers unsre Presse lebhaft

beschäftigt, und ein paar Worte zum Verständnis der Frage werden am Orte sein.

Wir schicken voraus, daß die unter dem Sultanat von Sansibar begriffenen Gebiete bis 1856 gleich einem großen Teile Südarabiens zum Reiche der Imams von Maskat gehörten. 1856 aber wurden beim Ableben des letzten Imams dessen Besitzungen geteilt, und sein Sohn Madjid erhielt die afrikanische Hälfte, die er bis 1870 als Sultan von Sansibar beherrschte. Sein Erbe und Nachfolger war sein jüngerer Bruder Sejid Bargasch, ein thatkräftiger Charakter und trefflicher Geschäftsmann, der seinen Vorteil bei aller notwendig gewordnen Freundschaft und Nachgiebigkeit gegen England, dessen Handel fast die Hälfte der hier einlaufenden Schiffe entsandte, und das jahrelang durch den gewandten und rührigen Konsul John Kirk an seinem Hofe vertreten war, bestens wahrzunehmen verstand, d. h. er unterstützte, soweit er mußte, die Bemühungen Kirks, dem schwunghaft betriebnen Sklavenhandel der Araber von Sansibar möglichst zu steuern, wußte aber unter der Hand selbst möglichst viel Nutzen aus diesem Geschäfte zu ziehen. Sonst ist von ihm noch zu berichten, daß er sich Stanley gefällig zeigte, als dieser 1871 nach der Insel kam, um sich zu seiner großen Reise zur Aufsuchung Livingstones in Innerafrika auszurüsten, und daß er lange genug lebte, um zu sehen, daß Ansprüche, die von Deutschen erworben worden waren, Ansprüchen, die er auf das Hinterland seines Küstenbesitzes auf dem Festlande erheben zu können meinte, erfolgreich gegenübertraten, indem das deutsche Reich sie unter seinen Schutz stellte. Als er im März des Jahres 1888 starb, folgte ihm als Erbe des Restes seines Besitztums sein Bruder Sejid Chalifa Bin Said, der, als er zur Regierung gelangte, zweiundvierzig Jahre alt war, sich aber nicht lange des Thrones erfreuen sollte. Er hatte ihn nicht ganz zwei Jahre innegehabt, als er in diesen Tagen einem Sonnenstiche erlag. Bei seinen Unterthanen hinterließ er kein ehrenvolles Andenken. Der Religion nach gehörte er wie sein Vorgänger dem Islam an, hielt sich aber zu einer von dessen Sekten. Früher wenig bekannt, auch von seinem Bruder wenig beachtet, der überhaupt mit seinen Geschwistern, u. a. seiner Schwester, der Frau eines Hamburger Kaufmanns, auf schlechtem Fuße stand, ließ er schon an seinen ersten Regierungshandlungen erkennen, daß er nicht der Mann war, den die Lage des Reiches erforderte. Zunächst mangelten ihm der sichere Blick für die Verhältnisse und Bedürfnisse desselben gegenüber den europäischen Mächten, die feste und energische Entschlossenheit gegenüber dem widerspenstigen Elemente, das sich in der arabischen Bevölkerung regte, und die geschäftliche Klugheit und Geschicklichkeit. Dann gab sein Privatleben vielfach Anlaß zu Klagen seiner Unterthanen. Die Araber, die unter seinem Vorgänger nicht mehr Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung zu erheben wagten, atmeten auf, als er den Thron bestiegen hatte, da sie in seinem Auftreten den schwachen, unschlüssigen Herrscher erkannten. Auf alle Fälle ließ er, als der Aufstand wegen des Abkommens mit den Deutschen ausbrach, den Dingen ihren Lauf und war zu keinem kraftvollen Einschreiten gegen die Empörer zu bewegen, die doch auch gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Mit Unrecht, scheint es, wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er mit ihnen unter einer Decke spiele; seine Unthätigkeit entsprang wohl nur seinem schwachen und teilnahmlosen Wesen; wenigstens konnte ihm ein Einverständnis mit den Aufständischen nicht bestimmt nachgewiesen werden, und anderseits mögen manche arabische Führer seinen Namen für ihre Zwecke gemißbraucht haben, um das Volk für ihre Partei günstig zu stimmen und sie als loyal und patriotisch erscheinen zu lassen. Aber der Mangel an Thatkraft, den Sejid Chalifa bei der Gelegenheit

zeigte, wirkte unter den obwaltenden Umständen ebenso schlimm wie verräterischer Vertragsbruch, und so fehlte es denn auch nicht an Vorwürfen in dieser Richtung, und zwar vereinigten sich dazu deutsche und englische Stimmen. Dazu kam endlich, daß der Schwächling, vielleicht um sich stark zu zeigen, bald nachher plötzlich als blutiger Despot auftrat und eines Tages eine Anzahl von Gefangnen auf dem Fruchtmarkte von Sansibar grausam hinrichten ließ, ohne daß ein richterliches Verhör und Urteil vorher erfolgt war. Nach solchen despotischen Ausbrüchen versank er gewöhnlich wieder in die alte Gleichgiltigkeit und Trägheit, aus der ihn gelegentlich die Konsuln aufrüttelten, wenn Gerüchte von Umtrieben seines Bruders Sejid Ali zu seiner Entthronung ihn bei ihnen Rat zu suchen veranlaßten. Die Mehrheit der Sansibaren war zuletzt mit Sejid Chalifa sehr unzufrieden, und man würde ihn abgesetzt haben, wenn die europäischen Konsuln sich nicht seiner angenommen hätten, die über Kriegsschiffe und Seesoldaten verfügten, und die, obwohl sie bei seiner Art zu denken und zu handeln nur langsam ihre Absichten durchsetzen konnten, doch keine Revolution wünschten. In der letzten Zeit zeigte sich der Sultan dafür auch einigermaßen gefügiger: er erließ ein Gesetz, das die Sklaverei beschränkte, ging auf etliche andre Forderungen ein und schien geneigt, weiteres zu bewilligen, schickte auch eine Gesandtschaft nach Europa und wäre wahrscheinlich noch ein ganz erträglicher Bundesgenosse der Deutschen und Engländer geworden, wenn ihn der Tod nicht vor der Zeit ereilt hätte.

Er hinterläßt nun zwei Brüder, den genannten Sejid Ali, der dreiunddreißig Jahre alt ist, und einen jüngern, Abdul Aziz, der in Maskat lebt. Der erstere wohnt in Sansibar und stand anfangs dem Sultan als eine Art Minister zur Seite, wurde ihm aber durch seinen Verkehr mit der Opposition verdächtig und sollte einmal deshalb in seinem Hause von Regierungstruppen verhaftet werden, was aber von den Engländern, mit denen er befreundet ist, verhindert wurde. Er gilt für einen verhältnismäßig gebildeten und liberal gesinnten Mann, und da er vermutlich der Nachfolger Sejid Chalifas sein wird, so wäre für die weitere Entwicklung der Dinge in diesem Teile Ostafrikas auch dann Gutes zu erwarten, wenn keine Verträge beständen, die die Erben des verstorbnen Sultans wie ihn selbst an die europäischen Interessen binden. Man wird sich entsinnen, daß vor etwa vier Jahren zwischen Deutschland und England einerseits und dem Sultan Bargasch anderseits ein Abkommen getroffen wurde, das die Herrschaft des Sultans auf dem Festlande auf eine zehn englische Meilen breite Küstenstrecke zwischen Kap Delgado und Kipini beschränkte, die noch einige Orte im Norden des letztern einschloß. Aber selbst diese magere Souveränität wurde noch geschmälert, indem Sejid Chalifa bald nach seiner Thronbesteigung einen Vertrag unterzeichnete, durch den er der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft das Recht einräumte, gemeinsam mit seinen Beamten jenen Küstenbezirk zu verwalten, dort die Zölle zu erheben und die deutsche Flagge aufzuhissen, wofür ihm eine jährlich zu entrichtende Abfindung zugesichert war. Ein ähnlicher Vertrag verschaffte der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft auf fünfzig Jahre die Verwaltung des Küstenstrichs von Wanga bis Kitu. Eine Verschlimmerung dieser Verhältnisse ist also unter keinem neuen Sultan zu befürchten. Vielmehr können die aus den Verträgen fließenden Rechte nur auf Kosten Sansibars verstärkt und vermehrt werden, und die Sultane, deren Vorfahren hier einst ein Reich auf den Trümmern portugiesischer Macht gründeten, werden sich bei dem guten Einvernehmen, das in dieser Angelegenheit zwischen Deutschland und Großbritannien herrscht, immer nur so weit frei bewegen, als es sich mit den Interessen und Absichten der beiden Mächte verträgt.

Zur Charakteristik Kaiser Josefs des Zweiten. Am 20. Februar haben die Zeitungen natürlich nicht verabsäumt, den „hundertjährigen Todestag“ (o diese hundertjährigen Tage, Feste und Jubiläen!) zu begehen. Viel mehr haben sie bei dieser Gelegenheit nicht gebracht, als was ohnehin jedermann weiß; sie haben den allbekannten Menschenfreund auf dem Throne geschildert, den aufgeklärten Volksbeglücker, für dessen edle Absichten sein Volk nicht reif war. Und doch hat sogar Heinrich von Sybel, der wahrlich weder zu den Feudalen noch zu den Ultramontanen gehört, ein ganz andres Bild gezeichnet! Da wir aus Höflichkeit gegen die Leser seine Geschichte der Revolutionszeit als bekannt voraussetzen müssen, so dürfen wir sie nicht ausschreiben. Nur wenige Sätze erlauben wir uns anzuführen. „Welch ein Kontrast, wenn man seine Persönlichkeit und sein Thun mit denen seines großen Musters, Friedrichs des Zweiten, vergleicht! Friedrichs Beweggründe sind überall tiefer und sittlicher, und eben deshalb ist sein Handeln stets ruhiger, besonnener, zukunftsreicher. Zufrieden, daß keine enge Rechtgläubigkeit ihn selbst und sein Volk weiter beherrscht, greift er an keiner Stelle in das religiöse Gewissen seiner Unterthanen ein, wohl wissend, daß man eine Nation zu geistiger Freiheit erziehen, aber nicht zwingen kann. An dem entgegengesetzten Verfahren ist Josef gescheitert, und auch seine Nachfolger scheinen auf diesem Felde keine höhere Frage als die eine zu kennen, ob die Kirche dem Staate oder der Staat der Kirche ein dienendes Mittel zu Macht und Erbauung sein soll.“ Es hätte sich doch gelohnt, durch Nachschlagen in einem solchen Buche ein Paar individuelle Züge in das farblose Vorlegeblatt für Zeichner von liberalen Menschenfreunden zu bringen.

Noch individueller und daher unendlich interessanter läßt sich das Bild Josefs gestalten, wenn man — vielleicht geschieht es noch in einer unsrer größern Monatsschriften — seine und seiner Verwandten zahlreiche Briefe zu Hilfe nimmt. Auf diesem Wege findet man zugleich, daß seine Mißerfolge in seinem Charakter begründet waren, und zwar nicht bloß in Übereilung und Ungeduld, sondern noch in andern, wenig anziehenden Charakterzügen. Josef gehörte in die Klasse jener Menschenfreunde, die mehr den Menschen in abstracto, als den einzelnen wirklichen und lebendigen Menschen lieben. Wir könnten eine Reihe von Beweisen dafür auch aus den Briefen seiner Geschwister beibringen, beschränken uns aber auf einen Brief seiner Mutter vom 14. September 1766, worin sie ihm mit wunderbarem Scharfblick sein zukünftiges Schicksal voraussagt.

Josef hatte über Gegenstände, die geschichtlich ohne Belang waren, einige Noten abgefaßt, deren Ton einige alte Diener seiner Mutter verletzen mußte. Diese schreibt nun u. a.: „Was du von Ayasas sagst [es steht zwar da: ce que vous me dites, aber wenn die Kaiserin deutsch sprach, dutzte sie ihre Kinder], kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Seitdem ich ihn kenne, habe ich ihn niemals so selbstsüchtig und bösartig gefunden, daß ich ihm zutrauen könnte, er werde aus Selbstsucht jemandem ein Unrecht zufügen. Er ist, soweit ich ihn kenne, ernsthaft und streng, aber pflichteifrig und gerade, nicht im mindesten ränkesüchtig. Warum ihn ungünstig beurteilen und sofort verdammen? Ich fürchte sehr, daß du mit der schlechten Meinung, die du von den Menschen im allgemeinen hegst, die kleine Zahl ehrlicher Leute, die du noch hast, vollends verlieren wirst. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt! Denn ein Mensch, der sich keiner bösen Absicht bewußt ist, erträgt keinen Verdacht; wenn er kann, so entfernt er sich, kann er nicht, so vermindert sich sein Diensteifer. Vertrauen ist die Haupttriebkraft, wo das fehlt, da fehlt alles.“

Anläßlich einer andern Staatsschrift Josefs schreibt sie in demselben Briefe: „Es schmerzt mich, daß du eine Genugthuung darin finden kannst, andre zu erkälten und durch Ironie zu demütigen. Ich muß dir sagen, daß ich mein Lebtag gerade entgegengesetzt gehandelt habe. Ich suchte immer lieber die Leute durch gute Worte dahin zu bringen, daß sie thaten, was ich wollte, lieber durch Überredung als durch Zwang. Dabei habe ich mich wohl befunden, und ich wünschte nur, du fändest in deinen Staaten und in den Menschen ebenso viel Hilfsquellen, wie ich sie gefunden habe.... Glaubst du auf diese Art dir deine Unterthanen treu erhalten zu können? Wie sehr fürchte ich, du werdest Schurken in die Hände fallen, die sich, um ihre Absichten zu erreichen, alles gefallen lassen, auch Dinge, die ein edles und aufrichtig ergebnes Gemüt nimmermehr erträgt!... Und was mich am meisten bestürzt macht: du hast nicht in augenblicklicher Wallung geschrieben, sondern vierundzwanzig Stunden überlegt, ehe du mit deiner Ironie den Dolch ins Herz stießest [dem Fürsten Kaunitz und, wie es scheint, dem Grafen Harrach] und Vorwürfe aussprachst, die schon deswegen übertrieben erscheinen, weil du die Personen, gegen die sie gerichtet sind, hoch schätzest und dir zu erhalten wünschest; fast muß ich bezweifeln, daß du es mit ihnen aufrichtig meinst. Ich fürchte, du wirst keine Freunde finden, niemand, der für Josef Anhänglichkeit empfindet; gerade Josef willst du ja vor allem sein, und gerade Josef ist es ja, nicht der Kaiser und nicht der Mitregent, aus dessen Herzen jene häßlichen, beißenden und ironischen Redensarten hervorgehen. Das ist es, was mich beunruhigt, was dein Unglück ausmachen und das der Monarchie und der ganzen Familie nach sich ziehen wird. Ich hatte mir geschmeichelt, daß, wenn ich stürbe, deine Staaten und unsre zahlreiche Familie an mir nichts verlieren, vielmehr durch den Wechsel nur gewinnen würden. Kann ich das noch, wenn du dich in einem Tone gehen läßt, der jedes Wahlwollen und jede Freundschaft verbannt? Daß du ein berühmtes Muster nachahmst, ist nicht schmeichelhaft für dich. Dieser Held, der so viel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer, hat er einen einzigen Freund? Muß er nicht aller Welt mißtrauen? Was für ein Leben, dem alle Gemütlichkeit fehlt! [ou l'humanité est bannie. Daß Maria Theresia ihren großen Feind falsch beurteilte, wird man ihr zu gute halten müssen. Ihm gegenüber ist die herzensgute und klar sehende Frau wie ausgewechselt. Sie nennt ihn zuweilen ce monstre, und hat eine kindische Freude, als sie eines Tages die merkwürdige Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß Friedrich der Große keinen guten französischen Stil schreibe, während sie doch selber das Französische radebrechte, wie ihr der deutsche Schnabel gewachsen war.] Zudem ist die Liebe die Grundlage unsrer Religion und jedermanns Pflicht; glaubst du sie auszunüben, wenn du mit deiner Ironie sogar Männer verletzest, die uns große Dienste erwiesen haben, und deren Schwächen von keiner andern Art sind, als die, an denen wir alle leiden, durch die sie weder dem Staate noch uns, sondern höchstens sich selber schaden?... Ein einfaches Ja oder Nein wäre weit besser gewesen als dieser ganze Schwulst von Redensarten, in dem du mit deiner Schreibfertigkeit selbstgefällig glänzest. Hüte dich wohl davor, dir im Aussprechen von Bosheiten zu gefallen! Dein Herz ist noch nicht böse, wird es aber werden. Es ist die höchste Zeit, daß du dir den Geschmack an diesen geistreichen Redensarten und Witzen abgewöhnst, mit denen du andre betrübst und lächerlich machst. Hast du damit alle ehrlichen Leute von dir entfernt und die Thür nur noch für Schurken offen gelassen, dann bildest du dir ein, das ganze Menschengeschlecht verdiene deine Liebe und Achtung nicht. Du hast ja das Beispiel der Sinzendorffe vor Augen. Geist, Talent, angenehmes Benehmen kann man diesen Leuten nicht absprechen;

aber kein Mensch hält es mit ihnen aus: sie sind schlechte Familienglieder und schlechte Unterthanen und taugen für keinen Beruf. Für einen Monarchen wäre ein solcher Charakter ein noch weit größeres Unglück; er würde ihn selbst und alle seine Unterthanen unglücklich machen. Nach dieser langen Predigt, die du meiner zärtlichen Liebe zu dir und zu meinen Ländern verzeihen wirst, will ich dir in einem Vergleiche sagen, was du mit allen deinen Talenten und persönlichen Vorzügen bist. Du bist eine Kokette [une coquette d'esprit]; wo du Geist zu finden glaubst, rennst du ihm ohne Überlegung nach. Hast du in einem Buche oder im Gespräche einen Witz oder eine geistreiche Redensart aufgeschnappt, so wendest du sie bei der ersten Gelegenheit an, ohne zu überlegen, ob sie paßt. Und nun zum Schluß nehme ich dich beim Kopfe und umarme dich zärtlich und wünsche, du möchtest mir nie wieder solchen Verdruß machen mit deiner bösen Schreibart, da ich dich gern von aller Welt geehrt und geliebt sehen möchte, wie du es verdienst; und halte mich immer für deine gute treue Mutter!"

Das ist freilich nicht so ganz der altbekannte Josef.

Von Leipzig über Australien ins Fichtelgebirge. Vor einigen Jahren wurde einmal an dieser Stelle der Schaden beleuchtet, den die Individualität der Schüler und der Geldbeutel ihrer Eltern durch den Zwang zu uniformen Schreibheften erleiden. In finanzieller Beziehung ist auch der häufige Bücherwechsel nicht gerade angenehm. Früher konnte ein Schulbuch, wenn es gut gehalten wurde, zehn Jahre lang in der Familie dienen, immer von einem Sohne auf den nächst jüngern übergehend; heutzutage ist das selbst dann nicht mehr möglich, wenn gar kein neues Buch eingeführt wird, weil aller paar Jahre neue Ausgaben erscheinen, und schon die geringste Abweichung hinreicht, die ältern Ausgaben zu verbannen. Nun, was dem einen sin Ul, ist dem andern sin Nachtigal; Verleger, Sortimenter, Buchbinder, Buchdrucker, Papierfabrikanten wollen auch leben. Und bei dem Buche, das mir neulich den oft schon erwogenen Übelstand wieder einmal in Erinnerung brachte — es war die „Seydlitzsche Geographie. Ausgabe A" — ist der öftere Wechsel eigentlich gerechtfertigt. Wächst doch die Einwohnerzahl unsrer Reichshauptstadt und die Zahl der Land- und Völkerschaften in Südostafrika so reißend, daß schon darum die neunzehnte Bearbeitung des besagten Büchleins vom Jahre 1883 im Jahre 1888 nicht mehr paßte, und eine zwanzigste ganz selbstverständlich erschien. Dazu bringt diese zwanzigste eine gewaltige Verbesserung. „Die bei der Einführung in das Verständnis der Karte gewonnenen erdkundlichen Begriffe, heißt es in der Vorbemerkung, werden sogleich im ersten Kursus an dem Erdteile Australien eingeübt." Warum nicht gleich am Monde? der ist ja noch ein bißchen entfernter. Wohl nur darum, weil es da droben kein Wasser giebt. Der Grund der Wahl wird Seite 13 angegeben: „Wir suchen die bisher behandelten Erscheinungen an dem Erdteil auf, wo sie am einfachsten hervortreten." Als ob es durchaus gleich ein ganzer Erdteil sein müßte! Auf einer Karte von Deutschland findet man doch auch alles beisammen, was zur Geographie gehört, von den Gletschern bis zu den Meerengen. Ganz ohne Skrupel ist auch der kleine Umweg über Australien nicht eingeschlagen worden. „Ob aber dieses (Australien) aus mancherlei Gründen, so auch aus dem nationalen Gesichtspunkte, nicht besser der Benutzung von Europa-Deutschland zu dem gleichen Zwecke weichen müsse, bildet noch den Gegenstand unsrer Erwägung." Nun, vielleicht verhilft die Verfügung des Kaisers über den Kadettenunterricht, die, nebenbei gesagt, das beste Programm für eine bescheidne und maßvolle Schulreform enthält, den schwankenden Herren

Geographen zu einer raschen Entscheidung. „Die Erdkunde, sagt unser hoher Schulreformator, hat, auf der untersten Stufe von der Heimat ausgehend, zunächst den geschichtlichen Unterricht zu ergänzen u. s. w."

Damit wären wir glücklich wieder dort angelangt, wo wir uns bis in die vierziger Jahre befunden haben. Vom Geographieunterricht bei Pestalozzi erzählt ein Zögling von Ifferten: „Für die ersten Elemente der Geographie führte man uns ins Freie. Man begann damit, unsre Schritte in ein abgeschlossenes Thal bei Yverdon, in welchem der Büron fließt, zu lenken. Man ließ uns dasselbe im ganzen und in seinen Teilen betrachten, bis wir davon eine richtige und vollständige Anschauung hatten. Dann forderte man uns auf, jeder sollte ein Quantum [von der] Thonerde, die an einer Seite des Thales in Schichten eingebettet lag, herausholen, womit wir dann große Bogen Papier füllten, die wir zu diesem Zwecke mitgenommen hatten. Ins Schloß zurückgekehrt, stellte man uns an große Tische, teilte sie ab, und jeder mußte auf der Stelle, die ihm zugefallen war, das Thal, wo wir eben unsre Studien gemacht hatten, aus seiner Thonerde nachbilden. Die folgenden Tage neue Ausflüge, neues Auskundschaften an einem immer höher gelegenen Punkte mit weiterer Ausdehnung unsrer Arbeit. So fuhren wir fort, bis wir das Becken von Yverdon durchgearbeitet und von der Höhe des Montéla, welcher dasselbe ganz beherrscht, im Zusammenhang überschaut und als Relief nachgebildet hatten. Dann, aber erst dann, gingen wir zu der Landkarte, für die wir erst jetzt das richtige Verständnis uns erworben hatten."

Die Reliefbildnerei haben nun wohl auch die eifrigsten Pestalozzianer nicht überall durchführen können. Aber wenigstens hat einer von ihnen, Schacht, sein schönes Lehrbuch, das jetzt aus den Schulen verschwunden zu sein scheint, nach den angedeuteten Grundsätzen eingerichtet. Er beginnt ähnlich wie Seydlitz mit einer Erklärung der verschiednen Kartengebilde, fordert aber dann, daß der Lehrer die Schüler in ihrer Umgebung orientire und den Plan des Heimatsdorfes oder der Vaterstadt, sodann die Karte der Umgegend vor ihren Augen entstehen und sie nachzeichnen lasse, was freilich größere Unabhängigkeit vom Lehrbuche voraussetzt, als sie unsern heutigen Lehrern eigen zu sein pflegt. Hierauf geht Schachts Geographielehrer zum deutschen Vaterlande über, und läßt auch dessen Bau allmählich entstehen, und zwar vom Fichtelgebirge aus, indem er die von ihm nach allen vier Himmelsgegenden strömenden Flüsse und die sie einschließenden Gebirge verfolgt. (Hoffentlich wird es auch heute noch gestattet sein, Deutschösterreich zu Deutschland zu rechnen.) Da jedes unsrer größern Flußgebiete zugleich eine Landschaft im geschichtlichen Sinne bildet, so läßt sich von ihm ein Bild entwerfen, das den Schüler nach allen Seiten hin befriedigt und zeitlebens in ihm lebendig bleibt. Ist die Karte Deutschlands westlich bis an den Rhein vorgerückt, so bietet das plastisch und landschaftlich schönste und am reichsten ausgestattete aller deutschen Flußgebiete Gelegenheit zu einem Überblick der Geschichte des deutschen Reiches von seiner Wiege bis zur jetzigen Vollendung. Dann wendet man sich südwärts dem Rückgrat Europas, den Alpen zu, an denen der Bau seiner südwestlichen Hälfte begriffen wird, und zuletzt dem nordostdeutschen Tieflande, dem Sitze der gegenwärtigen Reichsgewalt, mit einem Ausblick auf die große russische Ebene. Ein Überblick über die Glieder am Rumpfe schließt einstweilen die Geographie Europas ab. Das wäre so ein Pensum für Sexta und Quinta, vielleicht auch noch für Quarta. Damit hätten die Schüler eine lebendige Anschauung ihres Vaterlandes und eine oberflächliche Kenntnis des übrigen Europas erlangt, zugleich aber eine Einsicht in den Zusammenhang zwischen Bodengestalt und Kultur, Berg

und Wasser, Land und Leuten, eine Übung im Auffassen und Wiedergeben von Landschaftsbildern, die sie im Notfalle befähigen würde, die Geographie der übrigen Erdteile ohne Anleitung eines Lehrers zu bewältigen. Ein Schüler, der die Struktur des Altvaters, des Fichtelgebirges, und des St. Gotthard samt der je vierfachen Wasserspende dieser merkwürdigen Gebirgsstöcke ordentlich begriffen hat, hat damit einen soliden Unterbau für eine wirkliche Geographie gewonnen, den ihm die Namen chinesischer Städte und südamerikanischer Flüsse nicht darbieten können.

Anstatt solch einer naturgemäßen Grundlegung wird im Seydlitz die Bedeutung der Kartenzeichen an einem dürftigen Bildchen aus dem in jeder Beziehung dürftigen Australien erklärt, dem Erdteil, der uns am allergleichgiltigsten ist, der keine Geschichte hat, und der den Sonderling unter den Erdteilen spielt, dessen Bäume keinen Schatten geben, dessen Hasen wie die Heuschrecken hüpfen, und dessen sonstige Säugetiere Schnäbel haben. Hierauf wird der Sextaner durch die übrigen Erdteile spazieren geführt, oder eigentlich nicht spazieren, denn bei der Größe des Gebiets kann von Verweilen, Beschauen, Veranschaulichen, von einem Entwerfen lebensvoller Bilder keine Rede sein. Es können nur eine Menge Namen und ganz oberflächliche Kartenbilder eingebläut werden, die lediglich den Zweck haben, teilweise vergessen zu werden und so durch einige Dreien und Vieren eine angenehme Mannichfaltigkeit ins Zeugnis zu bringen. Einen sonstigen Nutzen hat dieses Namensverzeichnis nicht, weil ja alle diese Namen und Kartenbilder im Laufe der Zeit gelegentlich kennen gelernt und gemerkt werden: im Geschichtsunterricht, beim Zeitungslesen, bei Besprechung der Tagesereignisse, beim Briefwechsel mit Vettern in Montevideo, Santiago und Newyork, mit Brüdern, die nach Kamerun schwimmen, und mit Schwestern, die in Ägypten ihre Schwindsucht oder ihre Nerven kuriren. Es ist unglaublich, wie viel Zeit in der Schule an Dinge vergeudet wird, die ein geweckter Kopf heutzutage ganz von selber lernt, und wie stiefmütterlich manche sehr notwendige Dinge behandelt werden, die der Schüler ohne Anleitung schlechterdings nicht lernen kann, ja an die er gar nicht denkt, auf die er von selber gar nicht verfällt. Die Schulverbesserer fordern vor allem Anschauungsunterricht und mehr Raum für die Realien; sie sollten, anstatt immer auf den alten Sprachen herumzuhacken, nur erst einmal dafür sorgen, daß der Realienunterricht wenigstens in dem ihm jetzt zugemessenen Umfange Anschauungsunterricht würde!

Suggestion. Es kann nicht anders sein, es ist bei dem Prozesse der Gabriele Bompart hypnotisch-spiritistischer Einfluß vorhanden, und die Herren in Nancy haben Recht, wenn sie behaupten, daß diese Dame nicht aus bodenlosem Leichtsinn und völligem Mangel an Gewissen geworden sei, was sie geworden ist, und gehandelt habe, wie sie gehandelt hat, daß sie vielmehr unter dem Zwange von Suggestionen gestanden habe. Eyraud hat ihr suggestirt, daß sie Gouffé an sich locken und ermorden helfen müsse, und der edle Kalifornier hat ihr suggestirt, daß sie nach Paris reisen und die Sache anzeigen solle. Und sie selbst wiederum hat die Bevölkerung von Lyon in hypnotischen Zustand gesetzt und ihr suggestirt, sie wie eine Heldin zu feiern und mit Blumenspenden zu begrüßen. In der That, so muß es sein, denn sonst müßte man glauben, daß diese Bevölkerung ihren gesunden Sinn verloren habe.

Diese Entdeckung der psychiatrischen Schule von Nancy ist von weitreichender Bedeutung. Sie löst alle Rätsel des Seelenlebens, sie hebt alle sittliche Verantwortung auf, sie gewährt dem Gefühlsdusel einer Volksmenge, die den sittlichen

Ernst verloren hat, die schönste Berechtigung, „sie schafft die Möglichkeit einer ganzen Reihe neuer Rettungen.“ Seit der Rettung Neros sind diese schönen Werke der Humanität in bedauerlicher Weise in Stillstand gekommen, ja sogar in Mißkredit geraten, und immer noch ist ein Held und König wie Macbeth ungerettet geblieben. Wir nennen nicht Richard den Dritten, denn daß dieser körperlich mißgestaltete, innig beklagenswerte Regent unter dem Drucke der Mißbildung seiner Hirnschale gestanden und gemordet hat, sieht nur der völlig Blinde nicht. Aber Macbeth! Es schien unmöglich, den Ehrenschild dieses schottischen Königs rein zu waschen. Und doch, wie einfach und folgerichtig gestaltet sich alles, wenn wir Suggestion und in weiterer Folge eine psychisch-nervöse Störung annehmen! Macbeth tritt in den Kreis der Hexen. Ist es zu kühn, wenn wir annehmen, daß dies die poetische Umschreibung einer spiritistischen Sitzung von alten Weibern sei? „Heil dir, Macbeth, der du einst König sein wirst!“ Das ist die Suggestion, die Unterschiebung eines Gedankens, den Macbeth nicht wieder los wird und unter dessen Einfluß sein weiteres Handeln steht. Damit ist er selbst strafrechtlich freigesprochen.

Daß es Suggestionen in die Ferne gebe, wird von den Psychologen des Spiritismus behauptet (man erinnere sich des Berichtes über „Zenker, Zenker“!), von andern bestritten. In Macbeth haben wir die merkwürdige Thatsache einer brieflichen Suggestion. Lady Macbeth erfährt aus einem Briefe, was sich ereignet hat und steht sogleich unter demselben Einflusse. Wie aber Frauen im Begehren lebhafter sind als Männer, so übernimmt sie den Antrieb zur That.

Daß Macbeth sowohl als auch seine Frau geeignete Medien oder Subjekte waren, kann man aus ihrem Verhalten erkennen. Sie sind nervös, krankhaft reizbar und leiden — ein sicheres Kennzeichen krankhafter psychischer Zustände — an Hallucinationen. Es ist kein Zweifel, daß sie, wenn ihnen heute der Prozeß gemacht würde, auf das Gutachten medizinischer Sachverständigen der Schule von Nancy freigesprochen werden müßten und daß die Volksmenge berechtigt sein würde, jene verkannten edeln Menschen nach ihrer Freisprechung mit Jubel zu begrüßen.

Zur Beurteilung Anzengrubers. In Nr. 7 der Grenzboten bekämpft der Verfasser einer Anzeige von Adolf Sterns „Deutscher Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart“ das Urteil, das der Litterarhistoriker über zwei Dramen Anzengrubers „Der Pfarrer von Kirchfeld“ und „Die Kreuzelschreiber“ ausgesprochen hat, indem er im Gegensatz zu Stern auch in diesen Werken den Reichtum an „reiner, unbefangener Poesie“ preist. Wenn wir im folgenden einige Thatsachen geltend machen, die eher für Sterns Ansicht sprechen und sein Urteil sogar auch für andre dramatische Dichtungen Anzengrubers zutreffend erscheinen lassen, so wollen wir nicht etwa eine Antikritik der Kritik schreiben, sondern nur auf die praktischen Erfahrungen der Bühne hinweisen. In Berlin sind während der letzten achtzehn Jahre so ziemlich alle hervorragenden dramatischen Schöpfungen Anzengrubers aufgeführt worden, ohne daß es einer einzigen gelungen wäre, einen nachhaltigen Erfolg zu erringen oder gar sich dauernd auf einer Bühne einzubürgern. Schauspieler von starker Gestaltungskraft wie Marie Geistinger und Friedmann haben ihr Bestes daran gesetzt, um einzelne Figuren des Dichters auch durch die Kunst der Darstellung zur stärksten Wirkung zu bringen; aber diese Wirkung war nur eine augenblickliche, nur eine solche, an der man die Meisterschaft schauspielerischer Technik bewunderte. Das „Deutsche Theater“ in Berlin, wo sich nach

den leidenschaftlichen Versicherungen einiger Berliner Kritiker allabendlich die edelste und feinste Blüte der deutschen Schauspielkunst der Gegenwart dem Publikum zeigt, hat den „Pfarrer von Kirchfeld" und den „Gewissenswurm" aufgeführt, die Münchner Volksschauspieler, welche im Gegensatze zur Kunst nur die reine unverfälschte Natur auf ihre Fahne geschrieben haben, sind mit dem „Ledigen Hof," dem „Fleck auf der Ehr" und andern Stücken Anzengrubers gekommen, und das Lessingtheater, wo man über dem Rahmen der Bühne den Wahlspruch liest, daß Kunst und Natur nur eins seien, hat den „Meineidbauer," die „Kreuzelschreiber" und „Heimg'funden" gespielt. Man hat es also mit Kunst allein, mit Natur allein und mit beiden zusammen versucht; aber das Ergebnis war immer dasselbe: große Begeisterung eines Teils der Kritik und Unempfänglichkeit des Publikums. Man wende nicht ein, daß hier nur der alte Gegensatz zwischen der nord- und der süddeutschen Gefühls- und Stimmungswelt zum Ausdruck komme. Die von fingerfertigen Schauspielern aus süddeutschen Romanen und Novellen herausgeschnittenen Theaterstücke der Münchner, die ausschließlich auf die Einwirkungen auf das Gefühl gestellt sind, künstlerisch aber viel tiefer als die Anzengruberschen Schauspiele stehen, haben — unter gleichen Bedingungen der Darstellung — in dem kühlen Berliner Publikum eine wärmere und viel herzlichere Teilnahme wachgerufen. Es möchte denn doch nach solchen Beobachtungen nicht von der Hand zu weisen sein, daß das ganze dichterische Schaffen Anzengrubers mehr im Verstande als im Herzen wurzelte, mehr Kunst als Natur war.

Im Zusammenhange damit erklärt es sich auch vielleicht, weshalb gerade solche Tagesschriftsteller, deren Thätigkeit eine vorwiegend kritische und feuilletonistische, also mehr eine verstandesmäßige ist, sich am stärksten durch Anzengruber angezogen fühlen. Fritz Mauthner und Ludwig Fulda haben sich sogar von Anzengruber dichterisch begeistern lassen und zu seinem Gedächtnis ernst gemeinte Verse geschrieben. Und noch ein andres wird nicht zufällig, sondern tiefer begründet sein, daß nämlich — in Berlin wenigstens — die leidenschaftlichsten Vorkämpfer für Ibsen und seine Gefolgschaft zugleich die wärmsten Lobredner Anzengrubers sind. Kein Zweifel, daß dafür die gemeinsame Vorliebe für das Pathologische entscheidend ist, daß der Verstand auf den Verstand wirkt und die „reine, unbefangene Poesie" nur ein bescheidnes Wörtlein mitspricht.

Auch eine Verdeutschung. Die von der Leitung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins verbreiteten Vorschläge zur Beseitigung von Fremdwörtern aus der Sprache des Handels sind neulich in dem Berliner Zweigverein beraten worden. Dabei erklärte sich dieser Verein u. a. für den Ersatz des Wortes Champagner durch Sekt (neben dem vom Entwurfe vorgeschlagnen Schaumwein). Ohne dem löblichen Thun des Vereins im mindesten zu nahe treten zu wollen, können wir uns doch nicht enthalten, hierzu ein ?! zu machen und dieses Zeichen der Verwunderung folgendermaßen zu erläutern. Was ist „Sekt?" Ein Lehnwort aus dem Spanischen. Als der Cyperwein durch spanische und kanarische Trockenweine verdrängt wurde, bürgerte sich in ganz Nordeuropa auch die spanische Bezeichnung (vino) seco in allerlei Umbildungen ein, niederländisch sec, englisch sack u. s. w. Allerdings trank man die südlichen Weine wohl selten rein, wie auch heutzutage, doch zum Teil aus einem andern Grunde. Der Trinker von damals bedurfte eines starken Gaumenreizes und erfreute sich hoffentlich weniger empfindlicher Nerven als wir, da er sein Bier mit Muskatnuß zu würzen liebte und den Trockenwein durch Zusatz von allerlei Süß- und Bittermitteln und aufregenden Stoffen verdarb. Wie

ließ sich da eine Ähnlichkeit mit Champagner entdecken? Das gehört zu den „Berliner Witzen," die jetzt in Berlin selbst verschallen zu sein scheinen. Ludwig Devrient und Genossen bedienten sich in der Weinstube von Lutter und Wegener gern der Redeweise Shakespeares, und da begreiflicherweise Falstaff besonders oft die Kosten bestreiten mußte, wurde der Champagner Sekt getauft. Von der Berliner Schauspielerkneipe aus hat sich der Gebrauch über ganz Deutschland verbreitet, und wem eine „Pulle Sekt" besser mundet als eine „Flasche Champagner," dem soll daraus kein Vorwurf erwachsen. Aber einen scherzhaften, ganz unpassenden Ausdruck, der noch dazu einer fremden Sprache entstammt, förmlich in die Handelssprache einzuführen, das ließe sich umso weniger rechtfertigen, als in diesem Falle eine Verdeutschung gar nicht notwendig ist. Denn es wird doch im Ernst niemand daran denken, für Naturerzeugnisse, deren herkömmliche Namen zugleich ihre Heimat andeuten, neue Namen zu erfinden, weil diese Heimat nicht zu Deutschland gehört? Wenn „Champagner" als Fremdwort geächtet werden sollte, müßte natürlich auch „Bordeaux" fallen (wofür wir vielleicht das schöne Wort „Rotspohn" erhielten), und Tokaier, Chianti, Asti, Orvieto, Madeira u. s. w., ebenso natürlich Korinthen und Sardinen, Gorgonzola und Chesterkäse, Riokaffee und Cognac, Tüll und Manchester, Puzzuolanerde und Fernambukholz und tausend andre Wörter, deren willkürliche Verdeutschung eine grenzenlose Verwirrung hervorrufen würde. Blinder Eifer schadet nur, auch der besten Sache. Werden die deutschen Schaumweine so und nicht anders genannt, so ist bereits etwas viel Wichtigeres erreicht, als wenn wir den wirklich aus der Champagne kommenden Wein nötigen wollten, sich anstatt seines Heimatsscheins eines falschen Passes zu bedienen.

Litteratur

Christliche Lebensbilder von Max Reichard. Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Dieses hübsche Buch vereinigt neun Lebensbilder, von denen das letzte (Dorfgemeinden Fröschweiler und Morsbronn) allerdings von den acht vorangehenden so absticht, daß man es lieber als einen kulturhistorischen Anhang bezeichnet sähe. Der Verfasser ist als geborner Straßburger, der auch schon als französischer Militärprediger in der Krim thätig war, wohl geeignet, uns romanische Persönlichkeiten etwas näher zu bringen; so schildern uns seine Lebensbilder auch katholische Romanen, wie Blaise Pascal und die Seinigen und Pater Lacordaire; mit mehr Anteil noch Männer wie Alexander Vinet, Adolf Monod, Louis Meyer (Paris), Friedrich Oberlein. Auch ganz deutsche Persönlichkeiten wie Louis Harms in Hermannsburg und Helene von Orleans zeichnet er uns in anziehender Weise. Es ist begreiflich, daß einige Freunde den Wunsch hegten, diese meist schon anderswo gedruckten Lebensbilder in einem Bande vereinigt zu sehen. Der Verfasser will den Zweck des Buches reichlich erfüllt sehen, wenn durch das Lesen der Lebens-

bilder in dem Herzen des einen oder des andern ein Sehnen nach dem heiligen Nacheifern solcher Vorbilder geweckt werde. Diesen Zweck wird er auch sicher erreichen. Leider hat er eine pietistisch-methodistische Vorliebe für solche Lebensführungen, bei denen reinlich bis aufs Datum sich an eine Periode des Weltsinns die der Gnade anschließ, moderirt durch Kränklichkeit und Schwäche, bei denen die invidnellsten Familienereignisse so ans Licht gezerrt werden, daß es wehe thut. Auch das gehörte lange Zeit zur christlichen Mode, und man bemühte sich, in dem allen einen Weltplan Gottes nachzuweisen. Am wertlosesten ist die Arbeit über Lacordaire, es scheint, daß der Verfasser noch eine Schwäche für französische Kanzeldeklamation beibehalten hat, wenn auch der Deklamator gleich darauf seine Überzeugungen zu den Füßen eines beschränkten Papstes abschwört. Hat er doch der Nation eine lange Zeit durch seine unvergleichliche Beredtsamkeit imponirt. Das muß genügen.

Moralische Reden von William Mackintire Salter. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Georg von Gizycki. Leipzig, Friedrich, 1889

Diese Reden stammen aus einem Kreise von solchen Amerikanern, die aus der christlichen Kirche ausgetreten sind, um die moralischen Gesichtspunkte rein für sich zu betonen. Wir vermögen inhaltlich in diesen Reden nichts aufzufinden, was nicht auch in unsern christlichen Erbauungsschriften gesagt worden wäre, und es ist seltsam, daß die Saltersche Ware so angepriesen wird. Zumal da die Polemik gegen die Kirchen noch einen breiten Raum einnimmt. Wo von der Erneuerung der Quellen des Lebens, im Gegensatz zu der bloßen Besserung des Handelns, gesprochen wird, heißt es: „Die alte Religion hat ein eignes Wort: du mußt von neuem geboren werden; seltsam und sinnlos, wie das theologische Dogma für uns ist, das man darauf gegründet hat, verbirgt es doch eine lebendige Wahrheit." So ist der Vertreter der „ethischen Gesellschaft" auch sehr erzürnt, daß diese Freisinnigen ihre Kinder noch so vielfach in die Sonntagsschulen der vornehmen Kirchen schicken. Ohne Zweifel kann mnn aus den fünf Reden des Buches manche heilsamen Anregungen empfangen, auch wenn man nicht mit den Verhältnissen in Chikago vertraut ist. Der Übersetzer versteht die Kunst des Übersetzens nur sehr unvollkommen; ganz undeutsche Wendungen hat ihm das Original aufgedrängt.

Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Von Dr. Friedrich Harms, weiland ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers. Herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben, 1889

Der nach kurzer Wirksamkeit in Berlin verstorbene Prof. Harms hat das Glück gehabt, in Wiese einen dankbaren Jünger und Herausgeber seines reichen litterarischen Nachlasses zu finden. Dieser Band soll der letzte dieser Art sein, und offenbar macht er dem Verfasser, dessen tüchtigen Sinn man leicht durchfühlt, und der Sorgfalt des Herausgebers alle Ehre. Wir gestehen, daß wir unter übrigens gleichen Umständen am liebsten von einem Juristen uns über Rechtsphilosophie belehren lassen. Aber es wird auch Bedürfnisse geben, die in dem vorliegenden Buche eine willkommene Befriedigung finden, wie sie der spätere Richter gebraucht. Klareres dürfte es nirgends geben. Und wenn meist Nachlaßwerke mehr das Bedenkliche dieser Litteratur an sich haben, giebt das vorligende Buch noch manche erfreuliche Züge des mündlichen Vortrages wieder. Wiederholungen zum Beispiel, die den Studenten oft so willkommen sind, besonders in schwierigen

Materien. Außerdem ist für die Methode der philosophischen Untersuchung in dem Buche schöne Hilfe geboten. Über empirische Wissenschaften (induktive) und philosophische wird selten so einfach und bündig geredet worden sein. Auch die geschichtlichen Formen der Rechtsphilosophie bei den Griechen, im Mittelalter, von da bis Kant (Hume, Hobbes, Grotius), von Kant bis Hegel, bei Stahl, Herbart u. s. w. gehen in ihren Hauptzügen, ohne gelehrte Schwerfälligkeit an uns vorüber.

Ein dritter Teil ist insbesondre der Grundlage des Rechtes gewidmet, der, allerdings in eigentümlichen Voraussetzungen dieses Harmsschen Systems, das Wesen des Rechtes und die Entstehung des Rechtes erörtert, überall in einfacher, schlichter Wahrheitsliebe. Auch der theologische Hintergrund seines Denkens tritt nur maßvoll hervor. Wir hoffen, daß sich viele von unserm Verfasser über die vielen schwierigen Fragen, die hier begegnen, belehren lassen werden.

Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Grundzüge der bestehenden Einrichtungen und Anleitung zur Schaffung derselben. Von **Fritz Kalle** und **Dr. Otto Kamp**. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1889

Die vorliegende Schrift ist ein dankenswerter Beitrag zur Lösung der Hauswirtschaftsfrage in den untern Volksschichten. Die Anregung dazu ist von der Kaiserin Augusta ausgegangen, die im Jahre 1888 an den deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit und an die deutschen Frauenvereine die Aufforderung richtete, sich die hauswirtschaftliche Ausbildung armer Mädchen angelegen sein zu lassen. Der erstgenannte Verein beauftragte daraufhin die Verfasser, „eine kurze, systematische, ganz objektive Beschreibung der im Inland und Ausland schon bestehenden bereits bewährten Vorkehrungen zur hauswirtschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Klassen zu verfassen und im Druck zu veröffentlichen“: denn nur nach genauer Prüfung der bestehenden Einrichtungen sei es möglich, neue zweckmäßige Veranstaltungen zu treffen. Es muß anerkannt werden, daß den Verfassern die Lösung dieser schwierigen Aufgabe, wozu das notwendige Material erst durch Umschau und Rundschreiben gewonnen werden mußte, gut gelungen ist. Sie untersuchen zuerst, in welchem Umfange die hauswirtschaftliche Unterweisung der armen Mädchen im Elternhause, in fremden Häusern und in der Waisenpflege betrieben wird, wie weit ferner die Volksschule und andre Anstalten auf diese wichtige Angelegenheit Rücksicht nehmen, und schließlich welche Bedeutung ihr im Auslande, in Österreich, in der Schweiz, in Belgien, Frankreich, England und Schweden beigelegt wird. Vereine, die nach dieser Richtung hin arbeiten wollen, werden in der Schrift vortreffliche Fingerzeige finden. Es ist keine Frage, das Familienleben in den Arbeiterkreisen wird hauptsächlich durch die Frau gehalten; verständige Weiber, die mit knappen Mitteln ihren Männern und Kindern eine kräftige Kost und ein behagliches Dasein zu bieten wissen, sind ein großer Schatz für unser gesundes Volksleben; aber man glaube nicht, daß sich jedes Mädchen durch Unterricht und Unterweisung zu einer verständigen Hausfrau heranbilden lasse, man darf seine Erwartungen in diesem Punkte nicht zu hoch spannen. Wer keine Anlage und keinen Sinn für vernünftige Hauswirtschaft besitzt, der wird auch durch keine Schule dazu erzogen, und wer die natürliche Begabung dafür hat, der erlernt die kleine Arbeiterwirtschaft auch ohne vorhergehenden Unterricht viel besser und gründlicher in den ersten Wochen des Ehelebens.

Von dieser Erwägung scheint auch wohl der Kultusminister von Goßler ausgegangen zu sein, wenn er mit Rücksicht auf die vorliegende Schrift sagt: Die

Volksschule wird Bestrebungen, wie die der Haushaltungsunterrichtskommission des gedachten Vereins sind, am wirksamsten entgegenkommen, wenn sie ihre nächste Aufgabe religiös-sittlicher Erziehung der ihr anvertrauten Kinder und deren Heranbildung zur Erwerbsfähigkeit recht ernst in das Auge faßt, und es kann leicht geschehen, daß die Lösung dieser Aufgabe erschwert wird, wenn man zu vielerlei neue, noch unerprobte Gegenstände in den Lehrplan der Volksschule aufnehmen wollte.

Lionardo da Vinci. Lebensskizze und Forschungen über sein Verhältnis zur Florentiner Kunst und zu Rafael. Von Dr. Paul Müller-Walde. München, Georg Hirth, 1889. 1. und 2. Lieferung

Einem so universell angelegten Geiste wie Lionardo da Vinci völlig gerecht zu werden, wäre nur einer ähnlich vielseitig angelegten und durchgebildeten Natur möglich. Unsre zersplitternde Zeit schafft solche Naturen aber nicht, wir Nachgebornen blicken zu diesen Schöpfungen einer besonders verschwenderischen Laune des Weltgeistes wie zu den Gestalten eines halb sagenhaften Heldenzeitalters empor, deren Wesen sich durch keine unsrer historischen Formeln bannen läßt. Die Geschichte der Lionardoforschung stellt sich uns daher als ein unter Aufbietung der mannichfachsten Mittel unablässig fortgesetztes Ringen mit einem übergewaltigen Stoffe dar, dem bisher die Mehrzahl der kühnen wissenschaftlichen Kämpen erlag.

Selbst ein so groß angelegtes Unternehmen, wie die begonnene facsimilirte Herausgabe des gesamten handschriftlichen Nachlasses Lionardos, bietet keine sichere Gewähr für eine endgiltige Lösung des großen Rätsels. Immerhin ist es begreiflich, daß sich der Forschungstrieb zunächst diesen persönlichen schriftlichen Aufzeichnungen, diesen „Selbstbekenntnissen" des „bewunderungswürdigsten aller Menschen" zugewendet hat. Leider wurde bei dem großen Aufwande dieser Studien die künstlerische Würdigung und Sichtung des reichen Erbes, das der Meister der Nachwelt hinterlassen hat, etwas in den Hintergrund gedrängt, und ein Versuch Lionardos Schaffen unter voller kunstgeschichtlicher Beleuchtung einem weitern Leserkreise vorzuführen, ist bisher mit nennenswertem Erfolge noch nicht gemacht worden. Ältere zusammenfassende Arbeiten, wie Browns Life of Lionardo da Vinci (1828), Gallenbergs Lionardo da Vinci (1834), Rios Lionardo et son école (1855), Turottis Lionardo da Vinci e la sua scuola (1857) zeigen zwar, daß sich allmählich in allen Kulturländern das Bedürfnis nach einer Monographie über Lionardo geltend machte, zugleich aber auch die Hilflosigkeit der Forschung einer solchen Aufgabe gegenüber. Seitdem ist, wie schon hervorgehoben, das Studium im einzelnen erfolgreich fortgesetzt worden, und die Arbeiten J. P. Richters, E. Ludwigs, G. Uziellis, H. Grothes und Ravaissons — um nur die wichtigsten Namen zu nennen — haben, von verschiednen Angriffspunkten ausgehend, den wissenschaftlichen Boden befestigt, den alle ältern Biographen unter ihren Füßen zu verlieren fürchten mußten. Ein jüngerer Forscher der Thausingschen Schule, Dr. Paul Müller-Walde, hat nun, einer Anregung des um die Kunstlitteratur so hoch verdienten Münchner Verlegers Dr. Georg Hirth folgend, seine zunächst auch nur einen engern Teil der Entwicklungsgeschichte Lionardos umfassenden Einzelstudien zu einem abgerundeten Lebensbilde des großen Florentiners erweitert, und diese vom Verfasser selbst bescheiden so genannte „Lebensskizze" bildet den ersten Teil der hier vorliegenden kunstgeschichtlichen Veröffentlichung, von der bis jetzt zwei Lieferungen erschienen sind.

Den bemerkenswerten neuen Ergebnissen der Müllerschen Forschung, die auf

das gesamte Kultur- und Kunstleben der Florentiner Frührenaissance fesselnde Streiflichter wirft und dadurch auch den Laien völlig in das Gebiet einführt, werden wir erst nach Abschluß des ganzen Werkes gerecht werden können, dessen zweiter Teil die eingehende Begründung der Zuweisungen und Datirungen des ersten bringen soll. Vor der Hand sei nur auf die Bestätigung der Taufe Bodes für das 1478 bis 1488 angesetzte Auferstehungsbild der Berliner Galerie, die Bezeichnung des Londoner Exemplars der Vierge aux rochers als Original im Gegensatz zu der Mailänder Schulkopie im Louvre, und die Anerkennung des merkwürdigen allegorischen Stuckreliefs im South Kensington Museum hingewiesen. Die meist rückhaltlos genannten Namen der Gewährsmänner, wie Bode, Liphart und Bayersdorffer, bürgen nicht minder als das bei aller Begeisterung und Beredsamkeit doch vorsichtige Vorgehen des Verfassers dafür, daß es sich hier um die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Arbeit und nicht um neuerungssüchtige Willkür handelt. Als schriftstellerische Leistung hält sich dabei die Arbeit durchaus auf der Höhe der Aufgabe, ohne durch gelehrten Ballast den belehrungsuchenden Laien abzuschrecken.

Die Ausstattung des Werkes ist eine in jeder Beziehung hervorragende Leistung des modernen deutschen Buchgewerbes, der wir noch einige Worte besondrer Anerkennung widmen möchten. Die großen Bildtafeln, die in ihrem Umfang oft über das stattliche Quartformat des Bandes hinausgehen, sind ebenso wie die sehr zahlreichen in den Text verstreuten Illustrationen, geschmackvollen Randleisten und Vignetten (die durchweg dem Formenkreis der Florentiner Frührenaissance angehören) nach Originalaufnahmen in Lichtdruck oder vorzüglich ausgeführter Autotypie (von Oskar Consée) hergestellt. Gerade das letztgenannte Verfahren hat in seiner industriellen Ausbeutung in neuester Zeit vielfach eine mit Recht absprechende Beurteilung erfahren; hier sehen wir es unter gewissenhafter Aufsicht zu einem wirklich vornehmen Illustrationsmittel ausgebildet, deren Wirkung nur hie und da durch die etwas zu grelle Tönung beeinträchtigt wird. Auch in typographischer Beziehung ist nichts gespart worden. Das Papier der Straßburger Papiermanufaktur wie auch der klare und dem Auge wohlthuende Antiquasatz beweisen, daß der deutsche Verleger nicht mehr hinter den Leistungen seiner französischen Konkurrenten zurückzubleiben gesonnen ist. Hoffentlich wird auch im deutschen Lesepublikum das Verständnis für ein so anerkennenswertes Vorgehen nicht fehlen. Der im Verhältnis zu dem Reichtum des Gebotenen auffallend niedrige Preis (6 Mark für die Lieferung!) wird sicher dazu beitragen. Im Interesse des Verlegers wie der Leser und Käufer wäre eine möglichst schnelle Fortsetzung des so rühmlich begonnenen Unternehmens lebhaft zu wünschen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

Nach den Reichstagswahlen

Von A. Gehlert

Es ist Fastenzeit, und unser liebes Deutschland hat es sich nicht nehmen lassen, einen Fastnachtsscherz im Großen aufzuführen. Die Anzahl der sozialdemokratischen Stimmen ist wahrscheinlich mindestens auf das Doppelte gestiegen, und zwar — wie z. B. die Wahl in Chemnitz*) deutlich genug zeigt — nicht allein durch überzeugte Sozialdemokraten, sondern mehr noch durch allerhand Leute, denen in ihrer Person, ihrem Gewerbe, ihrer Partei, ihrer Gesellschaftsklasse die gegenwärtige Reichspolitik wider den Strich geht und die ihrer Unzufriedenheit durch die Abgabe des sozialdemokratischen Stimmzettels den wirksamsten Ausdruck geben zu können glaubten. Diese Opposition wider eine patriotische und erleuchtete Regierung stürzte ihre Träger zunächst nicht in große eigne Unkosten. Mögen nur ihnen und uns die nicht bedachten notwendigen Folgen einer solchen Tapferkeit vom Westen her nicht zu zeitig deutlich gemacht werden!

Was an dem Vorgange Erscheinung, d. h. von vorübergehender Wirkung ist, hat für die Erkenntnis geringe Bedeutung. Die Erscheinungen wandeln sich unaufhörlich und in unendlicher Mannichfaltigkeit; nur gewisse Ursachen dazu sind dauernd, weil sie aus der Ewigkeit stammen. Mit diesen Ursachen, ihrer Bedeutung für die seitherige staatliche Entwicklung und unsern heutigen zivilisatorischen Aufgaben haben es die folgenden Bemerkungen allein zu thun.

Mit dem Staate wollen wir lediglich auf eins hinaus, auf die Freiheit. Aber obwohl jedermann das Wort Freiheit im Munde führt, als ob er über die damit gemeinte Sache völlig im Klaren wäre, hat wohl unter hundert

*) Der Verfasser ist sächsischer Reichstagsabgeordneter.

Menschen kaum einer auch nur einmal gründlich darüber nachgedacht. Man meint, Freiheit decke sich mit dem Umfange der eignen Kraft; jemand könne thun, was er wolle, ohne durch etwas andres, als wieder nur durch einen einzelnen Menschen oder ein andres natürliches Ding gehemmt zu werden, die staatliche Einwirkung auf das einzelne Thun sei die unzulässige Aufhebung der Freiheit. Aber diese Art an sich schrankenloser persönlicher Freiheit hat nur das Schlimme, daß sie in dem Maße, wie sie schrankenlos ist, die Unterdrückung andrer herbeiführt. So war die Freiheit des Feudalherrn im Mittelalter die Unterdrückung des Bauern in dem Grade, wie sie schrankenlos war, so ist die Freiheit des Geldbesitzers in unsern Tagen die Unterdrückung des Armen in dem Grade, wie sie schrankenlos ist. Denn sie ist ja immer nur bei dem Starken, niemals bei dem Schwachen, und ist weiter nichts als jene sogenannte, vermeintliche Freiheit in der Natur, die die Maus so lange genießt, bis sie von der Katze gefressen wird. Was man also hier mit dem Worte Freiheit ausdrückt, ist überhaupt keine Freiheit, sondern reine Gewalt, und weil es in der Natur keine Gewalt giebt, die nicht immer wieder von einer andern größern Gewalt unterjocht würde, so kann es in der Natur und mithin auch für den Menschen im Naturzustande gar keine Freiheit geben.

Die Freiheit, die wir Menschen suchen, nämlich das gnadenspendende Himmelskind, das die Schläfe nicht bloß des Starken, sondern auch des Schwachen küßt, kann nur erreicht werden, wenn der Einzelne seine angebornen geistigen und körperlichen Kräfte, seine natürliche, an sich schrankenlose Gewalt nicht schrankenlos, sondern nur so weit geltend machen darf, als andre damit nicht unterdrückt werden, wenn er also in den Dienst der Allgemeinheit gestellt ist und seinen Nutzen nur als Anteil am Nutzen aller suchen darf.

Wenn nun die Menschen nach der Vernunft lebten, so würden sie das alles freiwillig thun und glücklich sein. Da sie aber nicht nach der Vernunft leben, sondern nach ihren Leidenschaften und einander mehr Feind als Freund sind, da jeder, unbekümmert um den andern, ja wider den andern nur auf seinen eignen Nutzen bedacht ist, so müssen sie von außen bestimmt werden, ihre Handlungen so einzurichten, wie sie innerhalb der Gesamtheit nützlich oder doch erträglich sind.

Hierzu giebt es zwei Mittel: die Überredung und die Gewalt.

Die Überredung ist das Mittel der Kirche und der Schule. Aber leider steht es mit seinem Erfolg bei der Unvernunft der Menschen schlimm genug. Die christliche Kirche ist mit ihrer Lehre: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ seit zweitausend Jahren mit Eifer und Aufopferung am Werke. Aber sie hat bis jetzt wenig erreicht. Jeder, der die Dinge gründlich und ohne Vorurteil betrachtet, wird zugeben, daß mindestens unser gesamtes Gewerbeleben, obgleich es um zahlreiche christliche Tempel angesiedelt ist, noch immer rein heidnischen und keinen christlichen Geist atmet, daß darin das „Liebe

deinen Nächsten wie dich selbst“ heute noch genau wie zu Jesu Zeit mit Füßen getreten wird, daß die Moral in unserm Gewerbe sich lediglich mit dem Strafgesetzbuche deckt, und nur das zur Not unterbleibt, was das Strafgesetzbuch verbietet.

Es bleibt also nur die Gewalt, das Mittel des Staates übrig. Ja es lassen sich sogar Kirche und Schule oder irgend eine andre Erscheinung der Kultur erst von der Zeit an denken, wo die Organisation des Staates, die Entwicklung der staatlichen Gewalt über den Einzelnen schon weite Fortschritte gemacht hatte. Erst als der durch den Staat geleistete Schutz des Lebens, des Eigentums, der Familie in altersgrauer Vorzeit so weit gediehen war, daß der einzelne Mensch nicht mehr nur wie das Tier seine ganze Kraft und Zeit zur Verteidigung seines Lebens und zu seiner Ernährung nötig hatte, erst da konnte er Zeit und Kraft gewinnen, denken und sprechen zu lernen und sich zu kultiviren. Wenn man sich einen Menschen im Naturzustande vorstellt, ungekämmt und ungewaschen, nackt oder in Felle gehüllt, mit unentwickelter Sprache, und dagegen einen Menschen auf der Höhe unsrer heutigen Kultur, etwa einen Denker, Dichter oder Künstler, so hat man in diesem ungeheuern Unterschiede die Wirkung des Staates bis heute ausgedrückt. Die Geschichte der Zivilisation ist nichts andres, als die Geschichte des siegreichen Kampfes der Staatsgewalt wider die Sorte von persönlicher Freiheit, von der ich oben ausgegangen bin.

Das Wesen des Staates besteht also darin, daß er mit der von ihm ausgedrückten Gesamtgewalt seiner einzelnen Angehörigen die rohe, natürliche, an sich schrankenlose Macht der Einzelnen für den Gesamtzweck ordnet und organisirt, indem er hier den Starken einschränkt, dort den Schwachen stützt, daß er den angebornen, an sich schrankenlosen Egoismus der einzelnen Menschen und Klassen den Bedingungen der allgemeinen Interessen unterwirft, und sein letztes Ziel ist, jeden seiner Angehörigen in den Stand zu setzen, sich seines Daseins nach Maßgabe der ihm von Gott verliehenen größern oder kleinern Kräfte neben dem andern in Ruhe und Frieden zu erfreuen.

Nun hat es aber mit den endlichen Dingen die Bewandtnis, daß sie in einem Werden oder vielmehr einem Entstehen und Vergehen erscheinen (nicht wirklich sind!), daß z. B. ein Eichbaum zu seinem Wachstum hundert Jahre und länger braucht, Rom nicht in einem Tage erbaut wurde u. s. w. Das endliche Ding Staat ist in uralter, vorgeschichtlicher Zeit entstanden und wird erst mit den Menschen selbst wieder verschwinden. Sehen wir uns auf einen Augenblick seinen Entwicklungsprozeß in der geschichtlichen Zeit an.

Wir Sachsen haben im vergangenen Jahre ein schönes Fest gefeiert, das 800jährige Jubiläum unsers angestammten Herrscherhauses. Wie sah es in Sachsen, in Deutschland aus, als wir mit den Wettinern anfingen, und wie sieht es heute aus? Damals gab es undurchdringliche Wälder und Sümpfe,

gab es Wölfe und Bären, wo heute das Land einem Garten gleicht, darin sich die Menschen mit ihrer friedlichen Arbeit in blühenden Städten und Dörfern angesiedelt haben. Damals gab es eine Anzahl freier Herren, die sich den Grund und Boden gewaltsam unterworfen hatten, die von Rittersitzen aus eine gewaltsame Herrschaft führten, daneben fast nur Leibeigne und Knechte. Es gab fast keinen freien Bauernstand, das Bürgertum hatte in wenigen befestigten Städten eben erst angefangen sich zu entwickeln, es gab ein kümmerliches Handwerk, keine Industrie, wenig Handel. Wenn wir uns den damaligen Zustand von Land und Leuten gegenüber dem heutigen sinnlich vor die Augen zaubern könnten, so würden wir den ungeheuern Fortschritt deutlich einsehen, der mit der allmählichen Entwicklung der staatlichen Gesamtmacht über den Einzelnen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit möglich geworden ist. Von Menschenalter zu Menschenalter hat sich der staatliche Schutz auf mehr einzelne Menschen und Arbeitsgebiete erstreckt, wie unsre dicken Gesetzbücher beweisen. Die hieraus entsprungene Blüte der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbes, des Erfindungsgeistes u. s. w. hat eine Erweiterung der Genüsse unsers Daseins gebracht, von der unsre Vorfahren keine Ahnung hatten, die auch dem Armen bis zu einem gewissen Grade zugute gehen und die wir nur deshalb nicht genügend schätzen, weil wir daran gewöhnt sind, weil wir sie für selbstverständlich halten. Aber der Ärmste unter uns würde heute in seiner Lebensführung nicht mit den Rittern und Herren tauschen, die vor tausend Jahren über weite Strecken Landes geboten. Das Bett, das künstliche Licht, das bequeme Hausgerät, die behagliche Kleidung und Wohnung, die verfeinerte Nahrung, das Bier, der Tabak und unzählige dergleichen Dinge, ganz abgesehen von den Darbietungen der Wissenschaft in den Büchern, der bildenden Kunst, der Musik, der Schauspielkunst, das sind die Mittel, mit denen heute auch der Ärmste den Genuß seines Daseins bis zu einem gewissen Grade erhöht, und die vor tausend Jahren auch dem Reichsten noch nicht oder fast noch nicht zugänglich waren.

Und neben dieser mit der fortschreitenden Ausdehnung der staatlichen Gewalt wachsenden Beteiligung des Einzelnen an der wirtschaftlichen Wohlfahrt ist auch seine Beteiligung an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und des Staates selbst, d. i. die Entwicklung zur politischen Freiheit gestiegen. Niemand hat heute mehr eine Macht auf die Person des andern außer auf Grund gegenseitigen Vertrages; alle, vom höchsten bis zum niedrigsten, sind heute beinahe gleich vor dem Gesetz; jeder darf heute seine Meinung in Schrift und Wort beinahe frei äußern, es giebt Selbstverwaltung in der Gemeinde, der Genossenschaft u. s. w., und endlich nimmt heute jeder kraft des allgemeinen Wahlrechts Teil an der Gesetzgebung.

Gewiß, schwer sind die Übel, zahlreich die Leidenden unter den Kindern des Volkes, die uns in unsern Tagen leider noch umgeben, und ich bin gewiß

der Letzte, der gewillt wäre, sie hinwegzureden. Aber so unthätig und nutzlos, wie eine Anzahl unwissender und unfähiger sozialdemokratischer Demagogen es in die Welt schreit, hat sich der Staat in den sechstausend oder zehntausend oder noch mehr Jahren, seitdem er besteht, doch nicht erwiesen! Wir sind auch nicht dazu da, die in notwendiger Entwicklung von Ursache zur Wirkung gewordenen Zustände der Gegenwart zu schmähen, zu belachen oder zu betrauern, sondern wir sind dazu da, sie verstehen und nach Maßgabe dieser Erkenntnis unsre Handlungen einrichten zu lernen. Was für Pflichten legt uns nun die Gegenwart auf?

Der Grad der erlangten politischen Freiheit ist heute kein Gegenstand der Beschwerde unter vernünftigen Menschen mehr. Im wesentlichen dürfen wir ihre Entwicklung mit den Ideen der französischen Revolution für abgeschlossen betrachten. Soweit diese Ideen gesund waren, sind sie der politischen Verfassung unsers jungen Reiches zu Grunde gelegt. Und selbst wo wir in Rechtsgewährungen weiter gegangen sind als andre Völker, z. B. in unsern Preßgesetzen und im allgemeinen Wahlrecht, wollen wir uns das nicht leid sein lassen. Denn je mehr Einzelne bei der Gesetzgebung gehört werden, desto sicherer dürfen wir darauf rechnen, daß jedes berechtigte Einzelinteresse berücksichtigt wird. Nur muß es dabei bleiben, daß der Ausschlag nicht beim Parlament, also bei den Einzelinteressen, sondern bei der ihre Autorität aus höherm Ursprunge herleitenden für das Ganze verantwortlichen Monarchie liegt, daß diese gemeinschädlichen Mehrheitsbeschlüssen des Reichstages, wie wir deren früher erlebt haben und jetzt leider wieder erwarten müssen, ihre Zustimmung versagen darf.

Dagegen ist es der Drang nach erweiterten wirtschaftlichen Rechten, der heute die Geister, und zwar mit Recht, bewegt. Es ist die sogenannte soziale Frage, mit der es die fortschreitende staatliche Entwicklung zu thun hat.

Über die soziale Frage befinden sich aber die meisten Menschen in dem großen Irrtum, daß sie sie für etwas Funkelnagelneues, in der Welt noch nicht Dagewesenes halten, für etwas, was erst mit der Fabrikarbeit über uns gekommen sei, für eine Frage, die es nur mit den Lohnarbeitern der untern Klassen zu thun habe. Nein, so liegt die Sache nicht. Die soziale Aufgabe ist so alt wie der Staat selbst. Der aufmerksame Leser wird bereits bemerkt haben, daß bei mir die Wirksamkeit des Staates und der Sozialismus zusammenfallen. Ich sagte, das Wesen, der Zweck des Staates bestehe darin, den angeborenen, an sich schrankenlosen Egoismus einzelner Menschen und Klassen den Bedingungen des Gesamtinteresses zu unterwerfen, rohe, natürliche menschliche Kraft in sittliche Freiheit umzuwandeln. Genau dasselbe will auch der Sozialismus. Auf den verschiednen Entwicklungsstufen des Staates mußte natürlich das soziale Problem immer in andern Formen auftreten, aber immer hat es sich für den Staat darum gehandelt, einzelnen Klassen — z. B. in der

französischen Revolution dem Adel, der katholischen Hierarchie — Privilegien, d. i. gemeinschädliche Macht, womit andre unterdrückt wurden, zu nehmen und diese andern aus der Unterdrückung zu befreien.

Die heutige Form der sozialen Aufgabe hat es mit gewissen Privilegien, Auswüchsen des Eigentums zu thun, die wir unter dem Namen Kapitalismus zusammenfassen. Ich kann mich hier nicht auf eine erschöpfende Darlegung des Wesens, der guten und der schlimmen Seiten des Kapitalismus, des gegenwärtigen Beherrschers der Welt, einlassen. Ich will nur an zwei Thatsachen, also oberflächlich, zu zeigen suchen, welcher gefährliche Tyrann dieser Herrscher ist.

Die erste Thatsache betrifft eine fast unausrottbare falsche Einbildung der Menschen. Daß im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß der Grundsatz der Teilung der Arbeit in unaufhörlichem Fortschreiten begriffen, daß in dem unscheinbarsten Gegenstand unsers täglichen Gebrauchs sehr häufig Arbeit aus allen fünf Weltteilen verkörpert ist, daß der einzelne Mensch heute nicht das erzeugt, was er selbst gebraucht, sondern gerade das, was er nicht gebraucht, daß infolgedessen stets vorgethane Arbeit — enthalten im Material, im Werkzeug, im Gelde u. s. w. — allerorten und unmittelbar zur Verfügung stehen muß, daß es die legitime Aufgabe des Kapitalismus ist, diesen Vorschuß zu leisten und ihn in Verbindung zu bringen mit lebender Arbeit zur Herstellung neuer nützlicher Werte, das alles weiß heutzutage zur Not jeder, der auch nur in die Kinderfibeln des Freihandels geblickt hat. Aber nun schließen die wenigsten richtig weiter. Nun fahren die meisten fort mit der Einbildung, daß der Anteil des einzelnen arbeitenden Menschen an dem Erzeugnis und das Erzeugnis selbst zwei Dinge seien, die sich rein von einander trennen ließen. Gesetzt, hier stehe ein Schuhmacher, und da liege ein Stück Leder. Nach einer gewissen Zeit entsteht aus der Verbindung der Arbeit des erstern mit dem Leder ein Stiefel, und nun bilden wir uns ein, daß wir in dem Dinge zwei rein erkennbare und trennbare Dinge vor uns sehen, nämlich eine gewisse Menge von Leder und eine gewisse Menge von Arbeit dieses einzelnen Menschen, des Schuhmachers. Aber in dem Leder einerseits lag wieder die Arbeit des Gerbers, des Fleischers, der die Haut vom Tiere zog, und so ins Unendliche fort, in der Thätigkeit des Schuhmachers wieder die Arbeit, die zur Erlernung des Schuhmachergewerbes, zur Herstellung seines Werkzeuges und so wieder ins Unendliche fort, erforderlich war. Je nachdem nun die im Leder enthaltene, unendlich mannichfache Arbeit geartet war, je nachdem wird die im Schuhmacher ausgedrückte unendlich mannichfache Arbeit am Stiefel geartet sein; also ist die Arbeit des letztern keineswegs für sich erkennbar und für die Beschaffenheit des Stiefels keineswegs allein verantwortlich. Der Gesamtarbeitsprozeß stellt durchaus nicht eine Summe rein von einander unterschiedner Einzelerzeugnisse, sondern einen ununterbrochnen Stoffwechsel dar, dessen Teile untrennbar wirken und nur in unsrer Einbildungskraft von einander getrennt werden können. Die

Sache leuchtet ganz deutlich ein bei Betrachtung des menschlichen Organismus, der ja auch einen Gesamtarbeitsprozeß darstellt. Wir reden wohl vom Auge, vom Ohr, vom Magen, vom Herzen u. s. w., als ob wir ganz genau wüßten, wo alle diese Organe anfingen und wo sie aufhörten. Wollen wir sie aber wirklich vereinzeln, so können wir es nur mit dem Sezirmesser versuchen, d. h. nur so, daß wir den Organismus, den Arbeitsprozeß, der durch einen Menschen dargestellt ist, töten. Dann aber haben wir nicht mehr Organe, sondern nur noch Stückchen Fleisch in unsern Händen, als Organe bestehen sie nur noch in unsrer Einbildungskraft.

Dies ist die eine Thatsache. Nun wendet man aber ein: Obschon das Arbeitserzeugnis und der Anteil des einzelnen Menschen daran sich nicht genau erkennen und rein von einander trennen lassen, so verhalte es sich doch mit dem Menschen durchaus nicht so. Wenn nicht durch andres, unterscheide sich der Mensch doch von den übrigen Dingen durch sein Selbstbewußtsein und seinen freien Willen, kraft deren er sich an andre anschließen und von ihnen trennen, mithin innerhalb des Arbeitsprozesses ganz nach Belieben das eine thun und das andre lassen könne. Deshalb kommt meine zweite Thatsache: der Mensch ist, mindestens auf wirtschaftlichem Gebiete, mit nichten frei. Ohne Hilfe des Staates sind wir Menschen nicht die Herren, sondern die Sklaven der gesellschaftlichen Zusammenhänge und innern wirtschaftlichen Gesetze. Statt mit spitzfindigen theoretischen Erörterungen, will ich auch das gleich durch Beispiele deutlich machen. Wenn ein Handwerker, der seine Sache fleißig und gewissenhaft erlernt hat, eines Tages findet, daß sein Artikel von der Fabrik billiger verkauft wird, als er ihn sich selbst erzeugen kann, wenn er infolgedessen sich auf die Straße gesetzt sieht, ist er da wirtschaftlich frei? Als der Bauer vor Erlaß der Getreidezölle sein Getreide nicht zu seinen Produktionskosten, sondern nur zu den Schundpreisen in den Seestädten verkaufen konnte, infolgedessen in Schulden und zuletzt in Bankrott geriet, war er da wirtschaftlich frei? Wenn ein Fabrikant sich genötigt sieht, einen unsoliden Artikel herzustellen oder seine Fabrik zu schließen, seine Arbeiter zu entlassen, kurz ruinirt zu sein, weil sein Konkurrent mit dem unsoliden Artikel den Markt beherrscht, ist er da wirtschaftlich frei?

Deutlicher noch wird die Sache bei Betrachtung des Arbeitsvertrages. Dieser ist durchaus keine Frage der Freiheit, sondern der Macht, wenn er zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden geschlossen wird. Denn der Reiche kann mit dem, was er zu verkaufen hat, in der schlimmen Zeit die gute abwarten, aber der Arme, der nichts als seine Arbeitskraft zu verkaufen hat, kann auf die bessere Zeit nicht warten, weil er essen muß. Daher hängt die Lohnarbeit, die körperliche wie die geistige, in ihrem Preise nur von dem Zufall des Angebotes und der Nachfrage ab, und die Frage dabei ist durchaus nicht: Was nützt der Fabrikarbeiter, der Ackerknecht, der vermögenslose Richter, Lehrer,

Minister dem Gemeinwesen, was trägt er zur Kapitalbildung bei? sondern die Frage dabei ist ausschließlich: Zu welchem Preise sind diese Arbeitsarten auf dem Markte zu haben? Der Lohnarbeiter steht einfach unter den Bedingungen der leblosen Waren. Ich beziehe mich hier auf das berühmte sogenannte eherne Lohngesetz des Engländers Ricardo, durch das trotz aller Befehdungen desselben durch den bewußten und unbewußten Klassenegoismus dieses Problem endgiltig gelöst ist, und will nur beiläufig noch bemerken, daß der scharfsinnige Nachweis Ricardos von Lassalle und der Sozialdemokratie überall hin bekannt gemacht und mit Recht als unerschütterliche Wahrheit gepriesen wurde, so lange er den sozialdemokratischen Thorheiten eine feste Stütze zu bieten schien; daß er aber selbstverständlich von diesen Leuten totgeschwiegen oder in Abrede gestellt wird, seitdem ihnen bewiesen worden ist, daß gerade kraft des ehernen Lohngesetzes mit der gesamten armseligen Weisheit der Sozialdemokratie, insbesondre mit der Ungereimtheit der Staatsproduktion, das soziale Problem nicht gelöst werden kann, und seitdem es ihnen im Wege steht bei der Aufreizung der Massen wegen der Getreidezölle und der indirekten Steuern.

Jedenfalls gestehe ich mit Ricardo und der Wahrheit gemäß durchaus zu, daß bei der Kapitalbildung die körperliche und geistige Lohnarbeit von einer gewissen Linie ab gar keine Rolle spielt. Was ich als Leiter meiner Fabrik als Gehalt empfange, oder was ich mir dafür rechnen kann, ist das, was die hierzu erforderlichen Fähigkeiten auf dem Arbeitsmarkte kosten; was die Fabrik oder ich als Teilbesitzer darüber hinaus verdienen, ist lediglich Produkt des Kapitals als solchen und der gesellschaftlichen Zusammenhänge. Wenn wirklich die geistige Arbeit bezahlt würde, warum sind denn die großen Denker nicht immer die Reichsten, warum sind sie im Gegenteil immer die Ärmsten gewesen? Von einem gewissen Punkte ab ist die Lust und der Zeitaufwand beim Denken für den reinen Geschäftsmann sogar höchst nachteilig. Wer über die Ursachen und den Zusammenhang der Dinge, die ihn umgeben, grübelt oder gern hinter Büchern sitzt, die sich nicht mit Soll und Haben befassen, der wird weit weniger erwerben, als ein andrer, der diese Dinge einfach nimmt, wie sie ihm vorkommen, und sie nur daraufhin ansieht, ob und wie sie ihm zum Gelderwerb nützlich sein können.

Hinsichtlich des brennendsten Teiles des heutigen sozialen Problems, der Lohnarbeit, ist also die Summe der vorgetragenen zwei Thatsachen die: weil der staatliche Gesamtarbeitsprozeß ein untrennbares Ganze darstellt und der einzelne Arbeiter dabei nicht in dem Maße gelohnt wird, wie er zum Ergebnis desselben beiträgt, so ist der Staat dem Arbeiter weiter verpflichtet, als aus dem heutigen unfreien, auf den bloßen Zufall des Angebotes und der Nachfrage gegründeten Arbeitsvertrag folgt.

Aber die Erkenntnis der Natur und der Ursachen der Krankheit ist verhältnismäßig leicht. Schwerer ist die Erkenntnis der möglichen und wirksamen

Heilmittel. Anders stellt sich hierzu der Arzt, anders der Charlatan. Wenn jemand an Zahnschmerzen leidet, so wird der Arzt, je nachdem, einer Wucherung, einem gestörten Blutumlauf, einer Nervenerkrankung u. s. w. zu begegnen suchen, oder er wird auch den einen schlechten Zahn entfernen. Vom Doktor Eisenbart kennen wir aus dem Liede ein viel wirksameres Verfahren: er säbelt einfach den Kopf weg, dann sind die Zahnschmerzen allerdings gründlich und für immer beseitigt.

Der Arzt ist die Reichsregierung, der Doktor Eisenbart die Sozialdemokratie. Wir wollen in Kürze beide betrachten.

(Schluß folgt)

Ein Original aus den Befreiungskriegen

Wer als Leipziger für die Geschichte Leipzigs sammelt — alte Kupferstiche, alte Drucke u. dgl. —, den pflegt es mit besonderm Stolze zu erfüllen, wenn es ihm gelingt, des Originaldruckes einer jener Bekanntmachungen habhaft zu werden, die der russische Oberst Viktor von Prendel, der Stadtkommandant Leipzigs nach der Völkerschlacht und bis in das Jahr 1815 hinein, an die Leipziger Bürgerschaft gerichtet hat. Eine große Anzahl davon findet sich gedruckt in einem in den Kreisen der Historiker wohl nicht genügend bekannten Buche: Chronologische Übersicht der wichtigsten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1806 bis 1815 von Maximilian Poppe (2 Bände, Leipzig, 1848). Aber alle hat sie auch Poppe nicht gekannt. Eine vollständige oder beinahe vollständige Reihe ist vor einiger Zeit dem Verfasser dieses Aufsatzes in die Hände gekommen.

Aus diesen Bekanntmachungen gewinnt man nicht nur ein höchst lebendiges Bild von den Zuständen Leipzigs in den Monaten nach der großen Schlacht, lebendiger und unmittelbarer, als es irgend eine Schilderung geben könnte, sondern es tritt uns auch ihr Verfasser daraus entgegen, wie er leibt und lebt. Diese Bekanntmachungen sind in mancher Beziehung, namentlich in ihrer köstlichen Ausdrucksweise, Seitenstücke zu gewissen Erlassen und Bescheiden Friedrichs des Großen, Armeebefehlen und Briefen Blüchers und ähnlichem. Daher stammt auch ihre Berühmtheit und ihre Schätzung in den Kreisen der Sammler. In weitern Kreisen ist aber wohl noch wenig davon bekannt geworden, und so werden die nachfolgenden Mitteilungen daraus vielleicht manchem willkommen sein.

An die Spitze der sächsischen Verwaltung trat nach der Schlacht bei Leipzig als Generalgouverneur der russische Fürst Repnin, der seinen Sitz in Leipzig nahm. Zum Stadtkommandanten wurde am 19. Oktober, nach dem Einzuge der Verbündeten, zunächst der russische Generalmajor von Sanders ernannt. Aber schon nach zwei Tagen trat Prendel an seine Stelle und blieb nun Kommandant über ein Jahr, bis zum 10. November 1814, wo auf Befehl des Königs von Preußen der preußische Generalmajor von Bismarck sein Nachfolger wurde, der dann bis zum 5. Juni 1815, bis zur Rückkehr des sächsischen Königs aus der preußischen Gefangenschaft, das Kommando inne hatte. Prendel blieb aber in Leipzig und übernahm nach Bismarcks Weggange, Mitte Juni, nochmals den Befehl über die kaiserlich russischen Angelegenheiten, den er bis zum November 1815 beibehielt. Erst da nahm er von Leipzig Abschied.

Der größere Teil seiner Bekanntmachungen bezieht sich natürlich auf militärische Angelegenheiten: Gefangnen- und Lazarethwesen, Verkauf von Proviant und Militäreffekten, Truppendurchzüge und Einquartierung. Gleich die erste vom 26. Oktober fordert die Hausbesitzer auf, ihm binnen vierundzwanzig Stunden schriftlich anzuzeigen, „welche Generals, Stabs- andre Oberofficiers oder sonstige Employés, es sei von welcher Nation es wolle, und es mögen dieselben krank oder gesund sein, sich bei ihnen im Quartiere befinden.“ Am 28. mahnt er zur Geduld wegen der großen Einquartierungslast. „Da ich von verschiedenen Einwohnern wegen unbedeutender Abänderung der Einquartierungsbillets zu sehr überlaufen werde, so ersuche ich sämmtliche Quartierträger, nur noch einige Tage Geduld zu haben und die Versicherung anzunehmen, daß ich stets bereit bin, um jede Bedrückung zu vermindern, und vielleicht mir schmeicheln darf, in kurzen eine gute Ordnung hergestellt zu wissen, welche der Umstände wegen bis jetzt unmöglich war. Dies Ersuchen bezieht sich auch auf andere Gegenstände, dessen Auseinandersetzung bloß der gute Wille und etwas Geduld der Einwohner erleichtern kann. Dagegen werde auch ich mit Strenge darauf halten, daß kein Einwohner in seinen Geschäften oder häuslichen Verhältnissen beunruhigt werde.“ Ähnlich wieder am 31. Oktober: „Schlüßlich ersuche ich die guten Bewohner Leipzigs nochmalen dringend, mich mit geringen Umständen der Einquartierung nicht so sehr zu überlaufen, es muß sich doch täglich jeder überzeugen, daß ich denen Befehlen Sr. Durchlaucht des Herrn Generalgouverneurs gemäß alles anwende, um Erleichterung zu verschaffen, folglich ein wenig Geduld kann ihrerseits auch nöthig sein.“ Mit Strenge geht er gegen die Hausbesitzer vor, die die bei ihnen im Quartier liegenden Offiziere nicht gehörig an- oder abmelden; sie sollen zehn Thaler Strafe in die Armenkasse zahlen. Am 14. Januar erhöht er diese Strafe auf dreißig Thaler, „indem die Strafe von 10 Thlr., welche schon mancher bezahlt, nicht gefruchtet hat,“ im März auf 40 Thaler. Wiederholt ermahnt er dabei die Quartierträger, sich gegen ihre Einquartierung mit

Bescheidenheit, Höflichkeit, Artigkeit, Gefälligkeit zu betragen, „vorzüglich wenn Mangel an Sprachkenntniß eintritt, wodurch — er meint die Artigkeit — allen Mißverständnissen vorgebeugt werden kann.“ Im Sommer 1814, wo tagelang große Massen aus Frankreich zurückkehrender russischer Truppen durchzogen, faßt er alles schon in frühern Bekanntmachungen gesagte nochmals in beweglichen Worten zusammen und sucht die Bürgerschaft für die bevorstehenden schweren Tage in die rechte Stimmung zu bringen. „Leipziger! heute und fünf folgende Tage werdet ihr starke Einquartierung erhalten. Ich erinnere euch, es sind jene braven Russen, welche eure alte Freiheit und wiedergekehrte Ruhe erfochten haben. Bedenkt, welchen Gefahren sie ausgesetzt waren, welche Fatiguen sie ausstehen mußten! Nehmt sie als eure wahren Freunde, welche sie wirklich sind, gut auf, beweist, daß ihr, jeder nach Möglichkeit, seinen Dank beweisen wollt. Der das Armeecorps commandirende Herr General Graf Orurgk ist euch wegen seiner erwiesenen Tapferkeit bekannt, er wird euch auch beweisen, daß er von seinen Untergebenen geliebt wird, und auf diesen Grund die friedlichen, braven Krieger in der vollkommensten Ordnung durch alle Länder führt. Leipziger! eure Gesinnungen, eure Beweise waren bis nun zu meiner Zufriedenheit, ich hoffe daher, diese auch für die Zukunft zu erwarten!“

Außer solchen rein militärischen Angelegenheiten sind es aber nun zahlreiche andre Dinge, denen er seine Fürsorge zuwendet. Vor allem liegt ihm der Gesundheitszustand der Stadt am Herzen. Am 29. Oktober macht er bekannt: „Was das Schicksal für Leipzig und vor dessen Thoren herbeigeführt hat, muß man denken, daß das Vergangene für die erste Zukunft unschädlich und nach Möglichkeit vergessend gemacht werde. Dies bezieht sich hauptsächlich dahin, daß durch Eingrabung aller Körpers, welche unumgänglich ansteckende Krankheit herbeiführen müssen, Bedacht genommen werde. Daher fordere ich die Bewohner Leipzigs dringend auf, an die Sache ernstliche Hand anzulegen, damit sowohl todte Menschen als crepirte Pferde schleunigst unter die Erde gebracht werden, und mich nicht zu zwingen, jene strengen Maßregeln zu ergreifen, welche mir von höheren Orten eingeräumt sind. Bei dieser Gelegenheit werden mir die Bewohner Leipzigs Beweise von dem guten Willen geben, daß sie für ihre eigene Gesundheitserhaltung besorgt sind.“ Um den Gesundheitszustand der Stadt nicht zu gefährden, ist er namentlich bemüht, die Reinlichkeit wieder herzustellen, die in den Tagen der Schlacht und unmittelbar darauf stark gelitten hatte. Ebenfalls am 29. Oktober schreibt er: „Die Unreinlichkeit in denen Straßen und auf denen Plätzen will noch nicht abnehmen. Die Misthaufen liegen aller Orten herum. Ich frage nicht um die Ursache, sondern, vor welchem Hause sich nach 24 Stunden eine Unreinlichkeit finden wird, bezahlt der Hauseigenthümer in die Spitalscasse 10 Thaler Courant, und der Herr Polizeipräsident bleibt für die Ausführung verantwortlich.“ Zugleich

ordnet er an, daß alle Leiterwagen, die in die Stadt kommen, angehalten werden sollen, Dünger auf den Straßen aufzuladen; die Thorwärter sollen streng darüber wachen, daß kein Leiterwagen die Stadt leer verlasse. Der Dünger soll aber „nicht unmittelbar an den äußersten Thoren, sondern in einiger Entfernung von denenselben, und nicht auf den Landstraßen selbst, sondern auf den angrenzenden Feldern und Wiesen abgeladen werden." Um die Verbreitung von Krankheiten zu verhüten, verbietet er am 10. November und am 22. Dezember den Ankauf von Montirungsstücken, die aus den Lazarethen stammen, und erläßt am 28. Dezember ein scharfes Verbot gegen den Unfug, daß infolge der Nachlässigkeit der französischen Lazarethkommandanten halbgenesene französische Soldaten sich bettelnd in der Stadt herumtreiben und auf den Straßen lästig fallen. „Ich ersuche die Bewohner Leipzigs, falls sich nicht eben eine Patrouille vorfindet, dergleichen Herumläufer gerade zu mir bringen zu lassen, indem mir die Reinlichkeit und die Gesundheit der Stadt zu viel am Herzen liegt." Im Frühjahr 1814, als Gerüchte von einer in der Stadt herrschenden Epidemie verbreitet wurden, kommt er auf diese Anordnungen zurück. Am 24. März schreibt er: „Leipziger! Ich habe eine Bitte an euch, welche einzig und allein euere Wohlfarth, euere Gesundheit bezweckt, und deren Erfüllung die vielleicht aus Speculation verbreiteten Gerüchte von einer hier herrschenden Epidemie ganz zu nichte machen wird. Die Reinlichkeit in und außer den Häusern ist das Unentbehrlichste für die Gesundheit. Alles Ungemach, welches der Krieg in und um euere Stadt geführet hat, habe ich nie verkannt; dieses wurde noch durch die euch hindernde Jahreszeit, euere Höfe und Straßen so zu reinigen, wie ihr es vielleicht gerne gethan hättet, vermehrt. Jetzt haben sich Zeit und Umstände geändert, die Witterung ist günstig, also die euerer Reinlichkeitsliebe entgegenstehenden Hindernisse gehoben: ich wünsche daher, daß bis zum 1. April alle Höfe und Straßen ohne Ausnahme im wahren Sinne des Wortes rein gemacht werden." Der Rat — fügt er hinzu — werde die nötigen Fuhren stellen, er selbst stelle vom Vorspannpark alle entbehrlichen Wagen zur Verfügung; er rechne nun aber auch sicher darauf, daß bis zum 1. April Stadt und Vorstädte von Leipzig „zum Muster der Reinlichkeit dienen können." Sollte sich unter so vielen guten Einwohnern ein Widerspenstiger finden, so werde dieser der Mühe des Hinausschaffens überhoben werden, aber für jeden Schubkarren 5, für jede Fuhre 30 Thaler in die Armenkasse zahlen.

Neben der Reinlichkeit fordert er von vornherein die vollkommenste Ruhe in der Stadt. Ebenfalls am 29. Oktober kündigt er an, daß von nun an stärkere Infanterie- und Kavalleriepatrouillen vor Anbruch der Nacht alle Straßen durchstreichen und jeden arretiren würden, der sich nach zehn Uhr „ohne Nothwendigkeit" auf der Straße betreffen lasse. Vier Tage später giebt er, um Mißverständnissen vorzubeugen, einen Nachtrag zu dieser Ankündigung:

„Mit wahrem Mißfallen bringe ich in Erfahrung, daß man meine Anordnung, in Betreff, daß sich Abends nach 10 Uhr niemand unnöthiger Weise auf denen Straßen betreffen lassen soll, ganz irrig auseinander setzt. Meine Verfügung gehet nicht dahin, das gesellschaftliche Leben zu stören, Geschäfte zu hindern, wohl aber die unnöthigen Herumläufer nicht nur in Schranken zu halten, sondern selbe habhaft zu werden. Ich werde meine vorangegangene Anordnung mit Strenge verfolgen, hingegen auch die Verfügung treffen, daß jedermann, welcher Ruhe und Ordnung liebt, zu jeder Zeit sicher und ungehindert zu jeder Stunde alle Straßen passiren kann."

Aber auch noch in anderm Sinne ist er für Aufrechterhaltung der Ruhe besorgt. „Ich habe bemerkt — schreibt er am 10. November —, daß bei der geringsten Gelegenheit eines Wortwechsels auf den Straßen das Volk in Haufen zusammenströmt, dies ist gegen jeden Anstand, gegen jede Ordnung, ich erwähne also, wenn bei dergleichen Fällen jemanden eine Unannehmlichkeit widerfährt, so wird sich jeder es selbst zuzuschreiben haben." Am 19. November: „Ich habe gestern in denen Gemüthern der Bewohner Leipzigs eine Unruhe bemerkt, welche mir nicht lieb war. Es ist ein Beweis, wie wenig Zutrauen man in mich setzt, und wie wenig man bedenkt, daß so viele schwer blessirte Officiers und andre Kranke hier liegen, auf dessen Nerven, bei der größten Geistesstärke, ein unnöthiger, unüberlegter Allarm Einfluß haben kann. Ich erinnere daher, daß sich jedermann bei jeder Gelegenheit enthalten soll, falsche Gerüchte zu verbreiten, indem der hierin betreten werdende exemplarisch bestraft und als ein Ruhestörer bekannt gemacht werden wird."

Allmählich erstreckt sich seine Fürsorge aber immer weiter. Am 6. Dezember macht er bekannt, daß „den Verfügungen eines hohen Generalgouvernements zufolge alle Gesetze hiesiger Lande, welche nicht aufgehoben oder abgeändert sind, ohne Ausnahme in ihrer vollen Kraft fortbestehen sollen." Die nächste Anwendung davon macht er auf das Hazardspiel, das er streng verbietet. Wenige Tage später (den 13. Dezember) warnt er vor leichtsinnigem Gebahren mit — dem Lichte! „Aus Unvorsichtigkeit sind schon öfters die größten Feuerschäden entstanden; in einem Hause, welches ich für diesmal nicht nennen will, habe ich mich überzeugt, daß man mit dem Lichte ohne Laterne in Stallung und Scheune herumgehet. Ich warne daher alle Bewohner Leipzigs vor Schaden und Verantwortung, da niemand mit dem Lichte ohne Laterne leichtsinnig umgehen soll. Ueber einen, der dadurch Unglück und Schaden veranlaßt, kann ohnehin nur das gerechte und strenge Gericht entscheiden." An demselben Tage erläßt er noch zwei Bekanntmachungen, worin er, „um das gesellschaftliche Leben nach Möglichkeit nicht zu stören," an die „immer bestandene Ordnung" erinnert, „daß die rings um die Stadt führenden Alleen bloß für die Fußgänger, die Straße selbst aber zum reiten und fahren bestimmt sein," und alles schnelle Reiten in den Straßen verbietet. Am

20. Dezember veröffentlicht er sogar einen Theaterukas: „Ich ersuche jedermann ohne Ausnahme nach Stand und Gebühr, sich im Theater alles Lärmens und Pochens zu enthalten, das gesellschaftliche Vergnügen nicht zu stören, beim Applaudiren sich nicht zu übernehmen, auch dürfen keine kleine Kinder in diese Gesellschaft gebracht werden." Ein paar Monate später, am 1. März, hat er nochmals wegen des Theaters Wünsche, die er in eine „Theatererinnerung" von vier Abschnitten zusammenfaßt: „1. Sobald die Gardine aufgezogen wird, hat die äußerste Ruhe zu herrschen. Niemand männlichen Geschlechts darf Mütze oder Huth auf den Kopf behalten. 2. Auf die Bühne, in die Garderobe, hinter den Coulissen darf niemand kommen, welchem von dem Entrepreneur nicht das Recht dazu eingeräumt ist. 3. Während dem Act, wenn jemand aus dem Parterre oder aus der Loge gehen will, so hat selbiges mit aller Bescheidenheit zu geschehen, das rasche Zuschlagen der Thüren, der Logen, das unbescheidene Auftreten wird der Bescheidene für sich unterlassen. 4. Überhaupt empfehle ich jedermann jene Theatergesetze, welche in allen Theatern von Europa die nämlichen sind."

Eine fürchterliche Drohung läßt er am 22. Dezember gegen Diebstahlshehler ergehen: „Es ist erwiesen, daß, wenn Diebe für die gestohlnen Sachen keine Abnehmer finden, daß Diebstähle viel seltner würden. Unter jenen Abnehmern verstehe ich auch die hier sogenannten Trödlers, bei denen schon mancher Dieb seinen Absatz gefunden hat. Sollten alle vorhergegangene Erinnerungen noch immerhin fruchtlos sein, so nehme jeder Trödler, welcher sich im Ankauf gestohlener Sachen für schuldig betreten läßt, die Versicherung, daß selber in seine Trödlerhütte gesteckt und sammt seinen Effecten verbrannt werden wird."

In der Neujahrsmesse trifft er die Verfügung, daß Sonntags von 10 Uhr an alle Kaufleute ihre Gewölbe und Buden sollen offen halten dürfen, „da nicht jedermann übrige Zeit hat, seine Bedürfnisse an Tagen der Woche, welche meistens dem allerhöchsten Herrndienste gewidmet werden müssen, einzukaufen" — eine Anspielung auf das Sprichwort: Herrendienst geht vor Gottesdienst.

Wiederholt ist er dafür besorgt, Verkehrshemmnisse aus dem Wege zu räumen. Am 6. Februar schreibt er: „Weit entfernt, jemand in seinen Geschäften zu stöhren, sondern nur jeden sein Recht zu unterstützen, erinnere ich ohne allen Nachdruck, daß in allen Straßen der Stadt stets so viel Raum frei bleiben muß, damit jedermann ungehindert gehen, reiten und fahren kann; werden dieser meiner Anordnung zuwider Wagens quer in denen Straßen betroffen und mir angezeigt, so werden selbe confiscirt, und ohne Rücksicht wird der Kaufmann oder Gastwirth, bei dem selbe abladen sollen oder Einkehr haben, in die Armencasse jene Summe bezahlen, welche ich bestimmen werde. Allgemeine Ordnung kann am füglichsten durch allgemeine Mitwirkung erhalten

werden.“ In einer spätern Bekanntmachung (vom 8. August 1814) macht er auf das unschickliche Betragen aufmerksam, das darin liege, „wenn 6, 8 bis 10 Personen auf Straßen und öffentlichen Spaziergängen Arm in Arm zusammen gehen,“ und in der Michaelismesse 1814 warnt er wieder vor dem leichtsinnigen Gebahren mit Feuer und Licht, vor Dieben, Betrügern und schlechtem Gesindel — „für diese nachtheilige Classe kann man nie genug Sorge tragen“ —, vor schnellem Fahren, aber auch vor dem Stehenlassen leerer Wagen auf den Straßen und vor der Erledigung von Meßgeschäften mitten auf der Straße, „wo der Tiefsinn der Contrahenten denen Fußgängern wie denen Fahrenden hinderlich ist, und ihnen selbst die Stöhrung auch nicht angenehm sein muß.“ Am Schlusse heißt es: „Bei vorkommenden Excessen sind die eingebrachten Thäter immer gleich zu mir zu bringen, um selbe jener Behörde, welche zu richten hat, zustellen zu lassen, überhaupt kann sich jeder Hilfsbedürftige bei Tag und Nacht an mich verwenden, denn gute Bürger und Fremde müssen unterstützt, Diebe und Excessenmacher aber auf das strengste verfolgt werden.“

Beim Herannahen des Frühlings nimmt er sich der Promenaden an. „Leipzigs Promenaden vor denen Stadtthoren waren sonst in dem blühendsten Zustande und gewährten den Einheimischen sowie dem Fremden manchen trefflichen Genuß in der freien Natur! Da nun diese schönen, unter wahre Seltenheiten zu rechnenden Anlagen durch die unvermeidlichen übeln Folgen des Kriegs ungemein verwüstet worden sind, sich aber eben jetzt die Zeit nähert, wo hin und wieder, so weit es die jetzigen Zeitverhältnisse gestatten, etwas wieder hergestellt oder wenigstens eine noch größere Verwüstung vermieden werden kann, so wird hierdurch von mir aufs strengste untersagt“ — und nun folgt eine Anzahl von Vorschriften zum Schutze der Promenaden.

Im April 1814 fand eine Bilderausstellung in Leipzig statt. Sofort ist er wieder mit einer Reihe von Anstandsvorschriften bei der Hand. „1. Mannspersonen legen ihre Hüte, Stöcke, Regenschirme, Mäntel mit großen Kragen und alles, wodurch sie den Gemälden zu nahe kommen könnten, vor den Gemäldezimmern in der dazu bestimmten Garderobe ab. Derselbe Fall ist bei den Damen mit Sonn- und Regenschirmen. Die Herrn Officiers werden aus Achtung für die Künste auch ihre Degen so lange auf die Seite stellen, als sie in den Gemäldezimmern sich umsehen. 2. Sämmtliche Damen und Herren werden vorher so viel als möglich die Füße auf den bereit stehenden Fußbürsten reinigen. 3. Hunde dürfen durchaus nicht mitgebracht werden. 4. Ebenso wenig kann das Rauchen von Cigarros oder wohl gar von Tabakspfeifen stattfinden. 5. Die von grünem Bande gezogenen Linien bezeichnen, wie weit es erlaubt ist, sich den Gemälden zu nähern. 6. Gemälde abnehmen zu wollen, dieselben anzugreifen oder wohl gar mit feuchten Fingern darauf zu wischen, ist durchaus verboten.“

In den ersten Monaten nach der Schlacht, so lange Lazarethe in der Stadt waren, war das Tabak- und Zigarrenrauchen auf den Straßen, das damals noch allgemein verboten war, geduldet worden, wie Prendel schreibt: „als ideales Gesundheitsmittel nachsichtlich gestattet, aber nicht erlaubt." Von Ende April an führt er wieder streng das Verbot durch, da jetzt „keine Nachsicht mehr nöthig" sei und „alles wieder in die alte gute Ordnung" trete.

Beim Herannahen der Jagdzeit, Ende Juli, nimmt er sich wieder der Landesgesetze an: „Sollte sich der Fall ereignen, daß jemand durch Hintensetzung der Gesetze das unerlaubte Jagen unternimmt, so hat sich jeder die unangenehmen Folgen, welche daraus entstehen müssen, nur selbst zuzuschreiben, und wird ihm nirgends Recht zuerkannt werden können, falls seine Hunde verloren gehen."

Endlich bezieht sich auch eine Reihe seiner Erlasse auf Festlichkeiten in der Stadt. Ende Januar 1814 kam die russische Kaiserin nach Leipzig. Da macht er bekannt: „Leipziger! Euer guter Wille bürgt mir dafür, daß am Tage der Ankunft Ihrer Majestät, als auch während Höchstihres hiesigen Aufenthalts jeder Einzelne seine fühlende Ehrfurcht für die große Monarchin, für die Gemahlin jenes Kaisers, welcher den Grundstein zur Befreiung Europens gelegt hat, nach Möglichkeit an den Tag legen wird. Bewohner der Stadt Leipzig! Das schönste Fest verliert, wenn der Frohsinn durch Unordnung gestört wird; daher keine Drohung von Strafen, sondern nehmt meine Bitte, seid froh und lustig, alles in Ordnung sei euch gestattet, nur lasse sich jeder angelegen sein, was Ruhe stören könnte, zu unterlassen und zu hindern." Am 3. August 1814 wurde der Geburtstag des preußischen Königs gefeiert und zugleich der Namenstag der verwitweten russischen Kaiserin und der mit dem Erbprinzen von Weimar vermählten russischen Großfürstin Paulowna. Da ordnet er in Verbindung mit dem Kommandanten der preußischen Angelegenheiten, Major von Staffeld, an, daß am Vorabend des Festtages ebenso wie am Festtage selbst 101 Kanonenschüsse abgefeuert und alle Glocken geläutet werden sollen, am Vorabend außerdem die Stadt erleuchtet, am Festtage selbst eine Kirchenparade abgehalten und abends auf der Funkenburg ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt werden soll, „wo ein jeder als Eintrittsgeld erlegen kann, so viel er will. Der Ertrag ist für die Armen bestimmt, und ich weiß gewiß, daß diese den Tag tausendfach segnen werden, denn ich kenne die Wohlthätigkeit der Leipziger." Am Schlusse schreibt er: „Noch bei keinem öffentlichen Feste durfte ich Maßregeln zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung ergreifen, nie durfte ich den freien Willen beschränken, denn er wurde noch nie gemißbraucht. Leipziger! rechtfertigt auch diesmal mein Vertrauen und zeigt, daß ihr gerne lustig und froh, aber auch ordnungsliebende Bürger seid." Am 11. September 1814 war der Namenstag des russischen Kaisers. Da macht er bekannt: „Viele Einwohner Leipzigs fragen bei mir an, auf welche Weise ich diesen

festlichen Tag gefeiert haben wolle. Dies veranlaßt mich zu erklären, da mich die Bewohner Leipzigs durch ihren zuvorkommenden guten Willen, bei welcher Gelegenheit es immer war, noch nie haben befehlen lassen, um so weniger kann ich also bei der Feier eines Festes, welches sich nur durch ungezwungene Freiheit ausdrücken und beurtheilen läßt, etwas vorschreiben, ohne mich bei Sr. Majestät dem Kaiser selbst und meinen Vorgesetzten einer Verantwortung auszusetzen. Ich meinerseits, vereint mit allen hier anwesenden Russen, werden nach Möglichkeit trachten, unsere Ehrfurcht und Freude an den Tag zu legen, denen übrigen Bewohnern Leipzigs bleibt es nach Willkür überlassen, als freie Bürger und Einwohner zu handeln." Er ordnet nun wieder ein Feuerwerk auf der Funkenburg an, „wozu jedermann freien Zutritt hat, und überlassen wird, zu bedenken, wie viele Arme nach einer Kleinigkeit dürsten, welche wir leicht entbehren können." Am köstlichsten ist wohl der kleine Erlaß, mit dem er am 18. Oktober 1814 zur ersten Oktoberfeier auffordert: „Der morgende Tag, der 19. October, ist für Gott den Allmächtigen als Dankfest bestimmt, der Grund dazu liegt in den Herzen jedes braven Leipzigers! Diesen unvergeßlichen Tag ganz ungestört feiern zu können, muß jedes öffentliche Gewerbe unterlassen, jedes Gewölbe verschlossen bleiben, und Gebet und Frohsinn dürfen stattfinden."

Was an allen diesen Bekanntmachungen zunächst in die Augen springt, das ist ihre seltsame Sprachform. Es ist wohl kein Zweifel, daß Prendel alle diese Erlasse vom ersten bis zum letzten Worte selbst verfaßt und daß niemand, weder ein Sekretär noch ein Druckereikorrektor, gewagt hat, ihm etwas wesentliches darin zu ändern. Einzelne Verstöße sind offenbare Druckfehler, wie sie bei der Schnelligkeit der Herstellung vorkommen konnten. Im allgemeinen aber ist die Druckerei — es war die Tauchnitzsche — gewiß bemüht gewesen, die Handschrift getreulich wiederzugeben. Wie die Erlasse je nach ihrer Bestimmung zum Teil in zwei Sprachen — deutsch und russisch, oder deutsch und französisch —, zum Teil sogar gleichzeitig in allen drei Sprachen abgefaßt sind, und zwar immer so, daß die eine Fassung nicht eine bloße Übersetzung der andern, sondern eine freie Wiedergabe ihres Sinnes ist, so darf man auch gewiß annehmen, daß Prendel diese Sprachen mit gleicher Gewandtheit beherrschte. Aber im Kopfe solcher Sprachbeherrscher verwirren sich nicht nur die Sprachen — manches ist ja gar nicht deutsch gedacht —, sondern sie gewöhnen sich auch an ein gewisses Schnelldenken, das dazu verleitet, Wörter in falscher Bedeutung zu brauchen, bei der Wahl eines Wortes daneben zu schlagen, fehlerhaft zu konstruiren, zwei Redensarten oder zwei syntaktische Wendungen mit einander zu vermengen, sich pleonastisch auszudrücken u. dgl. m. Für alle diese Sprachverstöße bieten die Bekanntmachungen Prendels Beispiele, sie gehören in dieser Beziehung gewiß zu den lustigsten Schriftstücken, die je an Straßenecken angeheftet gewesen sind, und man kann sich denken, daß die gebildeten Kreise

Leipzigs — die 1813 ja im allgemeinen noch an ein besseres Deutsch gewöhnt waren als wir heutzutage — die Prendelschen Erlasse mit immer neuem Vergnügen gelesen haben werden.

Aber unter dieser unvollkommenen äußern, grammatischen Form liegt eine innere, stilistische, die aufs angenehmste berührt. Da ist nichts von Kanzleistil, nichts von würdevollem Behörden- und Kommandoton, immer findet der Gedanke den schlichtesten, natürlichsten Ausdruck, immer redet der Verfasser, wie der Volksmund redet, derb und bildlich, immer spricht er gemütlich und vertraulich zur Bürgerschaft und begründet seine Wünsche durch persönliche oder allgemein menschliche Beobachtungen und Erfahrungen. Es sind Sätze in seinen Bekanntmachungen, die, wenn man sie aus dem Zusammenhange nimmt, garnicht klingen, als ob sie aus den Erlassen eines militärischen Stadtkommandanten, sondern aus einer gut geschriebenen volkstümlichen Schrift jener Zeit stammten. Schon hierin zeigt sich der ganze Mann. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß in den öffentlichen Bekanntmachungen damals überhaupt noch ein menschlicherer Ton herrschte — auch aus den Bekanntmachungen des Leipziger Rates aus dem vorigen und noch aus dem Anfange dieses Jahrhunderts klingt überall ein väterliches Zureden, Mahnen, Warnen, Belehren heraus, kein bloßes Befehlen und Drohen —, anderseits daß eine große Zeit mit großen Erlebnissen manches kleinlich Bureaukratische beseitigt und die Menschen einander näher bringt; man denke an die großartig schlichte, in ihrer Art klassische Form, in der 1870 manche unsrer Siegesdepeschen vom französischen Kriegsschauplatze abgefaßt waren.

Nun aber vollends der Inhalt dieser Erlasse! Es ist wahr: Prendel war ein kleiner Tyrann, er mengte sich in alles, alles wollte er persönlich erledigen, und bisweilen trat er mit unerbittlicher Strenge auf. Aber alles, was er anordnete, diente doch ohne Ausnahme dem Zweck, in unruhiger, gefahrvoller Zeit nach Möglichkeit für Ruhe, Sicherheit und Wohlbefinden der Bürgerschaft und für gute Beziehungen zwischen ihr und ihren immer wechselnden ungebetenen Gästen zu sorgen. Alles, was er anordnete, war vernünftig, billig, ja eigentlich selbstverständlich, bei allem hatte er die besten und lautersten Absichten, und bei aller Strenge und Bärbeißigkeit, die er zu Schau trägt, verfährt er doch immer mit Welt- und Lebensklugheit und läßt, wie ein guter Vater oder Lehrer, so viel Liebe und Menschenfreundlichkeit, ja gelegentlich selbst so viel gute Laune durchblicken, daß ihm sicher niemand, selbst die Betroffenen nicht, ernstlich böse, daß wohl alle mit seinem Regiment zufrieden sein konnten.

Bestätigt und ergänzt wird dieses Bild durch Mitteilungen des ehemaligen Leipziger Bürgermeisters Groß und durch ein Aktenstück des Leipziger Ratsarchivs, das besonders für Prendel angelegt worden war und das die Aufschrift trägt: Acta, die vom hiesigen Stadtcommandanten, dem Russisch

Kayserl. Obersten Herrn von Prendel dictirten Strafen betr. Aus dem Aktenstück geht hervor, wie Prendel ohne Ansehen der Person, gegen Hoch und Niedrig, seine Anordnungen aufrecht erhielt. Oft schickt er einen eigenhändigen lakonischen Zettel aufs Rathaus, mit der Weisung, von dem oder jenem 10 Thaler Strafe für Unterlassung der gehörigen Quartieranzeige einzutreiben (Herr Conthard bezahlen auf dem Rathhause die 10 Thaller Strafe, schreibt er einfach). Im Juli 1815 ist ein Quartierträger einen einquartierten Offizier fünf Tage früher losgeworden, als sein Zettel besagte, und hat keine Anzeige gemacht. Prendel vermutet betrügerische Absicht und schreibt dem Stadtschreiber: „Ich bitte Sie, zum beispiel der übrigen, den quartier Träger um 5 Thaller in die armen Cassa zu verdammen und nicht abzugehen, denn ich bestehe hartnäkig darauf." Bisweilen nimmt er aber auch das Geld gleich selber ein und schickt es bar aufs Rathaus! Im März 1814 schreibt er: „Ich war so eben auf dem Brühl und habe vor dem gasthof zu die 3 Schwannen einen fuhrmanns wagen quer der Strasse gefunden, daher den gast wirth sogleich andeuten lassen, sich ungesaumt auf den Rath zu verfügen und dort 5 Thaller Strafe für das armen hause zu erlegen. Ich ersuche, wenn erwähnter gast würth nicht sogleich selbst kömt, ihme abhollen und die 5 Thaller ohne Barmherzigkeit bezahlen zu lassen." Einen Aufläder schickt er mit einem Zettel an den Stadtschreiber: „Ich überlasse diese Straffe dem Herr Stadt Schreiber auf seiner Seele"; der arme Bursche kam mit einem Thaler weg. Der Barfußmüller hat einmal schlechtes Malz ins Lazareth geliefert, obwohl er gute Gerste bekommen hatte; auch da regnet es ohne Gnade 10 Thaler Strafe, obgleich die vereidigten Mälzer die Sache zu Gunsten des Angeschuldigten zu wenden versuchen. Ein andermal schickt er einen Zettel wegen eines Malers Maul aufs Rathaus: „Den Mahler Maul — für sein loses Maul — ersuche die noch schuldige 5 Thaller abnehmen und in die Armen Cassa abgeben zu lassen, damit der Schwindler nicht glaube, daß man sein Geld brauche. Nachher kann selber entlassen werden." Im August 1814 hat er Sonntags einen Böttcher auf der Gasse arbeiten sehen; sofort macht er Anzeige auf dem Rathause, und der Böttcher wird mit einem Neuschock bestraft. Im Oktober fährt er einmal zum äußern Petersthor hinaus und findet bei seiner Rückkehr das Thor durch Holzwagen verfahren, obwohl ihn die Thorwärter hatten hinausfahren sehen. Wieder macht er Anzeige und schreibt: „Ich habe nur eine Frage — wenn diese classe Menschen nicht einmal gegen mich Rücksicht haben, wie werden sie sich gegen andere und gegen Reisende betragen? — Ich bitte einen Hochedlen Rath den an oberwähntem äußern Petersthor schuldtragenden ohne Rücksicht strenge bestrafen zu lassen, indem die Sache Bezug zum allgemeinen Besten hat." Seinen höchsten Zorn erregt ein Schneider, der ihm für sein Söhnchen einen Mantel gefertigt und dafür über 14 Thaler berechnet hat. Da schickt er Rechnung und Mantel dem Stadtschreiber und

schreibt: „Liebster Werner! Ich zahle, so lang ich geld habe, gewis gerne, aber die hauth über die ohren kann ich mir doch nicht ziechen lassen — hier beigehend der Mantl meines kindes und dabei die Berechnung — wäre es nicht möglich, das Sie befehlen, damit ein obermeister die Sache untersucht und mir sagt, wieviel ich bezahlen solle.“ Die beiden Obermeister prüften darauf die Rechnung, kamen aber leider auch zu keinem andern Ergebnis.

Groß erzählt in seinen „Erinnerungen“ mehrere Beispiele von kurzer und sehr eigentümlicher Justiz Prendels. Ein paar polnische Juden hatten von russischen Soldaten gestohlene Sachen gekauft. Er ließ sie auf dem Markte auf einem Tische ausstellen und mit den gestohlenen Sachen behängen. Auch eine liederliche Dirne, die mehrere Nächte lang auf der russischen Hauptwache (in einem Gewölbe des Rathauses) zugebracht hatte, ließ er, mit einem Papierkleide und einem Papierhute in den französischen Landesfarben angethan, öffentlich zur Schau stellen. In der Ostermesse 1814 ließ er eine Anzahl Meßdiebe, wieder mit Papiermützen geschmückt, von Kosaken durch die Stadt führen und dann auf dem Roßplatze vor dem Hôtel de Prusse mit Karbatschen durchprügeln.

Trotz oder vielleicht gerade wegen seines scharfen Durchgreifens, vor allem aber natürlich wegen seines originellen Wesens war Prendel in der Bürgerschaft außerordentlich beliebt. Man wußte eben, daß alles, was er anordnete, gut gemeint war, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß manche seiner Anordnungen erst von andrer Seite veranlaßt worden sind. Denn er verkehrte viel in den vornehmen Kreisen der Stadt, war überall ein gern gesehener Gast und sah auch seinerseits des Abends in seiner Häuslichkeit gern eine Anzahl ihm näherstehender Bürger zu einer Spielpartie bei sich. Als er 1819 Leipzig und Deutschland für immer verließ, veranstalteten ihm seine Leipziger Freunde ein Abschiedsmahl, dessen Tafellied (nach der Melodie: Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd) sich erhalten hat. Da wird in der lustigsten Weise an eine Reihe seiner Bekanntmachungen erinnert, und auch die Geschichte von dem Schneider, über deren Ausgang die Akten schweigen, erzählt uns das Tafellied:

Ein Schneiderlein hatt' ihn einst böse gemacht
Und sollte den Fehler verbüßen;
Da kam sein lieb Weibchen noch spät in der Nacht,
Manch Thränchen sah von ihr man fließen.
Dies machte den Helden wie Butter so weich,
Er rieb sich die Stirn und verzieh ihm sogleich.

Weib, sprach er, sei ruhig, ich schaffe dir Rat,
Dein Tröster wird frei, bleibt am Leben,
Doch mußt du den ersten, der jetzt sich dir naht,
Umarmen, ein Küßchen ihm geben.
Ja, sprach sie errötend, ich thu's um den Preis —
Der Schneider kam selbst auf Freund Prendels Geheiß.

Das Gesamturteil über sein Stadtkommando faßt das Tafellied in die Strophe zusammen:

Hielt er nicht auf Ordnung? Hielt er nicht auf Recht?
Als er das Kommando hier führte?
Gings nicht dem Verbrecher gottsjämmerlich schlecht,
Und strafl' er nicht, wie sich's gebührte?
Wohl war es gar komisch, was oft er befahl,
Doch zwecklos und schädlich kein einzigesmal.

Der Rat hatte ihn schon 1814 bei der Niederlegung seines Stadtkommandos durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts ausgezeichnet. „Wir bitten ihn — heißt es in dem Bürgerbriefe — solches als ein Zeichen der aufrichtigsten Dankbarkeit für seine um die Stadt erworbenen großen und mannichfaltigen Verdienste, seinen rastlosen Eifer für das gemeine Beste, sein wohlwollendes Bestreben, jede nicht abzuwendende Last zu erleichtern, seine Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit geneigt anzunehmen, mit der Versicherung, daß sein Andenken uns und unsern Mitbürgern unvergeßlich und sein Wohl und die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnungen der Gegenstand unserer innigen Wünsche bleiben wird.“ Damit war sicherlich den Anschauungen und Empfindungen des größten Teiles der Leipziger Bürgerschaft Ausdruck gegeben.

Der Leser wird den Wunsch haben, auch über das sonstige Leben dieses merkwürdigen Mannes etwas näheres zu erfahren. Was für ein Landsmann war er? welche Laufbahn ging seiner Leipziger Zeit voraus? welche folgte ihr? wie kam er zu seiner Leipziger Stellung? was hat er als Soldat geleistet? hat er sich im Kampfe ausgezeichnet? wann und wo ist er gestorben? Daß wir auf diese Fragen eine Antwort haben, verdanken wir nicht etwa der russischen Kriegsgeschichte, die seinen Namen nur selten und beiläufig nennt, sondern einem besondern Umstande. Im Sommer 1859 kam ein Sohn Prendels, Alexander von Prendel, aus Rußland nach Deutschland und besuchte auch Leipzig. In den Tagen, wo er sich in Leipzig aufhielt, veröffentlichte er im Leipziger Tageblatt (21. Juli 1859) einen „Gruß an Leipzig“ im Namen und Auftrage seines verstorbenen Vaters. „Als ich meinen Vater — schreibt er — das letztemal umarmte, sagte er zu mir: Wenn dich deine künftigen Schicksale zufällig nach Sachsen führen sollten, so grüße dort aufs freundlichste meine Freunde und Bekannten, an welche ich mich stets mit Erkenntlichkeit und besonderer Vorliebe erinnert habe.“ Zugleich überbrachte er der Redaktion einen von einem gewissen Peter Sakowitsch verfaßten Lebensabriß seines Vaters, der dann in drei Nummern des Tageblattes (28.—30. Juli) abgedruckt wurde. Wäre diese Darstellung nicht vorhanden, so würde man über Prendels Leben außer seiner Wirksamkeit in Leipzig nicht das geringste wissen. Man ist erstaunt, zu sehen, in welch einen Lebensgang sich die kurze Spanne seiner Leipziger Zeit einfügt.

Viktor von Prendel war ein Deutscher aus Tirol. Wer sich ein wenig auf Austriazismen versteht, wird den Österreicher schon aus seinen Bekanntmachungen herausgefühlt haben. Er war 1766 in Salun an der Etsch geboren, war also, als er nach Leipzig kam, ein Mann von 47 Jahren. Wunderdinge erzählt sein Biograph von der Kraft, Kühnheit und Gewandtheit des Knaben: als Zwölfjähriger soll er ganz allein in den Bergen einen Bären erlegt und nach Hause geschleppt haben. Um den Knaben auf friedliche Wege zu bringen, gaben ihn die Eltern in eine Klosterschule der Benediktiner, er sollte — Missionär werden. Dort widmete er sich, schon um sich möglichst seine Freiheit zu wahren, was er nur bei guten Fortschritten konnte, mit Feuereifer seinen Aufgaben, namentlich den fremden Sprachen, worin ihn seine ausgezeichneten Gaben, besonders sein gutes Gedächtnis, unterstützten. Aber bald wurde ihm die Klosterzelle zu enge, und die Klosterzucht erregte seinen heftigsten Widerwillen. Nach einem tollen Streiche, den er mit einem seiner Kameraden verübt hatte, warf er mit 15 Jahren das Klosterthor ins Schloß und den Thorschlüssel ins Wasser und lief auf und davon. Er eilte zu Fuße nach Trient, fand dort im Hause eines verwandten Kaufmanns Aufnahme und durch dessen Vermittlung die Verzeihung seines Vaters und die Erlaubnis, die geistliche Laufbahn zu verlassen. Er wurde dann nach Venedig in ein Bankgeschäft gebracht und erwarb sich dort durch seine Kenntnisse, seine Klugheit, seine Pünktlichkeit und sein einnehmendes Äußere so sehr die Liebe und das Vertrauen seines Herrn, daß dieser ihn als Hofmeister und Gefährten seines Sohnes mehrere Jahre lang ganz Europa bereisen ließ. Auf dieser Reise eignete er sich eine ungewöhnliche Fertigkeit im persönlichen und schriftlichen Verkehr an, lernte Sitten und Lebensweise aller europäischen Völker kennen und knüpfte zahlreiche Bekanntschaften und Verbindungen an, die ihm später bei seinen militärischen und politischen Aufträgen nützlich werden sollten. Nach seiner Rückkehr trat er als Teilnehmer in das Bankgeschäft.

Aber nach kurzer Zeit lockte ihn abermals eine andre Laufbahn, und diesmal die seines Lebens. In Frankreich hatten die Schrecken der Revolution begonnen, Europa rüstete sich, Österreich bereitete sich zum Kriege vor. Da trat Prendel als Freiwilliger bei den Tiroler Scharfschützen ein. Siebzehn Jahre lang diente er unter Österreichs Fahnen, wurde bald Offizier und entwickelte nun das Talent, für dessen Entfaltung die Befreiungskriege besonders günstig waren, und das für seine weitere Laufbahn bestimmend wurde, das Talent zur Führung von Streifkorps; er bildete sich, wie man in der damaligen Kriegssprache sagte, zu einem der kühnsten Parteigänger oder Partisanen aus. In Deutschland haben sich bekanntlich Schill und Lützow, später Laroche, Colomb u. a. als solche Parteigänger hervorgethan, unter den russischen haben sich Tschernitscheff, Dörnberg, Tettenborn, Geismar, Orloff u. a. einen noch

glänzenderen Namen in der Kriegsgeschichte gemacht als Prendel; aber wenn man seinem Biographen trauen darf, wäre er neben den Genannten etwas unverdient in Vergessenheit geraten.

Schon in einem der Rheinfeldzüge befehligte er eine österreichische Streifwache, wurde schwer am Kopfe verwundet, gefangen genommen und nach Paris, später nach Lyon gebracht. Durch Zufall entkam er, nachdem er wochenlang die Greuel des Fallbeilregiments dicht vor seinen Gefängnisfenstern hatte mit ansehen müssen, gelangte glücklich in die Heimat und nahm wieder Dienste. Im italienischen Feldzuge als Husarenrittmeister erscheint er bereits als kühner Parteigänger. Hier kam er aber zum erstenmale mit russischen Soldaten in Berührung, die er sofort weit über die österreichischen stellte; namentlich begeisterte er sich für die Kosaken und ihre vorzügliche Fähigkeit zum Partisandienst, und von nun an verließ ihn nicht mehr der Wunsch, in russische Dienste überzutreten. Dieser Wunsch ging endlich im Jahre 1804 in Erfüllung. Bei Austerlitz that er sich zum erstenmale als russischer Parteigänger hervor, und bis zum Jahre 1813 nahm er nun als solcher fast an allen größern Schlachten teil, wurde aber außerdem zu einer Menge der mannichfaltigsten militärischen und diplomatischen Aufträge verwendet. 1813 wurde er unter General Wintzingerode nach dem Gefecht bei Kalisch zum Obersten befördert und war dann bis zur Schlacht bei Leipzig unausgesetzt auf sächsischem Boden mit seinen Kosaken als verwegener und glücklicher Parteigänger thätig. Nach dem Einzuge der Verbündeten ernannte ihn Kaiser Alexander persönlich zum Kommandanten der Stadt. Als er das Kommando antrat, übernahm er als Gefangene 23 Generale, 700 Offiziere und 19 000 Soldaten, außerdem 51 000 Verwundete und Kranke. Hiernach wird man sein Auftreten in den ersten Wochen in Leipzig begreifen und würdigen.

Von 1816 bis 1818 war er Kommandant der Militärstraße von Altenburg*) und Direktor der deutschen Lazarethe; 1819 kehrte er nach Rußland zurück und blieb im russischen Militärdienste noch bis zum Jahre 1835, nachdem er 1831 zum Generalmajor befördert worden war. Gestorben ist er 86jährig am 29. Oktober 1852 in Kiew.

In einer Reihe der merkwürdigsten Züge schildert der Biograph die Persönlichkeit und den Charakter Prendels. Aus allem geht hervor, daß er eine ganz eigentümliche, ja bis zum Sonderling ungewöhnliche Erscheinung war. Am Soldatenleben zog ihn nur die poetische Seite an; nur wo es Gefahr gab,

*) Aus dieser Zeit (Juni 1816) verwahrt der Verein für die Geschichte Leipzigs unter Glas und Rahmen folgenden eigenhändigen Brief von ihm aus Altenburg an eine bekannte Leipziger Tabaksfabrik: Das Bliz Hagel und Donnerwetter soll in die Krellerische Tabak Fabrik fahren, wenn ich die bestelten 12 ℔ Tabak nicht schnell erhalte, und zwar jedes ℔ in ein paquet. glauben Sie nicht daſ die Koßaken zum lezten male in Leipzig waren. soviel für heute von Ihrem Freund Prendel.

wo er sein Leben aufs Spiel setzen, seine Kühnheit und Schlauheit entfalten konnte, hatte es Reiz für ihn. Mit unglaublicher Verwegenheit hat er jahrelang in ganz Europa die französische Armee umschwärmt und ihr Abbruch gethan. 1813 hob er wiederholt die Kuriere und Posten auf, die von Frankreich zur französischen Armee abgingen. Depeschen unwesentlichen Inhalts ließ er weitergehen, nachdem er ein Siegel beigedrückt hatte, das einen Kosaken zeigte mit der Unterschrift: Privilegirtes Kosakenpostcomptoir. Napoleon hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, aber nie gelang es, seiner habhaft zu werden, obwohl er wiederholt sogar in Paris und im Hauptquartier Napoleons war. Dabei war er aber auch ein geborner Diplomat, von vollkommenster Selbstbeherrschung, zuverlässig, verschwiegen, gleich gewandt im Verkehr mit hochstehenden Persönlichkeiten, in der Ausführung schwieriger Aufträge und in der Anpassung an alle Kreise und Nationalitäten. „Überall — sagt sein Biograph — erschien er als das, was er sein wollte, in Frankreich Franzose, in Italien Italiener, mit seinen Kosaken Kosak." Unterstützt wurde er dabei durch sein Ortsgedächtnis, sein Sprachtalent, seine Kunst, sich zu verkleiden, und durch die Verwandlungsfähigkeit seines ausdrucksvollen Gesichts. Er trug einen langen Schnur- und Kinnbart; den Kinnbart flocht er, wenn es die Umstände empfahlen, in einen Zopf und verbarg ihn unter Halstuch und Weste; den Schnurbart konnte er um die Ohren wickeln und erschien dann plötzlich mit Backenbart, daß ihn niemand wiedererkannte.*) Er hatte übrigens die Gewohnheit — seit wann, wußte er sich selbst nicht zu erinnern —, nur kalte Speisen zu genießen, und schrieb es diesem Umstande zu, daß er bis in sein höchstes Alter frisch und gesund blieb.

Seine Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, die aus jeder Maßregel während seiner Leipziger Stellung hervorleuchtet, rühmt auch sein russischer Biograph. „Wer, wie Prendel — schreibt er —, vollkommenes Vertrauen genoß, so viele wichtige Aufträge erfüllte, durch wessen Hände ungeheure Geldsummen gingen, wer Tausende von Feinden gefangen nahm, eine Unmasse von Hab und Gut dem feindlichen Train und Transport entzog und große Beute machte, konnte wohl Gelegenheit finden, manches auf die Seite zu bringen und dem Luxus zu frönen. Prendel lebte sein ganzes Leben lang wie ein Spartaner; zufrieden mit seinem Einkommen, unterhielt er von seinem Einkommen sich und die Seinigen und hinterließ sterbend den Kindern nichts als seinen Namen und ein gutes Andenken."

*) Ein gutes Bildnis von ihm (Ölgemälde) befindet sich in der Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs, ebenso ein kolorirter Kupferstich, der ihn auf seinem Schimmel um die Stadt reitend zeigt.

Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

Aber giebt es denn nicht Fälle, selbst zugestanden, daß das fortwährende welcher auf die Dauer recht unangenehm wirke, wo man es doch nicht gut umgehen kann, wo es ganz notwendig ist, um einen häßlichen Gleichklang zu vermeiden? Wenn nun unmittelbar auf der (qui oder cui) der Artikel der folgt, unmittelbar auf die (quae oder quam oder quos oder quas) der Artikel die? Nikolaus, der der Vater des Andreas gewesen war — eine Verwandlung, bei der der große Vorhang sich nicht schließt — auf den Wiesen, durch die die Straße führte — wir wenden uns zunächst zu den Bildwerken, die die hehre Göttin verherrlichen, deren Heiligtum die Fundstätte war — das sind doch wohl ganz unerträgliche Sätze, nicht wahr? Der Schulmeister behauptets. Auch dieser Fall gehört in das große Kapitel von den angeblich unschönen Wiederholungen, vor denen der Unterricht warnt — eine von den traurigen paar stilistischen Schönheitsregeln, die in der Schule von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Die Warnung ist so thöricht wie möglich, sie stammt immer wieder aus der Anschauung des Papiermenschen, der die Sprache nur noch schwarz auf weiß, aber nicht mehr mit den Ohren aufzufassen vermag. Der Schulmeister sieht bloß das doppelte der der oder die die — das flößt ihm Entsetzen ein. Aber lies doch einmal solche Sätze laut, lieber Leser, hörst du nichts? Ich denke, es wird dir aufdämmern, daß es zwei ganz verschiedne Wörter sind, die hier neben einander stehen: ein lang und schwer gesprochenes der (das Relativpronomen), und ein kurz und leicht gesprochenes der (der Artikel). Der Papiermensch schreibt: selbst diejenigen, welche die Schaffung eines allgemeinen Zivilgesetzbuches nicht ganz ablehnen; ich würde gar kein Bedenken tragen, im Gegenteil, es würde mir ein gewisses Vergnügen machen, zu schreiben: selbst die, die die Schaffung eines allgemeinen Zivilgesetzbuches nicht ganz ablehnen. Jedermann spricht so, und keinem Menschen fällt es ein, daran Anstoß zu nehmen — warum soll man nicht so schreiben? Wer seine Ohren ordentlich aufmacht, der wird hören: dieh, die di — drei Wörter von ganz verschiedner Länge, hinter dem ersten eine Pause; ist das nicht Musik? hüpft und springt das nicht? Und nun höre man das Schleppen und Schleichen: diejenigen, welche die.

Daß Präpositionen mit dem Relativpronomen durch die Adverbia worin, woraus, womit, wobei ersetzt werden können (entsprechend den demonstrativen darin, daraus, damit, dabei) und in der lebendigen Sprache immer ersetzt werden, wie wenigen fällt das beim Schreiben ein! Ein Brief, worin — eine Fläche, worauf — eine Waffe, womit — eine Regel, wobei — ein Geschenk, worüber — eine Gefahr, wovor — ein Mittel, wodurch — wie wenigen will das aus der Feder! Sie halten es womöglich gar für falsch! Der Schulmeister hat ihnen einmal bange davor gemacht, und so schreiben sie lieber: neben der Kirche steht ein Thurm, in welchem man hinauffahren kann — einzelnen Städten gelang es, Brücken über die Ströme, an welchen sie lagen, zu erbauen — der innige Zusammenhang, in welchem Glaube, Recht und Sitte stehen — das einfache, schmucklose Gewand, mit welchem sie uns wie eine Mutter umfängt u. s. w. Nun gar das einfache wo (das Gebäude, wo — ein Gebiet, wo — in einer Stadt, wo — in allen den Fällen, wo) und vollends dieses einfache wo in temporalem Sinne (wir gedenken an jene Zeit der Jugend, wo wir zuerst auszogen — die Eltern sind genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmungen zu treffen, wo deren Anlagen noch viel zu wenig hervorgetreten sind — seit dem 29. März, wo die neue Berechnung begann — er ist von dieser Schwärmerei von dem Augenblicke an zurückgekommen, wo er die Ueberzeugung erlangt hatte —) wie wenige getrauen sich das zu schreiben, wie wenige haben eine Ahnung davon, daß auch das grammatisch durchaus richtig ist und hundertmal schöner als: seit dem 29. März, an welchem Tage oder: zu einer Zeit, in welcher er u. s. w. Ist es nicht kläglich komisch, in einem Manuskript zu sehen, wie der Verfasser erst schreibt: diese Depesche gelangte an demselben Tage in seine Hände, als u. s. w., dann das als wieder ausstreicht und drüber setzt: an welchem, aber auf das gute, einfache, vernünftige wo nicht verfällt? Und ganz so ist es mit wie: die Art und Weise, wie — in dem Grade, wie — in jenem Sinne, wie — wie wenige getrauen sich das zu schreiben! Die alten Innungen waren Produktivgenossenschaften in jenem vernünftigen Sinne, in welchem jeder Staat es ist — so ist es richtig papieren!

Wie steht es denn nun aber mit der Abwechslung zwischen der und welcher, von der ich ausgegangen bin? Hatte ich Recht, wenn ich sie unter Umständen empfahl, oder hatte der andre Recht, wenn er sagte: ich mag das welcher überhaupt nicht?

Ja mit dieser Abwechslung ist es so eine Sache. Ich habe schon wiederholt gesagt, daß ich die Regel, man dürfe nicht kurz oder gar unmittelbar hinter einander zweimal dasselbe Wort schreiben, für bloßen Aberglauben halte. Das erste Erfordernis alles Sprachausdrucks ist doch immer Deutlichkeit, das zweite einfache, natürliche Schönheit. Zu welcher Unnatur aber der gewöhnliche Unterricht mit der mechanischen Durchführung jener angeblichen Schönheitsregel

gelangt, dafür nur ein Beispiel. Wenn auf das **als**, das hinter einem Komparativ steht, noch ein zweites **als** folgt, so behauptet der Schulmeister — ich habe es früher wenigstens so lernen müssen —, das erste **als** müsse dann durch **denn** ersetzt werden, daß doppelte **als** sei häßlich; man dürfe also nicht schreiben: er betrachtete und behandelte den jungen Mann mehr als Freund, **als** Untergebenen, sondern: mehr als Freund, **denn als** Untergebenen. Nun kann ich mir nicht helfen: so oft ich ein solches **denn als** lese, merke ich die Absicht und werde verstimmt. Ich sage mir jedesmal im stillen: dir ist also auch auf der Schulbank die schöne Regel eingetrichtert worden, und ihr zuliebe machst du nun diesen krampfhaften Seitensprung und gehst dem Einfachen und Natürlichen aus dem Wege. Wenn das zweite **als** nicht folgte, fiele es ja gar niemand ein, das **denn** hinterm Komparativ zu brauchen, weder mündlich noch schriftlich; niemand würde sagen: er war dem jungen Manne mehr Freund, denn Vorgesetzter. Dieses gesuchte, unnatürliche **denn als** verdrießt mich, so oft ichs lese, tausendmal mehr als das doppelte **als**; das stört mich gar nicht, denn es ist das Natürliche.

Ganz ähnlich oder eigentlich noch schlimmer verhält sichs nun mit einer Abwechslung zwischen **der** und **welcher**, die allgemein für eine besondre Schönheit gehalten wird. Wenn sie nicht dafür gälte, würde man ihr nicht täglich begegnen. Aber täglich muß man Sätze lesen, wie: auf Spaziergängen entstanden 1764 die ersten Zeichnungen nach der Natur, **die** der Vater sorgsam bewahrte, und **welche** dem trefflichen Seekatz ein Bedauern entlockten — das Allegro und das Scherzo fanden nicht das Maß von Beifall, **welches** wir erwartet hatten, und **das** sie verdienen — jeder Besitzer eines Grundstückes, **welches** mindestens zu einem Grundsteuerertrag von 200 Mark eingeschätzt ist und **das** mindestens einen Taxwert von 10000 Mark hat — lehrreich ist die Niederschrift auch durch die Korrekturen, **welche** der Komponist selbst darin vorgenommen hat, und **die** sich nicht nur im Ändern einzelner Noten zeigen, sondern u. s. w. — es hat das tiefere Ursachen, um **die** sich das Publikum freilich nicht kümmert, **welche** aber die dramatischen Dichter beachten sollten — in einen weiten Hausflur mündete die Treppe, **welche** in die obern Stockwerke führte, und **die** man gern als Wendeltreppe gestaltete — der Trinkspruch, **den** der Zar ausbrachte, und in **welchem** er den Fürsten als einzigen Freund Rußlands bezeichnete — ich erinnere mich noch einer Konferenz mit den Ausschußmitgliedern, **welche** in meiner Arbeitsstube in Koburg stattfand und bei **der** es fast den Anschein gewann u. s. w. Es ist kein Zweifel: in allen diesen Fällen liegt kein zufälliger, sondern ein absichtlicher Wechsel vor; alle, die so schreiben, glauben eine besondre stilistische Feinheit anzubringen, sie bilden sich ein, wenn zwei (oder mehr) Relativsätze sich an ein und dasselbe Wort anschließen, so müsse man mit dem Relativpronomen wechseln. Aber genau das Gegenteil ist das Richtige! Mir ist es jederzeit un-

faßbar gewesen, wie jemand in seinem Sprachgefühl so irre gehen kann. Wenn ich an ein Wort zwei oder mehr Relativsätze anschließe, so stehen diese Sätze doch als Bauglieder innerhalb des Satzgefüges parallel zu einander, etwa so:



Wie kann man nun auf den wunderlichen Gedanken kommen, diese beiden parallelstehenden Sätze verschieden anknüpfen zu wollen! Das Natürliche ist es doch, die parallellaufenden Sätze auch gleichmäßig anzuschließen, ja es ist das geradezu notwendig, die Abwechslung stört nur und führt irre. Wenn ich erst der lese und im nächsten Satze *welcher* (oder umgekehrt), so suche ich unwillkürlich bei dem wechselnden Pronomen auch nach dem wechselnden Hauptwort, und sehe dann, daß ich genarrt bin. Parallele Relativsätze müssen unbedingt mit demselben Relativpronomen beginnen, also alle mit der; das *welcher* ist auch hier völlig entbehrlich.

Etwas andres ist es, wenn auf einen Relativsatz ein zweiter folgt, der sich an ein in dem ersten Relativsatze stehendes Hauptwort anschließt, etwa so:



Dann wechselt die Beziehung, und da hat es unleugbar etwas für sich, auch das Pronomen wechseln zu lassen; die Abwechslung kann unter Umständen sogar die richtige Auffassung erleichtern und beschleunigen; z. B.: *Claviere*, die den *Anforderungen* entsprechen, welche in Tropengegenden an sie gestellt werden — nur *Gesetze*, die bestimmte besondre *Organisationen* zum Gegenstande haben, welche nur bei der katholischen Kirche vorkommen, machen eine Ausnahme — die Varianten stellen die *Verbesserungen* dar, die der Dichter der dritten *Ausgabe* seiner Gedichte zu geben beabsichtigte, welche er leider nicht mehr erlebte — Amerika zerfällt in zwei *Hälften*, die nur durch eine verhältnismäßig schwache *Brücke* zusammenhängen, welche sich nicht zu einem Handelswege eignet. Empfehlenswert ist es übrigens dann, *der* immer an erster, *welcher* an zweiter Stelle zu bringen, nicht umgekehrt! Aber eigentlich nötig ist der Wechsel auch in solchen Fällen nicht; was in der lebendigen Sprache nicht geschieht, ist auch auf dem Papier überflüssig.

Nun aber noch ein arger Greuel: *welcher letztere* oder *welch letzterer*! *Der erstere* und *der letztere* — das ist auch so eine schöne Blüte am Baum des Papierdeutsch. Und wieder ist sie hervorgetrieben durch den verwünschten Aberglauben, daß es unschön sei, kurz hinter einander mehreremal dasselbe Wort zu brauchen. Man denke sich folgende Sätze: Schon in Goethe, ja schon in dem musikliebenden Luther findet sich das unbestimmte Vorgefühl

einer solchen Entwicklung; Goethe hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen, und die Hauptthat Luthers, die Bibelübersetzung, ist eine wesentlich künstlerische That. Das sind ein paar völlig gute, tadellose Sätze, so klar und übersichtlich, wie man sie nur wünschen kann. Da kommt nun der Papiermensch und sagt: Entsetzlich! Da steht ja zweimal hinter einander Goethe und zweimal Luther! Jedes zweite Mal ist vom Übel, dafür muß es heißen: der eine und der andre, oder: jener und dieser, oder noch besser: ersterer und letzterer. Also: Schon in Goethe, ja schon in dem musikliebenden Luther findet sich das unbestimmte Vorgefühl einer solchen Entwicklung; ersterer hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen; und die Hauptthat des letztern, die Bibelübersetzung, war eine wesentlich künstlerische That. Es ist das ein verhältnismäßig einfaches Beispiel, und nachdem es vorher mit Wiederholung der Namen gebildet war, sieht man leicht, worauf sich ersterer und letzterer beziehen soll. Aber welche Qualen bereitet dem Leser tausend- und aber tausendmal ein solches ersterer und letzterer, dieser und jener! Man hat ja, wenn man so harmlos für sich hinliest, keine Ahnung davon, daß sich der Schreibende gewisse Wörter heimlich numerirt, um hinterher plötzlich vom Leser zu verlangen, daß er sie sich auch numerirt und mit der Nummer gemerkt habe. Auf einmal kommt nun dieses verteufelte ersterer und letzterer — ja wer war nun der erstere? wer war der letztere? Hastig fliegt das Auge zurück und irrt in den letzten drei, vier Zeilen umher, um darnach zu suchen. Ersterer — halt, da steht er: Luther! Also: Luther hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen. Unsinn! Der andre muß es gewesen sein, also noch einmal suchen! Richtig, hier steht er: Goethe! Aber Luther war doch früher da als Goethe, wie kann denn Goethe der erstere sein? Ja, der Zeit nach war Luther früher, aber hier in dem gedruckten Satz auf dem Papiere war Goethe der erstere, und aufs Papier kommts an! Also: Goethe hatte bekanntlich die ernstliche Absicht — Gott sei Dank, jetzt sind wir wieder im Fahrwasser. In Wirklichkeit vollzieht sich zum Glück dieses geistige Hin- und Hergeschupptwerden ziemlich schnell; angenehm ist es aber nicht. Hier noch ein paar andre Beispiele: der Gelehrte ist seinem Wesen nach international, der Künstler national; darauf gründet sich die Überlegenheit des letztern über den erstern — unerfahrne Kinder und geübte Diplomaten haben das oft blitzartige Durchschauen von Menschen und Charakteren mit einander gemein, aber freilich aus einem(!) ganz entgegengesetzten Grunde: jene besitzen noch den Blick für das Ganze, diese schon denjenigen(!) für die Einzelheiten des menschlichen Seelenlebens — wie Rafael in der Form, ist Rembrandt in der Farbe nichts weniger als naturwahr. Dieser hat seinen selbständigen und in gewissem Sinne unnatürlichen Stil gerade so gut wie

jener; und insofern Rembrandt in seinen Bildern sogar eine noch intensivere persönliche Handschrift zeigt als Rafael, hat der erstere noch mehr Stil als der letztere — dieser Umschwung ist wieder durch den Egoismus bewirkt worden, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern der des Nehmers war. Jener hat in diesem seinen Meister gefunden, letzterer hat das Werk würdig fortgesetzt. — Wer ist dieser, wer ist jener, wer ist letzterer? Dieser und jener sollen Geber und Nehmer sein, aber in welcher Reihenfolge? Dieser soll sich auf den Näherstehenden, jener sich auf den Fernerstehenden beziehen, letzterer bezieht man unwillkürlich zunächst auf Meister, es ist aber wieder der Nehmer gemeint. Ist es denn da nicht tausendmal vernünftiger, zu schreiben: Dieser Umschwung ist wieder durch den Egoismus bewirkt worden, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern der des Nehmers war. Der Geber hat im Nehmer seinen Meister gefunden, der Nehmer hat das Werk würdig fortgesetzt? Das ist sofort verständlich, und alles ängstliche Herumsuchen fällt weg. Aber freilich: zweimal Geber, dreimal Nehmer — ein entsetzliches Verbrechen! Es giebt Schriftsteller, die in das letzterer ganz verliebt sind, z. B. Ihering. Sein Schriftchen über das Trinkgeld fängt gleich mit folgenden drei Sätzen an: Untersuchungen, die ich über den Begriff der Sitte anzustellen hatte, führten mich auf den der Unsitte, und ich wählte, um die letztere an einigen Beispielen aus unsrer heutigen Zeit zu erläutern, neben dem Duell und dem Leichenschmause auch das Trinkgeld. Letzteres war mir bis dahin nur von der juristischen Seite entgegengetreten. Ich hatte mich desselben in meinen konservatorischen (!) Übungen mit meinen Zuhörern bedient, um letztern Gelegenheit zu geben, an einem von der Theorie nicht bestimmten Begriff sich zu üben.

Aber wie schon diese Sätze Iherings zeigen, der Mißbrauch geht noch weiter. Das schöne letzterer wird nicht bloß gebraucht, wo sichs um eine Gegenüberstellung von zwei Begriffen handelt, sondern geradezu für dieser, auch wo jede Verwechslung ausgeschlossen ist, z. B. der Kommissar wollte Déroulède verhaften, aber letzterer leistete Widerstand — das Preisgericht hat seinen Spruch gethan, letzterer greift jedoch der Entscheidung nicht vor — das Pepton wird aus bestem, von Fett befreitem Fleisch dargestellt, sodaß letzteres bereits in löslicher Form dem Magen zugeführt wird — die Verschiedenheit der Mittel, durch die man eine solche Wirkung erreicht, kommt für letztere selbst gar nicht in Betracht u. s. w. Dies alles wird aber nun weit überboten durch die Erfindung des herrlichen Relativpronomens: welcher letztere! Neben seitens, diesbezüglich und bezw. gehört diese Verbindung ohne Zweifel zu den erkornen Lieblingen des heutigen Amts- und Zeitungsdeutsch, d. h. unsrer Schriftsprache überhaupt.

Es sind hier drei Fälle zu unterscheiden. Den ersten möchte ich den Verlegenheitsfall nennen. Von einem Hauptwort hängt ein zweites Haupt-

wort ab, beide haben dasselbe Genus oder denselben Numerus, an das zweite Hauptwort soll aber ein Relativsatz gehängt werden. Es ist das stets eine schlechte Konstruktion — aus dynamischen Gründen; ich gedenke das noch eingehender bei den Nebensätzen zu zeigen. Ein Wort, das selber getragen wird, kann nichts andres tragen; der Relativsatz wird wie mit magnetischer Kraft hinaufgerissen an das erste, das tragende Substantiv, und so entsteht ein Mißverständnis. Das fühlt der Schreibende dunkel, und um das Mißverständnis abzuschneiden, schiebt er hinter dem Relativpronomen das letzterer ein, z. B. die übermäßigen Aufgaben der Schauspieler, welch letztere an einzelnen Tagen dreimal aufzutreten haben — diese ausgezeichnete landschaftliche Studie aus dem Garten der Villa Medici, welch letztere der Künstler eine Zeit lang bewohnte — die Sammlung bildet einen Teil einer größern Reihe von Abbildungen kirchlicher Gegenstände, welche letztere einst im Besitze der St. Michaels-Hofkirche waren.

Bei dem zweiten Fall ist von Verlegenheit nicht die Rede, es ist der reine Dummheitsfall. Es werden zwei, drei, vier Hauptwörter aufgezählt, und über das letzte beliebt es dem Schreibenden in einem Relativsatze noch etwas näheres auszusagen: das Bild stellt Johannes den Täufer und den Christusknaben dar, welch letzterer von dem Täufer in die Welt eingeführt wird — den Handzeichnungen liegen Briefe bei von Ludwig von Baiern, Otto von Griechenland und Friedrich Wilhelm IV., welch letzterer dem Künstler schreibt u. s. w. — einen Hauptartikel des Landes bildeten die Landesprodukte, wie Kobalt, Wein, Leinwand, Tuche, welch letztere allerdings den niederländischen nachstanden. Als grammatisches Kuriosum, so dumm, wie mans selten findet, sei noch angeführt: Reiche Verzierungen bedecken die Ränder oben und unten, welch letzterer umgebogen ist. Es ist selbstverständlich — und wer nicht ganz gedankenlos ist, dem braucht man das wohl nicht erst zu sagen — daß, wenn mehrere Hauptwörter aufgezählt werden, ein anzuschließender Relativsatz sich nur auf alle, aber nicht bloß auf das letzte beziehen kann, daß es also wenigstens heißen müßte (wenn das liebe letzterer durchaus angebracht werden soll): Ludwig von Baiern, Otto von Griechenland und Friedrich Wilhelm IV., von denen der letztere dem Künstler schreibt.

Nun der dritte Fall, der tollste. Wie man letzterer jetzt geradezu für dieser braucht, auch da, wo sichs gar nicht um zwei oder mehr handelt, so wird auch welch letzterer jetzt in der gedankenlosesten Weise für welcher gesetzt, wo ein einziges Substantivum vorhergeht, also jedes Mißverständnis ausgeschlossen ist: der Plan ist der Wiener Fachschule nachgebildet, welch letztere u. s. w. — den gesetzlichen Bestimmungen gemäß scheiden vier Mitglieder aus, welch letztere aber wieder wählbar sind. Zu solchem Unsinn kommt es schließlich, wenn ein Ausdruck Mode wird!

In unserm heutigen Schriftdeutsch liegt der Kanzleistil oft unmittelbar neben dem Telegrammenstil. Auf der einen Seite ein Streben nach Kürze, bei der alle organische Verbindung aufgehoben wird, die Wörter nicht einmal mehr „agglutinirt“ (zusammengeleimt), sondern nur noch neben einander gesetzt werden, wie ein Kind bunte Steinchen auf dem Tische an einander reiht; und dicht daneben und mitten drin eine schwülstige Breite, die fünf Silben braucht (wel — cher letz — te — re), wo drei Buchstaben (d — e — r) genügen!

(Fortsetzung folgt)

Vorhang und Drama

Von K. Heinemann

(Schluß)

Schon die erste hierher gehörige Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie (13. Stück) hat etwas Auffallendes: Es handelt sich um die Übersetzung des „Poetischen Dorfjunkers“ von Destouches, in der die Übersetzerin, Frau Gottsched, aus drei Akten des Originals fünf Akte gemacht hatte. „Was kostet das auch für Mühe? — sagt Lessing — man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken, man schlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Not an den Mann geht, so kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und sagen: Meine Damen und Herren, treten sie ein wenig ab; die Zwischenakte sind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterre nicht sehen kann?“ Der Witz Lessings erscheint uns zuerst nicht recht verständlich. Wie kann ein Dichter auf diese Weise einen Akt schließen wollen? Erst wenn wir annehmen, daß auch für Lessing die Entfernung aller Personen von der Bühne am Schlusse des Aktes Erfordernis war, verstehen wir seinen Hohn.*) Diese Annahme bestätigen seine Worte im 45. Stücke; er verlangt

*) Sein Spott richtet sich also nicht etwa dagegen, daß Frau Gottsched stets am Schluß des Aktes die Bühne leer werden läßt, sondern gegen die ungeschickte Art, wie sie das thut, und die äußerliche Begründung. Zur Probe dieser Motivirung verweise ich auf ihr Lustspiel „Das Testament.“ Im ersten Aktschluß dieses Dramas wird die Leere der Bühne dadurch erreicht, daß Frau von Tiefenborn sich entschließt in einem andern Zimmer mit dem Arzt die Schokolade einzunehmen, am Schluß des zweiten Aktes begiebt sie sich mit ihren Gästen zum Mittagessen, und am Schluß des dritten Aufzuges ist es gerade Zeit zum Kaffeetrinken, eine Gelegenheit, die sich Frau von Tiefenborn nicht entgehen läßt, den Herrn Landrat zu einer Tasse — natürlich in einem andern Zimmer — einzuladen.

da, daß die abgehenden Personen ihr Fortgehen begründen und während des Zwischenaktes das thun, um deswillen sie die Bühne verlassen haben, „denn sonst schließt der dritte und vierte Akt nur, damit der vierte und fünfte wieder anfangen könne." Dahin gehört auch, daß Lessing die Zeit der Zwischenakte bei der Berechnung der Zeit des ganzen Stückes in Anschlag bringt. Einen Fehler gegen die Verbindung der Szenen will er gerade nicht als wesentlich anschlagen, aber er hält doch eine Veränderung des Ortes innerhalb desselben Aktes für die äußerste Ungereimtheit der Welt und erklärt sich auch gegen die Benutzung des hintern Vorhanges bei solcher Veränderung, obgleich solche durch Aufziehen des hintern Vorhanges szenisch ermöglichte Ortsveränderung mitten im Akte in Lessings Sara mehrfach vorkommt. Andre Stellen (26. Stück) handeln von der Zwischenaktsmusik, die mit dem Inhalt des vorhergehenden Aktes übereinstimmen solle.

Wie hat sich nun Lessing praktisch mit diesen Regeln abgefunden? Daß er in seinen Jugenddramen von den Franzosen abhängig war, bedarf nicht des Beweises; es kann sich hier nur um die vier großen Dramen handeln. Auch hier steht Lessing durchaus auf dem Standpunkte der Franzosen. 1. Aktschluß tritt bei leerer Bühne ein, und zugleich wird etwas Neues eingeleitet, das das Fortgehen der Personen begründet.

Es giebt keinen Aktschluß Lessings, der bei voller Bühne geschähe. Auf die gemeinsame Äußerlichkeit der Lessingschen Aktschlüsse, daß bei ihnen allen das Wort „Komm" vorkommt, hat schon Bulthaupt aufmerksam gemacht. Die Motivirung für das Fortgehen der Personen ist meist aus dem Gange der Handlung hergeleitet. So entfernt sich Minna, damit Franziska die ersonnene Geschichte Tellheims erzählen kann. Tellheim geht, da er nun Geld braucht, um Werner zu suchen. Marinelli folgt der Claudia, um nicht Mutter und Tochter allein zu lassen. Mit den Worten: „Sie werden von mir hören" bringt Odoardo die beiden Frauen zum Wagen. Mellefont geht fort, um die Marwood aufzusuchen, um den Besuch der Marwood bei Sara anzumelden u. a. m. An andern Stellen wird das Abgehen der Personen aus ihrem Charakter erklärt. Tellheim verläßt die Bühne, „weil ihm die Höflichkeit der fremden Dame empfindlicher ist, als die Grobheit des Wirts"; sodann, weil ihm seine Ehre die Trennung von Minna zu verlangen scheint. Marinelli verläßt den Grafen aus Furcht vor einem Duell. Der Prinz wird von seiner Leidenschaft getrieben, Emilia in der Kirche aufzusuchen u. a. m.

An nicht wenigen Stellen jedoch ist dem Dichter eine innerliche Begründung nicht gelungen. Gerade diese sind für unsre Zwecke lehrreich, weil sie uns die Anschauung des Dichters, daß die Personen um jeden Preis von der Bühne entfernt werden müssen, klar erkennen lassen.

Tellheim fordert Werner auf, mit ihm zum Essen zu gehen. Appiani geht, um seine Leute zur Eile anzutreiben. Norton wird von der Bühne entfernt,

um das Führeramt in einer Stadt, die er gar nicht kennt, zu übernehmen. Die Marwood entfernt sich, um sich umzukleiden. Sara geht fort, um Mellefont nicht im Lesen eines Briefes zu stören. Noch unorganischer ist es, wenn der Akt, wie es wiederholt geschieht, mit einer Episode schließt: so bringt Just den Werner durch Geberden und die Worte „du sollst dein blaues Wunder hören," in einer für den Zuschauer ganz unverständlichen Begründung von der Bühne.

2. Auch das Auftreten der Personen zu Beginn des neuen Aktes wird meist begründet und die Verbindung dadurch festgehalten, daß erzählt wird, was im Zwischenakte vorgefallen ist.

So in der Minna im dritten Akte das Auftreten Justs und Franziskas; was im Zwischenakte geschehen ist, wird in der dritten Szene erzählt. Zwischen dem vierten und fünften Akte suchen sich Tellheim und Werner, wie der Anfang des fünften Aktes lehrt. In der Emilia ist zwischen dem ersten und zweiten Akte die Unterredung des Prinzen und der Emilia zu denken; davon berichtet Emilia bei ihrem Auftreten im zweiten Akte. Zwischen den nächsten Akten liegt der Überfall des Grafen. Auch die folgenden Aufzüge beginnen mit dem Berichte des im Zwischenakte geschehenen und begründen das Auftreten der Personen. Aber während Lessing beim Aktschluß die Bühne nie ohne Begründung leer werden läßt, treten beim Beginn des neuen Aktes in der Minna (2 und 4), Emilia (3) und Sara (4) die Personen auf, ohne ihre Anwesenheit zu motiviren.

3. Ortsveränderung hat Lessing bei Beginn eines neuen Aktes sehr häufig, am seltensten in der Emilia. In der Sara und im Nathan findet sich die von ihm in der Hamburgischen Dramaturgie verworfene Ortsveränderung (die zum Teil durch den mittlern Vorhang bewerkstelligt wird) innerhalb des Aufzuges.

In der Theorie wie in der Praxis also ist Lessing der Nachahmer der Franzosen. Sein Aktschluß folgt nicht notwendig aus dem Bau des Ganzen; es ist nicht ein wirklicher Schluß, der ein in sich abgeschlossenes Ganze krönt, er wird vielmehr so viel als möglich abgeschwächt und so wenig als möglich fühlbar gemacht. Derselbe Mann, der mit so viel Geist die kümmerlichen Gesetze der Einheit der Zeit und des Ortes in ihrer Hohlheit bloßlegte, hält sich ängstlich an das nicht weniger äußerliche Gesetz der Franzosen von der Leere der Bühne am Schluß des Aktes und der Forderung eines wenn auch nur äußerlich hergestellten Zusammenhanges der Szenen und Akte. Hier wirkt auch bei ihm die so scharf von ihm selbst bekämpfte Regel von der Einheit der Zeit und jener äußerlichen Einheit der Handlung, die mit Hineinziehen des Zwischenaktes eine vom Beginn bis zum Schluß des Dramas ununterbrochene Kette von einzelnen Handlungen fordert. Diese merkwürdige Thatsache ist um so auffallender, als der Grund, der die Franzosen bestimmte, das Fehlen des

Vorhanges in Zwischenakten, für Lessing wegfiel. Beim Beginn des Aktes hat er sich diesen Vorteil, wie in der Minna (2 und 4) zu Nutze gemacht, im Aktschluß jedoch ist er auf dem alten Standpunkte stehen geblieben. In den Aufführungen seiner Stücke ist der Vorhang beim Aktschluß gefallen, aber Lessing befand sich in den Fesseln einer Bühne, die diesen Fortschritt noch nicht gemacht hatte.

Ich wende mich nun zu Goethe. In seinem Jugenddrama „Die Mitschuldigen“ ist er durchaus von den Franzosen abhängig. Stets finden wir bei ihm leere Bühne und motivirtes Abgehen der Personen. Am Schluß des zweiten Aktes stehen in der Fassung vom Jahre 1769 die Worte, die den Weggang des Alceſt begründen sollen. „Er [der Diener] schläft, gleich will ich hin, mit Lärm ihn aufzuwecken. Wenn er der Thäter ist, verrät er sich im Schrecken.“

Es ist überaus bezeichnend, daß in der Ausgabe von 1787 diese Beziehung auf das Abgehen Alcests von der Bühne getilgt ist. Goethe hatte inzwischen die Entdeckung gemacht, die Lessing entgangen war, daß mit dem Fallen des Vorhanges im Zwischenakte die Möglichkeit gegeben war, am Aktschluß Personen auf der Bühne zu lassen. Diese Möglichkeit mit all ihren Vorteilen wurde ihm klar, als er sich von den Franzosen abwandte und sich Shakespeare zum Muster erkor. Wegen der „Bindung der Szenen“ brauchten die Personen am Schluß des Dramas weder bei Shakespeare noch bei seinem deutschen Nachahmer die Bühne zu verlassen, denn beide sehen wie über Zeit und Ort, so auch über diese Regel der Franzosen hinweg, aber auf der deutschen Bühne brauchten sie sich auch nicht zu entfernen, um den Aktschluß anzuzeigen und zu ermöglichen, denn dies geschah hier durch den Vorhang, der das Publikum von der Bühne trennte. So war es nicht schwer, zu der Einsicht zu kommen, die Goethe zuerst im Götz von Berlichingen (1773) bethätigte. Im vierten Akte des Götz bleiben die Personen — zum erstenmale im deutschen Drama — am Schluß des Aufzuges auf der Bühne, wenigstens ist nicht angegeben, daß sie die Bühne verlassen, noch würde ihr Fortgehen irgendwie begründet erscheinen. Auch sonst unterscheidet sich der Abschluß im Götz wesentlich von dem Lessings. Es wird nichts Neues eingeleitet, keine Rücksicht auf die Handlung im Zwischenakte und auf den Zusammenhang der Szenen genommen. Jeder Akt weist einen neuen Ort auf, aber der allzu häufige Wechsel des Ortes innerhalb des Aufzuges raubt diesem die Einheit und zerlegt ihn in eine Menge kleiner, selbständiger, fast zusammenhangsloser Szenen. Hieraus erklärt sich das Schwanken Goethes in der Stelle des Aktschlusses in den verschiednen Bearbeitungen des Götz. Es fehlt seinem Aktschlusse noch das innerlich Notwendige. Aber das ist wenigstens erreicht, daß ein wirklicher Abschluß erzielt werden kann, da die Personen auf der Bühne bleiben können, nicht um jeden Preis entfernt werden müssen.

Natürlich folgten die Stürmer und Dränger dem Beispiel, das Goethe im Götz gegeben hatte. Sie benutzen endlich den großen Vorteil, den ihnen das Fallen des Vorhanges bot, zuerst wenn auch sparsam in der Weise, daß sie Personen am Schluß des Aktes auf der Bühne lassen. Zwei Aktschlüsse sind hier besonders anziehend. In Wagners „Kindermörderin“ vom Jahre 1776 findet sich im ersten Aktschluß zum erstenmale die Vorschrift: „Der Vorhang fällt,“ nicht etwa, weil er hier zuerst gefallen wäre, sondern weil er hier fallen mußte, da hier eine Person auf der Bühne ist, die nicht fortgehen kann, die trunken gemachte schlafende Frau Humbrecht. Dieselbe Vorschrift findet sich in Klingers Zwillingen (aus demselben Jahre) am Schluß des vierten Aktes, wo sich Guelfo niederlegt, um zu schlafen.

Sehr oft schließen nun freilich auch Goethes Akte noch mit leerer Bühne, aber es wird das nicht erzwungen, wo es sich nicht von selbst darbietet; es wird nicht mehr ängstlich auf die Bindung der Szenen geachtet, und die Handlung des Zwischenaktes wird meist wirklich geschlossen. Mit einer Episode zu schließen ist nicht mehr möglich. Den großen Forschritt zeigt uns z. B. der Egmont. Der dritte Akt schließt mit der herrlichen Liebesszene Egmonts und Klärchens. Egmonts Schlußworte „Das ist dein Egmont“ und darauf Klärchens Antwort: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese“ werden gesprochen, während der Vorhang fällt. Ein schöner harmonischer Abschluß, der zugleich die Höhe des Aktes bildet und in unsrer Phantasie das Bild, das uns der Akt bot, lange bewahrt, gerade deswegen, weil er in der Situation schließt. Es ist ein Schluß, der bei Lessing undenkbar wäre. Lessing hätte die Liebenden von der Bühne bringen und das herrliche Bild zerstören, ein Motiv erfinden müssen, das beide entfernt, das sie im Zwischenakte beschäftigt und wieder auf die Bühne geführt hätte. Wer fühlte hier nicht den ungeheuern Fortschritt des Dichters, der das technische Mittel, das Fallen des Vorhanges so weise für das Drama zu benutzen verstand? In derselben Weise hat sich Goethe dieses Mittels am Schluß des vierten Aufzuges bedient. Hier fügt er sogar die Worte: „Alba bleibt stehen“ und zum erstenmale in seinem Drama die Vorschrift „Der Vorhang fällt“ hinzu. Er versprach sich offenbar eine besondre Wirkung hiervon. Aus der Thatsache, daß sich diese Vorschrift bei Klinger, Wagner, Lenz und Goethe und auch bei Iffland, wie eine Durchsicht seiner zahlreichen Dramen zeigt, gerade dort vorfindet, wo der Vorhang fallen mußte, darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Sitte, den Vorhang nach dem Akte fallen zu lassen, nicht immer eingehalten wurde.*)

*) Die dramatischen Dichter aus der Mitte des Jahrhunderts und der folgenden Zeit, wie Brandes, Sprickmann, Jahn, Großmann, Spieß bedienten sich des mit dem Fallen des Vorhanges gegebenen Vorteils wenig. Sie stehen im großen und ganzen auf dem Lessingschen, dem französischen Standpunkte.

Erst unserm größten dramatischen Dichter war es vorbehalten, die vollen Konsequenzen aus der Verwendung jenes technischen Mittels zu ziehen, mit dem absichtlich gewollten, notwendig an seiner Stelle eintretenden wirksamen Abschlusse den Akt zu einem für sich abgeschlossenen, in sich selbst ein kleines Drama bildenden Teil eines Ganzen zu gestalten. In den Dramen seiner Reife kehrt Schiller zu der gewiß berechtigten Regel Lessings zurück, innerhalb des Aktes so wenig als möglich den Ort zu wechseln, auch Goethe folgt diesem Gesetz in den spätern Dramen; aber Schiller beginnt jeden neuen Akt mit einem neuen Ort. So werden die Akte, auch äußerlich durch den Vorhang getrennt, Bilder für sich mit der ihnen eignen Stimmung. Alles, was an dem gegebnen Orte geschehen soll, muß der Dichter in demselben Akte geschehen lassen, weil der Vorhang das Bild schließt. Das Äußerliche des Aktschlusses wird zu einem Zwingenden, Notwendigen, und damit auch gleich die Verteilung des Stoffes in die fünf Akte. Die Wirkung des Schlusses erhöht Schiller durch eine vortreffliche Neuerung, die von seinem genialen Blick für das Wirkungsvolle zeugt: er giebt am Ende des Aufzuges mit einem kurzen, epigrammartigen Ausspruch den Inhalt des Aktes kräftig wieder, befestigt so das Bild des Aufzuges nochmals im Zuschauer. Mit wie sicherer Hand ist z. B. im Fiesko der Stoff auf die fünf Akte verteilt! „Ich hab einen Tyrannen" ruft Burgognino am Schlusse des ersten Aktes aus. Die Exposition ist beendet. Auch dem Zuschauer ist es klar, daß der Tyrann gestürzt werden muß. Daß Fiesko allein ihn stürzen kann, zeigt der zweite Akt. „Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklichster Bürger!" Ein wirklicher Abschluß eines kleinen Dramas für sich, das mit der Hoffnung auf eine große und edle That schließt! Mit dem dritten Akte beginnt eine neue Handlung, der Kampf Fieskos, sich zum Tyrannen aufzuwerfen, und zugleich damit das Gegenspiel des Verrina. Der Schluß des dritten Aktes führt uns eine sehr wirkungsvolle Szene im Toilettenzimmer der Julia vor. Fiesko überlistet den Doria, der ihn in seine Falle gelockt zu haben glaubt, und krönt so die Handlung des Aktes, seine Vorbereitungen zum Untergang des Tyranns. Der schneidende Hohn der letzten Worte: „O es ist zum Todlachen, Gräfin!" führt zur Vergangenheit zurück und leitet zur Zukunft über. Der vierte Akt giebt nach dem letzten Versuche Leonorens die Gewißheit von Fieskos Tod. Auch hierin erzielt der Dichter durch seine von Lessing völlig abweichenden Aktschlüsse große Wirkung. Fiesko bleibt am Schlusse des zweiten Aktes auf der Bühne, und seine Worte, die gesprochen werden, während der Vorhang langsam fällt, prägen sich in uns ein, wie das Bild, das wir zuletzt gesehen haben. So schließt auch der vierte Akt. Die ohnmächtige Gräfin bleibt, von ihren Dienern umgeben, auf der Bühne, während der Vorhang fällt. Wir ahnen, daß dies ein Abschied für die Ewigkeit ist. Jede Aussicht auf Rettung ist verloren. Ein gewaltiger Abschluß!

In nach größerer Vollendung und Meisterschaft erscheint die Technik Schillers in dem gleich im Anfange dieser Betrachtung erwähnten Schlusse des zweiten Aufzuges von Kabale und Liebe, jenem Schlusse, der noch jedes Publikum zu begeistertem Beifall hingerissen hat. Hier tritt der Unterschied zwischen dem bühnenkundigen, auf die Wirkung sich verstehenden Dramatiker und dem ängstlich erwägenden, den Effekt vermeidenden Theoretiker klar vor Augen. Der Schluß des nächsten Aktes hat anscheinend Ähnlichkeit mit der Art Lessings. Es wird etwas Neues, kurz bevor der Vorhang fällt, eingeleitet, die Personen verlassen die Bühne, um das Erwähnte zu thun, aber das geschieht nicht, um für den Zwischenakt zu sorgen — der nächste Akt knüpft durchaus nicht an diese Handlung an —, sondern der Schwur wird nur aus äußern Gründen nicht auf der Bühne geleistet; daß er wirklich geleistet werden wird, beweisen die letzten Worte. Der Akt, der die Ausführung des zweiten Planes der Kabale gegen die Liebe zum Inhalt hat, schließt mit dem Siege der Kabale. Auch der vierte Akt läßt am Schluß eine leere Bühne. Es ist aber auch hier bezeichnend, wie verschieden eine Milford und eine Orsina die Bühne verlassen. Die Lady schließt ihr bisheriges Leben und zugleich ihre Rolle im Stück, ihre Pläne auf den Besitz des Majors mit den volltönenden, wirkungsvollen Worten: „Ich werde im Tagelohn arbeiten, um mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn [den Fürsten] beherrscht zu haben.“ Orsina verläßt die Bühne, weil sie nach der Stadt zurückfahren will und die Claudia mitnehmen soll, von Odoardo zum Wagen geleitet. Schiller hätte die Orsina nach den „wie in der Entzückung gesprochenen,“ sehr wirkungsvollen Worten des vorletzten Auftritts abgehen lassen. Bei Lessing muß sie dableiben, weil er sie für die Entfernung Claudias und Odoardos braucht.

Es würde den Leser ermüden, wollten wir sämtliche Dramen und sämtliche Aktschlüsse Schillers hier vorführen. Daß er häufig eine besondre Wirkung durch Gruppenbildung der Personen und Fallenlassen des Vorhangs mitten in einer bewegten Situation erzielt, wer hätte ihn deshalb nicht schon bewundert? Die Thatsache, daß viele seiner Schlußworte geflügelte Worte geworden sind, beweist zur Genüge, daß seine Absicht erreicht worden ist. „Arm in Arm mit dir u. s. w.“ — „Der Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen“ — „Lassen Sie in allen Kirchen ein Tedeum tönen“ — „Verwünscht, dreimal verwünscht sei diese Reise“ — „Ist es denn wahr? ich habe keinen Sohn mehr?“ — „Er weint, er ist bezwungen, er ist unser“ — „Laßt es mit meinem Leben hinströmen“ — alle diese Schlußworte führen mit epigrammatischer Schärfe den Inhalt des Aktes noch einmal dem Hörer vor und befestigen durch die harmonisch ausklingenden, in der Seele des Zuschauers noch lange nachhallenden Worte das Bild der in dem Aufzuge erlebten Handlung. Sie schließen in ergreifender, oft packender Weise den vorgeführten Teil der Handlung, machen den Teil zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen, von dem

sich nichts nehmen, dem sich nichts zusetzen läßt. Der äußerlich zufällige Aktschluß ist zu einem innerlich begründeten, notwendigen geworden. Soll aber der Schluß auch zugleich überleiten zu dem neuen Teil der Handlung, so greift Schiller nicht mehr zu dem Mittel, durch die Entfernung der Personen und ihre Begründung die neue Handlung einzusetzen, sondern er läßt durch bedeutsame, gewichtige Worte den weitern Verlauf mehr ahnen als erkennen.

Dieser große Gegensatz zwischen Lessing und Schiller prägt sich auch in dem Dramenschlusse beider aus. Lessings Abneigung gegen den epigrammtischen Schluß „mit der Spitze des Dolches oder dem letzten Seufzer des Helden“ verlangt ein allmähliches Ausklingen, ein Abschwächen des Schlusses, eine Beruhigung der aufgeregten Leidenschaften durch die Hinzufügung einer uns nicht streng notwendig, manchmal sogar episodisch erscheinenden Handlung, die er zur völligen Rundung des Stückes für unentbehrlich hielt. Wie ganz anders Schiller! Selbst in den letzten Worten seiner Dramen zeigt sich der große, der Wirkung kundige Dramatiker. Nur drei oder vier Worte am Schluß, wie: „Ich gehe zum Andreas“ — „Dem Fürsten Piccolomini“ — „Jetzt euer Gefangner“ — „Der Übel größtes ist die Schuld“ — aber welch eine gewaltige Wirkung in diesen Worten! Sie zaubern noch einmal das Bild der ganzen Handlung vor unsre Augen und eröffnen zugleich eine weitere Perspektive, sie lassen uns etwas Neues ahnen, das unsern Verstand und unsre Phantasie noch lange beschäftigt.

Ars militans — Ars triumphans?

Die Kirchenväter unterscheiden bekanntlich eine streitende und eine triumphirende Kirche. Die jüngste Ästhetik will es ihnen nachthun und verkündet, daß der „streitenden“ Kunst unsrer Tage die „triumphirende“ Kunst nicht nur auf dem Fuße folgen, sondern — „recht, als ein Palmbaum hoch über sich steigt, hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt“ —, wie schon ein paarmal zuvor, aus der streitenden Kunst selbst hervorwachsen werde. Die Philister, die sich alles aufreden lassen, was mit einer gewissen kecken Sicherheit (und vielleicht auch aus Überzeugung) behauptet wird, leben denn auch bereits der frohen Hoffnung, daß die brutalste Darstellung widriger Entartungen unsers modernen Lebens, die ausschließliche Vorführung von schwindelndem Größenwahn und tierischer Gemeinheit unter demselben Schädeldach, von Säuferwahnsinn und Lasterblödsinn, von Trunk und Blutschande, von harter Arbeit ohne Frucht

und wildem Sinnenrausch ohne Genuß, von Krankheit, Elend und Schmutz der Boden sei, auf dem sich die „neue große Kunst“ üppig entfalten müsse. Es sind das freilich dieselben Philister, die sich 1830 beweisen ließen, daß in Gutzkows Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Schlegels Lucinde, in Theodor Mundts „Spaziergängen und Weltfahrten,“ in Laubes Reisenovellen Offenbarungen eines neuen deutschen Geistes und Prolegomena zu einer gewaltigen modernen Litteratur erschienen wären, die dem tausendjährigen Reiche voranleuchte, wenn sie nicht das tausendjährige Reich in Person sei; dieselben Philister, die sich um 1845 erzählen ließen, daß Hoffmanns von Fallersleben „Unpolitische Lieder“ und Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ religiös seien (weil erfüllt vom heiligen Zeitgeist) und Eduard Mörikes Gedichte irreligiös, weil aus einem Privatleben und Privatglück entsprungen; dieselben Philister, von denen schon Lessing gewußt hat, daß ihnen schale und platte Wäscher die unglaublichsten Dinge „unausgepfiffen“ vordoziren dürfen. Doch da es neben dem Bildungsphilister auch noch wirklich gebildete Menschen und vor allem eine gute Zahl natürlich empfindender Menschen giebt, so ist es vielleicht nicht unnütz, der Frage näher zu treten, warum die streitende Kunst von heute, die Litteratur, die sich, mit unberechtigter Anmaßung, vorzugsweise die neue oder die junge nennt, unter keinen Umständen die triumphirende Kunst werden kann. Es ist falsche Vornehmheit, solchen Fragen aus dem Wege zu gehen und sich darauf zu verlassen, daß am letzten Ende kein Publikum der Welt das Wühlen in krankem Blut und ekelm Kot als Darstellung des Lebens ertragen werde daß es also der Mühe nicht lohne, gegen Windmühlen zu fechten. Am letzten Ende wohl, aber da sich nicht voraus bestimmen läßt, wenn dies Ende erreicht sein wird, kann es nichts schaden, wenn man es zu beschleunigen sucht. Das unbefangene Publikum, das zur Zeit noch in der Mehrzahl ist, verspürt bei der unablässig wiederholten Versicherung, daß die streitende Kunst die wahre sei und darum die siegende sein werde, keinen Glauben, aber eine Art hypnotischen Dusels. Es gehört zu den Hauptkunststücken der Hypnotiker, den Leuten rohe Kartoffeln und schlechte Krautstrünke für Äpfel und Birnen aufzureden. Natürlich werden Kartoffeln und Strünke dabei in alle Ewigkeit keine Früchte: dennoch ist es auch wünschenswert, den Zustand zu erhalten, in dem die Genießenden besagte Naturprodukte von Früchten unterscheiden können.

Wenn man in dem allerdings sehr unmusikalischen theoretischen und pseudokritischen Getöse, mit dem sich die neue streitende Kunst ankündigt, die Grundtöne oder die „Leitmotive“ zu unterscheiden sucht, so klingen immer und immer wieder zwei hindurch, die ein aufmerksames Ohr verdienen. Das eine dieser Motive sagt, daß die Litteratur den Wissenschaften, namentlich den Naturwissenschaften, einen viel zu gewaltigen Vorsprung in der Erkenntnis des Lebens und der Welt gelassen habe und eilen müsse, mit ihrer Darstellung der Erkenntnis nachzukommen, das andre, daß die poetische Phantasie, die gewohnheitsmäßig mehr

an Büchern und Mustern, als am Leben genährt werde, durch das Leben mit tausend Wirklichkeiten längst überholt worden sei. Da es also ein Versäumtes einzubringen gelte, so müsse der welsche Weisheitsspruch Che va piano, va sano über Bord geworfen werden. Hört man die erhitztesten Vorkämpfer in den Reihen der streitenden Kunst, so frommt es nicht einmal mehr, Siebenmeilenstiefel anzuziehen, sondern die genialen Stürmer bedürfen dazu eherner Flügel. In düsterer Erinnerung an die wächsernen Flügel des Ikaros und in begreiflicher Vorliebe für Gestalten der nordischen Mythologie ziehen die Herren den waffenkundigen Schmied Wiland dem verunglückten Sohne des Dädalos vor. Bis jetzt freilich haben die ehernen Flügel, mit denen der Geist des Jahrhunderts eingeholt werden soll, der allmächtig wie die Natur selbst sein wird, ihre Besitzer zwar davor geschützt, ins Meer, aber nicht davor, in unterschiedliche Pfützen auf dem Wege zu fallen. Gleichviel, sagt man, wenn nur das Ziel erreicht wird, das Ziel endlichen Einklangs der Litteratur mit der Wissenschaft (sprich Naturwissenschaft) und dem Leben, dem „modernen" Leben.

Die Grenzboten haben schon früher in einigen Artikeln die erste der „großen Zeitfragen" erörtert. Sie haben ausdrücklich betont, daß die Grenze, bis wohin der moderne Dichter Erkenntnisse der Wissenschaft in den Bereich seiner Menschendarstellung hineinziehen kann, keineswegs eng gezogen werden darf, aber nach zwei Seiten hin unabänderlich bleibt: erstens insofern keine noch so neue wissenschaftliche Erklärung der Naturerscheinungen die Erscheinungen selbst aufhebt oder wesentlich verändert, zweitens insofern die Dichtung an die Ganzheit des Lebens gebunden bleibt, und es zu keiner Zeit und unter keinen Bedingungen die Aufgabe der poetischen Litteratur werden kann, lediglich die Krankheitsprozesse der menschlichen Natur und Kultur darzustellen und auf ihre Gründe hin zu untersuchen. Der Wirklichkeit, um die es sich in der Poesie handelt, ist mit einer Reihe von Experimenten eben nicht beizukommen. Die poetische Litteratur, wenn überhaupt noch von einer solchen die Rede sein soll, kann im Zeitalter der Naturwissenschaften so wenig eine Naturwissenschaft werden, als die poetische Litteratur im Zeitalter der Klöster und der Kreuzzüge eine Religion geworden ist. Zahlreiche Apostel der Modernität, deren Unterscheidungsvermögen nicht eben scharf ist, verwechseln den Wiederschein herrschender Anschauungen, der im Leben vorhanden ist und also auch in die Poesie gehört, mit der unmittelbaren poetischen Verwertung naturwissenschaftlicher Gesetze oder gar wissenschaftlicher Hypothesen, die man pathetisch Gesetze nennt. Selbst in der „Freien Bühne" des Herrn Otto Brahm, die für den „Naturalismus" kämpft, entschlägt man sich dieser Einsicht nicht ganz. In einem beachtenswerten Artikel von Emil Schiff: „Die naturwissenschaftliche Phrase" finden wir Sätze, die wir ohne weiteres unterschreiben können. Verständigerweise erkennt der Verfasser, daß die Fortschritte, wodurch „die gesamte äußere Physiognomie der zivilisirten Welt seit etwa sechzig Jahren von Grund

aus verändert worden ist," nicht durch die Lehren von der Erhaltung der Kraft, von der Spektralanalyse, von der Grundverwandtschaft der chemischen Elemente, nicht von der Theorie, sondern von der Technik, der ungeahnten technischen Vervollkommnung einzelner Zweige der Naturwissenschaft herbeigeführt worden sind. Schon hieran könnte die Betrachtung gereiht werden, daß sich die Litteratur die Wiedergabe dieser veränderten äußern Physiognomie des zivilisirten Lebens keineswegs hat entgehen lassen, am Ende aber doch gefühlt hat, daß sie damit für die Darstellung der Menschennatur und die Ergründung der Menschenseele wenig genug gewonnen hat. Wichtiger aber ist, was Schiff gegen das mechanische Weitertragen von Schlagwörtern und Gemeinplätzen, die den Naturwissenschaften entstammen, erinnert. „Ich halte es für bedauerlich, wenn Begriffe wie der der Vererbung, der natürlichen Zuchtwahl und Anpassung, von modernen Schriftstellern zum Gegenstande litterarischer Behandlung, unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Äußerlichkeiten, genommen werden. Dem einzelnen litterarischen Werke soll dadurch ein modernes Gepräge aufgedrückt werden; aber die Autoren, welche mit derlei Entlehnungen zu wirken hoffen, bedenken nicht, daß sie in den Augen des Unterrichteten, der weiß, daß es sich, wie z. B. bei der Vererbungsfrage, um eine wissenschaftliche Tagesströmung handelt, deren Berechtigung gerade von den neuesten Forschungen wieder in Frage gestellt wird, sich nur bloßstellen, während sie den Unkundigen lediglich ein falsches Bild geben. Ein andrer Zug dieser Art ist die Behandlung sogenannter Grenzgebiete zwischen dem normalen und dem krankhaften Seelenleben. Es wirkt meines Erachtens nur verwirrend und im Sinne einer äußerlichen Kunstpflege, wenn die dem Dichterauge sich erschließenden dunkeln Tiefen des menschlichen Gemütes mit einem falschen und nur scheinbar von der Wissenschaft der körperlichen Thatsachen erborgten Lichte beleuchtet werden." Der Verfasser empfindet, was denkende und in der Kunst die künstlerische Wahrheit suchende Menschen längst empfunden haben, daß drei Viertel der naturwissenschaftlichen Phrasen in der jüngsten Litteratur Aufputz, angeklebtes Ornament sind, daß ihr Zweck nicht Vertiefung in ungekannte oder dunkle Seiten des Lebens, sondern roher oder raffinirter litterarischer Effekt ist, und so darf er denn auch schlicht daran erinnern, daß Shakespeare und Cervantes „keine Naturforscher und doch große Seelenkenner und Seelenmaler" waren.

Wenn die Aufnahme des oben erwähnten Artikels in die „Freie Bühne" nicht ein zufälliges Zugeständnis ist, dürften wir ja der frohen Hoffnung leben, daß die Herrschaft der naturwissenschaftlichen Phrase, selbst da, wo man ihr zur Zeit noch huldigt, bald ihr Ende erreichen wird. Wenn dies nicht geschieht, wenn man fortfährt, wie seither, unerwiesene Hypothesen als Gährungsmittel und als Elemente für neue und unerhörte Effektsituationen in moderne Lebensdarstellungen hineinzuwerfen, so wird sich zeigen, daß diese Art streitender Kunst keine triumphirende werden kann. Denn wenn wirklich eine innere

Klärung und freudige Erhebung eines Schriftstellers dieser Richtung stattfände, möglich wäre, so würde ihm in dem Augenblicke, wo er dazu gelangte, der Boden unter den Füßen weggeschwemmt sein. Die wissenschaftliche Tagesströmung, der er sich anvertraut, würde gewechselt haben, die moderne Anschauung, der zuliebe er den Erscheinungen Gewalt angethan hat, dem, was für den Künstler, den Dichter Naturwahrheit ist und bleibt, würde von einer noch moderneren abgelöst worden sein. Auf alle Fälle sind auf den Einklang zwischen naturwissenschaftlichen Theorien und darstellender Kunst Hoffnungen gebaut worden, die sich als thöricht erweisen müssen, und die Jagd nach dem wissenschaftlich echten Menschen führt immer weiter von der realistischen, das heißt überzeugenden Menschendarstellung ab.

Dennoch scheint uns die Gefahr, die einer gesunden Weiterentwicklung der deutschen Litteratur von dieser Seite her droht, sehr untergeordnet im Vergleich mit der bedrohlicheren Gefahr, die aus der willkürlichen und fratzenhaft einseitigen Auffassung der Begriffe „Leben" und „Wirklichkeit" durch die „streitende" Kunst erwächst. Das Leben und die Welt sind von einer unabsehbaren Weite, und die Überfülle der Erscheinungen zwingt auch den größten Dichter, sich Schranken zu setzen, oder vielmehr die Schranken ergeben sich daraus, daß nur eine bevorzugte, wenn auch noch so große Zahl von Erscheinungen, Handlungen und Gestalten in die Phantasie und die Mitempfindung des einzelnen Dichters fallen. In diesem Sinne läßt sich mit keinem Dichter rechten, der nach Maßgabe seiner ursprünglichen Antriebe, seiner Lebenseindrücke, seiner Bildung ehrlich an die Wirklichkeit hinantritt, in der Welt sich umschaut, vieles sieht und noch mehr nicht sieht. So wenig man in Zeiten, wo die Phantasie ihre eignen wunderlichen Wege einschlug, die Romantiker ihre Schäferinnen mit Vorliebe an die Ufer der Durance oder in die Berge von Leon schickten, Freiligrath seufzte: „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren," ohne weiteres von Unwahrheit reden durfte, da wenigstens die Stimmung, die sich dieser fremdartigen Bilder bediente, echt und wahrhaft war, so wenig würde es sich ziemen, die besondre Neigung zahlreicher Schriftsteller unsrer Tage für die Darstellung öden und bedrängten Alltags- und Kleinlebens, die Vorliebe für Spelunken und Winkel schlechthin für unnatürlich und unwirklich zu erklären. Aber es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem natürlichen und instinktiven Zuge zu der bezeichneten Art der Darstellung und zwischen der reflektirten, systematischen, künstlich gezüchteten, ganz und gar unwahren Wirklichkeitsschilderung, in der sich eine Gruppe neuester deutscher Schriftsteller, nicht sowohl aus einem Drange nach Natur, als vielmehr mit bewußter Unnatur, aus einer wunderlich gemischten Philosophie der Sozialpolitik und Philosophie der Kunst heraus gefällt und genugthut. Angesichts der Auffassung und Wiedergabe des deutschen Lebens der Gegenwart, die wir in einer ganzen Reihe von Dramen, Romanen und Erzählungen finden, müssen wir wiederholt sagen: frevelhafter

ist niemals zuvor mit dem Worte Naturwahrheit gespielt, willkürlicher niemals der Gegensatz einer versunkenen und einer neuen Welt gesetzt worden. Wir reden dabei nicht von den gänzlich verlogenen und impotenten Gebilden, in denen der neue Gesichtspunkt ungefähr auf die Art gewonnen ist, wie sich übermütige Buben im Spiel, indem sie den Kopf zwischen die Beine stecken, einen neuen Gesichtspunkt verschaffen. Wir denken nur an die Werke der streitenden Litteratur, die überhaupt ernst genommen werden können, Werke, die sich rühmen, in rücksichtsloser Wahrheitsliebe Welt und Wirklichkeit zu spiegeln, wie sie sind, während eine fanatische Parteisophistik, eine brennende Sehnsucht nach dem Neuen, Unerhörten, eine wilde Nichtachtung der noch atmenden, wirkenden, in unübersehbarer, aber wahrlich sichtbarer Mannichfaltigkeit vorhandnen Wirklichkeit die Weltschilderungen der Schule diktirt.

Wir setzen die streitige Frage, ob alles, was dargestellt werden kann, auch dargestellt werden soll und muß, völlig beiseite. Begreiflich genug ist es bei dem Abscheu und Ekel, den gewisse neueste Schöpfungen erwecken, daß naive Gemüter immer wieder auf den Reinlichkeitsprotest verfallen. Wir halten uns lediglich daran, daß, während man die gewaltige Wahrheit der Dinge zu erfassen und wiederzugeben behauptet, man immer tiefer in Unwahrheit, in die Konventionalität der sogenannten starken Wirkungen, in den Schein getreuer Lebensbeobachtung und tiefer Seelenergründung, wo man doch mit übernommenen Phrasen wirtschaftet, in den Schwindel, der eine angeblich neue Weltanschauung verheißt, wo man lediglich in unklaren Halbempfindungen und Redensarten schwelgt, hineingerät.

Oder wäre es nicht Unwahrheit, wenn man vorgiebt, von der ganzen doch noch Millionen betragenden Zahl deutscher Menschen, Familien, Lebenskreise der Gegenwart, in denen persönliche Eigenart, warmer Lebenshauch, Arbeitskraft und Pflichtgefühl, Streben und Bildung heimisch sind, in denen die Männer durchschnittlich weder am Größenwahnsinn noch die Frauen an Nymphomanie leiden, nichts zu sehen, sie schlechthin als armseligen Rest einer versunkenen Welt und Kultur zu behandeln? Wäre es etwas andres als Konventionalität, und zwar der schlimmsten Sorte, wenn man bloß noch die ungeheuern Gegensätze millionenreicher Kommerzienräte (die selbstverständlich bis ins innerste Mark verdorben sind) und pfennigloser, grimmerfüllter und dabei genußgieriger Proletarier zur Verkörperung kommen läßt und die ganze Breite, die ganze Mitte unsers Lebens, die dazwischen liegt, als nichtig behandelt? Wäre es mehr als Schein, wenn die Schilderungen von Kneipenwüstheit, Kneipengeist und Kneipenplattheit, die einer dem andern nachschreibt, wenn die Wiedergabe derselben Szenen ekelhafter Trunkenheit oder brutaler Geilheit, die sich im großstädtischen Treiben auch dem Auge dessen aufdrängen, der widerwillig an ihnen vorübereilt, sich als scharfsinnige Beobachtung und psychologische Offenbarung preisen lassen? Wäre es mehr als Schwindel

wenn fort und fort von einer neuen Anschauung, von den bewegenden geistigen Mächten der Zeit, von den ernsten Forderungen der Stunde die Rede ist, und keiner, keiner zu sagen weiß, wohin diese Mächte treiben und was gefordert wird? „Bruch mit der alten Weltanschauung“ — wenn es mehr sein soll als Phrase, mehr als eine litterarische Losung, so müßten wir doch irgendeinmal und irgendwo den Menschen, die Gruppe, die stille Gemeinde der Gestalten verkörpert bekommen, in denen der neue Glaube etwas andres hervorgebracht hat als einen malaiischen Wutlauf gegen die Welt, die versunken sein soll, zur Zeit noch vorhanden ist und wahrscheinlich immer vorhanden sein wird. Selbst wenn die Vertreter der streitenden Kunst, der allein lebendigen und lebenskräftigen Litteratur, einräumten, daß sie einzig auf die Welterlösung durch den umstürzenden Anarchismus hoffen (sie räumen es bekanntlich nicht ein, sie fordern von Kaiser und Reich, von Wissenschaft und Gesellschaft Unterstützung, Teilnahme, Anerkennung), müßten ihre Weltbilder sich doch noch anders ausnehmen, als es zur Zeit der Fall ist Denn sogar in den sozialdemokratisch verhetzten, vergifteten Massen ist — des sind wir gewiß — noch eine Fülle von Einzelkraft, von schlichtem, un- oder halbausgesprochenem, aber lebendig wirksamem Gefühl, vom menschenwürdigem Ernst wie von verborgnem Reiz des Lebens, neben Not, Elend, phantastischer Begehrlichkeit vorhanden, auch hier ist die Wirklichkeit nicht so arm, so grau eintönig, so ganz und gar schmutzig und greuelvoll, wie die streitende Kunst sie verkörpert. Diese streitende Kunst wird sich nie in eine siegende, eine triumphirende verwandeln, so lange sie sich allein in diesem erstickend engen, ohne jede Not, ohne jedes geistige Bedürfnis (als dem Wunsche nach neuem theatralischen Effekt und neuer Romanspannung) gezognen Kreise bewegt. Erhebt sie sich darüber, ja sprengt sie ihn nur, thut sie einen Schritt in die Mannichfaltigkeit des Lebens, in das Gebiet der Anmut hinaus, von dem der Schönheit ganz zu schweigen, so ist sie eben nicht mehr die streitende, nicht mehr die Litteratur, die feindselig gegen die Dichtung aller vergangnen Zeiten und damit gegen die viel angerufene Natur selbst in Waffen steht. Nicht im Namen irgend welcher Bildung, nicht unter Berufung auf Formeln und Regeln, nicht mit Beschwörung von Autoritäten und Mustern sollen wir der streitenden Kunst entgegentreten, sondern in dem Gefühl, in der Gewißheit des Lebens, unsers Lebens, dem diese Kunst entweder garnicht oder unerquicklich dürftig und einseitig gerecht wird.

Man darf erfahrungsmäßig keine allzu hohen Anforderungen an das verehrliche deutsche Publikum stellen. So viel aber sollte man doch fordern können, daß es gefälligst seine Augen aufthue, sein eignes Dasein und das Dasein, sagen wir auch nur der Hälfte seiner Mitmenschen, mit den Bildern vergleiche, die ihm fort und fort in Dreckfarben oder grellen Ziegelfarben, wies eben fällt, von diesem Dasein gemalt werden, um es zu einigem Nachdenken und einem von selbst aus diesem Nachdenken folgenden energischen Protest zu veranlassen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Moral und Kunst. Als ein Mensch, der nicht ins Theater geht, habe ich den Herren von der Freien Bühne nichts dreinzureden. Aber das gleichnamige Organ des viel genannten Berliner Vereins bringt in Nr. 1 einen Aufsatz von Ludwig Fulda über einen Gegenstand, von dem ich auch etwas zu verstehen glaube; und deshalb erlaube ich mir die bescheidne Bemerkung, daß mir der Verfasser mit seinem Schlichtungsversuche die Verwirrung nur ärger zu machen scheint. Er erläutert den ästhetischen Grundsatz unsrer Klassiker, daß die Kunst ihren eignen Gesetzen, nicht denen der Moral zu folgen habe, mit einigen geistreichen Beispielen, und ereifert sich gegen die Leute, die bei jedem Kunstwerke zuerst nach seiner Moral fragen. Wie er aber mit seiner Polemik daneben haut und schießt, soll wenigstens an einigen seiner Aussprüche gezeigt werden.

„Die Natur ist ohne Moral. Eines der tiefsinnigsten Worte, die jemals gesprochen worden sind, hören wir aus dem Munde Hamlets: »An sich ist nichts gut noch böse, das Denken macht es erst dazu.« Die Natur denkt nicht. Sie ist weder gut, wenn sie befruchtenden Sonnenschein sendet, noch böse, wenn sie verheerenden Sturm entfesselt. Sie ist weder gut, wenn sie Rosen, noch böse, wenn sie Unkraut schafft. Sie ist, wie sie ist, nach eisernen Gesetzen. Sie greift nicht in den Kreislauf des Lebens, der in den festen Schienen von Ursache und Wirkung dahinrollt; sie verdammt nicht, und sie begnadigt nicht. Weil aber die Kunst Nachahmung der Natur ist, darum ist der Künstler um so größer, je mehr sein Schaffen dem der Natur ähnelt, d. h. je unpersönlicher es ist. So lange er nur Schöpfer bleibt, so lange er nur in seinen Gestalten denkt und nicht nebenher auch noch über sie, so lange steht er jenseits von Gut und Böse, steht er auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Moral. Der Vorgang künstlerischer Empfängnis kann mit der Laterna magica verglichen werden. Die schöpferische Seele ist wie eine reine weiße Fläche, auf der die Dinge in ihren wirklichen Farben sich abbilden. Da findet, wie abermals Hamlet sagt, »die Tugend ihre eignen Züge, die Schmach ihr eignes Bild.« Und so wenig die Natur unmoralisch ist, wenn sie das Ungeheuerliche hervorbringt, so wenig ist es der Künstler, wenn er es mit klarer Seele spiegelt. Man darf deshalb kühnlich behaupten: ein Kunstwerk ist umso weniger unmoralisch, je objektiver es ist."

Allerliebste Konfusion! Die Worte „Natur" und „gut" werden jedes in drei verschiednen Bedeutungen genommen, und nun mögen die Mathematiker unter unsern Lesern berechnen, wie viel Fehlschlüsse herauskommen, wenn sowohl dem Subjekts- wie dem Prädikatsworte dreimal verschiedne Bedeutungen untergeschoben werden. „Gut" kommt in diesem kurzen Abschnitte in den drei Bedeutungen: sittlich gut, gütig und nützlich vor. Das Wort „Natur" aber gebraucht Fulda zuerst im gewöhnlichen Sinne, und da ist es denn freilich richtig, daß diese Natur weder sittlich gut noch sittlich böse ist, noch auch dergleichen enthält; das gilt selbstverständlich auch für die Teile des menschlichen Körpers und ihre Verrichtungen, so lange sie der vernünftigen Überlegung entzogen bleiben. Darum fällt es auch keinem Vernünftigen ein, Landschaftsbilder und nackte Figuren unmoralisch zu finden oder Moral von ihnen zu fordern. (In anderm Sinne ist die Natur nach unserm christlichen Glauben allerdings gut: „Gott sahe an alles was er gemacht hatte, und es war sehr gut.") Dann aber versteht Fulda unter der Natur den Inbegriff alles Wirklichen, wozu auch die Menschen mit ihren guten und bösen Handlungen gehören. Und wie kann einer die darstellen, ohne selbst sittliche Begriffe zu haben und Urteile über sittliche Dinge zu fällen? Das ist ja rein unmöglich! Zum dritten

endlich versteht Fulda unter der Natur den Schöpfer, und fordert, daß der Künstler so — gedankenlos schaffe, wie seiner Ansicht nach die „Natur" schafft. Wir sind nun zwar noch so ungebildet, an Gott zu glauben und eine blind wirkende Natur für Unsinn zu halten, wollen uns aber hier in einen Streit über metaphysische Dinge nicht einlassen. Nur so viel sei gesagt, daß dieser Künstler, der gleich einer von der Laterna magica beschienenen Wand die Gegenstände aufnimmt und wiedergiebt, noch nie gelebt hat und nie leben wird. Selbst bei Abbildungen von Gegenständen der Natur, also in der Plastik wie in der Blumen-, Tier- und Landschaftsmalerei, ist solch ein rein objektives Aufnehmen und Wiedergeben nur bis zu einem gewissen Grade möglich; hat doch jeder Künstler seine Schule durchgemacht und bringt zum Schaffen eine Stimmung mit. Etwas anders, wenn auch noch ähnlich, verhält es sich schon bei Gedichten, die als Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung hingeworfen werden, wie denn Goethe zuweilen so plötzlich „von dem Gotte" überwältigt wurde, daß er ein schief vor ihm liegendes Blatt Papier diagonal beschrieb, sich nicht erst die Zeit nahm, es vorher gerade zu richten; ferner bei der Konzeption von Romanen und Dramen. Ähnlich wie bei der bloßen Abbildung, aber schon anders, geht es hier zu. Der Künstler schafft ebenfalls ohne Einmischung der Reflexion; aber damit eine solche reflexionslose Stimmung, eine solche Konzeption möglich werde, muß ein reiches Geistesleben vorhergehen, das auch sittliche Elemente enthält, daher denn sowohl Stimmungsbilder als Entwürfe schon ein sittliches Gepräge zu tragen pflegen. Die Ausarbeitung eines Dramas oder eines Romans aber wäre ganz unmöglich, wenn der Dichter über seine Gestalten nicht nachdenken wollte, der ganz reflexionslos hingeworfene Werther beweist nichts gegen diese Behauptung. Denn erstens macht eine Schwalbe noch keinen Sommer, und zweitens enthält der Werther außer der Hauptgestalt, eben dem Dichter selbst in seiner damaligen Stimmung, nur noch wenige Figuren aus seiner damaligen unmittelbarsten Umgebung. Wie viel überlegte Geistesarbeit den objektivsten und zugleich größten unsrer Dichter die Gestalten seiner spätern Werke gekostet haben, darüber erfahren wir von den Goetheforschern täglich mehr. Schillers Dramen, deren Gestalten das Gegenteil von Spiegelbildern der Wirklichkeit sind, wird Fulda doch wohl noch gelten lassen müssen, da er sich ja auf Schillers ästhetische Grundsätze beruft, und dem großen Britten würde doch wahrhaftig keine Ehre erwiesen, wenn man die Weisheitssprüche, die er seinen Personen in den Mund legt, nicht für Früchte seines Nachdenkens halten wollte, sondern für Spiegelungen der Wirklichkeit, also wenn man sich einbildete, er habe sie von wirklichen redenden Personen aufgeschnappt. Es hat eben schlechterdings keinen Sinn, wenn man Regeln, die für die Plastik und die Landschaftsmalerei bis zu einem gewissen Grade gelten, auch auf die Historien- und Genremalerei und gar auf die redenden Künste anwenden will, die es mit denkenden, fühlenden, wollenden Menschen, mit Charakteren zu thun haben, d. h. mit Gegenständen, die ohne Gedankenarbeit gar nicht erfaßt werden können.

Fulda besinnt sich auch selbst unmittelbar nach seiner „kühnlichen" Behauptung darauf, daß die Wandfläche hinter des Dichters Zauberlaterne gewöhnlich nicht so ganz weiß, sondern ein wenig gefärbt ist. Na ob und wie gefärbt! Ja er gesteht zu, „daß wir der Tendenzkunst große und herrliche Werke verdanken." Wahrscheinlich erinnerte er sich noch zu rechter Zeit daran, daß Lessing, zu dessen ästhetischer Theorie er sich bekennt, seine Popularität nicht seinen leider allzu wenig gelesenen ästhetischen, kritischen und polemischen Abhandlungen, sondern seinem Tendenzdrama verdankt. Der Hauptfehler in Fuldas kleiner Streitschrift ist, daß

er nicht deutlich sagt, welche dramatischen Erzeugnisse er eigentlich gegen gewisse, seiner Meinung nach ungerechte Angriffe in Schutz nehmen will. So sagt er z. B.: „Sie klatschen Beifall, wenn die Gemeinheit im eleganten Gesellschaftskostüm auftritt, und schreien Zeter, sobald die Leidenschaft in ihrer furchtbaren Nacktheit erscheint. Sie ahnen nicht, daß das einzelne Häßliche sich doch zuletzt im Schönen auflösen kann durch die befreiende Harmonie eines großgedachten Ganzen.“ Damit könnten wir uns ja einverstanden erklären, wenn nur nicht der Verdacht nahe läge, daß hier die Erzeugnisse gewisser jung- und jüngstdeutschen „Naturalisten“ in Schutz genommen werden sollen, die sich mit ihrer Einbildung, sie erst hätten die Kunst, Gold der Erde in Dreck zu verwandeln, entdeckt, außerordentlich täuschen, denn schon Goethe hat das Treiben solcher Wichte als Lazarethpoesie abgethan. Diese Erzeugnisse sind verwerflich, weil sich ihr Häßliches eben nicht ins Schöne auflöst, und zudem sind sie das, was Fulda für das allerverwerflichste erklärt, nämlich Tendenzpoesie, im allerhöchsten Grade. Die Tendenz von Schauergemälden kann eine gute oder eine schlechte sein. Dickens hat mit seinen Geschichten gemißhandelter Kinder im großartigsten Stile Gutes gewirkt, er hat das Mitleid seiner Landsleute, bei den allerdickfelligsten wenigstens einige Scham vor dem Auslande erweckt und dadurch teilweise die Abstellung der geschilderten Greuel bewirkt. Andre „Realisten“ verfolgen schlechte Tendenzen, u. a. die, dem Publikum einzureden, alle Stände und Schichten unsrer modernen Gesellschaft seien in Grund und Boden verdorben. Das ist zum Glück nicht einmal in Frankreich wahr, wie auch, so viel ich mich erinnere, bei der Besprechung von Zolas Terre in den Grenzboten hervorgehoben wurde. Soeben (am 5. März) protestirt Albert Wolff im Figaro wieder einmal gegen das Bestreben jener Leute, den Schein zu verbreiten, als ob es in ganz Frankreich keinen einzigen anständigen und ehrenwerten Haushalt mehr gäbe. Sollte aber irgend ein Elends-, Schmutz- und Lasterdichter keinerlei Tendenz verfolgen — um so schlimmer für ihn! Wer aus der unendlichen Fülle dieser schönen Welt und dieses reichen Menschenlebens schlechterdings nichts herausfindet als Häßliches und Böses, der beweist dadurch, daß er entweder unterleibskrank oder ein Schmutzfink ist.

Und nun das allerschönste! Die Tendenzdichterei will Fulda bekämpfen, und mit der Vereidigung der deutschen Dichter auf eine scharf ausgeprägte Tendenz schließt er. „Ihre (der Gegner, die er bekämpft) Moral ist eine Scheinmoral. Es ist die Moral, auf der sich so ziemlich unsre ganze heutige Gesellschaft aufbaut, die Moral der Vertuschung. Ihr sauberes Sittengesetz hat drei Gebote: 1. Lassen wir die Dinge, wie sie sind. 2. Thun wir, so weit es möglich ist, was uns gefällt. 3. Sprechen wir nicht davon. (Da fehlt noch das vierte und wichtigste: lassen wir uns nicht erwischen!) Und dieses dritte Gebot, welches dem angenehmen Laster eine moralische Schutzwehr errichtet gegen den Skandal, dieses schändliche Gebot schleudert man auch dem Künstler, dem Dichter entgegen. Sprich nicht davon! So befiehlt man ihm, dem ein Gott den heiligen Beruf gegeben, zu sagen, was er, und was seine Brüder leiden. Aber er wird und er soll davon sprechen!“ Also er soll sagen, was er und seine Brüder leiden, doch wohl um das Publikum zu erweichen und Besserung herbeizuführen, und er soll die falsche, heuchlerische Moral unsrer Tage vernichten. Wenn das nicht Tendenz ist!

Sollten wir Herrn Fulda mißverstanden haben, so wäre er selbst daran schuld; warum sagt er nicht grade heraus, auf wen seine Philippika gemünzt ist, und welche Art leidender Brüder er meint.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Nach den Reichstagswahlen

Von A. Gehlert

(Schluß)

Die Erkenntnis der Aufgabe des Staates gegenüber den unter der ungebundnen Herrschaft des Kapitalismus leidenden Klassen war es, die Bismarck Anfang der achtziger Jahre veranlaßte, unsern heimgegangenen großen Kaiser und seine fürstlichen Verbündeten zu bestimmen, mit der Staatsgewalt an die Lösung der neu herangetretenen Aufgaben zu gehen. Und weil Gott unser Vaterland in dieser großen Zeit mit erleuchteten Monarchen gesegnet hatte und hat, so fand er deren bereitwillige Zustimmung, die alsbald in der unsterblichen, erlösenden Botschaft vom Jahre 1881 ihren Ausdruck fand.

Der Geist dieser Botschaft, der leider noch nicht allgemein und tief genug erkannt wird, geht auf die Beseitigung aller und jeder unsittlichen Gewalt im Gewerbe und muß in seiner allmählichen Verwirklichung zu einer staatlichen Organisation des gesamten Gewerbes, d. h. zur gänzlichen Unterdrückung der ogenannten freien Konkurrenz und zur Befreiung der körperlichen und geistigen Lohnarbeit aus den Daseinsbedingungen der leblosen Ware, nämlich dem bloßen Zufall von Angebot und Nachfrage, führen.

Das Nächstliegende und Dringendste war natürlich der Anfang der Hilfe für die untersten Klassen der Lohnarbeit. Infolge dessen wurde der Anfang gemacht mit den Kranken-, Unfall- und Arbeiter-Invalidenversicherungsgesetzen, auf deren Einzelheiten ich hier nicht näher einzugehen brauche.

Ich sage, es sei damit nur der Anfang gemacht. Aber das kann doch nur die Lüge, die nichtswürdigste Demagogie behaupten, daß das alles nicht eine wesentliche Erleichterung für das arbeitende Volk, nicht eine wesentliche

Belastung für das Kapital bedeute. Die Zuwendungen, die durch diese drei Gesetze dem Kapital zu Gunsten der Lohnarbeit auferlegt worden sind, betragen über 400 Millionen Mark im Jahre. Zum gegenwärtigen Zinsfuße von ungefähr 3½ Prozent stellt diese Summe ein Kapital von 11½ Milliarden, sage 11500 Millionen Mark dar, das durch einen bloßen Federstrich der Gesetzgebung den Besitzenden entzogen und den Armen zugewendet worden ist. Es rechtfertigt sich dem gegenüber wohl die Frage, wo denn auch nur das Lot Butter sei, das bis jetzt von der aus den Taschen der armen Leute erhaltenen Rotte gottloser Thoren und Wanderschwätzer auf das Brot des armen Mannes gebracht worden ist?

Kaum ist ferner das Invalidenversorgungsgesetz dem Klassen- und Parteiegoismus mit schwerer Mühe abgerungen — alles auf einmal machen wollen kann nur der geschwätzige Unsinn —, so sehen wir unsern jungen kaiserlichen Herrn, den echten Sproß des verewigten großen Kaisers, für den zur Tagesordnung stehenden Arbeiterschutz den einzig möglichen Weg beschreiten, der die kleinen Kunststücke der mit den Arbeiterstimmen kokettirenden Parteiführer weit hinter sich läßt, den Weg der internationalen Vereinbarung. Auch hier ist der Erfolg nur eine Frage der Zeit.

Die andre Art der Hilfe ist freilich schwieriger und wird mehr Zeit erfordern, weil sie, wie gesagt, die Staatsintervention für die Erzeugung und den Austausch der Waren einführen muß, und weil hier natürlich nur mit größter Vorsicht und auf Grund sicherster Erkenntnis sowohl eines vorhandnen Übels als der Möglichkeit seiner staatlichen Abstellung vorgegangen werden kann.

Denn wie ich nichts von der Weisheit halte, die den Staat zertrümmern will, ohne sagen zu können, was an seine Stelle treten soll, so halte ich nicht viel mehr von der andern, seit Platons Zeiten bis in unsre Tage herein geübten Weisheit, die auf der Studirstube zum Ersatz für den von Natur gegebenen, von Menschenwitz unabhängigen Staat einen ganz neuen aus diesem Menschenwitz heraus zurechtzimmern will. Das höchste, was die hinter den Dingen dreinhinkende Vernunft leisten kann, ist, daß sie einzelne Erscheinungen verändert oder beseitigt. In dieser Beziehung glaube ich aber, daß allerdings mehrere reformatorische Wege bereits völlig gangbar seien, und will davon wenigstens zwei hier andeuten.

Der erste ist die Einführung der unbedingten Anzeigepflicht in unsrer Produktion, wonach jedem Verbraucher einer Ware mitgeteilt werden muß, aus welchem Material und von wem eine Ware erzeugt ist. Die Schundproduktion, unter der wir leiden, bringt es mit sich, daß Milliarden von Kapital und Millionen von Arbeiterexistenzen gänzlich nutzlos aufgerieben werden, und sie ist nur dadurch möglich, daß ohne Anzeigezwang dem Verbraucher geringwertige Waren aufgeschwindelt werden, die er für solid

hält und als solid bezahlt hat. Ich verweise hinsichtlich dieser Frage auf die ausführliche Darstellung, die ich vor zwei Jahren bei den Handwerkerdebatten im Reichstage gegeben habe.

Der zweite ist eine gründliche Umgestaltung des heutigen Arbeitsvertrages. Obschon, wie wir gesehen haben, der Arbeiter ein untrennbarer Bestandteil des gesamten Arbeitsprozesses ist, kann er doch jederzeit von den Ergebnissen desselben ausgeschlossen werden, dadurch, daß er, auch ohne sein Verschulden, außer Arbeit gesetzt wird. Ich will aber, daß jeder Arbeiter, der von irgend einem Industriezweig einmal angenommen ist, von diesem auch — natürlich von seiner Ganzheit, nicht vom einzelnen Arbeitgeber — dauernd erhalten werde, und ich will das nicht bloß im Interesse des einzelnen Arbeiters, sondern im ureigensten, wohlverstandnen Interesse des rechtschaffenen Arbeitgebers selbst, und zwar aus folgenden Gründen.

Fast alle Not in der Industrie kommt von der zeitweiligen Überproduktion, wo plötzlich der Absatz stockt, weil zu viel Waren fertig wurden, die Preise sinken, Arbeiter entlassen werden, Bankerotte ausbrechen u. s. w. Der Grund zur zeitweiligen Überproduktion ist aber fast immer die leichtsinnige Spekulation, die die Fabrikationsmittel ins Ungemessene steigert, so lange das Geschäft gut geht, und gewöhnlich von denjenigen Unternehmern am kühnsten betrieben wird, die am wenigsten besitzen, also wenn die Sache schief geht, am wenigsten zu verlieren haben. Diese eigentliche Mutter der gewerblichen Krisen findet nun ihre hauptsächlichste Stütze in folgendem Umstande. Wenn es hoch kommt, wird der leichtsinnige Unternehmer für den Fall des Mißerfolges um das Geld besorgt sein, das er auf tote Gebäude, Maschinen u. s. w. verwandt hat. Das Schicksal seiner lebenden Arbeiter braucht ihn nicht im mindesten zu kümmern, er kann sie zu jedem Lohne und in jeder Zahl annehmen, so lange das Geschäft geht; er kann dann drauf los produziren, bis das Zuviel notwendig den Rückschlag bringt, und ist dieser da, so kann er seine Arbeiter ohne weiteres wieder auf die Straße setzen. Das würde sofort aufhören, wenn die einzelnen Unternehmer nicht mehr ganz nach Belieben ihre Arbeiter annehmen und entlassen könnten, wenn der Unterhalt derselben für die Zeit der Stockung immer als böse Drohung vor ihrem Geiste stünde.

Ich kann nur sagen, daß ich als ergrauter Unternehmer und aus der Summe meiner Erfahrungen und meines Nachdenkens die beiden staatlichen Maßregeln: die Einführung der unbedingten Anzeigepflicht und der unbedingten Verantwortlichkeit der Arbeitgeber für das Dasein ihrer Arbeiter, durchaus nicht als eine Last, sondern als eine Erlösung für mich betrachten könnte.

Freilich mit den heutigen Mitteln und Arten der Staatsgewalt ließen sich solche immerhin schon tief einschneidende Maßregeln nicht durchführen, sondern sie würden eine große Vermehrung der unmittelbaren und mittelbaren sachver-

ständigen Organe der Staatsgewalt notwendig voraussetzen. Allein diese Vermehrung wäre verhältnismäßig leicht denkbar in der Form der Genossenschaften als staatlicher Delegationen. Der Staat müßte die Gewerbe sich in Genossenschaften gliedern lassen, er müßte diesen gewisse Pflichten gegen die Gesamtheit auferlegen und sie zur Erfüllung dieser Pflichten mit gewissen Befugnissen wider ihre einzelnen Mitglieder ausstatten, kurz, er müßte einen Teil seiner Gewalt den Genossenschaften übertragen.

Endlich gehört zu den zivilisatorischen Aufgaben des Staates, also zum Sozialismus, die Verteidigung nicht bloß unsers nationalen, sondern auch unsers wirtschaftlichen Daseins nach außen, die er nur durch Schutzzölle führen kann, und da besonders die Getreidezölle ein viel gebrauchtes Kampfmittel der jetzigen Opposition sind, so will ich auch darüber ein paar Worte bemerken.

Nur die produktive Arbeit dient der Kultur. Produktiv nennt man die Arbeit, die sich mit Naturstoff verbindet, die also irgend welchen Naturstoff, Eisen, Holz, Getreide u. s. w. geschickt macht, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. Alle Handelsthätigkeit, mag sie unter andern Gesichtspunkten noch so notwendig und nützlich sein, dient nicht unmittelbar der Kultur. Die Kultursubstanz in einem Zentner Getreide ist vollendet, wenn dieser aus der Dreschmaschine kommt. Wenn er hernach beliebig oft gekauft und verkauft wird, so wird zwar der Preis fortgesetzt wechseln, aber alle Preisveränderung kann kein Atom zu seinem Kulturinhalt hinzuthun oder wegnehmen. Ferner ist der Preis an sich für die wirtschaftliche Wohlfahrt ein völlig gleichgiltiges Ding; die Gesetzgebung hat es nicht im mindesten damit zu thun, daß die Lebensmittelpreise hoch oder niedrig seien, sondern ausschließlich damit, daß das Verhältnis zwischen dem, was ein Mensch erwerben kann und dem, was er verbrauchen muß, so günstig als möglich sei. Wenn die Gesetzgebung z. B. die Wahl hätte zwischen einem Erwerb von 20 Mark die Woche bei 10 Mark für Lebensmittel und einem Erwerb von 15 Mark die Woche bei 6 Mark für Lebensmittel, so müßte sie unstreitig nach dem erstern Verhältnis streben, trotzdem daß sie dabei die Lebensmittel um 4 Mark teurer zu machen haben würde. Auf der produktiven Arbeit allein und keiner andern beruht das Dasein jedes großen Volkes. In dem Grade, wie sie sich vermindert, verarmt ein Volk; wo sie ganz aufhörte, müßte ein Volk ganz zu Grunde gehen. Nun leuchtet ein, daß diese produktive Arbeit in dem Umfange ergiebig sein muß, wie eben die Natur Beihilfe leistet. Mithin wird ein Volk, das von Natur weniger gesegnet ist, nicht mit einem andern konkurriren können, das von Natur mehr gesegnet ist, wenn es sich nicht durch Zölle schützt.

Nehmen wir das Beispiel des Getreidebaues. Amerika und Südrußland sind so außerordentlich fruchtbar, daß dort hundert Arbeiter vielleicht die doppelte oder dreifache Menge von Getreide in derselben Zeit erzeugen, wie hundert deutsche Arbeiter. Mithin können Rußland und Amerika ihr Getreide

um so viel billiger verkaufen, und mithin stand die Gesetzgebung vor der Zwangswahl, die deutsche Landwirtschaft entweder zu Grunde gehen zu lassen oder durch Zölle zu schützen. Da nun der Untergang der deutschen Landwirtschaft den Untergang von 25 Millionen Konsumenten für die Industrie bedeutete, der einzigen sichern Konsumenten, die die Industrie überhaupt hat, so konnte auch vom Standpunkte der Industrie aus der vernünftige Gesetzgeber nichts andres thun, als Zölle auflegen.

Das Schicksal der Lohnarbeit an sich aber wird von diesen Zöllen nicht nur nicht geschädigt, sondern gar nicht berührt. Denn wie wir aus dem früher erwähnten ehernen Lohngesetze von Ricardo wissen, das, wie gesagt, der Ausgangspunkt und die Stütze der gesamten gegenwärtigen sozialen Bewegung ist, deckt der Lohn im Durchschnitt immer nur den landesüblichen notdürftigen Lebensunterhalt, sei dieser nun hoch, wie z. B. in großen Städten, oder niedrig, wie z. B. in entlegenen Dörfern. Steigt der Durchschnitt dieses Unterhaltes, so steigt der Durchschnitt des Lohnes, fällt er, so fällt auch dieser. Es gehört deshalb zu den nichtswürdigen Pfiffen des Gewerbes der sozialdemokratischen Agitatoren, wenn sie im geraden Gegensatze zu ihren eignen Grundlehren die Arbeiter jetzt aufzureizen suchen mit dem Geschrei, Zölle und indirekte Steuern gingen auf ihre Kosten.

Wenn — durchaus nicht gegen die Zeit vor Erlaß der Getreidezölle, wohl aber gegenüber dem niedrigsten Stande, den sie vor zwei Jahren und ziemlich im ganzen Jahrhundert einnahmen — heute die Getreidepreise etwas höher sind, sind es nicht auch die Löhne? Sind diese nicht in noch höherm Grade gestiegen? Welche andre Ursache für den allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung einschließlich der Lohnsteigerung in Deutschland giebt es denn, als unsre Schutzzollpolitik?

Ich spreche vom Durchschnitt. Daß der allgemeinste und beste Geschäftsgang stets örtliche Ausnahmen aufweist, weiß jeder. Ich beklage einige obererzgebirgische Distrikte, die für Brot mehr zahlen sollen, ohne schon an dem wirtschaftlichen Aufschwunge teilzunehmen; aber gerade für sie würde die Aufhebung der Zölle das größte Unglück sein. Sie würden das Brot nicht viel billiger erhalten, aber infolge der dann eintretenden allgemeinen wirtschaftlichen Krisis einem Lohndrucke verfallen, wie er in unsrer Zeit noch nicht erlebt worden ist.

So viel über den Sozialismus, wie er uns aus der Politik der Regierung entgegentritt. Aus den Parteien weht freilich ein ganz andrer Geist, und den will ich jetzt nachweisen.

Die Bestrebungen der Parteien gehen — ganz abgesehen von den Polen, Dänen, Elsässern und Welfen, die das Reich überhaupt nicht wollen — durchaus nicht dahin, die Partei, also das Sonderinteresse, zur Dienerin des Staates, sondern umgekehrt dahin, den Staat zum Diener der Partei, des Sonder-

interesses, zu machen. Das liegt in der Natur der Partei. Jede Partei nimmt das Klappern der eignen Mühle für die Harmonie der höhern Sphären und will den Staat durchaus nur konservativ, nur liberal, nur schutzzöllnerisch, nur freihändlerisch, nur kapitalistisch, nur arbeiterfreundlich u. s. w. machen. Daran, daß jede Partei — nicht bloß diese oder jene — bis zu einem gewissen Grade völlig berechtigte Interessen vertritt, die aus der Entwicklung der unendlich mannichfachen Einzelwesen im Staate hervorgegangen, mithin notwendig da sind, daß es einen Staat nur mit einem Interesse, also nur einer Partei, niemals gegeben hat und geben kann, daß mithin jede Partei genau so viel und genau so wenig Recht an den Staat hat wie die andern, daran zu denken, fällt natürlich dem in der Wolle gefärbten, also bornirten Parteimann nicht ein. Jeder pfeift sein Lied mit größerer oder geringerer Mundfertigkeit wie es ihm der Zufall seiner Geburt, Erziehung, Berufsbeschäftigung, gesellschaftlichen Umgebung u. s. w. gelehrt hat.

Man sehe nur auf den Reichstag. Wirklich gute, d. h. der Gesamtheit dienende Gesetze, sofern sie mächtige Parteiinteressen verletzen, kommen häufig gar nicht, immer aber nur schwer zu stande, und ihr Erfolg hängt nicht ab von der Vernunft, sondern immer nur von der Macht.

Recht deutlich zeigte sich dies am Schicksal des Arbeiterinvalidengesetzes. Noch nie ist ein gerechteres, allgemeiner und segensreicher wirkendes Gesetz vorgelegt worden als dieses, und gleichwohl, welchen erbitterten Widerstand hat es im Reichstage gefunden! Es war für den Erfolg notwendig, daß die Fürsten — in erster Linie der Kaiser und der sächsische König — einmütig hinter ihm standen und daß der Druck aus den höchsten Kreisen auf den Patriotismus sich nach allen Richtungen hin geltend machte. Der Kaiser ließ sich über den Fortgang der Beratungen unausgesetzt Bericht erstatten, und als der Erfolg einmal zweifelhaft schien, erklärte er seiner Umgebung, daß er das Gesetz, wenn es für Deutschland scheitere, sofort dem preußischen Landtage vorlegen lassen werde. Der Minister von Bötticher, diese bedeutende staatsmännische Kraft, rieb sich in fast ruheloser Arbeit bei Tag und Nacht schier auf, und doch war nicht mehr als nur eine Mehrheit von zwanzig Stimmen dafür zu gewinnen. Wie verhielten sich hier die Parteien?

Da war zunächst der Deutschfreisinn mit seinem wirtschaftlichen Anhang, dem Freihandel um jeden Preis. Für diesen ist die Welt seit 1789 mit Brettern vernagelt, für ihn hat Gott damals seine Geschäfte bei der Staatsentwicklung an Jean Jacques Rousseau und Adam Smith, an den einen für die politischen, an den andern für die wirtschaftlichen Interessen, endgiltig abgetreten. Die Ideen dieser beiden Männer deckten sich damals mit der Erfahrung und waren Metallbarren der Wissenschaft. Heute, wo die Welt hundert Jahre lang neues erlebt hat, decken sie sich nicht mehr mit der Erfahrung, heute sind sie in den Walzwerken des Deutschfreisinns zu Blech

geworden. Der hat aber mehr zu thun, als sich darum zu kümmern, daß es seit ungefähr siebzig Jahren so etwas wie Sozialwissenschaft giebt, daß die Massenarmut Gegenstand der Verantwortung des Staates sein kann. Er hält die Welt mit einer Anzahl politischer Freiheiten für erlöst und sieht nicht, daß diese doch nur für den Reichen einen wirklichen Wert haben. Wirtschaftlich will er das Walten des Stärkern sans phrase, und für diesen Stärkern verlangt er den Schutz des Staates, damit er den Schwachen nach Belieben unterdrücken könne, denn das Eigentum, also das Kennzeichen des wirtschaftlich Stärkern — ja Bauer, das ist ganz was andres! — das will er vom Staate geschützt wissen. Jede Fürsorge des Staates für den wirtschaftlich Schwächern widerspricht aber seinem innersten Lebensgrundsatz. Wirtschaftlich würde der Staat des Deutschfreisinns der Staat der Irokesen sein.

Wenn mir auf der Folterbank die Wahl zwischen dem deutschfreisinnigen und dem sozialdemokratischen Unsinn aufgenötigt würde, so würde ich mich gewiß für den letztern erklären, denn hinter diesem steckt wenigstens etwas, was unser höchstes Interesse beansprucht, nämlich die Armut des Volkes, hinter dem deutschfreisinnigen Unsinn steckt aber weiter nichts als der Geldsack, diese Brutalität des neunzehnten Jahrhunderts. Und der Spaß dabei ist, daß die meisten Bekenner, insbesondre die kleinern Blechschmiede im freisinnigen Fabrikbetrieb, gar keine Ahnung davon haben, was das für Fäden sind und von wem sie gezogen werden, an denen sie als Marionetten zappeln. Die meisten faseln und erhitzen sich aus einem unklaren, niemals überdachten Freiheitsbegriff heraus, sie sind schlechte Musikanten, aber gewöhnlich ganz gute Menschen. Das kann ich bezeugen aus der Zeit, wo ich jung an Jahren, unreif an Wissen und Erfahrung, in Chemnitz mit dem Freisinn — das Ding wurde damals Fortschritt genannt — die Schafe hütete. Der jüngere Nachwuchs unterscheidet sich unvorteilhaft von den Vätern nur dadurch, daß er in dem Grade, worin er keine eignen Ideen hat und die des Gegners nicht begreift und nicht zu widerlegen versteht, sich mit seinen Angriffen auf die Person wirft, was jeder erfahren haben wird, der jemals einem solchen Staatsmann im Wahlkampfe gegenübergestanden hat. Dieser Freisinn mit seinen wenigen Mitgliedern und seinem wirtschaftlichen Anhang, dem Freihandel um jeden Preis, stimmte natürlich wider das Gesetz.

Schlimmer noch in den Beweggründen war das Benehmen des größten Teiles des Zentrums unter der Führung des Herrn Windthorst. Hier zeigte sichs, daß diese Herren nicht, wie sie behaupten, die Vertreter der katholischen Religion sind — denn diese schreibt ja dem Staate vor allem Hilfe für die Notleidenden vor —, sondern die Vertreter der menschlichen Selbst- und Herrschsucht, die sich innerhalb der katholischen Religion angesiedelt hat. Ihre Redner sprachen es ungenirt aus, daß die Thränen nicht getrocknet werden dürfen, um der Privatwohlthätigkeit den Stoff nicht zu entziehen. Sie forderten also

die Not als Acker für ihre Kirche. Die Kirche war ihnen nicht für die Notleidenden, sondern umgekehrt die Notleidenden waren ihnen für ihre Kirche da. Im Interesse der Kirche wollen sie aber auch den Staat nicht zu wirksam werden lassen. Wider jede Stärkung der zivilisatorischen Staatsgewalt finden wir Herrn Windthorst auf dem Platze, damit das Kliquenwesen, worin er und sein Anhang neben und wider den Staat schmarotzt, lustig weiter gedeihen könne.

Aber auch unter den Konservativen fanden sich, und zwar gerade unter den reichen Großgrundbesitzern, Gegner genug, die freilich mit aller Redekunst niemand darüber zu täuschen wußten, daß ihr Widerstand die Folge des Widerwillens gegen die auch dem Großgrundbesitz angesonnenen Lasten war.

Die allerhäßlichste Erscheinung war jedoch die Ablehnung der Vorlage bei den elf aus den Taschen der Arbeiter bezahlten gewerbmäßigen sozialdemokratischen Agitatoren! Sie bewiesen damit jedem Unbefangenen, daß ihnen die Aufreizung der Massen ein Gewerbe wie jedes andre Gewerbe ist; teils leben sie gänzlich davon, teils stillen sie damit wenigstens ihre Sucht nach öffentlicher Geltung. Wenn es ihnen wirklich um die Notleidenden zu thun war und nicht um ihr Gewerbe, warum nahmen sie nicht wenigstens die 200 bis 250 Millionen Mark im Jahre, die sie jetzt erhalten konnten? Wer hinderte sie denn, alles daran zu setzen, daß die Zuwendung alsbald erhöht wurde? Aber ihr Gewerbe braucht nicht den denkenden, sondern den hungernden Arbeiter, darum sollte die Not konservirt werden!

Und hier komme ich nun zum Doktor Eisenbart, zur Sozialdemokratie überhaupt.

Die richtige Behandlung der sozialen Frage setzt die richtige Erkenntnis der Natur und Aufgabe einerseits des Staates und anderseits des einzelnen Menschen voraus.

Der Staat ist zunächst der Inbegriff aller seiner einzelnen Angehörigen, aber nur ihrer Macht, selbstverständlich nicht der Art, wie diese Macht im Einzelnen erscheint. Wenn sich hundert Menschen auf einen Haufen stellen, werden sie nicht hundertmal klüger oder sittlicher, wohl aber hundertmal mächtiger als der Einzelne. In dem Inbegriff dieser Macht geht die Macht des einzelnen Menschen restlos unter. Denn das ist das Wesen der Macht, daß die kleinere in der größern von selbst erlischt, wie der Zoll in der Elle, das Pfund im Zentner.

Das Einzelwesen ist das Ding, wodurch Macht in gewisser Art oder Beschaffenheit erscheint. In der Seele des einzelnen Menschen erscheint sie als die Beschaffenheit Liebe, Haß, Begierde und Denken. Was der Mensch hiervon hat, das ist vom Staate ganz unabhängig, das kann ihm der Staat weder nehmen noch geben, das bezieht er lediglich von der Natur, oder vielmehr das ist die Natur selbst. Am einzelnen Menschen müssen also sorgfältig zwei Seiten unterschieden werden. Nur als Macht, abgezogen von aller Eigenschaft betrachtet,

ist er willenloser Teil des Staates (der Gesamtmacht), als Eigenschaft betrachtet, ist er unabhängig vom Staate, kann er sich ihm anschließen oder von ihm trennen.

Der Brennpunkt, worin Liebe, Haß, Begierde und Denken des einzelnen Menschen zusammenstrahlen, ist sein Selbsterhaltungstrieb oder sein Egoismus. Wenn der nicht wäre, würde es ja gar kein Einzelwesen geben können! Der Egoismus stellt also die eigentliche Natur des Menschen dar. Dieser liebt sich, sucht, so viel an ihm ist, sein Dasein zu erhalten, haßt das, was diesem Dasein entgegentritt, und schließt sich also an andre an, oder trennt sich von ihnen nur nach Maßgabe seines eignen Nutzens.

Der Staat ist für den einzelnen Menschen höchst nützlich, weil der Mensch seine Macht allein bei weitem nicht in dem Grade wirksam machen kann, wie im Anschluß an andre. Alle Menschen tragen zur Gesamtwirksamkeit bei, aber jeder doch in ganz verschiednem, höherm oder niederm Grade. Also kann der Einzelne auch nur in dem Grade Anteil an den Erfolgen des Ganzen haben und in seinem Egoismus befriedigt sein, wie er sich darum verdient gemacht hat, während er sich in dem Grade, wie sich Leistung und Gegenleistung zu seinen Ungunsten nicht decken, in seiner Natur verletzt sehen muß und dem Staate zu widerstreben suchen wird.

Wie kann er aber widerstreben, da er doch als überaus kleiner Teil der Gesamtmacht des Staates in diesem Staate ohne Rest verschwindet? Weil die Beschaffenheit der Macht eine ganz verschiedne Bedeutung und Wirksamkeit hat. Ein andres ist die körperliche, ein andres die geistige Erscheinung von Macht. Die körperliche Macht wird durch die geistige Macht bewegt und bestimmt. Die körperliche ist allen Menschen fast in gleichem Grade, die geistige in ganz ungleichem Grade eigen; je höher der Grad von Denkkraft, desto geringer ist die Zahl der Menschen, in denen er anzutreffen ist; der höchste Grad erscheint sogar immer nur in langen Zwischenräumen, zuweilen von tausend und mehr Jahren, in einzelnen, auserlesenen Menschen. Tausend körperlich starke, aber geistig schwache Menschen können von einem einzigen körperlich schwachen, aber geistig starken Menschen bewegt und bestimmt werden. Nun erscheint die Macht des Staates nur in der körperlichen Macht seiner Angehörigen, sie wird aber bewegt, bestimmt durch die geistige Macht einzelner Menschen. Deshalb kann es geschehen, daß ein einzelner Mensch ganze Staaten seinem Willen unterwirft.

Bei diesen wenigen Bemerkungen über die Bestimmungsgründe der Frage kann ich es wohl für den denkwilligen Leser bewenden lassen. Kommen wir nun zu den Folgerungen.

Jeder wirkliche Staatsmann hat bis jetzt den Menschen als Stoff zu seinen Geschäften genommen, wie er ihn von Gott geschaffen vorgefunden hat, nämlich als Egoisten. Er ist niemals auf die Ungereimtheit verfallen, daß er

den Egoismus aus der Welt schaffen könne, er hat ihn immer nur veredeln und von seinen schädlichen Wirkungen befreien wollen. Veredelt wird der Egoismus durch die Vernunft, d. h. durch die Einsicht, daß er seine Rechnung am besten findet, wenn er sich an die andern anschließt. Diese Ansicht bringt freilich der Einzelne als solcher nicht mit, sondern sie wird ihm erst durch die Erfahrung gelehrt, aus der der Staat handelt. Seine Rechnung würde aber die starke Persönlichkeit im Anschluß an den Staat nicht finden, wenn dieser ein Prokrustesbett für sie, wenn sie durch ihn in spanische Stiefel eingeschnürt würde. Das letzte Ziel des Staates ist daher, wie gesagt, den Starken und den Schwachen in den Stand zu setzen, sein Dasein nach seiner verschiednen Kraft in Ruhe und Frieden geltend zu machen. Er wird zwar den Schwachen vor Unterdrückung schützen, ihn aber gewiß nicht zur Herrschaft berufen, sondern der Macht des Starken, gerade im Interesse der zahllosen Schwachen, von jener Schutzgrenze ab unbedingten Spielraum gewähren. (Unter Stärke und Schwäche verstehe ich natürlich die, die der Mensch unmittelbar von der Natur, nicht die, die er von den zufälligen gesellschaftlichen Zusammenhängen, dem Zufall der Geburt u. s. w. hat.) Wenn wir uns den Staat vollendet denken, so werden alle Menschen an ihrem Platze in unendlicher Mannichfaltigkeit der Gesamtheit dienen, die Schwachen, die von Natur die weit überwiegende Mehrheit bilden, den niedern, die Minderheit der starken den höhern Interessen. Sie werden der Gesamtheit dienen und zugleich sich selbst; die Starken werden in der Herrschaft, die Schwachen gerade durch diese Herrschaft befriedigenden Spielraum für ihre Natur finden. Im vollendeten Staate würde der Egoismus zu seiner segensreichen Entfaltung gelangt, nämlich zum Egoismus der Vernunft geworden sein. Man könnte auch sagen, der Egoismus (der tierische, unvernünftige) würde durch den Egoismus (den sittlichen, vernünftigen) überwunden sein.

Bei dem Worte Sozialdemokratie kann man zunächst zu gar keinem vollziehbaren Gedanken gelangen, wenn man es nicht trennt und den Sozialismus und die Demokratie gesondert betrachtet.

Der vernünftige Sozialismus ist der Gegner des Egoismus, sofern dieser roh, nicht gereinigt von der Vernunft erscheint, aber, wie wir gesehen haben, durchaus nicht sein Gegensatz. Der Sozialismus in der Sozialdemokratie ist nicht bloß Gegner, sondern Gegensatz. Eine Gesellschaft, bei der die allerersten Errungenschaften der Kultur, persönliches Eigentum, festes Familiengefüge*) wieder

*) Daß die Aufhebung des persönlichen Eigentums und der Familie keinen Fortschritt, sondern einen Rückfall in den Naturzustand bedeuten würde, sieht der Gelehrte der Sozialdemokratie natürlich nicht ein. Eigentum ist, was an einem Dinge von unserm Willen abhängig ist. Das Eigentum des Löwen ist alles schwächere Getier der Wüste. Wenn das beschränkte persönliche Eigentum aufgehoben wird, ist das unbeschränkte des Raubtiers wieder da. Die Leute sehen gar nicht, daß es sich gegenwärtig nicht um den Namen des Besitzers

verloren gegangen wären und das Gottesbewußtsein entweder wieder verschwunden sein oder zur gänzlichen Enteignung des Egoismus geführt haben würde, die die Leistung des Riesen mit dem Lohn des Zwergen und umgekehrt vergelten wollte und die dennoch befriedigt atmete, könnte nur entweder als eine Herde von Bestien oder als eine Vereinigung von Engeln gedacht werden. Wesen wie Alexander der Große, Cäsar, Raphael, Goethe, Bismarck, denen weder die Natur der Bestie noch die des Engels zukommt, würden in einem solchen Gemeinwesen keine Unterkunft finden. Könige und Barbiere können nicht Mitglieder einundderselben Innung sein. Dieser Pseudosozialismus räumt mit der gegebenen, natürlichen Thatsache Egoismus gründlicher auf als selbst das Christentum; dieses sagt doch nur: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und wendet sich an eine edle Selbstliebe des Menschen mit dem Hinweis auf das Jenseits. Der Sozialismus der Sozialdemokratie sagt aber: Du sollst deinen Nächsten mehr lieben als dich selbst, du Adler sollst die Herrschaft mit dem Sperling teilen, damit du dich glücklich fühlst.

Während aber im Sozialismus der Sozialdemokratie der Egoismus und damit der Einzelne völlig aufgehoben ist, wird der Einzelne in der Demokratie wieder hergestellt, und zwar bis zu dem Grade, daß er von Gott gänzlich unabhängig, der alleinige Träger der Welt ist. Was geschehen soll, darüber sollen nicht objektive, von diesem oder jenem Menschen unabhängige Ideen höhern Ursprungs entscheiden, sondern die Mehrheit der gezählten Menschen von unten. Schade nur, daß ich in der Geschichte nur Oligarchien, aber nicht eine einzige Demokratie entdecken kann. Demokratie ist die Herrschaft aller. Der Begriff der Herrschaft hat zum notwendigen Wechselbegriff den Begriff des Beherrschtseins. Nun möchte ich wissen, wo in einem Staate von lauter Herren die Diener ihre Unterkunft finden sollten! In der Demokratie hat es sich daher immer nur um die Herrschaft eines oder einiger gehandelt, die für ihre persönlichen oder Klasseninteressen die übrigen zu gewinnen wußten. In der sogenannten Demokratie der Vereinigten Staaten herrscht der Geldsack, ähnlich ist es in Frankreich und überall, wo sich die Menschen mit dem Worte Demokratie narren ließen. Die herrschende Idee kommt immer von oben, offenbart sich zuerst in einem Einzelnen, teilt sich durch den einen mehreren

---

des Eigentums (dieser sei „Staat“ oder „Müller“ oder „Schulze“), sondern um gewisse gemeinschädliche Wirkungen handelt. Können diese durch Gesetze abgestellt werden, was soll der Name Müller oder Schulze verschlagen? Können sie es nicht, was soll dann die Gesetzlosigkeit und der bloße Name Staat für den Besitzer ändern? Die Ehe im sozialdemokratischen Staat ist das Konkubinat, d. h. das Produkt der Leidenschaft ohne Rest. Daß das gesetzliche Band sie schon im Interesse der Kinder und des gesellschaftlichen Friedens aus der Brunst der Leidenschaft auf das Gebiet der Selbstbeherrschung, der Vernunft, der sittlichen Freiheit erheben mußte, kann eine Doktrin, die über den Begriff der natürlichen Freiheit überhaupt nicht hinaus kommt, selbstverständlich wieder nicht begreifen.

und durch diese zuletzt vielen mit, wird aber niemals Eigentum des Bewußtseins der Massen. Ist es denn mit der „Idee" der Sozialdemokratie, soweit dies edle Wort für ein solches Ding überhaupt gebraucht werden kann, anders? Was und wo ist denn die Sozialdemokratie? Phantasie in den Köpfen von Marx und seinen Vorgängern und einigen hundert Schwärmgeistern der Gegenwart. Haben diese Leute die Sozialdemokratie etwa von den harmlosen Arbeitermassen gelernt, wird sie nicht vielmehr umgekehrt diesen von jenen wenigen Einzelnen vorgeredet? Mit welchem Rechte nennen sich also diese Phantasten Demokraten?

Der Sozialismus wird immer monarchisch sein, oder er wird nicht sein. David Strauß, dieses gleich Karl Marx nach einer vereinzelten Richtung verirrte deutsche Denkhuhn, hat die Monarchie ein Mysterium genannt. Nichts, was mehr zu Tage läge, als dieses vermeintliche Mysterium! Der Segen der zivilisatorischen Gesamtgewalt des Staates kann eben nur in der Form der Monarchie dem Einzelnen ganz zu gute kommen, weil der Monarch von allen Einzelnen, also allen Sonderinteressen unabhängig, weil er souverän gemacht ist. Nun hängt die Macht des Monarchen ab von der Macht des gesamten Staates, also von einem gesunden Zusammenwirken aller seiner Teile; mithin ist der erleuchtete Monarch durch seinen Selbsterhaltungstrieb, seinen vernünftigen Egoismus, d. h. seine Natur, jederzeit darauf hingewiesen, alle seine Angehörigen, nicht bloß Einzelne, ihre angeborenen Kräfte nach Maßgabe des Interesses aller ganz entwickeln zu lassen. Kaiser Wilhelm I. war, Kaiser Wilhelm II. und König Albert von Sachsen sind in eminentem Grade Sozialisten. Wenn in der Geschichte die Monarchie ihre Schuldigkeit nicht immer gethan hat, so lag die Schuld nicht an dem monarchischen Prinzip, sondern an der Gebrechlichkeit des menschlichen Trägers, die Gott eben nicht bloß in Hütten, sondern auch auf Thronen zuläßt. Denn Leidenschaft und Irrtum sind nun einmal des Menschen Erbteil, sind nun einmal die höllischen Geschwister, die den Sterblichen den Eingang in den Tempel der Vollkommenheit für immer verwehren.

Monarchismus und Sozialismus decken sich also. Demokratie ist der gerade Gegensatz des Sozialismus. Die Demokratie möchte ich die große Dummheit in der Geschichte nennen, weil sich der Begriff nie mit der Sache deckte. Sozialdemokratie ist aber nicht einmal ein vollziehbarer Begriff, sondern, wie die Quadratur des Zirkels, ein bloßes Wort ohne jeglichen Inhalt; sie ist nicht einmal als Dummheit möglich.

Solche Barbarei im Denken würde nun unser Zeitalter gar nicht erlebt haben, wenn es nicht das Zeitalter der Gottlosigkeit, nicht der Anbeter des unbewiesenen souveränen Menschenichs wäre. Unsre Sitten verfallen im Pessimismus, unsre Wissenschaft läuft in das seichte Geschwätz eingebildeten endlichen Seins aus. Der Hochmut unsrer sogenannten exakten Wissenschaften

brüstet sich mit seiner genauen Erkenntnis von allerhand einzelnen Dingen, und noch soll das erste dieser Dinge außerhalb der menschlichen Einbildungskraft und außerhalb oder unabhängig von der Existenz Gottes aufgezeigt werden!

Welche Thorheit ist es, in der Macht des Einzelnen und in der zusammengeflossenen Macht aller Einzelnen im Staate etwas andres erkennen zu wollen, als den Ausfluß der einen, ewigen und unendlichen Macht Gottes! Welche Thorheit also ist es, den Staat von unten herauf und nicht in Gott erkennen, aus Gott aufbauen zu wollen! Wenn wir uns aber auf Gott besinnen, die Rechte der Menschen aus ihm bestimmen wollen, so werden wir schnell fertig werden mit dem Unding Sozialdemokratie, d. i. mit dem Gewerbe einer Hand voll Leute, die Gott und was aus ihm folgt, leugnen und mit ihren Fieberphantasien die unwissenden Massen der Revolution, dem Blutgerüst und dem Kerker zutreiben.

Die Militärpflicht der Mediziner

Von Robert Mauer

Die Studenten der Theologie haben sich dagegen verwahrt, als man ihnen ihr Recht, Soldat zu werden, nehmen wollte, und sie thaten ganz recht daran. Kein wehrfähiger deutscher Jüngling kann für voll angesehen werden, der nicht den Soldatenrock getragen hat und der Armee angehört. Daher wäre es zu wünschen gewesen, daß es mit der Dienstpflicht der Theologen beim Alten geblieben wäre.

Eine Änderung jedoch, wollte ich, träte in der Militärpflicht der Mediziner ein, und zwar folgende: 1. daß sie ein Jahr mit der Waffe dienten, 2. daß sie als Reserveunteroffiziere eingezogen würden, 3. daß sie nach dem Staatsexamen zwei Monate als Unterärzte dienten, 4. daß sie vor der Beförderung zum Reservestabsarzt noch einmal eine Übung machten.

Diese Vorschläge, die manchem, wie ich weiß, ungeheuerlich erscheinen werden, sollen im Folgenden begründet werden.

1. Durch die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen hat man an entscheidender Stelle dargethan, daß es möglich ist, fähige junge Leute in einem Jahre zu brauchbaren Soldaten zu machen, gleichzeitig aber auch — meiner

Überzeugung nach —, daß dieses die kürzeste Frist ist, in der das Ziel erreicht werden kann. Den einjährig-freiwilligen Mediziner entläßt man aber nach einem halben Jahre, also nur halb fertig. Gerade in dem Augenblicke, wo er sich in seinem Rocke heimisch fühlt, muß er ihn wieder ablegen. Er tritt dann allerdings noch einmal wieder für ein halbes Jahr ein, aber erst nach Jahren, nach dem Examen und zu einer Zeit, wo er von dem Stolze, etwas Rechtes zu wissen und zu können, ganz und gar durchdrungen ist, sodaß er für weitere soldatische Ausbildung keinen Sinn hat. Daher sind die Einjährig-Freiwilligenärzte die unglückseligsten Soldaten, die man sich denken kann. Von den Äußerlichkeiten will ich hier ganz absehen, von Haltung, Anzug, Grüßen u. s. w. gar nicht weiter sprechen, nur den Kern der Sache will ich berühren. Gleich beim ersten Revierdienst macht der einjährige Arzt die unangenehme Erfahrung (wenn er ehrlich sein will), daß er nicht weiß, wie er sich den Unteroffizieren gegenüber, die die Kranken herbeiführen, verhalten soll. Kameradschaftlich mag er nicht, und als Vorgesetzter kann er nicht auftreten. Natürlich entsteht so im dienstlichen Verkehr eine Unsicherheit, aus der die meisten nicht wieder herauskommen. Und wie gegen den Untergebenen, lernt der einjährige Arzt sich auch gegen den Vorgesetzten nicht militärisch richtig benehmen. Militärisches Wesen ist niemand angeboren, es muß anerzogen werden, es gehört Übung dazu. Diese Übung erwirbt sich der Soldat, der junge Offizier im Kreise seiner Kameraden — der einjährige Arzt hat keine Kameraden; denn gesetzt auch, daß in derselben Garnison noch andre einjährige Ärzte sind, so schließen sie sich schon deshalb nirgends kameradschaftlich zusammen, weil sie sich nicht lange genug kennen, und dann natürlich auch, weil sie noch ihre studentischen Anschauungen über die Verkehrsfähigkeit des andern bewahren. Leider kommen ja auch die Mediziner aus den allerverschiedensten Gesellschaftsklassen her, und es geht uns nicht ebenso gut wie den Offizieren, die gegenseitig von einander annehmen dürfen, daß ihre Kameraden aus guter Familie stammen, „guter Leute Kind" sind. Wie also der einjährige Arzt sich im Kreise der Kameraden militärisch nicht weiterbilden kann, so kann er es auch nicht, wenn er sich an den Vorgesetzten wendet. Von den ältern Herren kann er natürlich immer sicher sein, Ratschläge zu bekommen, aber mit ihm verkehren werden sie nicht, und die jüngern haben ganz andre Dinge im Kopfe, als sich liebevoll der Erziehung einjähriger Ärzte zu widmen.

2. Das würde sich alles anders gestalten, wenn der Mediziner, nachdem er ein Jahr als Soldat gedient hat, wieder zu Unteroffiziersübungen eingezogen würde. Sein „Kollege von der andern Fakultät" genießt diesen Vorteil, daß er in Beziehung zum Heere bleibt, daß man seine Lernjahre benutzt, um ihn auch für seinen spätern Stand als Reserveoffizier auszubilden und ihm die Fähigkeit beizubringen, wie ein Soldat fühlen und handeln zu können. Den angehenden Arzt aber überläßt man vier bis fünf Jahre ganz und gar der

akademischen Freiheit, die doch mit militärischer Zucht nicht viel gemein hat. Der Mediziner könnte ganz gut in den Universitätsferien eingezogen werden, ebenso wie es bei den Studenten der Jurisprudenz und der Philosophie geschieht. Während dieser Übungen lernte der angehende Arzt — in der Uniform der Lazarethgehilfen — sich wieder in militärische Verhältnisse fügen, er lernte den Dienst der Lazarethgehilfen in Revier und Lazareth aus eigner Erfahrung kennen, und er würde mit Kameraden zusammen gebracht. Außer diesen Vorteilen wäre auch der nicht gering anzuschlagen, daß während dieser Übungen der stud. med. Erfahrung in der Krankenwartung und -Pflege erhielte, wovon der junge Arzt jetzt kaum eine Ahnung zu haben pflegt. Außer Dienst würde der Sanitätsoffiziersaspirant (man verzeihe das harte Wort!) wie der Fähnrich und der Vizefeldwebel der Reserve in den Kreis der Offiziere gezogen werden müssen, wo er lernen könnte, sich militärisch benehmen und soldatisch fühlen. Jeden Fehler, den er in dieser Zeit macht, wird er nicht wieder machen, und die Rüffel, die er jetzt bekommt, lasten nicht so schwer auf ihm, als wenn er sie ein paar Jahre später erhält. Zu den Tugenden eines guten Soldaten gehört es, Ermahnungen und Strafreden hinzunehmen, ohne darüber in Wut zu geraten.

3. Nach Erledigung der Übungen und des Staatsexamens müßte der Arzt dann noch eine Unterarztübung machen. Es träte nun die Forderung an ihn heran, sich als Militärarzt zu üben, und ich bin überzeugt, daß der so vorgebildete Unterarzt nicht nur mit mehr Lust und Liebe, sondern auch mit viel mehr Erfolg seinen Dienst versähe. Denn geradeheraus gesagt: die Einjährig-Freiwilligen-Ärzte leisten nichts. Beweis dafür: in einer großen Garnison, wie Metz und Wilhelmshaven, wo es keinem einjährigen Arzte einfällt, zu dienen, versehen die Assistenzärzte den Dienst ganz allein, zweifellos thun sie ihn mit größerer Gewandtheit und zum Vorteil des Dienstes. In andern großen Garnisonen, wie Dresden und Kiel, wohin die einjährigen Ärzte strömen, stehen sie sich im Wege, und wenn es etwas zu thun giebt, worauf etwas ankommt, kann man sie doch nicht allein schalten und walten lassen. Ebenso liegen die Verhältnisse in den Universitätsstädten: auch da strömen die dienstpflichtigen Ärzte zusammen, sodaß bei einem Bataillon deren wohl fünf vorhanden sein können. Was sollen die da lernen? Der Zweck der Einrichtung der Freiwilligen-Ärzte, erstens, daß sie etwas lernen sollen, sodann, daß sie den Mangel an aktiven Assistenzärzten decken sollen, wird nirgends erfüllt. Anders würde sich die Sache gestalten bei den mir vor Augen schwebenden Unterärzten. Sie hätten eine militärische Schulung, sie hätten ihre Fachkenntnisse und — sie hätten Gehalt. Man müßte ihnen nämlich den Gehalt einer erledigten Assistenzarztstelle geben. Käme vielleicht gar noch die Möglichkeit hinzu, daß der Unterarzt auf seinen Wunsch noch länger als acht Wochen in seiner Stellung bleiben dürfte, so wäre gewiß mancher

von denen, die nicht gleich wissen, wohin sie sich wenden sollen, geneigt, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, und damit wäre wieder zweien geholfen: erstens den Aktiven, die eine Arbeitserleichterung hätten, sodann den Unterärzten, deren Fähigkeiten als Militärärzte je länger je mehr wachsen würde. Auch habe ich die Überzeugung, daß das aktive Sanitätsoffizierkorps in umfangreicherer Weise als bisher aus diesen Unterärzten Ergänzung finden würde.

4. Vor der Beförderung zum Reservestabsarzt werden die Betreffenden jetzt zu einem dreiwöchentlichen Operationskurs nach der Universität ihres Korpsbezirks kommandirt. Diese Art Übung genügt mir nicht. Zwar tragen die Herren während der Zeit ihr militärisches Kleid, aber sie haben sonst — abgesehen von dem zuweilen ausfallenden Vortrage des Oberstabsarztes der Garnison über Kriegs- und Friedenslazareth u. s. w. — keine Beziehung zur Truppe. Beim Reserveoffizier ist das anders: er wird nicht etwa während seiner Übung nur im Schießen ausgebildet, sondern er macht allen Dienst seiner Charge mit, und so kommt es, daß man den Hauptmann der Landwehr im Ernstfall wirklich als Hauptmann wird verwenden können, während es beim Stabsarzt der Landwehr, wie er jetzt ist, nicht gelingen wird, ihn als Oberarzt beim Truppenteil zu verwenden. Unter den praktischen Ärzten herrscht nämlich im allgemeinen eine großartige Verachtung gegen alles, was Ordnung, Listenführung, Journale, überhaupt Statistik heißt, und nur ein kleiner Teil — ein ganz kleiner — ist imstande, sich am Ende eines Jahres oder eines andern Zeitabschnittes vor Augen und Sinn zu führen, was er in seinem Berufe wissenschaftlich geleistet hat. Ihre Thätigkeit in Mark und Pfennige umgerechnet zu sehen, damit begnügen sich die meisten. Für diese wäre es an sich schon gut, wenn sie einmal wieder angehalten würden nach Vorschrift zu verfahren, jedenfalls aber erscheint es nötig, daß sie, wenn sie Stabsarzt werden wollen, auch das können und wissen, was ein Stabsarzt weiß. Jetzt können sie es nicht, wenigstens kenne ich Stabsärzte der Landwehr, die weder wissen, welches das niedrigste Maß für die Soldaten ist, noch welche Anforderungen an ihre Sehleistung gestellt werden, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Sie können das natürlich nur lernen durch Dienst beim Truppenteil, der also meines Erachtens mit jenem Operationskurs verbunden werden müßte. Drei Wochen würden dann allerdings nicht ausreichen, es müßten gewiß acht sein. Der Haupteinwand gegen diese Einrichtung vonseiten der praktischen Ärzte wird der sein, daß sie nicht in der Lage wären, ihre Praxis auf so lange Zeit zu verlassen. Das muß auch für viele zugegeben werden, aber es bleiben doch auch viele übrig, die so stehen, daß sie nach etwa zehnjähriger Praxis acht Wochen fortgehen können, ohne sich dadurch zu schädigen. Kommt noch dazu, daß diese Einziehung nicht obligatorisch gemacht wird, sondern nur auf freiwillige Meldung erfolgt, so ist ihr überhaupt jede

Härte genommen. Wer sich zur Einziehung nicht meldet, soll allerdings auch nicht befördert werden. In der Übung wiederholt der Reservearzt früher gelerntes und prägt sich neues ein.

Zum Schluß möchte ich nur noch sagen, daß ich mir recht gut denken kann, daß diese Wünsche schon an andrer Stelle empfunden worden sind, daß es aber schwer sein wird, sie zu verwirklichen. Aber bei einer neuen Organisirung des Sanitätskorps, die ja doch über kurz oder lang einmal eintreten wird, denke ich mir, wird auch von meinen Ansichten die eine oder die andre zur Ausführung kommen.

Braunschweig, im März 1890

Neue Romane

Mit nicht weniger als drei Werken, von denen zwei allerdings schon älter und jetzt nur in zweiter Auflage gedruckt worden sind, ist Wilhelm Raabe auf dem Büchermarkt des letzten Jahres erschienen. Das jüngste Werk: Der Lar, eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte (Braunschweig, Westermann, 1890) ist räumlich das bescheidenste; die zwei andern Dichtungen: Unsers Herrgotts Kanzlei (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1889) und Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale (2 Bände, Braunschweig, Westermann, 1890) sind weit umfänglicher und stammen aus den Jahren 1862 und 1863, erleben also fast nach drei Jahrzehnten noch eine neue Auflage. Sie sind auch in der That kaum mehr zu sehen gewesen. Hat der Dichter wohl daran gethan, diese Erzählungen uns wieder anzubieten? Diese Frage hat er durch die Neuausgabe selbst aufgeworfen, und sie haben wir hier zu beantworten.

„Unsers Herrgotts Kanzlei“ ist eine historische Erzählung aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Zeit der Religionskriege. „Unsers Herrgotts Kanzlei,“ das ist der Ehrenname der Stadt Magdeburg, den sie sich in ihrer tapfern Verteidigung des lutherisch gereinigten Glaubens gegen Papisten und Interimisten, gegen den Kaiser und gegen die Landesfürsten von Mecklenburg und Sachsen erworben hat. Der Schauplatz der Erzählung ist Magdeburg mit seiner nächsten Umgebung, und zwar zur Zeit der Belagerung durch den wilden Herzog Jörg von Mecklenburg, der die fleißigen Bürger um ihren Wohlstand beneidete und die Wirren der Zeit dazu benutzen wollte, die feste Stadt zu

erobern. Also ein Kampf um die Freiheit des Geistes und des Leibes, ein Teil der hundertjährigen Kämpfe zwischen Bürgertum und freibeuterischem Adel, ein Kampf zwischen Mittelalter und Neuzeit aus der ruhmreichsten Zeit des deutschen Volkslebens wird uns geschildert. Mit Begeisterung hat sich der Dichter in die Vergangenheit vertieft. Sein Herz steht natürlich auf Seiten der Protestanten. Das ehrenfeste Bürgertum schildert er liebevoll, mit satirischer Kraft den feigen und üppigen katholischen Klerus, mit feiner Einsicht die damals zuerst auftauchenden Künstler der Politik vom Schlage eines Moritz von Sachsen: echte Renaissancemenschen. Vor Raabes Phantasie ersteht die Vergangenheit in allen ihren Lebensformen mit sinnlich greifbarer Macht: er sieht die Landsknechte in ihren prahlerischen Kleidern, er sieht in das Innere der Bürgerhäuser, er sieht die bittere Armut des Bauernvolkes. Von fesselnder Lebendigkeit sind die Bilder des Kriegslebens, die Schilderungen der Schlachten und Scharmützel zwischen den Magdeburgern und ihren Belagerern, die Schilderung des Brandes der Neustadt nach dem Verrat; jede Figur steht sicher und kräftig da, man hat seine Freude an all den mannichfaltigen Charakteren.

In der Mitte der Erzählung steht das Haus des Ratsherrn Horn, eines bis zur Ungerechtigkeit gerechten Mannes. Sein Sohn Markus Horn ist, wie so mancher andre Student jener Zeit, von der Universität weg in den Krieg gelaufen, zu den mit Recht berüchtigten Landsknechten. Viele Jahre lang hat er nichts von sich hören lassen, hat für verschollen gegolten, und der alte Horn hat ihn aus seinem Herzen gestrichen zum schweren Leidwesen seiner guten Frau Regula, die sich stets nach ihrem geliebten einzigen Sohne sehnte. Nun, bei drohender Gefahr, kehrt der Fähnrich Markus Horn mit einem Häuflein andrer Magdeburger Kinder in die geliebte Heimat zurück, um in ihrem Heere zu dienen. Er hofft reuig Aufnahme bei seinen schwer gekränkten Eltern zu finden, der erbitterte Vater aber weist ihm hart die Thür. Aber während der dreizehnmonatlichen Belagerung findet Markus Gelegenheit sich auszuzeichnen, nach und nach nähern sich Vater und Sohn, und es kommt zur Versöhnung.

Dies die novellistische Mitte der an Figuren und Ereignissen sehr reichen Geschichte. Die Erzählungsweise Raabes weist schon hier einige von den Fehlern auf, die er in den spätern Werken nicht abgelegt hat. Erstens läßt er sich von seinem rein wissenschaftlichen Interesse, von seiner Freude an der zeitgenössischen Chronik, die seiner Erzählung zu Grunde liegt, verleiten, uns ausführlich und in gelegentlichen Zitaten Teile seiner Quelle mitten im dichterischen Text mitzuteilen, sodaß die stilistische Einheit der Darstellung gänzlich verloren geht; sogar litterargeschichtliche Notizen über die Behandlung desselben Stoffes durch Dichter des siebzehnten Jahrhunderts werden uns nicht erspart. Zuweilen guckt das Lächeln der romantischen Ironie aus den Zügen des Er-

zählers bei dieser Vertraulichkeit mit dem Leser hervor, der in die Mache der Erzählung Einblick gewinnen und jede Illusion verlieren soll: eine romantische Neigung, von der Raabe auch bis auf den heutigen Tag nicht hat lassen können. Im ganzen ist aber sein übrigens sparsamer Humor in „Unsers Herrgotts Kanzlei" noch immer objektiv, und kaum irgendwo dürfte sich Raabes ursprüngliche, echt künstlerische Gestaltungskraft so mächtig offenbart haben, wie in dieser geschichtlichen Erzählung.

Der andre Fehler, den sie zeigt und der auch nicht von ihm überwunden worden ist, ist die Neigung, seine Gestalten ellenlange Reden halten zu lassen. Wie diese langen Reden die Erzählung aufbauschen, die Geduld des Lesers auf harte Proben stellen, haben wir zu unserm Schrecken in dem zweiten Werke „Die Leute aus dem Walde" erfahren. Die Charakteristik poetischer Figuren durch solche Reden gehört wohl zu den allerschwächsten Kunstmitteln eines Erzählers. Zur Not kann dieses Mittel, wenn es sparsam verwendet wird, von Wirkung sein; einzelne Menschen haben ja in der That eine Leidenschaft zu sprechen. Unser Dichter aber scheint der Meinung zu sein, daß es eine Eigentümlichkeit aller Menschen sei, recht breit und mit mehr oder weniger Witz sich zu expektoriren, und das will uns doch als eine sehr irrige Meinung erscheinen. In Wahrheit kann auch der Erzähler sowie der Dramatiker Menschen nur durch ihre Handlungen charakterisiren; soll ihre Rede poetischen Wert haben, so muß sie naiv erscheinen, vom Dichter ihnen ohne ihr Wissen abgelauscht. Dann machen seine Gestalten den Eindruck der Lebendigkeit, wirken poetisch und erscheinen als Naturen. Die Manier Raabes dagegen droht die Erzählung in einen in verschiednen Masken gehaltenen Monolog des Erzählers selbst umzuwandeln.

Freilich hängt dieser Fehler mit der eigentümlichsten Eigenschaft von Raabes Dichternatur zusammen. Raabe hat das Bedürfnis, sich jede einzelne Thatsache von allen möglichen Seiten zu beschauen, sie im Zusammenhang mit seiner gesamten Weltanschauung, mit all seinem geistigen Besitz zu betrachten. Er ist der äußerste Gegensatz der Naivität, die er doch, wenn er ihr begegnet, so innig liebt. Für Raabe gewinnen die Thatsachen nur dann Wert, wenn er aus ihnen recht viel Gedanken saugen kann; denn nur das Denken ist diesem tief in sich selbst vergrabenen Geiste, der seinem eignen sinnlichen Dasein fremd zusieht,*) das wahre Dasein, der einzige Genuß, und von diesem Standpunkte

*) Höchst bezeichnend für Raabe ist darum das Anpreisen folgender Weisheit in den „Leuten aus dem Walde": „Der Sternseher zog das Encheiridion des Epiktet aus der Tasche, blätterte drin und paraphrasirte dann dem Kranken das dreiundzwanzigste Stück: »Bedenke immer, das Leben sei dir gegeben, wie dem Schauspieler eine Rolle im Drama vom Dichter gegeben wird. Spiele sie ab, wie sie der große Poet geschaffen hat — kurz, wenn sie kurz, lang, wenn sie lang ist. Wenn dir die Rolle eines Bettlers gegeben ist, so agire sie, so trefflich du irgend vermagst«" u. s. w.

aus hat er seinen Humor gefunden, der überlegen auf die im sinnlichen Streben sich aufzehrende Menschheit herabschaut, und dem nichts lieber ist, als zu zeigen, wie groß, wie zahlreich und wie heiter die Widersprüche in dieser jämmerlichen und doch so niemals auszudenkenden, also doch nicht auszugenießenden Welt sind. Von der Höhe dieses der selbstvergessenen künstlerischen Naivität ganz entgegengesetzten, stets seiner selbst bewußten Geistes liebt es Raabe, seine Erzählungen zu schreiben, in denen eben darum übermütig mit dem Leser gespielt wird (denn der Dichter ist sich ja fortwährend des Dichtens bewußt), und in denen daher so viel Sorgfalt auf die langen Reden der Figuren verwendet wird (denn auf dieser Höhe des sich selbst genießenden Betrachtens tritt das Interesse an den Thaten und Handlungen der Menschen zurück). Das Kunststück des Dichters muß nun darin bestehen, trotz dieser fortwährenden Zerstörung des Scheins das dichterische Bild doch unzerstört zu lassen, die notwendige sachliche Wirkung der Charaktere und Handlungen nicht zu vergessen, kurz: nicht aufzuhören, Poet zu sein. Nicht immer ist dies Raabe völlig gelungen, und nur langsam scheint er diesen seinen ganz eigentümlichen Stil gefunden zu haben.

In dem Roman der „Leute aus dem Walde" besaß er ihn gewiß noch nicht. Die Fabel selbst hat noch keine Spur von jenem humoristischen Charakter der spätern Raabischen Erfindungen, sie ist ganz romanhaft; die humoristischen Elemente der Erzählung kleben alle den sonderbaren Käuzen an, die in der Geschichte zu thun haben. Man könnte den Roman auch einen pädagogischen, einen Bildungsroman nennen, wie sie zahlreich genug bei uns geschrieben worden sind; aber damit würde man mit allen zehn Fingern auf seine künstlerische Schwäche hinweisen. Wir wollen seine Handlung nur kurz skizziren. Sie spielt in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts; Ort: vermutlich Berlin und Pommern, wo man sich das Gut Poppenhagen denken muß. Ein in der Waldeinsamkeit und bei einigem Pastorenunterricht aufgewachsener Junge von achtzehn Jahren, Robert Wolf aus Poppenhagen, hat der nicht gerade in dem besten Rufe stehenden Schauspielerin Eva Dornbluth, seiner Mitschülerin auf dem Dorfe, eine lärmende Eifersuchtsszene in ihrer eignen prächtigen Wohnung gemacht. Er behauptet, Ansprüche auf ihre Liebe zu besitzen, die sie leugnet; er prügelt sogar ihren Liebhaber und Gönner, den frivolen Lebemann Leon von Poppen, durch und wird deshalb auf die Polizei gebracht. Beim Verhör macht sein charaktervoll naives Wesen auf den philosophischen Protokollschreiber Friedrich Fiebiger einen so guten Eindruck, daß dieser — überdies noch ein Landsmann Roberts — sich entschließt, den prächtigen, aber von aller Welt und allen Mitteln verlassenen und entblößten Burschen zu sich zu nehmen und zu einem tüchtigen Manne zu erziehen. Dieser Anfang der Geschichte ist ganz vorzüglich und das beste an ihr. Nun aber zersplittert sich das Interesse des Erzählers auf eine Reihe von Sonderlingen,

und von der eigentlichen Entwicklungs- und Bildungsgeschichte seines alle Welt entzückenden „Knaben," wie er stets den achtzehnjährigen Robert nennt, erfahren wir blutwenig. Alles, was wir ihn an Abenteuern erleben sehen, ist äußerlich; den Zauber, den er ausübt, die Tüchtigkeit, die er erlangt haben soll, müssen wir dem Erzähler nach seinen wiederholten Versicherungen aufs Wort glauben, überzeugt werden wir davon nicht. Das Beste an dem Romane ist die Erfindung der Originale, die Roberts Erziehung leiten: des humoristischen Polizeischreibers Fiebiger, des pathetisch gedankenvollen Sternguckers Ulex und des thätig liebenden Freifräuleins Juliane von Poppen; dazu kommt die possenhaft humoristische Figur des Histrionen Schminkert mit seinen Abenteuern bei alten Jungfern u. s. w. Die Handlung führt uns in dem letzten Viertel des Romans hinüber nach Amerika, nach Kalifornien, wo Robert, nachdem er einige Jahre Universitätsstudien betrieben hat, gelegentlich Goldgräber und reich wird, um endlich die Geliebte heimführen und das Gut Poppenhagen kaufen zu können, auf dem alle „Leute aus dem Walde" vereint ihr Leben teils beschließen, teils begründen sollen. Ein getreues Abbild deutschen Lebens seiner Zeit zu sein, darf dieser Roman wohl keinen Anspruch erheben, obwohl man ihm die Spuren seiner Zeit anmerkt; das wäre schließlich kein Fehler, wenn er nur sonst bedeutend wäre. Aber wir können auch nicht annehmen, daß die Bildungsgeschichte Roberts irgendwie typischen Wert haben soll. Es bleibt daher nur noch der rein dichterische Gehalt der Charakteristik. Daß diese vorwiegend durch eine übermäßige Beredsamkeit und Betrachtung des Dichters über seine Gestalten und dieser selbst geleistet wird, haben wir schon mitgeteilt, auch wie langweilig diese Manier wirkt. Dann sehen wir aber wirklich nicht ein, wem zuliebe und wem zunutze diese neue Ausgabe gemacht sein soll. In der Entwicklungsgeschichte des Raabischen Schaffens bedeuten die „Leute aus dem Walde" eine Zeit des Suchens nach dem eignen Stil.

Ein Produkt ganz eigentümlicher Art ist die dritte und neueste Erzählung Wilhelm Raabes: „Der Lar." Hier ist die geringe Handlung mit Humor durchtränkt, durchgeistigt. Das Unbedeutende wird symbolisch bedeutsam, im Alltäglichsten spiegelt sich der Charakter der Zeit. Der Kontrast des in der Wirklichkeit häßlichen, unangenehmen, abstoßenden, ärmlichen zu der Fülle dessen, was ihm gemütlich untergelegt wird, was es geistig begleitet, ist voll echten und wahrhaft dichterischen Humors. Auch hier wird viel mehr geredet als gehandelt, aber diese Reden sind teils so pudelnärrisch gescheit, teils so rührend drollig, teils so gallig übermütig, daß sie uns stets unterhalten, und bei aller grüblerischen Sinnigkeit kommt es oft zu einem herzlichen Gelächter.

Die Geschichte ist so recht aus den kleinen Miseren des modernen städtischen Lebens herausgewählt, die gerade wert genug sind, daß sich ein tieferes Gemüt ein klein wenig über sie ärgere, um sich doch nach einem Augenblick der Verstimmung wieder in die reine Luft des Geistes zu erheben. Die Erzählung

beginnt mit der Ausquartierung und Übersiedlung dreier Menschen. Der Student Paul Warnefried Kohl, dessen Vater ein scholastischer Germanist war und sich gar nicht aufs Erwerben verstand, muß nach dem Tode seiner Mutter den gesamten Hausrat seiner Eltern versteigern lassen, um ihre Schulden zu bezahlen. Warnefried ist sein Lebtag ein kleiner Taugenichts gewesen, in der Schule hatte er seinen Platz immer auf der letzten Bank; aber sein Lebtag war er auch ein Witzemacher, und dieser Humor ist sein einziges Kapital. Man muß ihn trotz all seiner Nichtsnutzigkeit lieb haben. Nun steht er mutterseelenallein, ohne einen Knopf in der Tasche da und weiß zunächst nicht, wo er unterkriechen soll. Natürlich ist es zum Überfluß noch ein Regentag. Es regnet überhaupt viel in der Geschichte. Da in der höchsten Not bringt ihm der Briefträger einen Geldbrief mit vollen sechs Mark. Woher? Aus der Redaktion der „Fliegenden Blätter" als Honorar für den ältesten Meidinger des Jahrhunderts und mit der ehrenden Einladung, weiter mitzuarbeiten. In Ermangelung eines Trinkgeldes versetzt Kohl dem alten Briefträger einige Küsse, und in der Begeisterung gönnt er sich mit einem ähnlichen Freunde, dem bummligen Maler Bogislaus Blech, ein ausgiebiges Abendessen, wofür ihm dieser Unterkunft gewährt. Zu derselben Zeit haben auch zwei alte Freunde Kohls die Wohnung gewechselt: der Kreistierarzt a. D. Franz de Paula Schnarrwergk und Fräulein Rosine Müller, Klavierlehrerin. Schnarrwergk hat mit seinem wunderlichen Hausrat, in dem ein ausgestopfter Menschenahn, ein Pithekus, ein Affe, als Lar und Hausgott die hervorragendste Rolle spielt, bei dem strömenden Regen große Beschwerde. Kohl hilft ihm dabei. Zufällig ziehen das Fräulein und der Tierarzt in dasselbe Haus und werden Nachbarn, Thür an Thür. Daraus entwickelt sich nun die kleine Geschichte, die natürlich mit der Ehe Kohls und Rosinchens endigt. Schnarrwergk gehört in die Reihe der Originale derbster Sorte: schnauzig, stachelig nach außen und seelengut von innen. Mit Rosinchen knüpft er, nachdem er sie auf eine schwere Probe gestellt hat, die innigste Freundschaft an; die Probe besteht darin, daß er sie bei niederträchtigem Regen auf einen Spaziergang auf das durch und durch erweichte Land mitnimmt; sie hält aus, sie brummt nicht, bleibt heiter, durchschaut den Grobian in seiner Gefühlsweichheit, und er belohnt sie dafür mit seiner väterlichen Liebe. Der nichtsnutzige Humorist Kohl macht schließlich seinen Doktor, aber keine Staatsprüfung und wird — Zeitungsschreiber, Lokalreporter, Meister in der kunstvollen Darstellung der neuesten Selbst- und Raubmordgeschichten. Mit köstlicher Satire hat Raabe bei dieser Gelegenheit das Zeitungswesen beleuchtet. Der Maler Blech wird schließlich Photograph und zwar eine „Spezialität in Leichenphotographien."

Das Eigenartigste an dieser ganzen Oster-, Pfingsten-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte ist die Darstellung. Ein reicher Geist offenbart sich auf jeder Seite, innig empfunden sind alle Stimmungen, meisterhaft ist z. B. jener

Spaziergang im endlosen Landregen geschildert; die zahllosen philosophischen Anspielungen sind voller Munterkeit, und doch ist ein gewisses Maß gewahrt, die Subjektivität des Erzählers läßt der Gestaltung der Menschen und Vorgänge Raum.

Von Raabe zu Redwitz ist ein starker Sprung. Es ist, als träte man aus dem Gemach eines geistvollen und reichen Kunstliebhabers in die gute Stube eines nüchternen, wenn auch nicht unbemittelten Bürgerhauses. Dort fesseln in allen Ecken und Winkeln größere und kleinere Kunstwerke unsern Blick; halb berauscht stehen wir mitten in dem Reichtum, jedes Stück erzählt uns etwas von der innern Geschichte des Hausherrn, von seinen Studien, von seinen Reisen, von seinen Neigungen, wir möchten in dem stimmungsvollen Halbdunkel nur immer so sitzend verweilen und den Mann bei seinen Schätzen reden hören. Hier in der guten Stube ist alles recht brav, recht reinlich, recht beruhigend; aber die Öldrucke an den Wänden sind Dutzendware, die modischen Möbelstücke, die ganze spießbürgerliche Sonntäglichkeit des Zimmers übt auf uns keinen besondern Reiz aus; denn so wie diese Stube, so sehen hundert andre aus; von einer persönlichen Eigentümlichkeit ihres Besitzers erzählt sie uns wenig.

Mit diesem Bilde hoffen wir unser Gefühl von dem neuesten Romane Oskars von Redwitz: Glück (Berlin, Hertz, 1890) klar ausgesprochen zu haben. Seit einer Reihe von Jahren ist Redwitz unter die Weihnachtsdichter gegangen; die mehrfachen Auflagen seiner letzten Romane beweisen auch, daß er seine Erfolge, sein Publikum gefunden hat, und wir begreifen sehr wohl, daß er sein Publikum unterhält, denn die gute Stube, die wir hier geschildert haben, besteht ja noch in weiten Kreisen des deutschen Volkes, und da finden sich denn verwandte Seelen zu einander. Weniger Sauberkeit und Regelmäßigkeit wäre dichterisch wertvoller, wenn sich eine starke Natur, eine glühende Leidenschaft, ein hoher Sinn offenbarten. Redwitz steigt zum Alltagsleben herab, um selber alltäglich zu werden; er schildert die gediegene Prosa in prosaischer Weise. Er ist kein Raabe, der die kleinliche Alltäglichkeit humoristisch adelt; er ist kein Realist, der mit künstlerischem Behagen die Wirklichkeit, weil sie wirklich ist, studirt und mit malerisch geschultem Auge darzustellen sucht, was insofern auch der Beruf der Kunst ist, als sie doch in Wahrheit das Sein im Empfinden des Gemüts erfassen soll. Redwitzens Verhältnis zur Welt ist überhaupt kein rein ästhetisches; die Menschen schildert er nicht objektiv als Naturen, weil er selbst keine Natur ist; seine Weltanschauung ist die eines wohlmeinenden Biedermannes, der Moralist in ihm ist stärker als der Künstler. Seine Erfindungen sind plan, wenig originell, seine Verwicklung so fade wie matte Limonade. Seine Bücher können mit größter Gemütsruhe der reifern Jugend in die Hand gegeben werden — weniger Gemütsruhe wäre jedenfalls mehr Wertschätzung. Denn wenn man auch nichts

mit dem Naturalismus zu thun haben will, so kann man doch nicht der Schablonenpoesie das Wort reden. Zwischen diesen Gegensätzen unsers litterarischen Schaffens wird es doch wohl noch eine Mitte geben.

Redwitz hat einen stattlichen Band geschrieben, um die nagelneue Weisheit zu lehren, daß das menschliche Glück nicht in dem äußern Besitz an Geld und Gut, sondern in der Güte und Ruhe des Herzens bestehe. Er sorgt allerdings dafür, daß seine braven armen Menschen schließlich doch noch zu einer sehr erklecklichen Versorgung gelangen, aber das Geld allein, beweist er uns umständlich, macht nicht glücklich; man kann Millionen besitzen, und Gicht und Herzbeutelwassersucht thun doch sehr weh, kein Bettler möchte mit so einem Millionär tauschen. Das ist die Moral seines Buches — ohne Zweifel so wahr als möglich, aber auch ebenso trivial als möglich. Nichts ist langweiliger als die Auseinandersetzungen Redwitzens, die sich immer nur ums Geldhaben oder ums Geldnichthaben drehen. Offenbar wollte auch er in der Romanform der Strömung der Gegenwart folgen und Stellung zur sozialen Frage nehmen. Als guter Mensch empfindet auch er das Elend der arbeitenden Klassen, das in schroffem Gegensatze zu dem Dasein von Millionären besteht. Dem Mitleid mit der Not der Arbeiter redet auch er bieder und wohlmeinend das Wort. Er geißelt den Fabrikanten, der für die Arbeiter seiner großen Spinnfabrik nicht erträgliche Wohnungen schaffen will; in seinem Eifer macht er den reichen Emporkömmling zu einem brutaleren Selbstsuchtsmanne, als gerade nötig ist: aber er vertritt die Absichten des Realismus ohne die künstlerische Kraft eines guten Realisten. Die Fähigkeit, in den Dingen aufzugehen, eine reiche Anschauung von der Wirklichkeit, sei es des Volkslebens, sei es des Bürgertums, besitzt Redwitz nicht. Er bewegt sich nicht in einer unmöglichen, aber doch in einer unwirklichen Welt. Es ist z. B. gewiß nicht unmöglich, daß ein kenntnisreicher und ungewöhnlich tüchtiger Gutsbesitzer bei voller Kraft sein ganzes Gut dem Sohne bei seiner Heirat liebevoll überläßt, um diesem allen Spielraum zu lassen; aber es ist unwirklich und grenzenlos thöricht, denn derselbe Mann, der sein Lebtag fleißig gearbeitet hat, muß sich in der großen Stadt, in die er nun übersiedelt, aus Müßiggang zu Tode langweilen, und alle Attribute der Weisheit, die ihm Redwitz beilegt, werden durch diese Handlung so unwahr gemacht, als es nur denkbar ist. Poetisch genommen, fängt der müßige Landwirt in der Stadt eigentlich erst an, interessant zu werden. Wie wenig humoristische Gestaltungskraft Redwitz besitzt, erkennt man aus der Zeichnung einer andern Figur, des Gymnasialdirektors „Sozusagen" Dr. Weise: eines Wohlthäters im Stillen, der unbeholfen und befangen wird, wenn er sprechen soll. Was hätte Raabe aus dieser Gestalt gemacht! Bezeichnend für den philiströsen Mangel an Humor bei Redwitz ist die ernsthafte Predigt gegen die Scherze über die Schwiegermütter, die eine Zeit lang von den Witzblättern gebracht wurden. Da thut sich der moralisirende Biedermann eine Güte!

Mit dieser Predigt hat sich Redwitz geradezu lächerlich gemacht. Die einzige interessante Figur ist die des Robert Steffens, eines Strebers, der sich seines Strebertums nicht bewußt ist. Ihr zuliebe wollen wir die Handlung des Romans wenigstens in den Umrissen mitteilen.

Der Kreisgerichtsrat Steffens in einem kleinen ostpreußischen Städtchen stirbt rasch infolge einer Lungenentzündung, die er sich im Dienste der Justiz zugezogen hat. Er hat mit seiner Frau und drei Kindern von seinem Gehalte in bescheidenen, aber befriedigenden Verhältnissen gelebt. Nun ist die ganze Familie auf den Witwengehalt von zweihundert Thalern angewiesen: zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben, denn die zwei Söhne Rudolf und Robert sind noch Gymnasiasten, Klärchen kann nur gut Klavier spielen. Die Rätin Steffens siedelt mit zwei Kindern, Klärchen und Rudolf, nach Königsberg über. Viele Versuche, Geld zu erwerben, scheitern. Endlich findet die Rätin im „Joanneum," einem Pensionat für sechs Gymnasiasten, das der Direktor Weise eingerichtet hat, Unterkunft, Einkommen, Ruhe. Einen der Knaben, eben jenen reichen Gutsbesitzerssohn, heiratet Klärchen; ihr Bruder Rudolf heiratet, nachdem er ein berühmter Arzt geworden ist, seine Schwägerin Johanna. Der zweite Sohn der Rätin Steffens, eben jener Robert, ist beim Kommerzienrat und Besitzer einer Spinnfabrik Bode im kleinen Städtchen als Mentor und Studiengenosse dessen Sohnes Erwin zurückgeblieben. Es wird uns oft versichert, daß er ein „Genie" sei. Von dieser Genialität können wir aber nur eine Äußerung beobachten: seine Unfähigkeit, zufrieden zu sein. Schon zu Vaters Lebzeiten hat er mit Neid das Bodische Haus besucht, und nach des Vaters Tode hat er sich von den Seinigen, vor deren Not ihm graute, getrennt, um beim Millionär unterzukommen. Dort hat ihn von Anfang an der Verdacht des Strebertums verfolgt, dem er aber durch energisches Auftreten und tüchtige Leistungen zu begegnen verstand. Im deutsch-französischen Kriege (den kann Redwitz immer noch nicht entbehren! man sollte meinen, im „Haus Wartenberg" hätte er ihn genügend verwertet) fällt sein Schützling Erwin Bode, und noch vor seinem Hingange empfiehlt Erwin den Jugendfreund Robert den reichen Eltern aufs eindringlichste. Robert also zieht ins Haus des Kommerzienrats, der indes bald stirbt, Gattin und Tochter einzig dem Schutze Roberts überlassend. Schließlich heiratet Robert die reiche Erbin, aber noch immer ist er nicht glücklich. Er verhärtet in der Unruhe seines Innern nach außen, wird noch strenger als der verstorbene Manchestermann Bode gegen die Fabrikarbeiter, das Gold befriedigt ihn nicht, da ihm ein Leibeserbe versagt bleibt; seinen Geschwistern hat er sich innerlich längst entfremdet, und schließlich führt ihn die Unseligkeit seines Herzens zum Versuch des Selbstmords. Der Schwerverwundete genest in einer kümmerlichen Arbeiterstube, wohin er nach seiner rasch entdeckten That gebracht worden ist. Und hier bekehrt er sich denn auch zum

Mitleid, zur Liebe zu seinen Arbeitern, denen er nun endlich Wohnungen bauen läßt.

Die gar zu sichtbare Tendenz in dieser Entwicklung einer interessanten Charaktergestalt verdirbt ihren dichterischen Wert. In der Hand eines prosaischen Mannes wird selbst das Körnchen Gold zu Messing.

Wien M. N.

Wiener Volksstücke

In Wien sind jetzt zwei Bühnen, auf denen das Volksstück gepflegt wird: das Josefstädter und das Karltheater in der Leopoldstadt. Das Josefstädter steht unter der Leitung eines gewissen Giesrau, dem Karltheater steht der bekannte Komiker Karl Blasel vor, der vorm Jahre das Josefstädter Theater innehatte. Dem Namen Blasel wohnt in Wien unstreitig eine große Zugkraft inne, aber es hat sich doch in diesem Winter gezeigt, daß er allein nicht imstande ist, volle Häuser zu machen, es müssen doch auch sonst noch gute Schauspieler und wenigstens leidliche Stücke dazu kommen. An beiden hat es aber im Karltheater gefehlt. Dagegen erfreut sich das Josefstädter Theater immer guten Besuchs, obwohl Giesrau dem größeren Publikum kaum dem Namen nach bekannt ist. Aber er hat es verstanden, gute Kräfte heranzuziehen, und er bietet im ganzen doch eine bessere Kost als Blasel.

Das große Zugstück des vorigen Jahres — es wurde etwa zweihundertmal im Josefstädter Theater aufgeführt —, die „Gigerln von Wien" — erscheint jetzt nur selten noch auf den Brettern: jedermann hat sie gesehen, viele sogar zweimal. Wie wir hören, konnten sich die „Gigerln" auf fremden Bühnen — in Deutschland und selbst in den deutschösterreichischen Provinzen — den Beifall nicht erringen, der ihnen in Wien so reichlich gespendet wurde, hie und da sind sie sogar durchgefallen. Das ist leicht begreiflich, nicht etwa deshalb, weil das Stück zum größten Teil in der Wienerischen Mundart geschrieben ist, sondern weil die drolligsten Gestalten dem Wiener Vorstadtleben entnommen und darum auch nur wieder hier verständlich sind. Die Helden freilich — die Gigerln — sind kein Erzeugnis des Wiener Bodens, sie stammen aus Paris, haben sich rasch in allen europäischen Großstädten eingebürgert, wohl überall eine gewisse Lokalfarbe angenommen, aber immer gewisse gemein-

same Züge bewahrt, die auf ihre Herkunft deuten. Da ist zunächst die auffallend abgeschmackte Kleidung, die in ihren Einzelheiten von Jahr zu Jahr wechselt, die abgebrochene, näselnde Sprache, der eigentümliche Gang — mit vorgeneigtem Oberleib und Anheben der Kniee, der Gruß — der Oberarm wird wagerecht ausgestreckt, der Unteram schnellt mit dem Hute senkrecht hinab, bis er mit dem Oberarm in einer Ebene liegt und mit ihm einen rechten Winkel bildet, endlich das Händeschütteln — der Arm wird in Brusthöhe in einen rechten Winkel gebeugt. Aber nicht diese typischen Erscheinungen waren es, die dem Stück einen so großen Erfolg verschafft haben; sie wirken ja sehr komisch, wenn sie auf der Bühne erscheinen, aber ein dauerndes Interesse können sie nicht erregen, dazu sind sie zu marionettenhaft. Nun ist aber da ein reicher Fabrikantensohn, der ein Gigerl werden will, doch das lebhafte Wiener Blut, der urwüchsige Dialekt des „Brillantengrunds“, angeborne Gutmütigkeit und die Nachwirkungen einer ehrbar-spießbürgerlichen Erziehung schlagen ihm alle Augenblicke ins Genick und verraten, daß in dieser Puppe doch noch etwas von einem Menschen steckt. Seine Genossen tadeln ihn, er nimmt den Tadel reumütig hin, aber wie sehr er sich auch bemüht, es gelingt ihm nicht, ein tadelloses Gigerl zu werden. Diese Figur, durchaus wienerisch und außerhalb Wiens kaum zu verstehen, ist eine der hübschesten des Stückes.

Die Handlung der „Gigerln“ ist im Grunde nichts weniger als neu. Daß ein Gegenstand, an dem irgend einer Person sehr viel gelegen ist, ein Bild, ein Brief, ein Kleidungsstück, ein Kind — abhanden gekommen ist, krampfhaft gesucht wird, und nach vielen Irrfahrten, Mißverständnissen, Abenteuern der Suchende endlich ans Ziel kommt — wie oft ist dieses Motiv schon verwendet worden! mit besonderm Glück von Labiche, dann von unzähligen Nachahmern. Diesmal ist es ein Lottozettel, dem ein ehrsamer Hutmachermeister und Pantoffelheld nachjagt. Seine Frau hält ihn sehr knapp, sie darf nicht wissen, daß er im kleinen Lotto spielt, so steckt er den Zettel in das Futter eines alten, längst aus der Mode gekommenen hellgrauen Zylinderhutes. Eines Tages erscheint ein Gigerl im Laden. Er ist in Paris und London gewesen, eine neue, ganz unerhörte Hutform aufzufinden — vergebens! Er kehrt von seiner Entdeckungsreise unverrichteter Sache wieder zurück. Da erinnert er sich, im Schaufenster einer Huthandlung der Vorstadt vor Jahren einen Zylinder von höchst auffallender Form gesehen zu haben, er begiebt sich sofort auf die Suche, findet die Handlung und läßt sich von der allein anwesenden Frau verschiedene alte Hüte zeigen; endlich fördert sie aus dem untersten Winkel des Schrankes den hellgrauen Zylinder zu Tage, worin ihr Mann den Lottozettel verborgen hat. Unser Gigerl ist entzückt, kauft den Hut und eilt triumphirend zu seinen Genossen. Gleich darauf empfängt der Hutmacher die Nachricht, seine Nummern seien gezogen worden, er will den Zettel holen und entdeckt das Unglück. Nun beginnt die abenteuerliche Jagd, die

ihn natürlich unter anderm auch in ein galantes Abenteuer verwickelt und die Eifersucht seiner strengen Gemahlin erregt. Man wird zugeben, daß das alte Motiv nicht ungeschickt verwendet ist; insbesondre ist es ein glücklicher und zugleich „lokalpatriotischer“ Zug, daß die in London und Paris umsonst gesuchte Hutform zuletzt bei einem bescheidenen Wiener Vorstadthutmacher gefunden wird.

Von den Neuigkeiten, die das Josefstädtertheater diesen Winter gebracht hat, sind bemerkenswert: „Der dumme August,“ „Die Grabenfiaker,“ „Frau Sopherl (Sophie) vom Naschmarkt“ und die Parodie auf Dumas' „Fall Clémenceau“: „Die Fälle Clémenceau.“ Was die ersten drei betrifft, so sind es auch darin, mehr noch als in den „Gigerln,“ einzelne Figuren, die ihren Wert ausmachen, nicht die Verwicklung oder die eingeflochtenen Possen, am allerwenigsten die leidigen Couplets, die — wenn sie nicht sehr witzig sind, und das waren sie heuer nie — dem Zuhörer von Geschmack auch ein gutes Volksstück unausstehlich machen müssen. Im „Dummen August“ ist es die Frau eines Kaffeesieders, eine „Daitsche aus Prag,“ die den Mittelpunkt des Stückes bildet. Sie ist jung, hübsch und sehr anständig, dabei stolz auf ihr „scheenes Daitsch“; dem Dichter Zawadil, der sie als Mädchen in glühenden Versen besungen hat, hat sie nur darum einen Korb gegeben, weil sie eine „Daitsche“ ist und darum den Namen Zawadil nicht tragen will. Aber in der Prosa des Ehelebens mit ihrem Kaffeesieder, dem „dummen August,“ ist die Erinnerung an die Huldigungen Zawadils ihre Poesie. Nach Jahren sehen sich beide wieder: eine köstliche Szene. „Setzen Sie sich Ihnen, Herr Zawadil,“ sagt sie; er darauf: „Warum Herr Zawadil? Sagen Sie denn Herr Schiller, Herr Gethe? Sie sagen Schiller, Gethe! So sagen Sie auch Zawadil.“ Sie — die Hand aufs Herz gelegt, mit wogendem Busen, hinschmelzend —: „No so gut, Zawadil! Setzen Sie sich Ihnen!“ — Die Handlung des Stückes bildet wieder die Jagd nach einem verlornen Dinge; diesmal ist es ein Findelkind, das vor zwanzig Jahren geboren worden ist. Origineller Züge entbehrt die Handlung gänzlich, aber so wie in den „Gigerln“ die Vorführung des Sonntagsvergnügens bei den „Schrammeln“ in Nußdorf Gelegenheit giebt, allerlei Wiener Typen gleichsam im Profil vorzuführen, so diesmal die Vorbereitungen zu einem Gartenfest in einem Wiener Vorstadtwirtshaus.

In den „Grabenfiakern“ erscheint der berühmte Wiener Rosselenker in seinen verschiedenen Spielarten vor uns, daneben episodisch der „Wasserer,“ d. h. der Knecht, der die Wagen wäscht und die Pferde tränkt. Wie nicht selten in solchen Stücken, wird darin der guten alten Zeit ein Loblied gesungen: die niedern Stände sehen ohne Haß und Neid auf die höhern, sie begegnen ihnen respektvoll, aber doch nicht ohne bürgerliches Selbstbewußtsein, der Vornehme verschmäht es nicht, in das Haus des einfachen Mannes zu treten, an seinen Festen teilzunehmen, der alte Graf und der alte Fiaker gedenken gemeinsam

wehmütig der schönen Jugendzeit in dem verschwundenen Alt-Wien. In scharfem Gegensatz dazu steht der moderne Emporkömmling von dunkler Vergangenheit, seine träge, verschwenderische Frau, eine herzlose Tochter, dann die Jüngeren aus kleinbürgerlichem Haus, die sich von diesem falschen Glanz blenden und aus ihrem Kreise hinauslocken lassen. Zuletzt geht freilich alles gut aus, der reiche Schwindler wird entlarvt, in dem Jüngern siegt der von den Eltern ererbte tüchtige Sinn.

Die „Frau Sopherl vom Naschmarkt“ ist eine Schöpfung des gemütvollen Wiener Humoristen Chiavacci. Die Höckerinnen vom Naschmarkt sind durch Schlagfertigkeit und Grobheit von jeher berühmt gewesen. Frau Sopherl besitzt nicht nur diese Eigenschaften in höchstem Grade, sie zeichnet sich auch durch einen scharfen Blick für Menschen und Verhältnisse und durch ein lebhaftes Interesse für die kleinen Angelegenheiten ihrer Nachbarn wie für die großen der Stadt und des Staates, ja ganz Europas aus. Ihrer Gesinnung nach ist sie altösterreichisch und konservativ, daher allem Fremden und Neuen gegenüber mißtrauisch. „Was glaubens denn — sagt sie zu einer ihrer Kundinnen —, wie lang is denn her, daß i den Kaiser Wilhelm anerkenn? I hab allerweil nur Köni von Preißen gsagt! Und mit 'n Bismarck is das nämliche. Für mi war er allerweil nur der Herr von Bismarck. Na, weils aber hernach so brav waren und in Frieden derhalten hab'n und nacher habn's gar mit uns die Allianz gschlossen, na so hob i mer denkt: erkennst er 's an! Mir schadt's nix, und ihnen machts a Freud.“ Standesunterschiede, alten Brauch und Sitte will Frau Sopherl erhalten wissen, aber gegen Vornehmthuerei und Überhebung öffnet sie alle Schleusen ihrer furchtbaren Beredsamkeit.

Chiavacci hat das Wiener Publikum mit dieser Gestalt zuerst durch eine Reihe kleiner Feuilletons in einer hiesigen Zeitung — es erschien jahrelang allwöchentlich eines — vertraut gemacht, ehe er sie auf die Bühne brachte. Damit hatte er bereits einen großen Vorteil, etwa wie ein Dichter, der allbekannte Sagenstoffe behandelt: jedermann wollte Frau Sopherl nun auch von Angesicht sehen und reden hören. Auf die Handlung des Stückes kam auch hier sehr wenig an, übrigens ist sie gar nicht schlecht erfunden. In dem Gemüsekorb der Frau Sopherl liegt eines Tages ein kleines Kind: ein armes verführtes Mädchen hat es, auf die Gutmütigkeit der Alten bauend, hineingelegt. Frau Sopherl nimmt das Kind zu sich, und ihrem Scharfsinn gelingt es, nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater, den jungen Herrn von Pflanz, zu ermitteln. Sie nimmt nun, wie sie sich ausdrückt „die Geschichte in die Hand“: der Verführer wird von ihr moralisch gezwungen, sein Unrecht gut zu machen, d. h. die Verlassene zu heiraten. Eine Reihe von prächtigen Gestalten umgiebt Frau Sopherl: ihre Tochter, die „Sali,“ die in einem kritischen Augenblick die Mutterschaft jenes Findelkindes mutig auf sich nimmt, obwohl sie dadurch den Bruch mit ihrem Geliebten herbeiführt — sie stellt

ihn auf die Probe, die er schlecht besteht —, dann ein philosophischer Tierkräutler, der Fleischhauer Schinkengruber, der Seifensieder Pflanz u. a. Wären nur nicht auch hier die albernen Couplets!

Die „Fälle Clémenceau“ sind nicht eigentlich eine Parodie, das Stück giebt nur einen gedrängten Auszug des Dumasschen Ehebruchstückes, läßt aber dadurch dessen Hohlheit um so drastischer hervortreten. Außerdem sprechen die Personen der Parodie das, was der Zuschauer in dem Dumasschen Stück denkt, laut und in Wienerischer Mundart aus, was von sehr großer Wirkung ist. „Giebt es denn einen Mann, der so namenlos dumm ist, daß er mich zur Frau haben will?“ fragt die schöne Isa der Parodie, als Clémenceau um sie wirbt. „Ja, es giebt einen solchen Dummkopf,“ erwidert schwärmerisch der Freiersmann, „ich bin es!“ Wie sie dann verheiratet sind, will das Dienstmädchen sehr bald ihren Dienst kündigen. Die Mutter Clémenceaus fragt sie, warum. „In diesem Haus kann ich mir ja keinen Liebhaber derhalten, die gnä' Frau spitzt mir's ja alle weg.“ „Ha, meine Ahnung!“ ruft die ehrwürdige Matrone, „sie ist also eine solchene.“ Eine „solchene“ bedeutet in der Mundart der Wiener Vorstädte eine öffentliche Dirne. Zimperliche Leute finden dergleichen Scherz zu ausgelassen, und für junge Mädchen ist das allerdings nicht. Aber ein Stück wie der „Fall Clémenceau“ verdient eine so derbe Parodie.

Das Karltheater hat, wie gesagt, weniger Glück mit seinen Aufführungen gehabt und mußte bisweilen auf Nestroy zurückgreifen, der immer noch wirkt. Am besten soll noch „Nigerls Reise nach Paris“ gewesen sein, das wir nicht gesehen haben. Herr Nigerl ist, wie Frau Sopherl, eine seit einigen Jahren in Wien sehr bekannte Figur: ein Wiener Vorstadtphilister von altem Schlag. Er ist eine Schöpfung Eduard Pötzls, des bedeutendsten Wiener Volksschriftstellers neben Chiavacci, dem er zwar nicht an Gemüt und Humor, wohl aber an Gestaltungskraft und virtuoser Beherrschung des Dialekts gleichkommt. Von der Bühne ist Herr Nigerl schon lange wieder verschwunden. Eine ziemlich lustige Posse, die gleichfalls ein paar Dutzend Vorstellungen auf dem Karltheater erlebt hat, war „Annagasse Nr. 27“ von L. Krenn und Fr. Schamberg. Die Hauptfigur ist hier der Schuhmachermeister Jakob Fleck. Fleck hat zwanzig Jahre bei der Kavallerie gedient, ist nun Fahnträger bei den „Veteranen“ und fehlt als solcher bei keiner „Leich“. Nachdem er der tausendsten „Leich“ das Geleite gegeben, wird ihm von seinen Vereinsgenossen ein Lorbeerkranz überreicht. Die Wirtschaft in seinem Hause wird sehr lustig abgeschildert; das Töchterlein Eva, der Geselle Adam, Edi, der Lehrjunge, der Hausherr Theobald Wurzinger und der Agent Hasenkopf sind gut getroffene Figuren aus dem Wiener Kleinleben, aber die Darstellung — insbesondre der Fleck Blasels — leidet an Übertreibung. Wir glauben nicht, daß es Wiener giebt, wie Blasel sie darstellt; er liefert nur immer Karrikaturen, keine Abbilder des wirklichen Lebens.

Wie ich Herrn Madsen kennen lernte

Eine kleine Jägergeschichte von Sophus Bauditz

Übersetzt von Therese Lorck

(Schluß)

Madsen und Flora waren schon an der Brücke, als ich ankam, und wir wurden ohne Umstände von der Schildwache durchgelassen. Zunächst mußten wir uns am Ufer halten, denn die Artillerie hielt Schießübungen. Wir erbeuteten einige Brachschnepfen und gelangten allmählich mehr in die Nähe des Schießplatzes. Madsen stand auf einem kleinen Erdwall, als einige hundert Ellen seitwärts eine Granate platzte und man die Kartätschen pfeifen hörte. Obwohl ein Unglück unmöglich war, erschrak ich doch, als ich auf einmal Madsen auf der Nase liegen sah, beruhigte mich aber sofort, als er im besten Wohlsein, wenn auch mit dem Schrecken im ganzen Gesichte, wieder aufstand.

Soll mich der und jener holen! Die Bestien schießen scharf, und man kann eins dabei wegkriegen, daß man sich den Tod holt. Lassen Sie uns schleunigst wieder nach dem Ufer zu gehen. Es ist ein greulicher Gedanke, daß sie mit solchem Teufelskram auf lebendige Menschen schießen, und was mag so ein Granatending kosten!

Das weiß ich nicht, vielleicht eine Mandel Kronen oder mehr.

Das ist doch großartig, davon könnte ein anständiger Mensch vierzehn Tage leben. Gott, was doch alles in der Welt unnütz draufgeht, und wie sonderbar alles verteilt ist! Da wohnt mir gegenüber ein Fräulein Jensen, vielleicht kennen Sie sie? Nein? Es ist die Tochter des Fleischers Jensen, und sie erbte als einziges Kind den ganzen Kram. Nun frage ich Sie, liegt wohl ein Sinn darin, daß so ein einzelnes Frauenzimmer eine große Wohnung mit allen möglichen Bequemlichkeiten inne hat und mehr als dreitausend Kronen an Zinsen zu verzehren? Sie könnte doch recht gut einen Mann und etliche Kinder mit solchem Einkommen ernähren!

Ich blickte Madsen an, um mich zu überzeugen, ob er etwa einen Witz machen wollte, aber es prägte sich ein tiefer Ernst in seinem Gesicht aus.

Inzwischen hatten wir uns niedergelassen, um ein Butterbrot zu essen und einen Schnaps zu trinken. Ich bot Madsen von meinem Vorrat an, und solange dieser vorhielt, aß er mit gutem Appetit mit und griff erst dann nach dem seinigen. Mit mir werden Sie schwerlich teilen, meinte er, indem er Miene machte, mir ein Butterbrot zu reichen.

Nein, besten Dank, ich bin fertig, obwohl Ihr geräucherter Lachs sehr appetitlich aussieht.

Jawohl, lächelte Madsen, schöner geräucherter Lachs das; es sind Möhren!

Möhren?

Jawohl, der billigste Aufschnitt für Butterbrot, den man haben kann, und er schmeckt wirklich sehr gut, wenn man sich daran gewöhnt hat. Ich muß sparsam leben, denn sehen Sie, mein Bruder, der Gutsverwalter, hilft mir zwar, bis ich etwas Festes habe, aber man mag doch nicht gern nur von andern leben, wenn man eine gute Erziehung genossen hat und sich selbst ernähren kann.

Nun, haben Sie Aussichten?

Na, es könnte sich vielleicht fügen, antwortete er. Es schien mir aber, als ob er nicht wünschte sich weiter auszusprechen, und so schwieg ich.

Nachdem wir längere Zeit die kleinen Grasholme am Ufer durchsucht hatten und ich eben nach einer wegziehenden Ente zielte, fiel es plötzlich meinem Kameraden ein, den vor einer Stunde fallen gelassenen Faden wieder aufzunehmen. Ich könnte Ihnen übrigens immerhin mitteilen, was ich im Auge habe, sagte er. Kennen Sie den Kronprinzen?

Gewiß kenne ich ihn, er aber mich nicht!

Er soll ein sehr guter Mensch sein.

Darüber herrschen wohl kaum verschiedne Ansichten.

Und nicht wahr, der Kronprinz hat Kinder? ich meine Prinzen.

Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: Ja, es war mir doch, als hätte ich das schon gehört. Die müssen also doch später auch mit bei den Königsjagden sein, meinen Sie nicht?

Das ist allerdings sehr wahrscheinlich.

Nun, dann scheint es mir zweckmäßig, daß sie beizeiten einen Begriff von der Jagd bekommen, damit sie sichs nicht einmal einfallen lassen, einem von der Meute eins aufs Fell zu brennen. Was meinen Sie, wäre das nicht etwas für mich, so eine Anstellung, um den jungen Prinzen zu zeigen, wie man auf die Jagd geht?

Ehrlich gestanden, nein. Wie sollte denn ein solcher Unterricht betrieben werden?

Nun, ich denke mir das so. Ich würde mit ihnen in den Tiergarten gehen und sie einen Bock schießen lassen. Dann würden wir weiter gehen und über das oder jenes schwatzen. Glauben Sie mir, das würde den kleinen Prinzen mehr Spaß machen, als im Schlosse zu sitzen und Aufgaben ausarbeiten.

Das Letztere konnte ich nun unmöglich mit gutem Gewissen verneinen, suchte aber doch in möglichst schonender Weise Madsen zu überzeugen, daß Jagd wohl schwerlich als ein eigentliches Unterrichtsfach für die kleinen Prinzen betrachtet werden würde, die er sich offenbar als richtige Märchenprinzen vorstellte, die nichts zu thun haben, als mit Kronen auf dem Kopfe und dem Degen an der Seite herumzuschlendern.

Er schien etwas niedergeschlagen durch das wenig günstige Prognostikon, das ich ihm in Bezug auf die Verwirklichung seiner sinnreichen Erziehungspläne hatte stellen müssen. Doch erholte er sich überraschend schnell von seiner Enttäuschung und sagte: Übrigens habe ich noch an etwas andres gedacht.

Nun, und das wäre?

Glauben Sie nicht, daß man mir einige Hunde für Stubendressur anvertrauen würde?

Der Übergang von den Prinzen auf die Hunde kam allerdings etwas unvermittelt. Aber es wurde mir immer klarer, daß Madsen im ganzen genommen nicht ohne Ideen war, denn ehe wir die Pferdebahn erreichten, hatte er die Möglichkeit, sich eine Existenz zu schaffen, in staunenswerter Mannichfaltigkeit entwickelt.

Ehe wir Abschied von einander nahmen, versprach ich ihm, zu thun, was möglich wäre, um eine oder die andre bescheidne Stellung für ihn ausfindig zu machen, und ich hielt auch Wort. Die eingezognen Erkundigungen bestätigten meine Ansichten. Alle waren darüber einig, daß er eine durch und durch ehrliche Haut sei, daß er sich aber auf Grund des ihm angebornen Widerwillens gegen jede Arbeit überall unmöglich mache. Ich wollte ihn aber nicht aufgeben, und da ein mir bekannter Großhändler einen zuverlässigen Mann suchte, der vormittags Gelder einzukassiren hatte, gelang es mir, Madsen diese Stelle zu verschaffen.

Ich war so froh darüber, daß ich mich entschloß, Madsen am Nachmittag in seiner Wohnung aufzusuchen, obwohl es schlechtes Dezemberwetter war, um ihm die, wie ich annehmen mußte, höchst angenehme Nachricht brühwarm zu überbringen.

Nachdem ich mir bei der Wirtin, Frau Hebamme Lund, die im Parterre wohnte, das Zimmer genauer hatte bezeichnen lassen, kletterte ich bis unters Dach, fand richtig die Thür und klopfte an.

Keine Antwort. Erneutes Klopfen — noch keine Antwort. Da öffnete ich die Thür ohne Erlaubnis.

Madsen lag im Bett im tiefsten Schlafe. Auf meinen Guten Tag öffnete er die Augen, starrte mich an, gähnte und sagte schließlich: Ah, Sie sind es? willkommen!

Sind Sie krank? fragte ich teilnehmend.

Nein, gottlob! nicht. Warum fragen Sie so?

Weil Sie schon so frühzeitig am Nachmittag zu Bett gegangen sind.

Ist es Nachmittag? Alle Hagel, da habe ich wahrscheinlich seit gestern Abend durchgeschlafen. Ich hatte gerade keine Veranlassung, heute auszugehen, und ich schlafe etwas langsam, fügte er als eine Art Erklärung hinzu, da ich wahrscheinlich ein etwas erstauntes Gesicht machte. Ich habe ja auch ein hastiges Jagen nicht nötig. Mein bißchen Essen bereite ich mir selbst, wenn ich Hunger bekomme; ich spare damit das öftere Hinunter- und Heraufklettern der vielen Treppen, außerdem auch das Einheizen.

Aber die Zeit muß Ihnen doch entsetzlich lang werden, warf ich ein.

Nein, darüber kann ich durchaus nicht klagen. Ich habe mich in den letzten Tagen damit unterhalten, die Generalstabskarte von Jütland zu studiren und über die Jagden nachzudenken, die ich dort mitgemacht habe; dabei ist die Zeit ganz hübsch vergangen.

Das ist ja recht schön, sagte ich, und erzählte ihm nun von der Stelle, die ich für ihn hätte, und daß er sie morgen antreten könnte.

Aber statt sich zu freuen, begann er Bedenklichkeiten zu äußern. Das wird schwere Arbeit geben, alte Flora, sagte er, indem er sich nach dem Hunde hinwandte, dessen Kopf, halb vom Deckbette bedeckt, mir erst jetzt in die Augen fiel. Das wird uns beiden sauer werden, uns so von Pontius zu Pilatus herumpeitschen zu lassen. Na, man muß sich damit trösten, daß man die Pferdebahn hat!

Ich tröstete ihn nicht, sondern machte ihm freundschaftliche Vorwürfe, ermahnte ihn zur Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit und ging.

Er trat denn auch die Stelle an, und wenn ich im Verlauf des Winters mitunter den Großhändler sah, berichtete mir dieser, daß Madsen allerdings unglaublich langsam und schlaff, aber doch pflichtgetreu und sehr zuverlässig sei.

Er erhielt 40 Kronen monatlich, für einen Mann mit wenig Ansprüchen ans Leben genügend, um gerade durchzukommen, wenn auch etwas knapp. Deshalb freute ich mich auch, als ich ihm im Laufe des Sommers eine Schreiberarbeit zuweisen konnte, da er eine hübsche Hand schrieb.

Ich ging zu ihm und traf ihn auch zu Hause, halb zum Fenster hinausliegend und eifrig nach etwas schauend.

Dort am Giebel giebt es ja eine schwere Menge Staarkästen, gehören die Ihnen? fragte ich, nachdem wir uns begrüßt hatten.

Allerdings gehören die mir, antwortete er, und jetzt sind die Jungen bald zu brauchen!

Zu brauchen? Wozu? Was wollen Sie damit sagen?

Nun, natürlich um verspeist zu werden.

Was, Sie abscheulicher Mensch! rief ich, Sie verspeisen die Jungen, die unter Ihren Augen ausgebrütet und aufgefüttert worden sind? Ist so etwas möglich?

Warum nicht? und sie schmecken sogar sehr gut! Und das versicherte er mit einer solchen Wärme der Überzeugung, daß ich jeden weitern Appell an sein Gefühl aufgab und ihm nun erzählte, daß ich eine Schreiberarbeit für ihn hätte, die aber nicht eilig sei, und die er nach seiner Bequemlichkeit fertig machen könne.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, sagte er, aber darauf kann ich mich doch nicht einlassen. Weshalb sollte ich es auch thun? Was zum Auskommen nötig ist, habe ich ja durch meine Vormittagsarbeit bei dem Großhändler, weshalb soll ich mich denn noch durch Nachmittagsarbeit abnutzen? Nein, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie an mich gedacht haben, aber daraus wird nichts.

Ich redete ihm freundlich zu, ich schalt ihn, aber das eine wie das andre prallte wirkungslos an ihm ab. Er war wie der Lazzaroni, der sich gerade so viel verdient hat, als er für den Tag zum Leben braucht; biete ihm einen Scudo, um deinen Koffer über die Straße zu tragen, er rührt sich nicht.

An einem Herbsttage begegnete ich meinem Großhändler, der mich anhielt, um mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, was aus Madsen geworden sei.

Ist er denn nicht mehr bei Ihnen? rief ich voller Verwunderung.

Nein, er kündigte Mitte September, Gott weiß weshalb, und als ich mich tags darauf bei seiner Wirtin erkundigte, erfuhr ich, daß er abgereist sei, wohin, wisse sie nicht.

Schon betrachtete ich Madsen als aus meinem Gesichtskreis entschwunden, da begegnete ich ihm eines Nachmittags an einem Orte, wo ich es am wenigsten erwartet hatte. Ich streifte wieder einmal mit meiner Flinte die Küste von Amack entlang und hatte mir einen Sitz im Schilfe zurecht gemacht. Ein Zug Enten, der lange Zeit ein paar hundert Ellen vom Lande im Wasser manövrirt hatte, kam in der Dämmerstunde näher, und ich überlegte schon, ob ich nicht der nächsten einen Gruß starken Schrotes senden sollte, ehe es zum Schießen zu dunkel würde, da sehe ich plötzlich dicht neben mir einen Blitz und höre einen Schuß. Meine Enten hoben sich aber, ich hörte etwas schwer ins Wasser fallen und eine wohlbekannte Stimme: Apporte, Flora! rufen.

Ich watete in der Richtung der Stimme und rief ohne weitere Einleitung: Guten Abend, Madsen!

Mit Erlaubnis, wer spricht da? antwortete er, nicht ganz ohne Scheu.

Ich bin es, seien Sie nur ganz ruhig, aber wie können Sie es wagen, ohne Karte hier zu schießen? Sie werden es so lange treiben, bis man Sie einsteckt.

Ach, das ist nicht so schlimm, wie es aussieht, seien Sie überzeugt, mir thut niemand etwas.

Auf dem Nachhausewege fragte ich ihn, wo er seit dem September gewesen sei und weshalb er seinen Platz aufgegeben habe. Er antwortete ausweichend.

Als ich aber auf ordentliche Auskunft drang, rückte er heraus damit: Sehen Sie, mit Flora geht es bergab, sie läuft bald zwölf Jahre mit, das gute alte Fell, aber nun fängt es an, zu anstrengend für sie zu werden.

Anstrengend? Inwiefern?

Hinter dem Pferdebahnwagen zu laufen, denn mit hinein darf ich sie ja nicht nehmen.

Aber Sie müssen doch nicht immer fahren, Sie können doch auch gehen!

Nein, das würde mir zu schwer, ich bin mein Leben lang kein Freund vom Gehen gewesen.

Das ist doch aber zu arg, eine gute Stelle aus diesem Grunde aufzugeben.

Ich hatte auch noch einen andern. Sehen Sie, ich habe einen guten Freund oben in Jütland bei Løgstör. Er schrieb mir, daß er sieben Volk Hühner auf seinem Felde habe, und da schien es mir doch bei Gott zu trivial, die Pflastersteine Kopenhagens abschleifen zu helfen.

Und da reisten Sie nach Jütland und schossen die Hühner?

Ja, wenigstens einen guten Teil davon.

Und was nun?

Nun? Ja, ich bin in mein altes Logis gezogen und muß sehen, wieder irgendwo anzukommen.

Das Letztere sprach er mit einem leichten Seufzer, wie ein Mann, der sich mit Ergebung in ein hartes, aber unabwendbares Schicksal fügt.

Nach einer kleinen Pause sagte er plötzlich: Erinnern Sie sich vielleicht, daß ich Ihnen von einem Fräulein Jensen erzählt habe, der Tochter des Fleischers, die mir gegenüber wohnte, mit vier großen Zimmern und dreitausend Kronen Zinsen!

Was ist mit der?

Die hat sich wahrhaftig verheiratet.

So? hat sies nicht lassen können?

Aber das ist doch eigentlich ganz natürlich, daß ein Mädchen, das so warm sitzt und eine ganze Familie erhalten kann, sich verheiratet! Es wäre geradezu eine Schande gewesen, wenn sies nicht gethan hätte! Ja, man hätte sich doch beizeiten ein bißchen bemühen sollen, murmelte er, wer weiß — na, Sie denken vielleicht an mich, wenn Sie etwas hören sollten!

Das versprach ich; und noch mehr, ich hatte wirklich schon einige vorbereitende Schritte gethan, als ich eines schönen Tages aufs angenehmste durch ein Briefchen von meinem Freunde Madsen überrascht wurde, worin er mir mitteilte, daß er tags zuvor in den heiligen Ehestand getreten sei, indem er sich mit der verwitweten Frau Lund — der Hebamme im Parterre — habe trauen lassen.

Mir gewährt es stets Befriedigung, wenn ich sehe, daß ein Mann seinen rechten Platz findet und die Stellung im Leben erreicht, für die er von der

Natur im voraus bestimmt zu sein scheint. Ich sandte deshalb sofort Madsen einen aufrichtig gemeinten Glückwunsch und stattete einige Tage nachher meinen Besuch ab.

Ihn traf ich zu Hause, die Frau aber nicht, sie war auf der Praxis. Madsen war würdevoll und still vergnügt.

Jetzt habe ichs wirklich in jeder Hinsicht ausgezeichnet, sagte er. Das einzige Bittere ist, wenn meine Frau in der Nacht herausgeklingelt wird, dann wache ich gewöhnlich auch auf. Aber ich hoffe, ich werde mich schließlich doch daran gewöhnen, das Klingeln zu verschlafen.

Wir teilen wohl alle von ganzem Herzen die Hoffnungen des sonst so zufriedenen Ehemannes.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch drei Epiloge zu den Wahlen. Im Anschluß an die Ergebnisse der Reichstagswahlen ist uns von unsern politischen Mitarbeitern eine außergewöhnlich große Zahl von Betrachtungen und Meinungsäußerungen zugesandt worden. Leider können wir sie nicht alle zum Abdruck bringen. Für heute geben wir nur noch drei davon, deren verschiedne Gedankengänge mit einander zu vergleichen dem Leser gewiß anziehend sein wird. Einzelnes von dem, was darin angeregt wird, soll in den nächsten Heften noch weiter ausgeführt werden.

1

Die radikalen Parteiblätter jauchzen. Das Kartell liegt auf der Strecke! jubelt hetzlustig die Frankfurter Zeitung, und andre Blätter derselben Richtung erklären den Zusammenbruch des Regierungssystems Bismarck aus den letzten zehn Jahren für besiegelt. In dieser Siegesfreude über die Niederlage des Kartells, dessen Mehrheit im künftigen Reichstage allerdings beseitigt ist, übersehen die freisinnigen Preßorgane nur eine Thatsache: daß der Zug nach links, der im Volke wehen soll, sich nicht ihnen, sondern den Sozialdemokraten zugewendet hat, während die freisinnige Partei und ihr Anhang im günstigsten Falle eine jedenfalls nicht maßgebende Vermehrung erfahren haben wird. Ihrem Einfluß und dem ihrer Verbündeten stehen aber als gleichwertig bei dem Zustandebringen der Gesetze gegenüber der Bundesrat und der Kaiser, dem verfassungsgemäß die Verkündung und Ausfertigung der Gesetze zusteht.

Wir meinen, daß man sich in den fortschrittlichen Kreisen einer sehr starken Täuschung über die Schätzung des Parlamentarismus im Volke hingiebt. Die politische Selbständigkeit und die Teilnahme an den Staatsangelegenheiten, die wir

der Einführung der Konstitution und der Parlamente verdanken, ist gewiß ein hohes und ideales Gut, und es ist nicht zu bezweifeln, daß durch die Volksvertretung die politische Mündigkeit des Volkes allgemein anerkannt worden ist.

Aus der Entstehungsgeschichte der Parlamente ergiebt sich, daß sie wesentlich politische Aufgaben verfolgten und der Natur nach sich auch stellen mußten. Noch verstärkt wurde diese Richtung dadurch, daß sich in den Parlamenten Parteien bildeten, die in ihren Parteiprogrammen den Wählern klar zu machen suchten, welches Maß von weitern Freiheiten ihnen noch verschafft werden sollte. Der Konflikt im Anfang der sechziger Jahre zwischen der Regierung und dem preußischen Abgeordnetenhause hatte einen rein politischen oder, wenn das besser klingt, staatsrechtlichen Charakter. In den Kammern suchten sich die Schichten des Volkes, die infolge ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit und ihres Bildungsgrades den Ausschluß von den öffentlichen Angelegenheiten schmerzlich entbehrten, Gehör zu verschaffen. Für die große Menge des Arbeiterstandes, der in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts noch viel zu tief stand, hatten die politischen Gerechtsame des Königs wie der Unterthanen, die Ministerverantwortlichkeit, das direkte oder indirekte Wahlrecht keinerlei Interesse.

Nachdem aber der allgemeine Schulzwang, der Heeresdienst, der Fabrikbetrieb und die Großindustrie auch den Arbeiterklassen ein geistiges Leben zugebracht haben, ist auch in ihnen, wie einstens in dem Bürgerstande der Trieb nach Selbständigkeit erwacht. Doch was die Arbeiter erstreben, ist nicht ein Zuwachs politischer Freiheiten, es ist vielmehr ihre wirtschaftliche Selbständigkeit, die sie zu erringen suchen. Frage man nur unter unsern Arbeitern, ob es ihnen große Bekümmernisse bereitet, daß unsre Reichstags- und Landtagsperioden jetzt fünf Jahre statt drei Jahre dauern, man wird gewiß nicht finden, daß sie diese Veränderung schwer ertragen. Die wirtschaftlichen Fragen haben aber in den Parteiprogrammen keine große Rolle gespielt. Ein im Besitze glücklicher Parteiführer glaubt auch heute noch an das Dogma des laisser-faire. Nicht der Anregung unsers Reichstages, sondern dem energischen Betreiben unsers leitenden Staatsmannes gebührt der Dank für die Gesetzgebung, die bisher zum Schutze der Arbeiter in Kraft getreten ist. Eine Fortsetzung der mit diesen Gesetzen verfolgten Zwecke ist die Verheißung, die der Kaiser in seinen beiden Erlassen gegeben hat.

Als im Jahre 1878 der Reichskanzler infolge des Niederganges der deutschen Industrie der Zollpolitik eine Wendung gab, standen die Parteien des Reichstags dem anfänglich ratlos gegenüber und nahmen zu dieser Veränderung zunächst Stellung je nach ihrer politischen Richtung. Es galt die Meinung, daß jeder liberale Abgeordnete Freihändler sein müsse, während Schutzzoll und Reaktion mit einander gleich bedeutend waren. Und so wird auch jetzt noch bei allen Fragen im Parlamente die politische Seite in den Vordergrund gebracht. Der Arbeiter aber will, daß er für seine Arbeit ein menschenwürdiges Dasein führen, daß er sich wie die wirtschaftlich besser gestellten dem Leben in der Familie, der Erziehung seiner Kinder und der Beteiligung an den hohen geistigen Aufgaben hingeben könne. Hierbei spielt das Maß der politischen Befugnisse nur eine untergeordnete Rolle.

Der Parlamentarismus hat seine geschichtliche Aufgabe, dem Volke seine öffentliche Mündigkeit zu verschaffen, erfüllt; für die Lösung sozialer Fragen ist er nicht das geeignete Organ, und zwar gerade wegen seiner politischen Interessen. Wenn es einmal in künftiger Zeit gelungen sein wird, den Arbeiterstand auf die gleiche Höhe und in dieselbe Lage wie die übrigen Berufsklassen zu bringen, dann wird es an der Zeit sein und den Parlamenten, wenn an ihre Stelle nicht eine

bessere Einrichtung getreten sein wird, obliegen, für den weitern Ausbau unsrer politischen Freiheiten zu sorgen.

Wenn die gegenwärtigen Wahlen einen beträchtlichen Zuwachs an sozialdemokratischen Stimmen aufweisen, so lehrt diese Thatsache, daß noch viel geschehen muß, um die Lage der Arbeiter befriedigend zu gestalten. Diese Aufgabe hat sich unser junger, thatkräftiger Kaiser gesteckt, und man wird ihn auch in den Arbeiterkreisen verstehen und unterstützen. Dabei kommt es auf die Stellung der oppositionellen Parteien — abgesehen von der Sozialdemokratie — zu den einzelnen wirtschaftlichen Problemen nicht weiter an: das Parlament wird in seiner Abstimmung am Ende der allgemeinen Volksstimme folgen müssen, gleichviel ob eine solche Abstimmung in ein Parteiprogramm paßt oder nicht. Die Sozialdemokratie aber wird ihren Einfluß unter den Arbeitern verlieren, sobald diese wahrnehmen und einsehen, daß man ihre gerechten wirtschaftlichen Ansprüche zu befriedigen sucht. Nur wer sich den sozialen Aufgaben unterzieht, hat das dauernde Interesse des Volkes für sich. Dafür ist auch der so oft als aufgelöst angekündigte Bestand des Zentrums ein untrüglicher Beweis, insofern er zeigt, daß das religiöse Leben im Volke unter dem Einfluß der Kirche viel mehr Bedeutung hat, als der Kampf um staatsbürgerliche Rechte.

Gerade wegen der politischen Sonderstellung der Parlamente erscheint es aber auch als durchaus billigenswert, daß die Vorbereitung der neuen wirtschaftlichen Maßregeln andern Organen, die außerhalb jener Interessen stehen, anvertraut und daß in die neuen Aufgaben nicht von vornherein der Alltagshader der Parteien hineingetragen werde. Denn in dieser Beziehung trifft es zu, was neulich einem Parlamentarier von erlauchtem Munde bestätigt worden ist, daß unsre Parteien in ihrer heutigen Zusammensetzung überwunden sind.

2

Die Triumphgesänge der Parteien, die den diesmaligen Wahlen Zuwachs zu danken haben, verraten zwar nichts, was wir nicht längst gewußt hätten. Aber da in der Siegesfreude auch der letzte Rest von Zurückhaltung für überflüssig gehalten wurde, offenbarten sich die schönen Seelen in voller Nacktheit; und ob nun dieser Anblick manchen Verblendeten die Augen geöffnet haben mag oder nicht, wenigstens für die Zukunft werden die Leistungen der Entschiedenen unter den Freisinnigen aus diesen Tagen wertvolle Dokumente sein. Deshalb wünschten wir, daß die öffentlichen Bibliotheken sich überwänden, solche Erzeugnisse der Presse zu sammeln (die Beamten könnten ja dazu Handschuhe anziehen). Denn wer würde ohne die Belege einmal glauben, daß im Jahre 1890 im deutschen Reiche, angesichts der es umlagernden und umlauernden Feinde, angesichts aber auch der rastlosen und weisen Bemühungen der Regierenden um die Wohlfahrt des deutschen Volkes vaterlandslose Gesinnung so frech auftreten und — Beifall finden konnte? Kommen wird ohne Zweifel die Zeit, und wohl bald, wo die jetzt den Schreiern folgende Menge sich des heutigen Taumels nicht mehr erinnern will, und die Schreier selbst sich darauf verlassen, daß das ABCBuch und die nach dem 20. Februar losgelassenen Leitartikel in keinem Käseladen mehr aufzutreiben sein würden. Sie dürfen aber nicht so verschwinden, am wenigsten die Meisterstücke, die darthun, daß der alttestamentarische Rachedurst und Geifer, mit dem der nationale Gott an die Verpflichtung erinnert wurde, die andern Völker unter das auserwählte zu zwingen, sie mit eisernem Szepter zu zerschlagen und wie Töpfe zu zerschmeißen, noch keineswegs ausgestorben ist.

Beschränkten sich die unmittelbar nach dem glorreichen Siege der Sozialdemokraten und ihrer freisinnigen Trabanten angestellten Erörterungen über die Ursachen dieser Erscheinung größtenteils auf die zunächstliegenden Umstände, so ist das begreiflich. Doch vermögen wir solchen Untersuchungen keinen besondern Wert beizumessen. Was vorzüglich dazu beigetragen hat, den Anhang der oppositionellen Parteien zu verstärken, ob die Zölle, ob der Heeresaufwand, ob das Sozialistengesetz oder nach der Nationalzeitung die Gleichgiltigkeit des Ministeriums — das berührt das Wesen der Sache nur wenig. Denn was auch geschehen möge, und wie die Zustände seien: Hinz und Kunz werden immer noch unbefriedigte Wünsche hegen, an die gewissenlose Agitatoren anknüpfen können. Und wenn sonst ganz verständige und leidlich gebildete Leute sich immer wieder von den hohlen Phrasen des Freisinns berauschen lassen, während jeder Tag ihnen aus Frankreich, aus Belgien, aus Spanien u. s. w. die schönsten Illustrationen zu der Lehre vom alleinseligmachenden Parlamentarismus liefert: wie darf man sich wundern, daß der Fabrikarbeiter sich für eine Zukunft begeistert, wo allen seinen Bedürfnissen reichlich genügt werden und er außerdem die Befriedigung genießen soll, zu sehen, daß jeder sich plagen müsse wie er und keiner mehr habe als er? Wenn er auch Goethe kennte, würde er ihm doch nicht glauben, der behauptet: „Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber- und hinüberschwanken, der eine Teil wird leiden, während der andre sich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben." Vielmehr wird er den Weisen und Propheten von der Art der Herren Singer und Bebel wohlgefällig lauschen, die ihm weißmachen, daß durch eine neue Ordnung der Gesellschaft alle guten und bösen Leidenschaften aus der Welt geschafft werden können. Wir müssen uns in Geduld fassen und hoffen, daß allmählich die Bethörung wieder weichen werde, wenn sich zeigt, daß die neuen Cagliostros eben auch Windmacher sind, während der verhaßte alte Staat wirklich das Mögliche thut, um das Los der Enterbten zu verbessern. Noch weniger braucht uns die freisinnige Flut besorgt zu machen. Wer kennte nicht die gewissen „bürgerlichen" Elemente, die es gewaltig kitzelt, „fortschrittlich" zu sein und den Großen der Erde kühn Trotz zu bieten, wo dies ohne alle Gefahr geschehen kann, und die von „Loyalität" überfließen, sobald die Situation etwas bedenklich zu werden scheint oder ihre persönlichen Interessen ins Spiel kommen! „Mir schaudert die Haut, wenn ich sehe, wie unsre Nation, oder wenigstens ein Teil derselben, den man äußerlich für respektabel hielt, wieder mit Nürnberger Ware spielt," schrieb Lichtenberg im Jahre 1789. Viel verändert hat sie sich also in dem Jahrhundert nicht!

Indessen ist der Augenblick wohl geeignet, sich zu fragen, ob diese kopflose Wirtschaft denn ewig fortbestehen müsse? Niemand kann es für undenkbar erklären, daß einmal das ganze deutsche Reich eine Vertretung erhielte, die diesen Namen ebenso verdiente, wie die Abgeordneten, die die Reichshauptstadt in den Reichstag zu senden pflegt, als Vertretung Berlins angesehen werden kann. Daß um die Berliner Mandate nur noch die Gefolgschaften der Herren Richter und Singer mit einander ringen, ist eine lebendige Kritik des Wahlsystems. Die Bedeutung Berlins, nicht nur als Sitz der Regierung, sondern auch als geistiger Mittelpunkt Deutschlands, kommt in den Wahlen nicht zum Ausdruck; man rücke nicht wieder mit dem einen Professor Virchow hervor, denn der ist nicht als der berühmte Gelehrte, sondern als der treue Schildknappe des Herrn Richter gewählt worden. Die korrekte Gesinnung verschafft ihm Nachsicht für sein hervorragendes Wirken in einem

bestimmten Fache der Wissenschaft. Nun sind aber nicht allein in Berlin die Ungebildeten und die Unmündigen in der Mehrheit, und nicht nur dort ist die Minderheit noch dadurch im Nachteil, daß sie wählerisch in den Mitteln der Agitation sein muß, keine Versprechungen ins Blaue hinein machen darf. Weshalb sollte sie nicht einmal überall um einige Stimmen zurückbleiben, sodaß die „Reichsvertretung" nur noch aus Zentrum, Äußersten und Alleräußersten bestünde? Das würde dann wohl eine Volksvertretung nach dem Herzen der Berliner Volkszeitung und Genossen sein, da die nicht vertretenen Parteien bekanntlich nicht zum Volke gerechnet werden dürfen. Und bevor der Unsinn nicht seinen Gipfelpunkt erreicht hat, ist kaum darauf zu rechnen, daß unsre sehr kritischen lieben Deutschen auch ihrem politischen Aberglauben zu Leibe gehen. Welches Hochgefühl schwellt die Brust derer, die der alten und der neuen Aufklärer Sprüche auswendig hersagen wissen, und die zu gleicher Zeit auf die symbolischen Bücher des Liberalismus so glaubensstark schwören, wie irgend ein Orthodoxer auf den „papiernen Papst der Protestanten," wie die verschollenen Lichtfreunde sagten. Der Ausdruck papierner Papst verdiente wirklich wieder eingeführt zu werden; credo quia absurdum est. Nun wird aber, abgesehen von demokratischen und sozialdemokratischen Fanatikern, jedermann wenigstens in der Theorie zugestehen, daß eine Landesversammlung die Ansichten des ganzen Landes wiederspiegeln soll — was die erstern nur anerkennen, wenn sie in der Minderheit sind. In Österreich sehen wir soeben den Versuch, durch gesetzliche Einrichtungen zu verhüten, daß nationale Minderheiten mundtot gemacht werden können. Sollte derselbe Grundsatz nicht auch zur Geltung kommen, wo es sich um politische Überzeugungen handelt?

Dieser Gedanke ist schon öfter ausgesprochen, und es ist auch nachgewiesen worden, wie er sich zum System ausbilden ließe. Merkwürdigerweise erstehen ihm Gegner nicht allein in den Reihen der Herren „Führer," die um Lohn und Brot zu kommen fürchten. Man sagt, an dem im Jahre 1866 proklamirten Wahlsystem dürfe nicht gerüttelt werden, denn unter diesem Zeichen sei Preußen gegen die Bundestagsmehrheit zu Felde gezogen, unter diesem Zeichen sei das Reich wieder erobert worden. Nun unterschätzen wir das Gewicht dieses Arguments gewiß nicht. Indessen hat der Staat der Hohenzollern jenen Anspruch auf die Führung in Deutschland doch durch jahrhundertelange schwere Arbeit erworben, und wer will behaupten, daß die Kriege von 1866 und 1870/71 einen andern Verlauf genommen hätten ohne das allgemeine und gleiche Wahlrecht? Gerade die Demokraten gingen in dem erstern Jahre offen oder insgeheim mit dem Bundestage, und die Radikalen sympathisirten auch mit Frankreich, wie sie es heute noch thun. Auch braucht das allgemeine Wahlrecht keineswegs zurückgenommen zu werden. Den Widersinn birgt die Gleichheit. Daß wir samt und sonders vor fünfundzwanzig Jahren uns einer Täuschung hingegeben haben, dürfen wir ohne Erröten eingestehen. Wir staken zu ausschließlich in politischen Fragen, um der Gährung in den Schichten der Lohnarbeiter die rechte Aufmerksamkeit zu widmen, und einen solchen Rückgang des Nationalgefühls, wie wir ihn jetzt erleben müssen, hätten wir schlechterdings für unmöglich gehalten. Aber da wir nicht freisinnig sind, haben wir auch nicht nötig, einen Irrtum deshalb als Wahrheit aufrecht zu erhalten, weil wir einmal an ihn geglaubt haben. Ebenso unnötig wäre es aber, auf das unglückliche System der Steuerklassen zurückzugreifen. Wenn jeder in seiner Berufsklasse und natürlich auch aus dieser zu wählen hätte, so wäre sowohl der Erdrückung und Erstickung politischer Meinungen durch die Zahl der (gleichviel ob leeren) Köpfe bis zu einem gewissen Grade vorgebeugt, als auch dem Überwuchern geschäftsmäßiger Parlamen-

tarier. Dieser Umstand allein würde freilich genügen, um den ganzen Freisinn, nicht nur den der strengen Observanz, gegen eine solche Neuerung in Harnisch zu bringen. Alles, was irgendwie an die vorhandne Gliederung der Gesellschaft, an die Lebensinteressen bestimmter Gegenden und bestimmter Beschäftigungen erinnert, soll ja einer Volksvertretung nach freisinniger Schablone fernbleiben. Da gilt nur der ideale Staatsbürger, noch besser der Weltbürger, der auch das Vorurteil der Nationalität abgestreift hat. Zwar widerspricht dem Lehrsatze die tägliche Erfahrung. Die Wünsche der einzelnen Wahlkreise werden ohne jede Rücksicht auf das Allgemeine verfochten, der Jurist versäumt nicht, seine Autorität geltend zu machen, der abgefundene Eisenbahndirektor giebt keineswegs mit dem Überrock auch seine fachmännischen Kenntnisse und Sondermeinungen in der Garderobe ab u. s. w. Doch hindert das alles nicht, das Prinzip hochzuhalten, sich selbst in dem Aberglauben zu bestärken, daß die bunte Menge schließlich der Inbegriff aller Weisheit sei.

Auch in diesem Punkte müssen wir uns mit der Hoffnung begnügen, daß die Parteiführer selbst allmählich — sehr allmählich! — die Aufklärung verbreiten werden. Und zwar können die sozialen Reformen in dieser Richtung viel Gutes bewirken, so fraglich es ist, ob sie unmittelbar durch die gewünschten Erfolge werden gekrönt werden. Die Demokratenhäuptlinge müssen ebenso wie die Arbeiterführer um ihre Existenz kämpfen und wenden dasselbe Mittel an: Verhinderung oder doch Diskreditirung des Guten, indem sie unerreichbares Besseres fordern. Aber sie befinden sich in weniger günstiger Lage. Denn wenn sie in ihrer Arbeiterfreundlichkeit so weit gehen, Einrichtungen zu befürworten, die den Arbeitgeber konkurrenzunfähig machen würden, so können sie nicht, wie jene, auf den sozialen Zukunftsstaat verweisen. Vielmehr liegt die Berechnung auf der Hand, daß ihnen an der ehrlichen, soliden Industrie nichts gelegen ist, und daß sie sich darauf verlassen, ihre Freunde würden sich durch Schleuderarbeit schon schadlos zu halten wissen. Möchten die Herren nur bei dieser Politik bleiben!

3

Es ließ sich erwarten, daß der Ausfall der Reichstagswahlen die konservativeren Politiker veranlassen würde, ihre mancherlei nicht mehr ganz neuen Vorschläge für eine Reform des Reichstags und des Wahlrechts wieder aufzutischen. Der Kaiser, der Kanzler und die Minister hegen schwerlich dergleichen Pläne; und sollte ein solcher zur Ausführung gelangen, so würde man sich sehr bald davon überzeugen, daß der Satz von der Unvollkommenheit alles Irdischen von keiner Art Wesen stärker gilt als von den Staatsverfassungen, und daß die mit der Oktroirung einer neuen verbundenen Arbeiten, Ärgernisse, Kämpfe und Gefahren der Mühe nicht lohnten. Dagegen lohnt es der Mühe, einmal auf den Grundfehler hinzuweisen, an dem alle modernen Verfassungen ohne Ausnahme leiden: die übermäßige Zentralisation. Sie ist bekanntlich aus der Reaktion gegen die übermäßige Zersplitterung hervorgegangen. Allein nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern auch die Staatsklugheit sollte den Politikern verbieten, ihre Augen vor den guten Seiten der antiken und der mittelalterlichen Kleinstaaterei zu verschließen. Auf den richtigen Beobachtungsstandpunkt hat vorm Jahre Ronald Keßler in diesen Blättern in der Abhandlung über die richtige Größe der Staaten hingewiesen. Nur muß das dort gesagte noch dahin ausgedehnt werden, daß der kleine Mann nur solcher Gemeinwesen lebendiges Glied sein kann, die so klein sind, daß sie nach modernen Begriffen den Namen eines Staates gar nicht

verdienen. Es ist doch klar, daß jeder nur in dem Kreise mit Nutzen zu wirken vermag, den er übersieht, dessen Getriebe er durchschaut und dessen Angelegenheiten er versteht. In der Handwerkerkorporation, in der ländlichen Wassergenossenschaft, in der Stadt- oder Landgemeinde von sechs- bis zehntausend Seelen, da wird der Kleinbürger oder Kleinbauer als lebendiges Glied der Selbstverwaltung seinen Platz ausfüllen. Die Verwaltung einer Stadt von 100000 Einwohnern erfordert schon mehr Kenntnisse, mehr Erfahrung und mehr Muße, als dem kleinen Manne zur Verfügung stehen, und greift er gar durch Agitation und durch Wahl von Vertretern in die Geschicke eines Großstaates ein, so wird nahezu ein Lotteriespiel daraus.

Solchen Zufälligkeiten den Staat preiszugeben, sahen die Regierungen sich auch ohne Revolution genötigt, sobald ihre Machtbereiche so groß und so stramm zentralisirt waren, daß die ihnen obliegende Verantwortung übermäßig schwer und das Treffen des Richtigen in der unübersehbaren Masse von Entscheidungen nicht minder ein Lotteriespiel geworden war. Glichen die mittelalterlichen Staaten einem gliederreichen, locker gefügten Gewürm, dessen Teile sich leicht von einander trennen und dann jedes für sich ohne Schwierigkeit weiter leben, so gleichen unsre heutigen Großstaaten dem menschlichen Körper im Zustande der Nervosität. Die Ausbildung des Organismus ist vollendet, das Gefüge wunderbar fest, schön und zweckmäßig, aber der Zusammenhang zwischen Haupt und Gliedern ist zu eng. Im gesunden Menschenleibe erfährt der bewußte Geist für gewöhnlich gar nichts von den Vorgängen der Verdauung und Ernährung (denen im Staate die Gütererzeugung und der Güterumsatz entsprechen), und greift nur viermal am Tage durch den Entschluß der Nahrungsaufnahme in sie ein. Außerdem höchstens, so oft ihm durch Schmerzen eine Störung angezeigt wird. Nur wenn der Mensch krank ist, fühlt er jedes einzelne seiner Glieder und Organe und doktert daran herum. Im Staate ist dieser Zustand der Nervosität vorhanden, wenn sich die Regierung z. B. um die Polizeiverwaltung jedes kleinen Dorfes, und umgekehrt jeder Tagelöhner um das Reichsheer und die Staatsfinanzen kümmert, wenn sich der Staat in die Privatwirtschaft und der Privatmann in die Staatswirtschaft nicht bloß gelegentlich einmal in einem außerordentlichen Falle, sondern beständig einmischt. Das erzeugt beiderseits unaufhörliche schmerzhafte Reibungen, deren Empfindung durch das unangenehme Bewußtsein verschärft wird, daß man mit aller seiner Mühe doch nur den Stein des Sisyphus wälzt. Ohne Zweifel ist das National-, Reichs- und Großmachtsgefühl, das wir Deutschen erst 1870 gewonnen haben, ein hehres Gut; aber gerade in der Natur der erhabensten Gefühle liegt es, daß sie nicht zu oft und nicht bei jeder Kleinigkeit in Anspruch genommen werden dürfen, wenn sie nicht abgenutzt werden sollen. Das wiedergewonnene Nationalgefühl wird ganz gewiß seine volle Kraft und Glut äußern, wenn das Vaterland einmal in Gefahr kommt oder wenn es sich um ganz außerordentliche, hochwichtige Schritte der Gesetzgebung handelt, die der leitende Staatsmann nur in innigster Wechselwirkung mit dem ganzen Volke wagen kann. Allein die Zumutung, zwanzig Jahre hinter einander fortwährend nationale Begeisterung zu äußern, übersteigt das Maß der Erregbarkeit eines gesunden Volkes, wie die Zumutung, immerfort am Wohle des Vaterlandes unmittelbar mit zu arbeiten, das Maß seiner Kräfte. Wenn die Regierung sich gar zu eingehend mit dem Wohle jedes einzelnen Reichsbürgers und der schlichte Bürger sich gar zu anhaltend mit dem Wohle des Vaterlandes und den Regierungssorgen beschäftigt, so werden bei dieser Vertauschung der Rollen wahrscheinlich beide Teile und demnach auch das Ganze schlecht fahren.

Da Barbaren, die uns den Garaus machen könnten, wie ehedem unsre Vorfahren dem römischen Weltreiche, nicht an den Grenzen lauern (ich spreche nicht von Deutschland, sondern von der ganzen europäischen Kulturwelt), und da wir uns doch noch zu lebenskräftig fühlen, als daß wir den Tod an Altersschwäche oder an unsern teilweise nur eingebildeten Krankheiten erwarten sollten, so wird es das Gescheitste sein, wir thun Hegel den Gefallen, aus der Antithesis der Zentralisation zum dritten Gliede des dialektischen Prozesses, zu einer gesunden Synthesis von Selbstverwaltung und kräftiger Zentralregierung fortzuschreiten, bei der sich dann auch eine Art der Volksvertretung von selbst ergeben wird, die nicht nach der konstitutionellen Schablone von heute eingerichtet ist. Vorläufig sind wir allerdings von diesem Ziele der politischen Entwicklung Europas noch sehr weit entfernt. Der Versuch, die Arbeiterverhältnisse von Staatswegen zu regeln, stellt sogar zunächst eine Steigerung der Zentralisation in Aussicht. Allein man muß ja nicht immer bloß an heute und morgen denken, darf auch einmal weiter hinausschaun. Und machen sich die Lenker einigermaßen klar, wo die Reise hingeht, so wird es ihnen doch leichter gelingen, den Wagen im rechten Geleise zu erhalten.

Deutsche und Polen. Herr Windthorst hat, wie er am 11. März im preußischen Abgeordnetenhause berichtete, in der Zeit, als sein Ruhm noch nicht, wie dank 1866 heute, über Meppen und Schnakenburg hinausreichte, seine „preußischen Nachbarn" fleißig beobachtet. Diese Erklärung ist geschichtlich nicht ohne Wert. Denn da sein eines Auge auch damals immer nach Rom sah, wird es erklärlich, daß die Lebensinteressen seiner Heimat so oft seinem Gesichtskreise entrückt waren, und er so kräftig dazu beitrug, die Annexion Hannovers unvermeidlich zu machen. Weit über die Grenze hinaus scheint sein Blick aber auch nicht getragen zu haben, denn über die Vorgänge im Großherzogtum Posen zeigt er sich sehr ungenau unterrichtet, oder sein Gedächtnis hat nur die Daten festgehalten, die ihm passen. Er erinnert sich ganz richtig, daß das staatsmännische Wirken Flottwells als Oberpräsident von Posen von Friedrich Wilhelm IV. unterbrochen und dadurch der Erfolg vereitelt wurde; aber daß für sein Wohlwollen der König von den Polen eben solchen Dank erntete wie von den Ultramontanen, scheint Herr Windthorst nicht zu wissen, nichts von den Schilderhebungen 1845 und 1846, nichts von den Greueln, die von den Scharen Ehren-Mieroslawskis 1848 verübt wurden, nachdem diesen die damaligen Freisinnigen in Berlin im Triumph herumgeführt hatten. Hätte Herr Windthorst nur wenigstens gelesen, was ein demokratischer Großdeutscher und eingefleischter Preußenfeind, Heinrich Wuttke, im Jahre 1847 über das Thema „Polen und Deutsche" geschrieben hat! Und da er unsers Wissens von 1867 an sämtlichen Parlamenten in Preußen und Deutschland angehört hat, könnte er sich doch vielleicht auf Bismarcks große Reden vom 18. März 1867 und vom 28. und 29. Januar 1886 besinnen? Zumal auf die letzte, in der er persönlich abgeführt wurde? Als Zeitungsleser ist ihm wohl auch zur Kenntnis gekommen, wie die Polen in Galizien die ihnen gewährte Freiheit benutzen, um die Ruthenen rechtlos zu machen und dadurch diesen Volksstamm den Russen in die Arme zu treiben?

Doch warum gerade Herrn Windthorst wegen seines löcherigen Gedächtnisses Vorwürfe machen, da es bei dem so viel jüngern und den Verhältnissen so viel näher stehenden Abgeordneten Rickert nicht besser bestellt ist! Wenn ein polnischer Redner die Gelegenheit gewandt benutzt, um Deutschland der Begehrlichkeit nach den russischen Ostseeprovinzen zu verdächtigen, andre den Glauben zu erwecken

suchen, die preußische Regierung wolle, indem sie dem Deutschtum in Posen Schutz gewährt, zugleich die polnische Nationalität und die katholische Religion ausrotten, und sich stellen, als wüßten sie nicht, daß mit der Unterdrückung des Protestantismus durch die Jesuiten und Heinrich von Anjou die Zerrüttung des polnischen Reiches zeitlich zusammenfällt, so wissen diese Herren ebenso wie Herr Windthorst genau, was sie wollen. Das möchten wir von einem Manne nicht annehmen, der früher wenigstens der nationalen Sache gute Dienste geleistet hat. Lieber wollen wir glauben, er habe sich in seiner jetzigen Kameradschaft angewöhnt, auch den abgestandensten Kohl immer wieder aufzuwärmen, wenn er hofft, dadurch die Regierung zu ärgern. Denn wäre er mit vollem Bewußtsein als Verfechter der unterdrückten Polenfreiheit aufgetreten, so fiele jede Entschuldigung weg für eine Haltung, bis zu der sich nicht einmal die Imbriani, Laur, Iranyi und wie die sonstigen Freiheitshelden heißen, verstiegen haben. Das freilich wird immer klarer, daß Fürst Bismarck sich geirrt hat, als er vor vier Jahren meinte, die politische Kultur habe seit 1863 in Deutschland Fortschritte gemacht!

Die kaiserliche Verordnung über den Unterricht in den Kadettenkorps ist gewiß von allen Schulmännern, die nicht ganz verknöchert sind, mit Freuden begrüßt worden, und ebenso allgemein dürfte der Wunsch sein, daß die Grundsätze dieser Verordnung auch auf die andern höhern Schulen angewendet werden. Es ist das auch gar nicht schwierig. Der Lehrplan der Realgymnasien fällt mit dem der Kadettenkorps zusammen, und die humanistischen Gymnasien brauchen nur das Hauptgewicht auf die Übersetzung aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche zu legen und damit ebenfalls das Deutsche zum Mittelpunkte des gesamten Unterrichts zu machen. Die unglückseligen „Specimina“ und „Extemporalien,“ nach denen jetzt mancher Lehrer allein den Wert des Schülers beurteilt, würden dann bis zur Tertia wesentlich zu beschränken, von da ab ganz aufzuheben sein. Verständnis des Schriftstellers, Fertigkeit und guter Geschmack im Gebrauch der Muttersprache würde dann das Ziel des Sprachunterrichts sein, und damit wären beide Anstalten einander so nahe gerückt, daß sie sich nicht mehr wesentlich unterschieden. Die Grundsätze des kaiserlichen Erlasses enthalten geradezu die Lösung der Realschulfrage, ja der ganzen Reformfrage.

Aber die wissenschaftliche Bildung ist — und das hebt die Verordnung stark hervor — nur ein Mittel zur Charakterbildung, diese ist Ziel und Endzweck aller Bildung. Wir wollen ein Geschlecht heranziehen, das frisch, von Pflichtgefühl durchdrungen und doch auch frei von Menschenfurcht ist. Wie steht es nun mit der Erfüllung dieser Aufgabe? Man wird von vornherein zugeben, daß, wer einen Charakter bilden will, selbst Charakter haben muß. Besitzt unser Lehrerstand die Charaktereigenschaften, die das heranwachsende Geschlecht erhalten soll?

Wer frisch bleiben will, muß frei von Nahrungssorgen sein. Die Frische geht dem leicht verloren, der genötigt ist, außer seinem Dienste noch Privatstunden zu geben oder Pensionäre bei sich aufzunehmen, die nicht nur seine Zeit in Anspruch nehmen, sondern ihm auch oft den Aufenthalt im eignen Hause verleiden. Es giebt Lehrer, die gleich nach dem Schluß einer Unterrichtsstunde, anstatt sich einen Augenblick Erholung zu gönnen, nach einer Privatschule eilen, dort eine, auch zwei Stunden geben und nun ermüdet, in der Regel auch etwas verspätet, zurückkommen, um in ihrer Anstalt weiter zu unterrichten. Nicht genug damit; nachmittags kommen Privatschüler, denen sie ihre Zeit opfern, und nach dem Abendbrot setzen sie sich zu ihren Pensionären, um die Arbeiten für den folgenden Tag mit ihnen

durchzugehen. Wir meinen: der Privatunterricht muß den angestellten Lehrern untersagt werden; er ist den zahlreichen Kandidaten zu überlassen, deren Not dadurch bedeutend gelindert werden würde.

Wenn Überarbeitung dem Lehrer die unentbehrliche Frische raubt, so schädigt sie auch leicht sein Pflichtgefühl. Auch der gewissenhafte Lehrer kann es bei diesem Übermaß von Thätigkeit kaum vermeiden, daß er den Unterricht verkürzt, und mit der Zeit wird er es auch mit der Vorbereitung auf den Unterricht und mit den Korrekturen leicht nehmen. Wie bald merken das die Schüler, und wie muß dies auf ihr eignes Pflichtgefühl wirken? Aber das ist noch das geringere Übel. Viel größer ist die Gefahr, daß der Lehrer, der Privatstunden giebt und Pensionäre hält, in den Verdacht der Ungerechtigkeit kommt, und dieser Verdacht ist leider oft begründet. Es ist auch kaum möglich, Schüler, zu denen man in diesem nähern Verhältnis steht, ebenso zu behandeln wie die übrigen. Ja selbst den andern Lehrern geht oft durch die Rücksicht auf ihre Kollegen die nötige Unbefangenheit verloren. Man frage namentlich an Anstalten nach, wo der Direktor Pensionäre hat! Edler und würdiger als diese Nebenbeschäftigung ist die wissenschaftliche Thätigkeit, aber auch sie birgt Gefahren in sich. So notwendig es ist, daß der Lehrer Fühlung mit der Wissenschaft behält und sich selbst weiterbildet, so gefährlich ist in vielen Fällen das Bestreben, durch eigne Arbeiten die Wissenschaft zu fördern. Diese Thätigkeit ist so reizvoll, daß sie gar leicht von der Schule abzieht und den Diensteifer erkalten läßt. Man sollte wenigstens wissenschaftliche Thätigkeit eines Lehrers nicht von vornherein als eine Empfehlung ansehn und in jedem Falle erst prüfen, ob nicht seine Berufsthätigkeit darunter leidet. Die Fälle sind auch gar nicht so selten, wo die wissenschaftliche Thätigkeit nur ein Mittel ist, die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich zu lenken und eine Beförderung zu erwirken, ja manche verraten ihre wahre Absicht so deutlich, daß sie ihre Arbeiten dem Provinzialschulrat widmen.

Damit kommen wir zu dem dritten Vorwurf, den man einem Teil der Lehrer machen kann, es ist die Menschenfurcht, der Mangel an Selbständigkeit und mannhafter Gesinnung. Wie können Lehrer, die mit diesen Fehlern behaftet sind, ein mannhaftes Geschlecht erziehen? Aber man darf nicht zu streng urteilen, denn zum großen Teil ist dieser Fehler in der gesamten Stellung des Lehrerstandes begründet. Bei der großen Machtbefugnis, die der Direktor seinem Kollegium gegenüber hat, bei dem geringen Maße von Rechten, die der Lehrer besitzt, ist es natürlich, daß sich viele aus der untergeordneten Stellung heraussehnen und im Gebrauch der Mittel nicht allzu wählerisch sind, namentlich wenn sie unter einem launenhaften oder unfähigen Direktor arbeiten sollen. Und wie leicht kann ein Direktor bei seiner Beschäftigung launisch werden! Der schriftliche Verkehr mit den Behörden hat heute einen Umfang angenommen, daß von einer wirklichen Leitung der Anstalt, von der Möglichkeit, der Schule seinen Stempel aufzudrücken, nicht mehr die Rede ist, die Hauptarbeit des Direktors ist heute die eines Kanzleisekretärs. Es erscheint wünschenswert, das Verhältnis zwischen dem Direktor und dem Kollegium so zu gestalten, wie das zwischen dem aufsichtführenden Richter eines Amtsgerichts und seinen Kollegen. So wenig dieses Verhältnis zu Übelständen geführt hat, so wenig wird das im Lehrerstande der Fall sein, und die Unabhängigkeit, deren sich der Richter erfreut, ist für den Lehrer mit Rücksicht auf seine Erzieheraufgabe ebenso unerläßlich. Um das häßliche Strebertum zu unterdrücken, würde es auch angebracht sein, der Hälfte der Lehrer denselben Rang zu verleihen wie dem Direktor, wie ja auch die Hälfte aller Richter erster Instanz diesen Rang hat. Augenblicklich

hat etwa nur der zwölfte Teil aller Lehrer die Aussicht, einmal diese Rangstufe zu erreichen.

Wird der Lehrerstand auf diese Weise gehoben, dann wird an Stelle der Ermattung, die man jetzt häufig wahrnimmt, Freudigkeit und Pflichteifer treten, wodurch am allermeisten das heranwachsende Geschlecht gewinnen wird. Notwendig ist dann allerdings, daß die Zeugnisse zweiten Grades wegfallen und daß die Laufbahn nur denen eröffnet wird, die ein volles Zeugnis haben. Sind dann die Lehrerkollegien so selbständig, wie wir es wünschen, dann liegt auch kein Grund vor, das „Abiturientenexamen" mit seinen oft gerügten Übelständen beizubehalten, sondern man kann, wie bei Versetzungen, es dem Urteile der Lehrer überlassen, zu erklären, ob ein Schüler reif ist oder nicht. Die Zeit, die die Schulräte dadurch gewinnen, könnten sie zu Revisionen der Schulen verwenden, die jetzt viel zu selten vorgenommen werden.

Wir wünschen also: Verbot des Nebenerwerbs, dafür Gleichstellung mit den Richtern im Gehalt, keine Begünstigung der Schriftstellerei, Unterdrückung des Strebertums durch Gleichstellung mit den Richtern im Range.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Gewährung dieser Wünsche auch manchem Unwürdigen zu gute kommen würde, doch ist das bei einem Übergange zum Bessern nicht zu vermeiden. Man darf doch auch hoffen, daß ein solcher Beweis des Vertrauens einen guten Einfluß üben und den Pflichteifer erhöhen wird, und endlich dürfte jedes Bedenken vor der sichern Aussicht schwinden, daß künftig die bessern Kreise in diesem Stande mehr vertreten sein werden als jetzt. Soll der Lehrerstand die Besten der Nation erziehen, so muß er selbst aus den Besten der Nation hervorgehen.

Ein Brief Friedrich Wilhelms IV. Man schreibt uns aus Wiener Kreisen: Im Juni 1852 schickte König Friedrich Wilhelm IV. Bismarck, der damals als Bundestagsgesandter in Frankfurt lebte, mit Aufträgen nach Wien, die den Wunsch Preußens bekundeten, sich mit Österreich zu verständigen, und wenn der Kaiser anders beraten gewesen wäre, auch wohl zu einer Verständigung geführt hätten. Er gab ihm dabei einen Empfehlungsbrief mit, der für die Denkweise und die Schreibart des Verfassers sehr bezeichnend, aber bis jetzt in seiner wahren Gestalt nicht an die Öffentlichkeit gelangt ist. Denn die Mitteilung desselben, die wir vor kurzem am Schlusse eines angeblich historischen Buches fanden, ist einfach Erfindung und zwar eine solche, die Abgeschmacktheiten und Unmöglichkeiten auftischt, denen jeder einigermaßen sachkundige Leser mit Lächeln und Achselzucken begegnet. Wir befinden uns glücklicherweise in der Lage, den Wortlaut des Briefes nach einer Abschrift aus jenen Tagen geben zu können, und da er in der That nach Inhalt wie Form ungewöhnliches Interesse beansprucht, so lassen wir ihn hier folgen. Der König schreibt dem Kaiser:

Ew. Kaiserliche Majestät

Wollen es mir gütig gestatten, daß ich den Überbringer dieses Blattes mit meinen eigenhändigen Schriftzügen an Ihrem Hoflager introduzire. Es ist der Herr von Bismarck-Schönhausen. Er gehört einem alten Rittergeschlecht an, welches länger als mein Haus in den Marken seßhaft von jeher und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unsers platten Landes verdanken wir mit seinen furchtlosen und energischen Mühen in der bösen Zeit der nun verflossenen Jahre. Ew. Majestät wissen, daß

Herr von Bismarck die Würde meines Bundestagsgesandten bekleidet. Da jetzt der Gesundheitszustand meines Gesandten an Ew. Majestät kaiserlichem Hofe, des Grafen von Arnim, dessen zeitweilige Abwesenheit nötig gemacht hat, das Verhältnis unsrer Höfe aber eine subalterne Vertretung nicht zuläßt, so habe ich Herrn von Bismarck ausersehen, die Vices für Graf Arnim während dessen Abwesenheit zu versehen. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Ew. Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revoluzion bis in ihre Wurzeln hinein von vielen verehrt, von manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen und sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungsweise, meines Willens, und ich setze hinzu meiner Liebe zu Österreich und zu Ew. Majestät nach Wien. Er kann, wenn es der Mühe wert gefunden wird, Ew. Majestät und Ihren höchsten Räten über viele Gegenstände Rede und Antwort geben, wie wohl wenige imstande sind; denn wenn nicht unerhörte, lang vorbereitete Mißverständnisse zu tief eingewurzelt sind, was Gott in Gnaden verhüte, kann die kurze Zeit der Amtsführung in Wien wahrhaft segensreich werden. Herr von Bismarck kommt aus Frankfurt, wo das, was die rheinbundschwangern Mittelstaaten mit Entzücken die „Differenzen Österreichs und Preußens" nennen, jederzeit seinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt hat, und er hat diese Dinge, das Treiben daselbst mit scharfem und richtigem Blick beobachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf gerichtete Frage Ew. Majestät und Ihrer Minister so zu beantworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet. Sollte es Ew. Majestät gefallen, von ihm Aufklärung über meine Auffassung und meine Behandlung der hessischen Verfassungsangelegenheit zu verlangen, so lebe ich der Gewißheit, daß mein Betragen in diesen Dingen, wenn auch vielleicht nicht das Glück Ihres Beifalls, doch sicher Ihre Achtung erringen wird. Die Anwesenheit des teuern und herrlichen Kaisers Nikolaus ist mir eine wahre Herzstärkung gewesen. Die gewisse Bestätigung meiner alten und starken Hoffnung, daß Ew. Majestät und ich in der Wahrheit einig sind: daß unsre dreifache, unerschütterliche, gläubige und thatkräftige Eintracht allein Europa und das unartige und doch so geliebte Teutsche Vaterland aus der jetzigen Krise retten könne, erfüllt mich mit Dank gegen Gott und steigert die alte treue Liebe zu Ew. Majestät. Bewahren auch Sie, mein teuerster Kaiser, mir Ihre Liebe aus den fabelhaften Tagen von Tegernsee, und stärken Sie Ihr Vertrauen und Ihre so wichtige und so mächtige, dem gemeinsamen Vaterlande so unentbehrliche Freundschaft zu mir! Dieser Freundschaft empfehle ich mich aus der Tiefe meines Herzens als Ew. Majestät innigst ergebenster Onkel, Bruder und Freund.

Das Datum des Briefes ist der 5. Juni 1852.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die zukünftigen Parteien

Wenn den Formen der Inhalt entschwunden ist, so können sie als wertlos zerschlagen werden. Oder sollte man sie, falls sie sich noch brauchbar erweisen, mit neuem Inhalt erfüllen? Pflegt man nicht neuen Wein in alte Schläuche zu gießen? Gewiß; aber anderseits warnt man davor, neue Flicken auf ein altes Kleid zu setzen.

Und diese Warnung hat etwas für sich. Denn leicht treibt der neue Wein den alten Schlauch aus einander, und der neue Lappen bringt das alte Gewand zum Reißen. Ohne Bild: den neuen Gedanken gebührt auch eine neue Form; und dies umso mehr, wenn sich die alte überlebt hat, wenn sie sich nur widerwillig den neuen Gedanken fügt.

Sind diese nur stark genug, dann werden sie sich leicht und mit einer gewissen Naturnotwendigkeit die Form schaffen, sei es durch Neu-, sei es durch Umbildung des Bestehenden. Die politischen Gedanken aber zeigen ihre Macht in den direkten Wahlen. Deshalb sind diese unentbehrlich für die menschliche Gesellschaft. Aus ihnen werden die Stimmungen erkennbar, die in der Volksseele zur Zeit die führende Rolle spielen, mag auch noch so viel Beeinflussung der Massen, noch so viel geschickte oder auch gewissenlose Mache mit untergelaufen sein. Selbst die raffinirteste Wahltechnik ist erfolglos, wenn sie nicht vorhandene Stimmungen benutzen und sich an herrschende Strömungen wenden kann. Wer sich in pessimistischer Verstimmung über den Ausfall der Wahlen gegen das bestehende Wahlrecht auflehnt, muß daher der Kurzsichtigkeit geziehen werden. Denn nur dadurch, daß man Mittel in der Hand hat, ein Übel zu erkennen, gewinnt man die Mittel, es erfolgreich zu bekämpfen.

Daß durch die letzten Wahlen die soziale Frage in den Vordergrund gerückt worden ist, wer wollte das bestreiten? Es bedurfte dazu nicht der

kaiserlichen Erlasse; auch ohne sie wäre den sogenannten Ordnungsparteien die Macht der sozialen Bewegung durch die Wahlen zum Bewußtsein gebracht worden. Die Erlasse dienen nur zur Verstärkung dieses Bewußtseins und zur Beruhigung für ängstliche Gemüter, weil sie dem Freunde einer stetigen Entwicklung zeigen, daß an höchster Stelle nicht nur die Lage genau erkannt, sondern auch der feste Wille vorhanden ist, ihr entgegenzuarbeiten. Der Fatalist freilich, der aller hundert Jahre das Hervorbrechen einer alten Gedankenflut in neuem Gewande mit zwingender Notwendigkeit erwartet, wird einfach 1789/90 und 1889/90 in seinen Gedanken neben einander stellen, um die jetzige Bewegung ganz begreiflich zu finden.

Aber wie sie auslaufen, wohin sie uns führen wird, wer will das sagen? Von dem Beibehalten des Sozialistengesetzes kann im Ernste doch niemand etwas Einschneidendes hoffen. Es hat seine Schuldigkeit gethan — oder auch nicht. Das heißt, es hat den äußern Spektakel etwas zurückgehalten, hat die Führer zur Vorsicht gemahnt und gewissermaßen erziehend, wenn auch nur äußerlich, auf die Anhänger der Sozialdemokratie gewirkt; aber den Gedanken Einhalt geboten, die Bewegung der Geister zurückgehalten — hat es das? Nein; es hat die Ausgewiesenen gelehrt, Mittelpunkte für neue Verbreitung zu errichten, es hat die Überzeugung zum Fanatismus gesteigert, es hat die verfolgte Sache mit dem Nimbus des Märtyrertums umgeben. Was Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgegangen sind! Die neue soziale Gesetzgebung hat dies nicht hindern können. Ihre Wirkungen werden recht greifbar erst dem nächsten Geschlecht zu Gute kommen. Auch beziehen sie sich nur auf den kranken und alten Arbeiter — der gesunde hat andre Wünsche auf dem Herzen.

Aber sind diese auch berechtigt? Und inwieweit? Da stehen wir mitten in der sozialen Frage. Wer will sie entscheiden? Versagt dem Arbeiter jedes Eingehen auf seine Forderungen, und ihr werdet sehen, daß wir einer Katastrophe zueilen. Gebt dem Arbeiter nach, dann — hier scheiden sich die Ansichten. Der Optimist wird sich dem entzückenden Gedanken hingeben, daß durch die Reform der Umsturz vermieden und jedem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein innerhalb der menschlichen Gesellschaft gewährleistet werde. Der Pessimist weiß auch hier nichts andres zu sagen, als: es ist alles vergeblich; mit den Zugeständnissen wachsen die Wünsche, die Begierden ins Ungemessene — ein Blick in den Abgrund.

Wir halten es mit unserm jungen Kaiser. Die Lösung der sozialen Frage ist die größte und schwierigste Aufgabe, die der Gesellschaft gestellt ist. Daß sie auf friedlichem Wege gelöst werde, dazu müssen alle, die den Wert einer ruhigen Entwicklung schätzen, ihre Kräfte anspornen; das muß die Hauptaufgabe aller Parteien oder der einen Zukunftspartei werden, die die Beseelung der menschlichen Gesellschaft vor allem in der Herbeiführung gesunder sozialer

Verhältnisse erblickt. Allerdings ein weiter, fast unendlicher Ausblick in die Zukunft. Denn so schnell, wie sichs der achtundvierziger Demokrat dachte, der in einer Abendversammlung zu seinen Freunden sagte: „Nun kommen wir zum letzten Gegenstand, zur sozialen Frage, und diese Frage müssen wir lösen, und wenn wir bis morgen früh zusammen bleiben müßten!“ so schnell wird sich die Sache kaum erledigen lassen. Aber daran denkt im Ernst auch niemand. Die Hauptsache ist und bleibt, daß in dem gegenwärtigen Zeitpunkte die Bewegung in friedliche Bahnen geleitet werde, daß die Sozialdemokratie dahin gedrängt werde, in ihrer Mitte die sozialdemagogischen von den sozialdemokratischen Elementen scharf zu scheiden.

Mit dieser Sonderung wäre schon viel gewonnen. Denn die sozialdemagogischen Elemente zu versöhnen dürfte ein vergebliches Bemühen sein, da ihnen jedes sittliche Gefühl abhanden gekommen ist und sie nur von der einen Idee beherrscht werden, bei dem tumultuarischen Umsturz der jetzigen Verhältnisse sich gehörig auszutoben und schließlich gehörig zu gewinnen. Je roher und cynischer die Anhänger dieses Gedankens sind, um so fanatischer verfolgen sie ihn. Auf solche demagogischen Elemente bezieht sich wohl der neueste Ausspruch des Kaisers, daß er mit ihnen schon fertig werden, daß er sie „zerschmettern“ werde. Mit derartigen Elementen sich auf eine sachliche Auseinandersetzung einzulassen, wäre nicht klüger, als Buchstaben ins Wasser schreiben.

Aber ohne Zweifel giebt es in der Sozialdemokratie Elemente genug, die für eine gemeinsame Arbeit auf dem Wege friedlicher Entwicklung zu gewinnen sind. Deshalb sehen wir dem Anwachsen der Partei im Reichstage beinahe mit innerer Befriedigung zu. Denn jeder sozialdemokratische Führer, der an der Gesetzgebung und der Lösung der sozialen Fragen im Reichstage teilnimmt, verliert mit der steigenden Teilnahme an den Geschicken des Reiches an Gefährlichkeit. Wird sich ihm doch auf Schritt und Tritt das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft aufdrängen, daß eine friedliche Lösung sozialer Fragen ohne die innere Durchdringung mit sittlichen Forderungen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Ohne Zweifel ist von den Gründern und Führern der sozialen Bewegung die ethische Seite vernachlässigt und dadurch die ganze Bewegung in eine durchaus einseitige und darum falsche Richtung gedrängt worden. Man wollte eben nur die materielle Wohlfahrt der arbeitenden Klassen zu möglichster Höhe heben, selbst unter Preisgebung der idealen Güter, ohne die doch die menschliche Gesellschaft, als ethischer Organismus gedacht, überhaupt nicht bestehen kann. Diese Überschätzung der materiellen und diese Unterschätzung aller idealen Güter bildete bisher das Gepräge der sozialdemokratischen Richtung. Dieses Mißverhältnis zu beseitigen muß der Anstrengung der höher denkenden Mitglieder der Partei und der tiefer blickenden Freunde der sozialen Frage überlassen bleiben.

Daß sich aber dieser Prozeß vollziehe, werden alle, die ihr Vaterland lieben, aufs innigste wünschen. Und daß dieser doppelte Prozeß der Ausscheidung der demagogischen Elemente und der Ausgleichung zwischen den ökonomischen und den idealen Forderungen innerhalb der Partei bereits begonnen hat, in der Weise, daß der Glaube an die idealen Güter allmählich wieder zum Durchbruch gelangt und sich Macht verschafft, hierfür scheinen sich die Zeichen zu mehren. Denn hat man nicht Stimmen aus dem sozialdemokratischen Lager gehört, daß die religiösen Gefühle, in denen aller Idealismus doch die tiefsten Wurzeln besitzt, nicht mehr Sache schnöden Angriffs und frecher Verneinung sein sollten? Stimmen, die die Ansicht, als ob die Sozialdemokratie die ethischen Grundlagen der Familie antasten wolle, als ungerechtfertigte Vorwürfe zurückweisen? Also in religiöser und sittlicher Beziehung ohne Zweifel ein Abwenden von der reinen Verneinung und eine wenn auch noch schwache und schüchterne Neigung nach der positiven Seite hin. Und selbst auf politischem Gebiet ist eine Versöhnung mit dem sozialen Kaisertum nicht ausgeschlossen, ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die Firma „Republik“ an Glanz und verführendem Schimmer verlieren und die Überzeugung sich Bahn brechen werde, daß es nicht auf die Form, sondern auf den Geist ankomme, der sie erfüllt.

Wenn es nun wirklich so ist, wenn dieser Prozeß wirklich begonnen hat, so wäre doch offenbar nichts thörichter, einfältiger und kurzsichtiger, als wenn von den Freunden des Vaterlandes mit roher, täppischer Hand zerstörend in diesen Prozeß eingegriffen würde. Das geschieht aber, wenn man in sinnloser Weise der Sozialdemokratie alles Böse, alles Teuflische und Verwerfliche andichtet, was zwischen Himmel und Erde aufzufinden ist. Den Sozialdemagogen — ja; aber nicht den Sozialdemokraten so obenhin. Sie mögen genug gesündigt haben und noch sündigen; aber es verrät wenig Scharfblick und wenig Gemüt, ohne weiteres alles in einen Topf zu werfen, um dann auf diesen nach Lust und Kräften loszuschlagen.

Es nützt das auch gar nichts und ist überdies auch ganz unchristlich. Soll sich der Christ nicht in Geduld und Langmut des Verirrten annehmen, um ihn auf den rechten Weg zu lenken? Soll er nicht die leisesten Anfänge vorsichtig benutzen und nie die Hoffnung schwinden lassen, auf friedliche Weise die scheinbar Verlorenen wieder zu gewinnen? So in gemeinsamer Arbeit dürften die Ziele zur Hebung der materiellen Lage des vierten Standes zurecht gerückt und die rechten Wege für die Erreichung gefunden werden.

Dies ist möglich bei einer Partei, die ein greifbares positives Programm hat. Dort ist anzusetzen, dort ist das Thörichte, Unausführbare und sittlich Ungerechtfertigte nachzuweisen, dort hat man es mit wirklichen Mächten zu thun, die bekämpft, zurückgewiesen und durch geeignetere ersetzt werden können. Aber was ist mit einer Partei zu machen, deren Lebensziel ein un-

fruchtbares Nörgeln ist, die auf keinem Gebiete schöpferische Gedanken entwickeln und ideale Ziele — seien diese auch nur für Utopien vorhanden — vorstellen kann? Eine solche Partei ist das größere Übel. Leider wird dies noch viel zu wenig erkannt; man läßt sich durch Aushängeschilder täuschen, auf denen schöne Worte prangen, während die letzten Ziele verborgen sind. Nun kämpft aber doch jedermann lieber mit einem offenen Feinde, der eine deutlich erkennbare Stellung einnimmt, als mit einem Gegner, der nirgends zu fassen ist und sich in heimlicher Minirarbeit zu verbergen liebt. Die Zahl der offenen Feinde ist ohne Zweifel weniger gefährlich, als die Zahl der versteckten. Die Folgerungen aus diesen Sätzen kann sich jeder leicht selbst ziehen.

Bekämpfung der Sozialdemokratie, des offenen Gegners — in diesem Zeichen werden sich alle wahren Freunde des Reiches zusammenfinden.

Aber wie ist diese Bekämpfung zu fassen? Nicht in der hergebrachten Weise. Diese hat sich als stumpf erwiesen. Neue Waffen müssen angeschafft werden, und eine neue Führung muß auf den Plan treten. Wer wird sich unter diese Führung begeben? Nehmen wir eine kurze Musterung vor. Aber spitzen wir zunächst das Problem noch einmal zu.

Wenn der vierte Stand seine berechtigten Forderungen unter fortgesetzter Gegenwehr aller andern Mächte der Gesellschaft durchführen muß, so wird die soziale Frage nur durch eine Katastrophe gelöst werden können. Oder vielmehr nicht gelöst. Denn Katastrophen pflegen die Entwicklung zu zerreißen. Ob bei diesem Riß, den die Arbeiterrevolution der Welt bringt, die Welt im allgemeinen und die Arbeiter im besondern einen Gewinn erhalten werden, ist mindestens zweifelhaft. Sicher ist, daß die Arbeiterrevolution unsre Kultur an den Rand des Abgrundes bringen würde. Daher sind alle nur denkbaren Anstrengungen zu machen, die soziale Frage auf friedlichem Wege zu lösen. Die Hoffnung dazu ist vorhanden, nachdem sich das Kaisertum der Sache mit dem tiefsten Ernst und dem größten Eifer angenommen hat. Eine friedliche Lösung steht in Aussicht, wenn eine Art von aristokratischem Radikalismus die Frage aufnimmt, d. h. wenn die konservative Staatsleitung bis zu einem gewissen Grade radikal wird und die Sozialisten auf ihrem eignen Gebiete aufsucht.

Werden nun diesem Zuge die einzelnen Parteien, Stände und Berufsklassen folgen? Die eigentliche Aristokratie wird kaum sozial-radikal werden. Alle Versuche, die vielleicht von einzelnen hervorragenden Mitgliedern gemacht werden, die Masse ihrer Standesgenossen mit fortzureißen, dürften sich als aussichtslos erweisen. Ähnlich steht es mit dem geistlichen Stande. Wie sich die Aristokratie gegen den Sozialismus wenden wird im Hinblick auf die zeitlichen Güter, so wird die Geistlichkeit für die höhern Güter eintreten, die sie vom Sozialismus gefährdet glaubt und ihn bekämpfen, solange nicht die Über-

zeugung sich Bahn bricht, daß der geistige und moralische Schatz am besten dadurch bewahrt wird, daß man aus dem Bann der Staatskirche heraustreten und sich mitten hinein in die sozialen Strömungen stürzen muß, wenn man bestimmenden Einfluß auf sie gewinnen will. Daß ferner die Geldaristokratie, der Kapitalismus, nicht sozial wird, ist selbstverständlich. Aber das Kaisertum kann es werden und ist es geworden, wie wir jetzt sehen. So wenig ein politisch-radikales Kaisertum denkbar ist — denn das ist ein Unding —, ein sozial-radikales ist nicht nur möglich, sondern die einzige Rettung. Möglich ist es, da es nicht durch die Überlieferungen der Aristokratie gebunden ist, sondern nur durch die des eignen Hauses. Eine große und herrliche Überlieferung aber ist es, selber die Bahn zu zeigen, wo auch der kühnste Wager es verschmäht, den Weg vorzuschreiben.

Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Einer der mächtigsten Herrscher nimmt sich in der thatkräftigsten Weise der Arbeiterfrage an. Er will zeigen, daß diese auch in dem Rahmen der alten gesellschaftlichen Ordnung gelöst werden könne gegenüber der Ansicht der Sozialdemokratie, die dahin geht, daß die Arbeiterfrage nicht nur eine Reformirung der Gesellschaft erfordere, sondern eine ganz neue Gesellschaft. Glückt es, daß das soziale Problem von der alten Gesellschaftsordnung zu einer allseitig befriedigenden Lösung gebracht wird, dann wird der Sozialdemokratie als Gesellschaftstheorie eine Niederlage bereitet, von der sie sich kaum erholen dürfte. Und wirklich ist die Hoffnung auf friedliche Lösung berechtigt, ohne daß der ökonomische Grundstock der Gesellschaft eine durchgreifende Umbildung erfährt. Das Ziel der Arbeitermassen ist überhaupt nicht eine Gesellschaftsreform. Ihr Ziel besteht in der ökonomischen Freimachung. Die Forderung nach einer neuen Gesellschaftsordnung haben sie nur deshalb aufgestellt, weil sie meinen, dies sei das einzige Mittel, das Ziel zu erreichen. Kann das Ziel auf einem andern Wege ebenso gut erreicht werden, so werden sie sich bald zufrieden geben, soweit sie nicht in Parteifanatismus und Doktrinarismus befangen sind.

So ist die gegenwärtige Lage unsers Vaterlandes äußerst interessant. Der Kaiser wird praktischer Sozialist, um den theoretischen Sozialismus zu bekämpfen. Er nimmt die gegenwärtigen praktischen Forderungen der Sozialisten auf, um ihrem letzten Programm den Boden zu entziehen.

Diese tiefgreifende Bewegung wird nicht ohne Einfluß auf die Parteigestaltung bleiben können. Die soziale Frage steht im Vordergrunde und wird voraussichtlich auf lange Zeit hinaus diesen Platz behaupten. Das rein Politische tritt so weit zurück, daß schon jetzt die alten Bezeichnungen und Firmenschilder als bloße Namen erscheinen, denen der rechte Inhalt abhanden gekommen ist. Wäre es da nicht an der Zeit, mit den abgenutzten Aufschriften auch die nicht mehr zutreffenden Parteischeidungen zu beseitigen und im Sinne einer großen Zeit der Sozialdemokratie eine große sozialistische Partei gegen-

überzustellen, die in politischer Beziehung konservativ ist, d. h. fest auf dem Boden unsrer Verfassung steht, in sozialer Beziehung aber bis zu einem gewissen Grade radikales Gepräge trägt?

Den Kartellparteien fehlte es im letzten Wahlkampfe hie und da an den rechten Männern, aber vor allem an einem durchschlagenden großen Gedanken. Die kaiserlichen Erlasse kamen zu spät, als daß sie in ihrem tiefsten Grunde erfaßt und zu einem klaren Programm hätten zugespitzt werden können. Die Verteidigung der jetzigen Wirtschaftspolitik, das Hin- und Herwerfen mit teilweise unsichern Zahlen aus dem Gebiete der Zucker- und Branntweinsteuer war eine ebenso trockene als unfruchtbare Aufgabe, die selbst im Munde des gewandtesten Redners ohne Eindruck auf die breitern Schichten blieb. Wo aber traten die großen Ziele und Aufgaben der sozialen Gesetzgebung, des Sozialistengesetzes, der Regelung der Verhältnisse der gesunden Arbeiter u. s. w. hervor, mit einem Wort, wo machte sich die soziale Frage in durchgreifender Weise geltend? Wir wüßten es nicht zu sagen, wir können aber nur den dringenden Wunsch hegen, daß für die nächsten Wahlen eine sozial-monarchische Partei auf dem Plane stünde, die die Masse der staatserhaltenden Gruppen in sich aufgenommen hätte und mit einem Programm im großen Stil hervorträte, Aufklärung über die verfehlten Ziele der sozialdemokratischen Theorie bis in die innersten Schichten unsers Volkes verbreitend und in ehrlichem Streben für das Wohl der arbeitenden Klassen mit den Sozialdemokraten wetteifernd. Das Gruseligmachen allein zieht nicht mehr; höchstens bei denen, die ob der rücksichtslosen Ausbeutung des vierten Standes oder ob der unsinnigen Aufhäufung toter Kapitalien ihr Gewissen nicht ganz frei fühlen. Eine geistige Bewegung kann allein mit ihren eignen Waffen bekämpft werden. Deshalb wird ein eindringendes Studium der sozialen Frage allen denen empfohlen werden müssen, die in den nächsten Jahren mitreden und mitraten wollen. Jetzt noch mögen gar viele bei dem Brausen des neuen Geisteswehens sich des Gefühls nicht erwehren können: Nirgends haften die unsichern Sohlen; mit uns spielen Wolken und Winde. Aber das Gefühl der Unsicherheit wird schwinden, wenn die ernste Zeit auch ernste Arbeiter findet, wenn die Parteien, die bisher als staatserhaltende sich bezeichneten, ohne es immer in Wahrheit zu sein, sich auf die eine große Aufgabe besinnen wollen, die arbeitenden Klassen mit der bestehenden Gesellschaftsordnung zu versöhnen und ihnen innerhalb derselben ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten.

Diese Aufgabe wird den Mittel- und Angelpunkt der nächsten Zukunft bilden. Alle die aber, die billige, durch dringende Bedürfnisse empfohlene Reformen von vornherein als revolutionäres Beginnen bezeichnen, weil sie in Egoismus erstarrt kein Verständnis für die Strömungen der Zeit besitzen, mögen sich hinterher nicht wundern, wenn der fortwährend anschwellende Gegensatz den Charakter einer unaufhaltbaren Naturgewalt bekommt, die bisherigen Schranken durchbricht und

nach Art der Naturgewalten in rücksichtsloser Weise Verwüstungen auf dem Gebiete der bestehenden Ordnung anrichtet, denen bei rechter Einsicht zur rechten Zeit wohl zu begegnen gewesen wäre. Es ist eine alte Wahrheit: wer sich nicht zu billigen Reformen herbeiläßt, öffnet Revolutionen Thür und Thor. Aber diese alte Wahrheit wird oft vergessen, weil sie so unbequem ist. Deshalb ist es gewiß nicht ungerechtfertigt, wieder einmal daran zu mahnen.

Schlimm wäre es, wenn die sozialen Verhältnisse sich bereits so zugespitzt hätten, daß sie überhaupt keine Reformen mehr vertragen könnten, oder daß Reformen in einem Teile das Bestehen des Ganzen gefährdeten. So liegt aber die Sache noch nicht. Noch ist es Zeit, einen jähen Sturz und das damit verbundene Unheil abzuwenden. Aber man lasse die Tage nicht ungenutzt vorübergehen, um nicht in den Zeiten des Sturmes den Vorwurf zu hören: Ihr habt es nicht besser gewollt!

Der Verein für Schulreform

Von Franz Pfalz

Je brennender eine das öffentliche Leben betreffende Frage wird, desto hastiger, heftiger, man möchte sagen zudringlicher werden die Vorschläge, die von Berufenen und Unberufenen zu ihrer Lösung gemacht werden. Auf diesem Punkte ist zur Zeit die Erziehungsfrage angekommen. Jeder Vater, der sich mit der körperlichen und geistigen Ausbildung seines Kindes ernstlich beschäftigt, fühlt, daß die öffentliche Erziehung, eins der wichtigsten Arbeitsgebiete des Kulturlebens, trotz aller Fortschritte, die unser Schulwesen im Wissen und Können gemacht hat, hinter andern Gebieten, der Industrie, dem Weltverkehr, der Rechtspflege, der Staatsverwaltung, dem Militärwesen, ja selbst hinter der gesamten Lebensweise zurückgeblieben ist. Uns Deutschen im neuen Reiche wird das doppelt fühlbar, und am fühlbarsten, wenn wir unser höheres Schulwesen betrachten. In den Grundzügen ist die Organisation der höhern Schulen und die Methode des Unterrichtes trotz Pestalozzi dieselbe geblieben wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, nur der Unterrichtsstoff ist auf eine unheimliche Weise angewachsen und will in den alten Rahmen nicht mehr passen. Während die öffentliche Gesundheitspflege und die ärztliche Kunst immer mehr und mehr auf eine naturgemäße Lebensweise hinarbeiten, sperren wir das heranwachsende Geschlecht zehn bis zwölf Jahre lang, und zwar, die Elementar-

schulzeit ausgenommen, täglich fünf bis sieben Stunden in überfüllte Schulzimmer, pressen Jünglinge von sechzehn bis zwanzig Jahren in enge Schulbänke, sodaß hochgewachsene und starke Schüler die Empfindung haben, als würden sie täglich von neuem in den Stock geschlagen, und quälen sie und uns wie zur Zeit des Trivium und Quadrivium den größten Teil des Tages mit Grammatik und Mathematik, ja wir treiben es noch schlimmer, indem wir die modernen Sprachen und Wissenschaften in den alten Unterrichtsstoff hineinzwängen oder daneben einschieben. Was wollen gegen diese versteinerte Erziehungsweise die Annehmlichkeiten des biographischen und geographischen Unterrichts, die physikalischen Experimente, die naturgeschichtlichen Anschauungsmittel und zwei Turnstunden wöchentlich bedeuten! Nach wie vor schütten die Lehrer, die jüngsten und eifrigsten voran, ohne Rücksicht auf Begabung und Bedürfnis, die ganze Wissenschaft auf die Geistesmühle ihrer Schüler, oft mehr unreifes Korn und mehr Unkrautsamen als gutes Getreide, und am Ende wissen sie die Kleie nicht vom Mehl zu sondern. Unser Erziehungswesen, vor allem das der männlichen Jugend, gleicht einem alten Schlosse mit Türmen, Zinnen und Erkern, worin und woran im Laufe der Jahrhunderte Magazine, Schreibstuben, Werkstätten und Schauspielhäuser gebaut worden sind, sodaß es ein ganz wunderliches Aussehen erhalten hat. Dieses große Institut der öffentlichen Erziehung gehört dem Staate. Und was thut dieser? Ja was kann er thun? Er stützt den alten Herrenbau aus der Renaissancezeit, den ehrwürdigen und vornehmen Zufluchtsort des Lateinischen und Griechischen, Gymnasium genannt, mit Berechtigungen, und immer muß er eine neue Säule unterschieben, damit er — nicht einsinke.

Unsre Zeit ist die Zeit der Reformen. Sollten wir, die Träger der Ideen unsrer Zeit, nicht Abhilfe schaffen können? Wohl, aber schon die erste Frage weist auf außerordentliche Schwierigkeiten hin. Soll es ein Neubau werden oder nur ein Umbau? Ein Neubau ist kaum denkbar, denn wer soll auf einmal das alte Gebäude zerschlagen? Kein Hammer, kein Pulver würde den Mörtel dieser Grundmauern bewältigen, nur die Zeit vermag es. Jeder Umbau aber ist, wie die Erfahrung bis jetzt gelehrt hat, nur ein Anbau.

Früher, das heißt ehe das Freiwilligenzeugnis eine Schulberechtigung war, leisteten die Privatschulen als Versuchsstationen der Pädagogik große Dienste. Die Erziehungsanstalten Pestalozzis in der Schweiz, das Philanthropin in Dessau, die Anstalt in Schnepfenthal und andre haben den neuern Ideen die Bahn gebrochen. Jetzt ist die Privatschule aus Geldrücksichten gezwungen, in dem staatlich geebneten Gleise auf das Freiwilligenzeugnis loszuarbeiten, und auch so ist sie gegen die öffentlichen Schulen im Nachteil, wenn sie sich nicht auf das geringste Maß der gesetzlichen Forderungen beschränkt, um die Schwachen, die auf andern Schulen nicht fortkommen, durchzubringen. Die öffentliche Schule aber kann keine Neuerungen einführen, sie muß an dem

gesetzlich vorgeschriebnen Lehrplan festhalten. Neue pädagogische Ideen können also nur auf einem großen Umwege praktische Geltung erlangen. Erst wenn die meisten Kollegien, Bürgerschaften und Behörden überzeugt sind, läßt sich auf Änderungen des Bestehenden in der einzelnen Anstalt hoffen, so wünschenswert sie auch dem Leiter und den Lehrern erscheinen mögen. Daher die Streitschriften, die Vereine, die Versammlungen und Agitationen, daher der oftmals erbitterte Kampf der Meinungen, der wenig Frucht bringt, weil er die Verbesserungen aufhält! Denn die Regierung zögert natürlich, irgend eine Änderung zu treffen, so lange die Berufsgenossen selbst nicht einig sind, und das wird so leicht nicht geschehen.

Beinahe seit dreißig Jahren ringt das Realgymnasium mit dem humanistischen Gymnasium, die „moderne" Bildung mit der „altklassischen" um die Berechtigungen für das Universitätsstudium. Man sieht aus diesem Streite deutlich, mit welchen Schwierigkeiten jede Verschiebung des Räderwerkes in der Handhabung unsers staatlich patentirten Bildungsapparates ist, denn im Grunde bewegen sich beide Schulen in demselben Gleise des von Alters her überlieferten philologisch-mathematischen Unterrichtes fort. Das Realgymnasium ist durch die Aufnahme des Latein in seinen Lehrplan mit einer gewissen Absichtlichkeit der Spur des humanistischen Gymnasiums gefolgt, es würde sich wahrscheinlich auch nicht sträuben, wenn ihm das Griechische als fakultativer Unterrichtsgegenstand zugewiesen würde. Damit würde es sich nun sehr der „Einheitsschule" nähern, deren Verkündiger in der höhern Schule die moderne Bildung mit der altklassischen vereinigen möchten, ohne daß eine Überbürdung der Schüler einträte. Dieses Wagestück glauben sie in der Weise möglich machen zu können, daß sie die Methode reformiren, z. B. die neuern Sprachen und zum Teil auch die alten auf dem Wege der Konversation beibringen oder die Gegenstände verschmelzen, etwa Geschichte und Geographie, Geographie und Naturkunde u. dergl. Sie glauben damit die Mannichfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände unschädlich zu machen. Aber sie täuschen sich und andre. Allerdings bedarf die Methode der höhern Schule, besonders des Gymnasiums, einer gründlichen Erneuerung, sie ist seit der Zeit der Humanisten wenig fortgeschritten, aber die Methode allein bewirkt keine Reform des Schulwesens. Das haben die Bestrebungen Pestalozzis und Basedows gezeigt. Immer von neuem wird die Methode von der Masse des Stoffes erstickt, besonders in der höhern Schule. So lange die Pädagogik dem Grundsatze huldigt, daß sie kein Bildungsmittel aufgeben, ja nicht einmal das eine oder andre einschränken dürfe, so lange drehen wir uns im Kreise und kommen keinen Schritt weiter. Damit aber quält sich die Einheitsschule ab.

Einen andern Vorschlag macht der „Verein für Schulreform." Er will den Oberbau der lateinisch-griechischen Bildung von seinen alten Grundmauern abheben und auf ein modernes Hintergebäude setzen, auf die höhere Bürger-

schule, um so das vielgestaltige Nebeneinander unsers höhern Schulwesens in ein einheitliches Übereinander zu verwandeln. Der Gedanke ist verlockend, und es ist wohl der Mühe wert, ihm näher zu treten.

In den Satzungen des Vereins für Schulreform (beschlossen in der „konstituirenden" Versammlung am 4. April 1889) drückt § 1 das Ziel dieser Bestrebungen kurz und bündig so aus: „Der Verein für Schulreform bezweckt mit Hilfe einer über das Reich verbreiteten Organisation durch Rede und Schrift in den gebildeten Kreisen des Volkes zunächst das Verständnis für die Reform der höhern Schulen und die Notwendigkeit einer einheitlichen Mittelschule zu fördern und alles zu thun, was zur Verwirklichung dieser Idee führen könnte. Unter der einheitlichen Mittelschule ist eine sechsklassige Schule mit einem den Bedürfnissen der Gegenwart und dem praktischen Leben angepaßten Lehrplan zu verstehen, welche die entsprechenden Klassen der Volksschule oder eine dreiklassige Vorschule zur Voraussetzung hat und zugleich die gemeinsame Vorstufe für die obern Klassen der jetzigen neunklassigen Schulen — Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule — darstellt."

In den Mitteilungen des Vereins, herausgegeben von Dr. Friedrich Lange in Berlin (Nr. 2, vom 17. Oktober 1889) ist eine Eingabe abgedruckt, die der Verein am 3. Oktober vorigen Jahres, mit 23000 Unterschriften versehen, an den preußischen Kultusminister, Herrn von Goßler, abgesandt hat. Darin sind die Gründe angegeben, warum der Verein eine Änderung des Schulwesens in seinem Sinne für notwendig hält. „Jeder Vater der gebildeten oder wohlhabenden Stände, lautet der erste Grund, wünscht für seinen Sohn eine Schule, welche diesem die Möglichkeit freier Wahl unter den höhern Berufen nach Maßgabe seiner Fähigkeiten bietet." Nach den äußern Bedingungen, den sogenannten Berechtigungen, gewähren nur die Gymnasien diese Möglichkeit. Daher ist der Andrang zu den Gymnasien so groß! Die Eltern, außer stande, sich im zehnten Lebensjahre ihrer Söhne ein Urteil über deren Neigungen und Fähigkeiten zu bilden, glauben in solcher Verlegenheit ihre Pflicht am besten zu erfüllen, wenn sie diese in die meistbegünstigten Schulen, in die Gymnasien schicken.

Der zweite Grund nimmt die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienste zum Ausgangspunkte. Die Erwerbung dieses wichtigen Rechtes mit der Reife für Obersekunda teilt die Schulen, die darüber hinausgehen, geradezu in zwei Teile, ohne daß der Unterrichtsplan auf diese Zweiteilung Rücksicht nähme. Dennoch ist es Thatsache, daß mindestens drei Viertel aller Schüler der höhern Lehranstalten aus Untersekunda abgehen, mithin eine ungenügende, ja meist verfehlte Schulbildung erhalten.

Drittens wird auf die Gefahr hingewiesen, die einerseits in dem Bestreben liegt, die auf das klassische Altertum zugeschnittene Gymnasialbildung mit dem modernen Wissen in Einklang zu setzen, einem Bestreben, das notwendig zur

Überbürdung führt, und anderseits in dem weit über das Bedürfnis hinausgehenden Andrang zu den gelehrten Berufen. Von dem gesunden Sinne der Bevölkerung sei in diesem Falle eine Besserung nicht zu erwarten, „denn der Einzelne fragt zuerst nach seinem persönlichen Wunsch und Vorteil," ebenso wenig von einer Verkümmerung der Berechtigungen des Realgymnasiums, „denn die Schuld und der Weg der Abwehr dagegen kann nicht wohl gesucht werden in dem, was noch nicht ist, sondern zunächst und vor allem in dem, was bisher gewesen ist." Thatsache sei, daß „etwa sieben Achtel aller die Gymnasien besuchenden Schüler um eines Achtels (der Philologen, Theologen und etwa auch der Juristen) willen eine zu einseitige und daher unzweckmäßige Schulbildung erhalten." Ehrgeiz aber und Rücksicht auf äußere Vorteile treiben die Schüler an, gegen ihre Natur und Bestimmung in einem Lehrgange auszuharren, der nur für eine Minderheit von Berufszweigen passend ist. Dieser Übelstand wird noch dadurch verschärft, daß die verschiednen Ministerien der allgemeinen Überschätzung der Gymnasialbildung Folge leisten und sie für Beamtenkreise fordern, die nicht einmal das Latein zur vollkommnen Ausübung ihres Berufes brauchen.

Zuletzt wird die Stellung der Gemeinden zum höhern Schulwesen in Betracht gezogen. Wenn eine Stadtgemeinde eine höhere Schule für ihre männliche Jugend gründen will, so wird sie aus denselben Gründen, die den einzelnen Vater bestimmen, seinen Sohn ins Gymnasium zu schicken, sich für diese vollberechtigte Anstalt entscheiden, umso mehr, als doch die Bürger, die ihren Söhnen eine höhere Laufbahn offen halten wollen, den leitenden Kreisen angehören. Darum hat Preußen nur 55 lateinlose höhere Schulen (höhere Bürgerschulen oder Realschulen ohne Latein), aber 480 Gymnasien und Realgymnasien, und nahezu 300 Städte haben nur eine höhere Schule, Gymnasium oder Realgymnasium. Die Errichtung höherer Bürgerschulen oder Realschulen ohne Latein wird so lange auf die größten Schwierigkeiten stoßen, als der Übergang von diesen Anstalten zu den Gymnasien nicht ermöglicht ist, schon darum, weil die Eltern ihre Söhne so lange als möglich im Vaterhause haben wollen und dies nur dann können, wenn sie ein Gymnasium am Orte haben. Kein Wunder, wenn selbst der kleinste Marktflecken sein Gymnasium haben will.

Alle diese Gründe sind, wenn man genauer zusieht, sekundäre, rein praktische, aus dem unmittelbaren Bedürfnis des Berufslebens abgeleitete, sie rühren nicht im entferntesten an den Grundbau unsers Erziehungswesens, an das Schulbankhocken, an die übermäßig ausgedehnte Schulzeit, an die althergebrachte historisch-grammatische Methode, an die Überlastung mit Lehrstoff, an die Vernachlässigung der besondern Begabung und der körperlichen Ausbildung, und doch reichen sie hin, um die tiefe Kluft zu erleuchten, die das wirkliche Leben von der Schulbildung trennt.

Wie glaubt nun der Verein dem praktischen Bedürfnis genügen zu können? Er will den Anfang des Unterrichtes im Lateinischen und Griechischen auf eine höhere Altersstufe hinaufschieben, um die sechsklassige Mittelschule zur Vorschule des Gymnasiums zu machen und so eine einheitliche höhere Schule herzustellen. Angenommen also, daß die Schüler, wie es in Preußen durchgängig der Fall ist, mit dem neunten Jahre in die höhere Schule eintreten, so sollen sie erst im vierten Schuljahre, also mit zwölf Jahren, das Latein, und im sechsten, also mit vierzehn Jahren, das Griechische beginnen, dafür aber beide Sprachen in den obern Klassen in einer größern Stundenzahl und mit größerer Energie als bisher betreiben. Dadurch soll Raum gewonnen werden für das Französische und das Englische. Das Französische soll von der untersten Klasse an in abnehmender Stundenzahl (acht in der untersten und eine in der obersten) betrieben werden, der Unterricht im Englischen soll sich in mäßiger Stundenzahl (vier und drei) auf drei Mittelklassen (Quarta, Unter- und Obertertia) beschränken. Die übrigen Lehrfächer sollen in der Hauptsache die Ausdehnung behalten, die sie jetzt haben. Es handelt sich also im wesentlichen um eine Reform des Gymnasiums und auch hierbei nicht um eine Verminderung der Leistungen in den alten Sprachen, sondern nur um eine Zusammenschiebung des Unterrichtes darin auf die höhern Altersstufen, damit auf den untern und mittlern Raum für die neuern Sprachen gewonnen werde. Das Realgymnasium folgt dem reformirten Gymnasium in der Verschiebung des Latein, bleibt aber im übrigen, wie es war. Von der lateinlosen höhern Bürgerschule oder Realschule ist weiter nicht die Rede, und wie sie einen Platz in diesem neuen „einheitlichen" Organismus des höhern Schulwesens finden soll, ist nicht abzusehen. Wahrscheinlich wird angenommen, daß schon viel gewonnen wäre, wenn die lateinlose höhere Schule mit ihren Unterklassen, also zur Hälfte in der Richtung des Gymnasiums läge. Ebenso wenig ist erklärlich, wie Gymnasium und Realgymnasium in dieser veränderten Gestalt nach Zurücklegung der Untersekunda, also mit der Erlangung des Freiwilligenzeugnisses, eine auch nur annähernd abgerundete Bildung gewähren können. Drei Jahre Latein und ein Jahr Griechisch können doch unmöglich zu einem gewissen Abschluß der Bildung führen, man müßte denn beide Fächer fakultativ machen. Es bleibt eben alles beim Alten, und die Verschiebung des Lateinischen und des Griechischen trägt nicht einmal den Bedürfnissen des Publikums Rechnung, die der Verein selbst aufs schärfste betont.

Wenn demnach der Verein die Erwartungen täuscht, die er selbst erst rege macht, so ist das allerdings seltsam, zeigt aber auch, auf welche Schwierigkeiten jeder Reformversuch in unserm vielfach zusammengesetzten, fast verwickelten Erziehungswesen stößt. Doch bleiben, trotz aller Täuschungen, zwei feste Punkte in den Bestrebungen des Vereins: die Befreiung der Unterklassen des Gymnasiums vom Latein, sowie der Mittelklassen vom Griechischen und

ferner die grundsätzliche Anerkennung der lateinlosen höhern Bürgerschule als erster und wesentlicher Stufe der höhern Schulbildung überhaupt. Auf die Verlegung des Latein und des Griechischen auf höhere Altersstufen kommen die Kundgebungen des Vereins immer und immer wieder zurück. In der Anlage A zu der erwähnten Eingabe an den Kultusminister wird auf die psychologischen und pädagogischen Mängel der jetzigen Einrichtung hingewiesen. „Die neunjährigen Knaben sind noch nicht fest genug in ihrer Muttersprache und erleiden durch das Lateinische schweren Schaden in ihrer Fähigkeit, sich korrekt und fließend deutsch auszudrücken." „Das Lateinische ist für die neunjährigen Knaben zu schwer; sie brauchen zu lange Zeit, um die Elemente zu bewältigen, die sie sich, wie viele Beispiele zeigen, in einem höhern Alter mit größerer Leichtigkeit aneignen würden." „Das Lateinische wirkt zum Teil wegen des zu frühen Beginnes und der daraus folgenden großen Schwierigkeiten beim Erlernen, zum Teil wegen der langen Dauer des Unterrichts und der gegenüber andern Fächern außerordentlich großen Stundenzahl ermüdend, und das umso mehr, einen je breitern Raum die Grammatik einnimmt und je weniger Mannichfaltigkeit in der Lektüre herrscht." „Die übrigen Fächer kommen auf keiner Stufe voll zur Geltung, und selbst im Lateinischen wird oft über geringe Leistungen geklagt." Dem gegenüber werden die Vorteile der neuen Organisation hervorgehoben. „Durch die Hinaufschiebung des Lateinischen um drei, des Griechischen um zwei Jahre wird die bestehende Zersplitterung bedeutend gemildert. Die untern und mittlern Klassen erhalten ihren natürlichen Mittelpunkt in den neuern Sprachen und in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, Sekunda und Prima des Gymnasiums werden hauptsächlich den alten Sprachen gewidmet. In den untern und mittlern gemeinsamen Klassen erhalten die Schüler ihre Vorbildung für das Leben, in den obern Klassen besonders für die Hochschulstudien." Dem Lateinischen soll das Französische vorangehen und zwar, wie der in der Anlage B gegebene Lehrplan ausweist, mit hoher Stundenzahl (acht in Sexta, acht in Quinta, sechs in Quarta). Die Ansicht, daß das Französische auf den Unterricht im Lateinischen ebenso gut vorbereite, wie das Lateinische auf den Unterricht im Französischen, ist nicht neu. Es ist die Ostendorfsche These, der sich nicht viel entgegensetzen läßt. Daß aber neunjährige Knaben mit acht Stunden Französisch gequält werden sollen, ist ebenso unvernünftig, wie acht Stunden Latein in diesem Alter, und man könnte mit Recht fragen, ob denn neunjährige Knaben in der Muttersprache fest genug seien, um nicht durch das Französische schweren Schaden in ihrer Fähigkeit, sich korrekt deutsch auszudrücken, zu erleiden, und ob nicht überhaupt eine fremde Sprache für dieses Alter zu schwer sei. Die Eingabe erwartet diesen Einwurf und antwortet: „Ein ungünstiger Einfluß auf das Deutsche ist vom Französischen viel weniger zu erwarten, weil das Französische als moderne Kultursprache dem Deutschen in jeder Beziehung viel

näher steht als das Lateinische. Dieser an sich schon geringere ungünstige Einfluß kann noch vermindert werden, wenn das Französische in den untern Klassen mehr als lebende Sprache behandelt, das heißt zu Sprech- und freien Schreibübungen verwandt wird." Das sind freilich nur Entschuldigungen, die ein tieferes Bedenken gegen unsre Verfrühung und Häufung des fremdsprachlichen Unterrichtes nicht zu heben vermögen. Wie das Französische von Anfang an zu reichlich bedacht ist, so erscheint das Englische in seiner Anlage verkümmert. Nachdem es in drei Mittelklassen neben Französisch und Latein in knapper Stundenzahl von allen Schülern getrieben worden ist, wird es fakultativ, jeder Schulmann weiß aber, daß fakultative Unterrichtsgegenstände in unsre Massenerziehung, so festgerammt, wie sie einmal ist, nicht passen, weil sie Interesse, Zeit und Arbeitskraft zersplittern und das allgemeine Endziel verschieben. Wie dem auch sei, unser Verein hat keine Bedenken. Er beruft sich immer von neuem auf das Realgymnasium in Altona, wo die Hinaufschiebung des Latein bis zur Untertertia ohne Schaden für die endlichen Leistungen durchgeführt ist, und bittet den Minister siegesgewiß, nur mehr dergleichen Versuchsanstalten zu dulden, dann werde die neue Theorie glänzend die Probe bestehen. Dabei ist nur übersehen, daß das Altonaer Realgymnasium nur den Unterricht im Lateinischen verlegt hat, alles andre aber in der alten Weise betreibt.

Der fruchtbarste Gedanke in den Bestrebungen des Vereins ist die Verlegung der alten Sprachen auf höhere Altersstufen, und die Verwirklichung dieses Gedankens ist sicher nur eine Frage der Zeit. Welche Wohlthat für Eltern und Kinder! Der Kursus des Gymnasiums und des Realgymnasiums wird thatsächlich von einem neunjährigen auf einen sechsjährigen zurückgeführt, die Knaben können, wenn sie in den Verband des höhern Schulwesens eintreten, drei Jahre lang eine lateinlose Schule besuchen, und in dieser Zeit wird es sich ausweisen, ob sie zum Universitätsstudium und zu der höhern Beamtenlaufbahn hinreichend befähigt sind oder nicht. Demgemäß wird ihnen der Rat gegeben werden, in eine der beiden Gymnasialanstalten einzutreten oder die lateinlose Schule weiter zu besuchen und sich nach Erlangung des Freiwilligenzeugnisses dem praktischen Leben zuzuwenden. Im Gymnasium selbst aber wird man zuletzt doch wohl auch zu einer Beschränkung des jetzigen Zieles, wenigstens im Griechischen, weiter schreiten müssen. Und warum nicht? Wenn man einen Teil der griechischen Studien auf die Universität verlegte, so würde das Gymnasium den modernen Wissenschaften mehr Rechnung tragen können, als jetzt, und die Studenten einiger Fakultäten würden gezwungen sein, die allgemeinen Studien nicht des Brotstudiums wegen ganz zu vernachlässigen, wie es jetzt meist der Fall ist. Es würde mehr Kenner des Griechentums geben als heute, da doch trotz der unsäglichen Anstrengungen die Schüler ein recht kleines Maß des Griechischen vom Gymnasium wegbringen. Durch unser

Berechtigungswesen sind seit dem Minister Altenstein, dem Geheimen Rate Johannes Müller und dem Professor August Wolf in Halle die Ziele des Gymnasiums gewaltsam in die Höhe getrieben worden, und das hat die Schulbank so heiß gemacht, daß viele Väter ihre gesunden Kinder nicht darauf setzen würden, wenn nicht die Berechtigungen wären.

Es ist natürlich, daß die Idee des Vereins für Schulreform in den Kreisen der Gymnasiallehrer nur wenig Anklang findet und finden wird. Bei Neuerungen hat das Standesinteresse fast immer bedeutenden Einfluß auf die Meinung. Genug, wenn der Streit in den Grenzen maßvoller Erörterung bleibt. Leider ist dies nicht immer der Fall. In mehr als derber Weise ereifert sich der als Historiker und tüchtiger Altphilolog bekannte Gymnasialdirektor in Köln, Dr. Oskar Jäger, in seiner neuesten Streitschrift „Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform“ gegen die Verkürzung der alten Sprachen. Der im Kampfe ergraute tapfere Recke des Gymnasialwesens, der mit breitem Rücken und unsanften Ellenbogenstößen die Forderungen der modernen Bildung zurückzudämmen sucht, wittert hinter der Petition seinen alten Gegner, den deutschen Realschulmännerverein, und verfolgt diesen, der an der ganzen Sache ziemlich unschuldig ist, mit Grobheiten, wie: platte Demagogie, alte Unehrlichkeit, Intrigue, Reklame, Agitation auf der Landstraße, Lüge, Schwindel. Dann führt er die Schlagwörter der Gymnasialpartei: Arbeitenlernen, Denkenlernen am Latein, Unabhängigkeit der klassischen Sprachen vom Marktbedürfnis, Adel des Gymnasialunterrichtes u. dgl. ins Treffen, wobei er zwar manche gute Betrachtung aus tüchtiger Praxis heraus einfügt, doch immer mit heißem Kopfe im Kampfgewühl der Parteien stehend. Der Direktor des Realgymnasiums in Duisburg, Dr. Steinbart, wehrt ihn in den letzten Mitteilungen an die Mitglieder des deutschen Realschulmännervereins mit Besonnenheit und seinem Takte ab, sodaß man kaum noch in Zweifel sein kann, auf welcher Seite die größere Siegesgewißheit ist. Aber wie hier die Gegner, so regen sich auf andrer Seite auch die Freunde, und in dieser Beziehung ist der Verein für Schulreform in Baiern sehr merkwürdig. In der Einladungsschrift zu einer Generalversammlung am 22. Januar d. J. werden die Grundsätze des Vereins kurz angegeben. Das Hauptgewicht legt dieser Verein auf die sechsklassige Mittelschule, die als Unterbau für einen (dreiklassigen) Gymnasial- und Realgymnasialkurses dienen soll. Diese Mittelschule soll nur in den drei untern Klassen lateinlos sein, in den weitern drei Klassen das Latein obligatorisch betreiben, dagegen soll das Englische auf die beiden letzten Klassen (mit je vier Stunden wöchentlich) beschränkt werden und fakultativ sein. Es ist freilich nicht einzusehen, warum nicht das umgekehrte Verhältnis angenommen worden ist, nämlich fakultatives Latein in den beiden obersten Klassen und obligatorisches Englisch in drei Klassen. Aber bis auf diesen einen Punkt, der immer die größte Schwierigkeit

enthalten wird, ist der Vorschlag gesund und lebenskräftig, wenn auch der Plan im einzelnen noch manche Verbesserungen zuläßt. Die sechsklassige Mittelschule soll beides vereinigen, eine abgeschlossene, nachhaltige Bildung für den Bürgerstand, der sich den praktischen Berufskreisen zuwendet, und die Vorbereitung für Gymnasialstudien; das Freiwilligenzeugnis soll an die erfolgreiche Beendigung des Mittelschulkursus geknüpft sein. Auch hier in Baiern wird eine Petition an das Ministerium vorbereitet, die die Errichtung von einigen Versuchsschulen nach dem angefügten Musterlehrplane empfiehlt. „Das Ziel der Umgestaltung — sagt die Einladungsschrift — erkennen wir in der Schaffung einer sechsklassigen einheitlichen Mittelschule, welche durch ihren den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßten Lehrplan dem Schüler die Grundlage einer abgerundeten allgemeinen Bildung giebt, einer Schule, deren Unterrichtsplan bis zu einem möglichst hohen Schulalter auf möglichst allgemein brauchbarer Grundlage aufgebaut ist, und welche es dadurch ermöglicht, die Ausbildung des Beamten und des Bürgers nicht in allzu früher Zeit zu trennen. Indem diese Schule einerseits für viele Knaben die Bildung abschließt, soll sie anderseits zugleich den gemeinsamen Unterbau für das humanistische und das Realgymnasium bilden, welche in weitern drei Klassen mit ihrem bisherigen Charakter, aber mit entsprechend modifizirten Lehrplänen, zum Besuche der Hochschulen vorbereiten."

Dieses Programm könnte auch der preußische Reformverein durchaus zu dem seinigen machen, denn die Einfügung der sechsklassigen Mittelschule in den Aufbau unsers höhern Schulwesens ist der zweite feste Punkt seiner Bestrebungen. Unsre höhern Bürgerschulen und Realschulen sind die Schulen der Zukunft.

Drei Dichterinnen

Das ist doch des Guten zuviel auf einmal! wird der Leser ausrufen, und wir könnten ihm das gar nicht verargen. Wir haben jetzt eine Legion von Schriftstellerinnen, die die Familienblätter in unermüdlichem Fleiße mit sanft einlullenden Erzählungen versorgen; es giebt sogar Vereine von Schriftstellerinnen mit dem ganzen Apparat menschenfreundlicher Bestimmungen solcher Vereine; aber als Dichterin kann selten eine dieser fleißig schreibenden Damen bezeichnet werden. Es ist auch nicht unsre Absicht, für die litterarische Frauenarbeit etwa hier ritterlich eine Lanze zu brechen; noch weniger fällt es uns ein, uns auf den

Beruf der Frau im allgemeinen und im besonderen hier einzulassen. Aber wirklich dichterische Leistungen von Frauen unbefangen zu prüfen und in ihrer Eigentümlichkeit zu zeigen, halten wir unter allen Umständen für eine Pflicht der litterarischen Kritik. Warum sollten auch gerade die Frauen von diesem Recht auf Kritik ausgeschlossen sein?

Die Aufgabe wird uns übrigens im vorliegenden Falle leicht gemacht, denn die drei Frauen, die uns hier beschäftigen sollen: Isolde Kurz, Alberta von Puttkamer und Angelika von Hörmann, sind schon als mehr oder weniger begabte Dichterinnen anerkannt. Alle drei gehören nicht zu den Berufsschriftstellerinnen, sie treten selten auf den litterarischen Markt. Sie haben sich mit der Lyrik litterarisch eingeführt; sie schaffen in Wahrheit nur, um einem reinen Kunsttriebe zu folgen; sie sind frei von modischen Gelüsten, stellen sich sogar in Gegensatz zu den Strömungen des Tages, sind ohne Zweifel tiefere Naturen und bedürfen keines besondern Anwalts, um anerkannt werden. Und alle drei sind so grundverschieden in ihrer Fähigkeit, ihrer Empfindung und ihrem Geschmack, daß es wohl einen gewissen Reiz hat, sie jede nach ihrer Eigenart zu betrachten. Sie stammen auch alle drei aus ganz verschiedenen deutschen Gauen: Isolde Kurz ist eine Schwäbin, eine Tochter von Hermann Kurz, mit gelehrter Bildung, heimisch in zwei Welten: in Deutschland und Italien, begeistert für eine untergegangene, für die Renaissancemenschheit; Alberta von Puttkamer ist nicht halb so gelehrt, eine moderne, nervöse Frau, sie stammt aus Norddeutschland, hat sich aber in Straßburg, im jungen Reichslande, heimisch gemacht, sie lebt in der Gegenwart, eine Dame der Gesellschaft; endlich die bescheidene Angelika von Hörmann, die Tirolerin, ist als unsichtbare Nachtigall in Liedern zum Preise der schönen Alpenwelt bisher nur engern landsmannschaftlichen Kreisen bekannt geworden, sie hat weder die nervöse Leidenschaft der Puttkamer, noch die geistige Größe der Kurz, sie weiß nur mit schlichter Innigkeit ein süßes Lied zum Preise der Natur zu singen, der Natur Tirols, das sie selten oder wohl niemals verlassen hat. Mit den neuesten Büchern dieser drei Frauen wollen wir uns kurz beschäftigen.

Isolde Kurz führt sich mit ihren Florentiner Novellen (Stuttgart, Göschen, 1890) als eine Erzählerin von reicher Phantasie und ungewöhnlicher Kraft ein. Die vier Novellen spielen sämtlich zur Zeit der Florentiner Renaissance, in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der glanzvollen Regierung Lorenzos de Medici bis zu dem großen Sterben, der Pest des Jahres 1527. Schon die feine Art der Behandlung und Auffassung des geschichtlichen Hintergrundes ihrer Erzählungen mutet uns wohlthuend an, weil sie uns als der Ausdruck eines tiefen und zugleich freien, beweglichen Geistes erscheint, der von hohem Standpunkt eine große geschichtliche Bewegung zu sehen und zu schildern vermag. Isolde Kurz versteht es, die

Mannichfaltigkeit, den Wert, die Schönheit und die Irrtümer der Renaissance gleich klar und zutreffend zu veranschaulichen. Da steht in der Mitte die feine, geistvolle Gestalt Lorenzos de Medici, des großen Lebenskünstlers, der die Maler, Dichter, Bildhauer und Architekten fördert, weil er ihrer in Wahrheit zum Genusse des Lebens als geistreicher Mann bedarf. Die Entdeckung des Altertums, seiner Bücher und seiner Statuen hatte einen wahren Fanatismus der Antike hervorgerufen. In grenzenloser Begeisterung gaben die Menschen ihre Persönlichkeit und Nationalität auf, um sich römisch zu benehmen, römisch zu sprechen, römisch zu essen, römisch kühl die Gefühle zu unterdrücken. Diesen Fanatismus des Humanismus schildert Isolde Kurz mit gutem und wohlberechtigtem Humor. Dann zeigt sie uns aber auch neben dem Glanze die Schattenseiten: die Entzügelung der Sinnlichkeit, die Leidenschaft der politischen Parteien, die Äußerlichkeit und enge Beschränkung der Renaissance. Sie unterscheidet sehr klar und scharf zwischen den wirklichen Zuständen und den geträumten Idealen. Sie zeigt uns ergreifend, wie sehr die Frauen damals gelitten haben, wie wenig ihr Recht auf freie Selbstbestimmung anerkannt war, wie das Mädchen in dem Florenz der Renaissance noch immer als politische Ware zur Befestigung von Familienbündnissen betrachtet wurde, und welche Roheit dabei zu Tage trat. Und dann macht sie uns begreiflich, wie die Predigten eines zur Askese mahnenden leidenschaftlichen Priesters, des Dominikaners Savonarola, trotz all der glänzenden Erfolge Lorenzos zünden und das Florentiner Volk unmittelbar nach den übersättigenden Gelagen zur Entsagung und Kasteiung bekehren konnten. Alle diese Zustände aber werden uns nicht unmittelbar als solche geschildert, was auch nicht die Aufgabe der Novelle, sondern der kulturgeschichtlichen Darstellung wäre; vielmehr wird unsre Spannung sehr stark durch die rein novellistische Erfindung erregt, und das kulturgeschichtliche Bild der Florentiner Zustände erhalten wir wie unabsichtlich, weil die Erzählerin es so klar und satt schaut, und weil ihre Geschichten als solche unwillkürlich gleichsam den Zustand von Florenz um jene Zeit wiederspiegeln, sie sind ganz im Geiste der Zeit erfunden.

Auch ihre Art zu erzählen ist dem Geiste der alten Zeit angepaßt, nicht etwa durch eine altertümelnde Sprache, sondern durch den zuweilen phantastisch anmutenden Gang der Handlung, dadurch daß der Nachdruck der Erzählung nicht auf die Charakteristik der Gestalten, sondern auf die überraschende Folge der Abenteuer gelegt ist. In unsrer Zeit des Naturalismus empfindet man einen phantasiereichen, mit wechselvollen Abenteuern uns ergetzenden Erzähler geradezu als einen Romantiker; die fortwährende und absichtsvolle Nachahmung der Wirklichkeit benimmt vielen ganz die Fähigkeit, sich harmlos dem Spiel der dichterischen Phantasie zu überlassen. Darum empfindet man die Novellen der Isolde Kurz gewissermaßen als unmodern. Aber sie sind es keineswegs. Ganz eigentümlich ist ihr ein Humor, der mitten in düsterer Umgebung seine

Lichter spielen läßt. Was man schon bei ihrer Lyrik als bedeutenden Vorzug bemerken konnte, die kraftvolle künstlerische Freiheit mitten in schwerer Trauer des Gemütes, das findet man auch in ihren Novellen wieder. So düster, ja geradezu schauerlich sie werden kann, sie steht doch frei über dem Stoff; der Eindruck bleibt ästhetisch rein, ohne eine Spur von pessimistischer Tendenz oder von Verstimmung zu hinterlassen. Das ist das beste Zeugnis wahrhafter Poesie. In einzelnen Stücken aber offenbart Isolde Kurz auch eine nicht gewöhnliche Kunst psychologischer Darstellung und Vertiefung, namentlich in der umfänglichsten, im „Sankt Sebastian." Hier erzählt sie uns von einem (übrigens erfundenen) Maler der Renaissance, dessen Gemälde zum Kuppler zwischen zwei ihm nahestehenden geliebten Menschen geworden sind, zum „Galeotto" zwischen der geliebten Pia und seinem Halbbruder, dem jugendlichen Kardinal Cesare. Um uns nun die Macht seines Pinsels zu veranschaulichen, stellt die Erzählerin den Maler während seiner begeistert visionären Schöpferarbeit in wahrhaft packender Weise dar. Abgesehen von der Tiefe ihrer Einsicht in das Wesen des schöpferischen Genius, ist auch diese Darstellung technisch ein kleines Meisterstück, weil die Erzählerin so die undankbare und schwierige Beschreibung des kupplerischen Gemäldes — es ist ein Fresko und stellt die Leiden des heiligen Märtyrers Sebastian vor — umgeht, und auf der lebhaften Anschauung des Gemäldes beruht die Wirkung der ganzen Fabel. Ebenso gelingt es ihr, uns Gespensterhaftes, Dämonisches kräftig fühlbar zu machen. Ihre Gestalten stehen in sicherer Zeichnung fest und bestimmt vor unsern Augen; die köstliche Figur des Barbiergesellen Lutz aus Augsburg, der bei dem Humanisten in Florenz Kammerdiener ist und sich stolz Lucius Rufus nennt, ist ebenso sicher gezeichnet wie die des stolzen altadelichen Gegners der Medici, des herben Ruggiero im „Sebastian."

Wir wollen uns nicht weiter in die Einzelheiten vertiefen, es genüge diese allgemeine Charakteristik. Jedenfalls entspricht dieser Band von Novellen dem guten Vorurteil, das Isolde Kurz mit ihren Gedichten erregt hat, und wenn noch etwas zu wünschen ist, so ist es nur dies, daß ihre künstlerische Entwicklung die Richtung auf die objektive Kunst und auf die Charakterpoesie, die „Sankt Sebastian" nimmt, festhalten möge. Dann wird auch ihre Form konzentrierter, die Sprache lakonischer werden; was zu wirken hat, soll nur die Sache sein. Ihr Vorwürfe wegen der romantischen Neigung ihrer Phantasie zu machen, halten wir eine objektive Kritik nicht für berufen. Die Natur seiner Phantasie zu ändern, soll keinem Künstler zugemutet werden; in der Welt ist Platz für alle Arten künstlerischer Begabung.

Eine so klare, reife, besonnene Künstlerin wie Isolde Kurz ist Alberta von Puttkamer nicht; man kann sie beinahe als ihren völligen Gegensatz bezeichnen. Sie ist wohl auch ein gebornes lyrisches Talent: sie ist sehr mit sich selbst beschäftigt, sie ist ein Phantasiemensch und hat Sprachgewandtheit

in nicht gewöhnlichem Maße. Aber sie ist keine Natur, sondern ein Temperament; sie kann nicht schlicht, einfältig empfinden und ebenso aussprechen, was sie empfindet, sondern muß in Hitze geraten, um zu dichten. Das Feuer, der Sturm, der Orkan, die Leidenschaft mit ihrer Grenzenlosigkeit und Maßlosigkeit, die sind ihr Element. Eine musikalische Frau und folglich mehr Gefühls- als Phantasiemensch, ist sie selten imstande, die Fülle hochwogender Gefühle in knappe Form, in anmutig anschauliche Bilder zu bannen. Sie bewegt sich gern in Superlativen und kann mit den vielen Worten doch nicht alles das sagen, wozu die Töne eines musikalischen Instruments oder gar eines Orchesters weit geeigneter wären. In den episch-lyrischen Gedichten und in den eigentlichen Liedern ihres neuen Bandes von Dichtungen: Akkorde und Gesänge (Straßburg, Heitz) ist vorwiegend einunddieselbe Grundstimmung bemerkbar: die der schwülen Sommernacht bei herannahendem Gewitter. Die Motive, die sie aus der Geschichte wählt, sind allein schon bezeichnend für diese überschwänglich leidenschaftliche Frauenseele. Sie schildert des kranken Wüstlings Cesare Borgias Flucht aus dem Vatikan; sie erzählt von der plötzlichen Begierde Neros nach einer zum Tode in der Tierhetze verurteilten jungfräulichen Christin, die sich aber seiner Lust durch die Flucht in den Löwenkäfig entzieht; eine Kleopatra, ein Judas Ischariot fehlen auch nicht; eines dieser episch-lyrischen Stücke ist geradezu „Nocturno" überschrieben und führt uns das nächtliche süßberauschende Stelldichein eines Ritters mit der Gattin irgend eines Seeräubers im ägeischen Meere vor: eine Art von lyrisch-musikalischer Phantasie. Die „Gesänge" versuchen gar nichts andres, als die nebelhaft unfaßbare Stimmung eines hoch erregten Wesens in der einsamen Sommernacht zu beschreiben: durchweg aussichtslose Versuche, mit den Formen der Lyrik das darzustellen, was nur die Musik vermag. Für die Leidenschaft der Dichterin ist es bezeichnend, daß sie gern den Sturm der Schlachten, die Lust des Reiters schildert. Gleichwohl muß man ihre Fähigkeit anerkennen, auch so zarte Gemütszustände wie eben die Stimmung einer Sommernacht in schönen Worten festzuhalten, z. B. in dem Gedicht: „In heißer Zeit."

Das ist wie Duft von reifem Korn,
Der haucht vom Feld in Sommerfrühen,
Aus roten Büschen droht der Dorn —
Die Rosen blühen.

Das ist wie Duft von reifem Glück,
Der haucht von deinem Lippenglühen;
Kein herber Dorn schreckt mich zurück —
Die Rosen blühen.

Das ist der heiße Junitag
Mit Edelfrucht und Sonnensprühen;
In Funken flammt der scheue Hag —
Die Rosen blühen.

Und das, mein Lieb, ist Leidenschaft,
Die selig wächst und sonder Mühen.
Erlöse sie aus Knospenhaft —
Wie Rosen blühen.

Diese Töne schwüler Leidenschaft sind die persönlichsten der Dichterin; die Gedichte „Lindenblütenduft," „Nachtzauber," „Sommernachts," „Im Paradies," „Herbstakkord" sind in dieser Art von Stimmungspoesie vortrefflich. Wohlthuend heben sich von den andern „Gestalten" jene erzählenden Gedichte ab, in denen die Dichterin nach Art der schwäbischen Poeten Märchen mit schlichter und heiterer Anschaulichkeit erzählt: „Das Weingeigerlein von Brunnstatt," „Hänschens Traum"; da ist sie kaum wiederzuerkennen. In einzelnen patriotischen Gelegenheitsdichtungen hat sie auch mit Glück einen großen Ton kräftig angeschlagen, wie z. B. in der „Kaisermeldung, als der Kaiser Wilhelm I. am 10. September 1886 die Reichslande besuchte." Das Gedicht beginnt:

Was rauscht mir zu Nächten um Giebel und Turm?
Rings schlafen die Lüfte — das ist nicht der Sturm.
Mit herrlichen Schwingen durcheilt es den Raum,
So schwirren nur Adler am felsigen Saum!
Ich kenne dies Haupt, das den Wolkenrand streift,
Und den Fang, der so kühn ins Unendliche greift,
Und die Federn, erschimmernd wie bräunliches Gold,
Und den siegenden Fittig, im Äther entrollt(!).
Der Herrliche ist es, der unsichtbar
Den Kaiser umkreisel, sein schützender Aar,
Der, Wege geleitend, zur Sonne hinan
Scharfäugig bewachet die siegende Bahn!

Rhetorik zwar, aber mit Schwung und Wärme. Übrigens ist die Sprache der Gedichte nicht tadellos. Hiaten und unreinen Reimen, Härten im Ausdruck begegnet man sehr häufig. Auch an Schwulst kann es bei einer solchen Vorliebe für den Superlativ im Gefühl nicht fehlen, wie z. B. in dem Nocturno:

Ein Kuß, so hingegeben atemlos,
Schloß sie zusammen, daß der Beiden Sinn
Gleichwie in Gottheit aufgelöst erschien.

Es ist überhaupt fatal, wenn ein Lyriker so abstrakte Begriffe wie Sein, Raum und Zeit, das Schöne u. dergl. m. so gern verwendet wie die Puttkamer. Sie treibt auch ungeheuern Luxus mit Satzzeichen, mit gewissen drei Punkten, mit Gedankenstrichen, mit denen sie gleich lange Verszeilen ausfüllt. Wenn die Rede nicht ohne solche Zeichen klar und bestimmt den dichterischen Gedanken ausspricht, so ist es schlimm. Auch der massenhafte Verbrauch von Ausrufungszeichen ist häßlich, nicht minder die Vorliebe für den gesperrten Druck vieler Wörter und ganzer Verse; das ist dilettantisch geschmacklos. Eine

sonderbare Vorliebe hat die Puttkamer für neue Wortbildungen, namentlich für Zeitwörter mit der Vorsilbe ent-; so sagt sie:

Denn ich, ich glaube noch an jenen Gott,
Der sich entwirkt in edeln Männerseelen.

Auch das Wort „beflammt“ ist so eine Schöpfung:

Am Fels des Mooses weicher Samt
Ist schon mit Knospen licht beflammt!

heißt es im „Weingeigerlein“; und eine Seite vorher:

Durch die keuschen Wasgauwälder, goldbeflammt von Knospentrieben.

Gleich im ersten Gedicht lauten die ersten Verse:

Am Dachfirst, wo der letzte Schwalbenbau,
Hoch überm Stadtgewühl, in Sonnenstillen —

das ist grammatisch fehlerhaft, es soll wohl heißen: in sonniger Stille; „die Stillen“ ist doch ein falscher Plural. In dem Gedicht „Kleopatra“ heißt es:

Und doch ist mir die ganze Welt entsonnt!

das ist häßlich; und geradezu komisch ist es, wenn Kleopatra von der Schlange sagt:

Was hebt sein Haupt dort, todesselig-bange?
Zerstörungsglück von Eden, schöne Schlange.

Ganz abgesehen von der sinnlosen Bildung „Zerstörungsglück“ für „Zerstörerin des Glücks von Eden“ ist die Wendung im Munde der Freundin des Antonius doch zu gewagt; oder hat Kleopotra schon das alte Testament gekannt? Das ist doch nicht wahrscheinlich.

Gerade in sprachlicher Beziehung zeichnet sich das erzählende Gedicht Oswald von Wolkenstein von Angelika von Hörmann (Dresden, Ehlermann, 1890) vorteilhaft nicht bloß vor den Gedichten der Puttkamer, sondern auch vor vielen männlichen Leistungen der Gegenwart aus durch Anmut, Sorgfalt, Innigkeit, Schlichtheit, Vermeidung jeder Sucht nach Originalität, ohne deshalb die Farbe der Persönlichkeit zu verlieren. Man lese z. B. folgende heitere Klage des Ritters Hiltpolt von Hohenschwangau über den Verlust der guten alten Zeit des Minnesangs:

Was Wunder, daß mich Grimm beschleicht,
Weil Sang und Klang so ganz verbleicht;
Denn was man jetzt noch nennt mit Ruhme,
Ist dürres Laub statt frischer Blume.
Einst sang der Ritter seine Weise
Im Wald und zu der Frauen Preise,
Jetzt klebt der Schreiner mit dem Leim
In dumpfer Stube Reim auf Reim,

Der Schuster mißt ihn mit dem Faden,
Was weiß der Wicht von Minneschaden
Und Minnetrost und Abenteuer?
Ein Trunk ists ohne Kraft und Feuer,
Ein Reimgetänzel sonder Schwung,
Als schlüg kein Herz mehr warm und jung
Für frisches Leben, Lieb und Wein.

Wir befinden uns am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, zur Zeit des Konzils von Konstanz. Oswald von Wolkenstein ist der letzte Minnesänger, eine Gestalt wie geschaffen zum epischen Helden. Er hat die Thorheit eines Ulrich von Lichtenstein und ist doch gleichzeitig ein ernster politischer Mann. In dem Kampfe des Tiroler Adels gegen Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, der die Macht des Adels zu Gunsten seiner Landeshoheit gebrochen hat, nimmt Oswald eine hervorragende Stellung ein: er wehrt sich für seine Unabhängigkeit vom Landesfürsten bis aufs äußerste. Oswald ist einer der meistgereisten Menschen seiner Zeit. In grenzenlosem Wandertriebe hat er Jerusalem und Litauen und England und Aragonien und Neapel gesehen, hat die Sprachen der verschiednen Völker kennen gelernt, und überall war die Laute des Minnesängers seine Begleiterin. Er hat die höchsten Auszeichnungen vom Kaiser und von der Königin in Aragon und die schlimmste Not als Schiffbrüchiger erfahren. Aber er ist, wie mit seinem Wandertriebe, so auch mit der Liebe zur Heimat ein echter Tiroler, er ist stets voller Sehnsucht nach Tirol auf seine Burg Hauenstein zurückgekehrt. Und er ist ewig der liebesselige Dichter geblieben, Frauen haben in Haß und Liebe eine entscheidende Rolle in seinem Leben gespielt, die Kunst des Gesanges hat ihn aus tiefem Verließ gerettet und in der Einsamkeit des Alters getröstet. Wenn das kein Held für ein Epos ist, dann giebt es keinen mehr. Hermann Schmidt hat ihn denn auch wenige Jahre nach der Ausgabe von Oswalds Schriften und Leben durch Beda Weber in einem Roman behandelt. Ungleich feiner ist die poetische Erzählung der Hörmann. Sie hat sich allerdings ihren großen Stoff novellistisch zugestutzt, man merkt es, daß ihre weibliche Hand gezögert hat, in großen Zügen ein Weltbild von Oswalds Zeit zu entfalten. Aber sie hat doch ein schönes Bild, wenn auch in kleinerem Rahmen, geschaffen und vor allem die Gestalt Oswalds mit richtigem poetischen Gefühl erfaßt, nicht ohne sie von den Derbheiten des Originals zu säubern, den Dichter gleichsam manierlicher zu machen, wozu ihr die Wirklichkeit ein Recht gab. Sie hat das Wesen des Mannes: seinen Sanguinismus, seine rasche Entzündbarkeit, seine Leichtgläubigkeit sehr richtig dargestellt, nicht die Politik, sondern die Poesie als den Mittelpunkt seines Charakters erfaßt und aus seinen zahllosen Abenteuern die wichtigsten Ereignisse für ihre Darstellung ausgewählt. Die Dichtung setzt idyllisch mit dem Leben auf dem stillen Schlosse Hohenschwangau ein, von wo sich Oswald seine vielgeliebte Frau Margareta geholt hat.

Es wird seine Vergangenheit, seine thörichte Leidenschaft für die kokette Sabina Hausmann, die ihn zur Liebesprobe ans heilige Grab geschickt hat, erzählt und so die spätere Handlung vorbereitet. Gerade als sich Oswald und Margareta — das typische liebliche deutsche Mädchen — verloben, wird er zum Konzil nach Konstanz abberufen. Es folgt Margaretas Einsamkeit und Sehnsucht nach dem fernen Geliebten, dann ihre Hochzeit, ihr Leben auf Hauenstein. Wir merken inzwischen auch, daß Oswald seine Margareta nicht so leidenschaftlich liebt, daß er Sabinen ganz vergessen hätte, und begreifen, daß er in die niederträchtige Falle geht, die ihm die Jugendgeliebte legt. Oswalds Poetentrauer in der Gefangenschaft wird ergreifend geschildert. Dann erweitert sich der Horizont der Dichtung zur Schilderung der Kämpfe Friedrichs mit dem Adel. Eine eigene, ganz modern novellistische Erfindung der Hörmann ist die Versuchung Margaretas durch Oswalds jüngern Halbbruder, der schöner ist und sie leidenschaftlich liebt. Beim Falle der Burg Hauenstein geht er unter, Margareta rettet sich, um sich nachher mit ihrem Gatten zu dauerndem Glück zu vereinen. Und den Beschluß macht die wirkungsvolle Szene des Siegesbanketts Herzog Friedrichs in Meran. Der Landesfürst hat mit seinen Adelichen Frieden geschlossen, Tirol hat seine Ruhe wieder. Sie sitzen da und trinken in freudiger Stimmung, nur eines vermissen sie bei der Feier: Gesang, das Dichterwort. Es giebt aber keine Sänger mehr, und der süßeste Liedermund schmachtet noch immer im Kerker der falschen Sabina. Da sendet Friedrich nach Oswald Boten mit dem Freiheitsbrief und mit köstlichen Gewändern, und der Dichter wird aus der Nacht des Gefängnisses an das Licht der Festtafel geholt. Die Überraschung, die Rührung Oswalds, sein charaktervolles Zögern, die Hand des Jugendfreundes Friedrich zu ergreifen, die ihm so schwere Wunden geschlagen hat, und dann die Versöhnung beider — das alles giebt eine glänzende Szene, die auch mit waher Kunst dargestellt ist. So steigert sich das Interesse an der Erzählung bis zum Ende. Die Dichterin verrät übrigens auch hier ihre lyrische Begabung, ihr Vortrag ist durchzogen und durchwärmt von kleinen lyrischen Blüten. Ihre Liebe zur Tiroler Heimat aber bildet den Kern ihres dichterischen Pathos. Sie hat eine Erzählung geschaffen, die man nicht nach einmaligem Lesen für immer weglegt, sondern die man öfter zur Hand nimmt und dann umso lieber gewinnt.

Wien *Moritz Necker*

Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

Ich wende mich nun zum Verbum, und zwar zunächst zu der Verwirrung, die neuerdings in die Tempora (Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum) eindringt und die wieder ein trauriges Zeichen der immer mehr zunehmenden Abstumpfung, ja Verrohung unsers Sprachgefühls ist.

Das Imperfektum ist in gutem Schriftdeutsch das Tempus der Erzählung; es hat nur zu erzählen, weiter nichts, und wiederum nur das Imperfektum ist es, das zu erzählen hat, kein andres Tempus. Nur der Österreicher und der Jude erzählt im Perfektum (*hab ich gemacht — bin ich gewesen*). In gutem Schriftdeutsch dient das Perfektum ausschließlich zur Angabe, zur Mitteilung einer soeben geschehenen Handlung, nie zur Erzählung. Wenn ich eine Menschenmasse auf der Straße laufen sehe und frage: Was giebts denn? was ist denn los? so wird mir geantwortet: der Blitz *hat eingeschlagen*, und am Markte *ist Feuer ausgebrochen*, d. h. dies ist soeben geschehen. Wenn ich dagegen nach einiger Zeit — ob nach einer Stunde oder nach zehn Jahren, ist gleichgiltig — den Vorgang jemand erzähle, kann ich nur sagen: der Blitz *schlug ein*, und am Markte *brach* Feuer *aus*. Man sollte meinen, dieser Unterschied sei so mit Händen zu greifen, daß er gar nicht verwischt werden könne. Und doch bringt unsre Zeitungssprache, die uns schon mit so vielem Sprachunrat überschwemmt hat, auch das jetzt fertig! Man sehe nur die kurzen Nachrichten an, die das Neueste vom Tage bringen, besonders die telegraphischen Depeschen: es ist greulich, wie da neuerdings das Imperfektum mißbraucht wird. Der und der *erhielt* einen Orden — in Heidelberg *starb* Professor X — Minister so und so *reichte* seine Entlassung ein — in Dingsda *wurde* die Sparkasse *erbrochen*. Wann denn? frage ich jedesmal unwillkürlich. Du willst mir doch eine brühwarme Neuigkeit mitteilen und drückst dich aus, als ob du mir etwas erzähltest, was vor dreihundert Jahren geschehen ist! Etwas andres ist es, wenn eine Zeitbestimmung der Vergangenheit hinzutritt — und wäre es nur ein *gestern*; dann verliert der Satz sofort den Charakter einer bloßen thatsächlichen Mitteilung von etwas eben Geschehenem und nimmt den der Erzählung an, kann ihn wenigstens annehmen.

Es ist ebenso richtig, zu schreiben: gestern starb hier nach längerer Krankheit Professor X, wie: gestern ist hier nach längerer Krankheit Professor X gestorben. Im ersten Falle erzähle ich, im zweiten Falle mache ich die Mitteilung einer Neuigkeit, die zwar, wie ich andeute, schon einige Stunden her, aber doch immer noch Neuigkeit ist. Fehlt aber jede Zeitangabe, soll die Thatsache mitgeteilt werden als Neuigkeit schlechthin, so ist der Gebrauch des Imperfekts ein grober Mißbrauch. Wie man dafür das Gefühl verlieren kann, ist mir unbegreiflich.

Aber es ist das ja ein Fall, der, wie gesagt, bisher auf gewisse Zeitungsnachrichten beschränkt geblieben ist, also noch kein großes Unheil angerichtet hat. Nun aber ein andrer. Für den Satz, den ich da eben hingeschrieben habe, würden heute Hunderte von „ersten" Schriftstellern schreiben: Es ist das ein Fall, der, wie gesagt, bisher auf gewisse Zeitungsnachrichten beschränkt blieb, also noch kein großes Unheil anrichtete. Das ist eine zweite Verwirrung von Imperfektum und Perfektum, die auch neuerdings eingerissen ist und leider schon weit über die Zeitungssprache hinaus Fortschritte gemacht hat. Das Perfektum hat außer der vorhin genannten Aufgabe, etwas als soeben geschehen mitzuteilen, noch eine zweite: die durch einen Vorgang oder eine Handlung geschaffene augenblickliche Sachlage auszudrücken. Auch hier aber wird es neuerdings immer mehr durch das Imperfekt verdrängt. Da schreibt z. B. eine Verlagsbuchhandlung in der Ankündigung eines Werkes, dessen Ausgabe bevorsteht: Wir scheuten kein Opfer, die Illustrationen so prächtig als möglich auszuführen. Den Preis stellten wir so niedrig, daß unser Unternehmen sich in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen kann. Wann denn? frage ich wieder unwillkürlich. Erzählst du mir etwas aus der Geschichte deines Geschäftes? über ein Verlagsunternehmen, das du vor dreißig, vierzig Jahren einmal in die Welt geschickt hast und von dem vielleicht kein Exemplar mehr aufzutreiben ist? Oder handelt sichs um ein Buch, das eben fertig geworden ist, das nagelneu und in Haufen auf deinem Lager liegt und auf die Ausgabe wartet? Wenn du das letzte meinst, wenn du diese augenblicklich bestehende Sachlage ausdrücken willst, kann es doch nur heißen: Wir haben keine Opfer gescheut, die Illustrationen so prächtig als möglich auszuführen; den Preis haben wir so niedrig gestellt, daß unser Unternehmen sich in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen kann. Das Buch liegt ja vor, hier ist es, nun kauft! Wenn jemand schreibt: Kein Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgingen — so klingt das doch genau so, als wäre der Satz aus irgend einer geschichtlichen Darstellung herausgenommen, und als wäre von Wahlen die Rede, die etwa vor dreißig oder vor dreihundert Jahren stattgefunden haben. Es sollen aber die letzten Reichstagswahlen damit gemeint sein! Ja dann muß es natürlich heißen: Kein Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgegangen sind — denn diese Ergebnisse liegen doch jetzt vor, sie bilden den durch die Wahlen geschaffenen augenblicklichen Zustand.

Auch diese Verwirrung ist mir unbegreiflich. Aber man beobachte nur: es gilt jetzt immer mehr für vornehm, so zu schreiben. Das Perfekt gilt für gemein, für abgenutzt.

Noch schlimmer als diese beiden aber ist nun eine dritte Verwirrung, die noch vor dreißig Jahren ganz unerhört gewesen wäre, die auch ganz neuerdings erst aufgetaucht ist, aber in kurzer Zeit schon riesenhafte Fortschritte gemacht hat und jeden Menschen von feinerm Sprachgefühl bereits anfängt mit Ekel zu erfüllen, die Verwirrung, die sich in dem Weglassen des Partizips worden im passiven Perfektum äußert. Es handelt sich auch hier in der That um eine Verwirrung zwei grundverschiedner Tempora, der beiden nämlich, die man in der Grammatik als Perfectum und Perfectum praesens unterscheidet. Ich will den Fall etwas eingehender besprechen.

In gutem Schriftdeutsch ist bisher aufs strengste unterschieden worden zwischen zwei Sätzen wie folgenden: Auf dem Marktplatze sind junge Linden angepflanzt worden und: auf dem Marktplatze sind junge Linden angepflanzt. Der erste Satz drückt den Vorgang oder die Handlung des Anpflanzens aus — das ist das eigentliche und wirkliche Perfektum; der zweite drückt den durch die Handlung des Anpflanzens geschaffenen gegenwärtigen Zustand aus — das ist das, was die Grammatik als Perfectum praesens bezeichnet. Wenn einer im Fluß ertrunken ist und nach tagelangem Suchen endlich im Wasser gefunden worden ist, so sage ich nun richtig: die Leiche ist gefunden — das ist die durch das Finden geschaffene gegenwärtige Sachlage; wenn ich aber nach der Zeit des Fundes fragen will, also nach dem Vorgange selbst, so kann ich nur fragen: Wann ist sie denn gefunden worden? (nicht: wann ist sie denn gefunden?), und geantwortet werden kann mir nur: vor einer Stunde ist sie gefunden worden oder: sie ist schon gestern Abend gefunden worden oder aber: sie war schon gestern Abend gefunden; das letzte würde ausdrücken: die gegenwärtige Sachlage bestand bereits gestern Abend.

Handelte es sich um einen besonders feinen, schwer nachzufühlenden und deshalb leicht zu verwischenden Unterschied, so wäre es ja nicht zu verwundern, wenn er mit der Zeit verschwände. Aber dieser Unterschied ist so grob und so sinnfällig, daß ihn der Einfältigste begreifen kann, und doch dringt der Unsinn, eine Handlung, einen Vorgang, ein Ereignis als Zustand, als Sachlage hinzustellen, in immer weitere Kreise; täglich kann man schon massenhaft Sätze lesen, wie: die Stimmen machen den Eindruck, als sei zu ihrer Herstellung die halbe Rheinsberger Kapelle herangezogen. Doppelt dumm und doppelt greulich wird der Unsinn, wenn durch eine hinzugefügte Zeitangabe (!) noch besonders deutlich gemacht wird, daß der Vorgang, nicht die durch den Vorgang entstandne Sachlage ausgedrückt werden soll. Aber gerade diesem Unsinn begegnet man täglich in Zeitungen und neuen Büchern. Da heißt es: das

Verbot der und der Zeitung ist heute wieder aufgehoben (worden! möchte man immer dem Schreiber zurufen) — im vorigen Jahre ist eine neue internationale kriminalistische Vereinigung gegründet (worden!) — vorige Woche ist ein Flügel angekommen und unter großen Feierlichkeiten im Kursaal aufgestellt (worden!) — dies kann nur der beurteilen, der selbst einmal durch die Praxis in die Lage versetzt (worden!) ist, die Erfindung verwerten zu müssen — in späterer Zeit sind an dieser Tracht die mannichfachsten Veränderungen vorgenommen (worden!) — in gothischer Zeit ist das Schiff der Kirche äußerlich verlängert und dreiseitig geschlossen (worden!) — mit diesem wunderbaren Wort ist Goethe bei seiner Vorstellung in Erfurt von Napoleon empfangen (worden!) — die Schrift des Erasmus ist eine der schärfsten Satiren, die jemals geschrieben (worden!) sind — dieser Irrtum ist umso verwunderlicher, als schon vor acht Jahren von Althaus ein treffliches Lebensbild des Verfassers gegeben (worden!) ist — viel ist seiner Zeit über die schöne Sklavin gesprochen (worden!), die Fürst Pückler-Muskau in Afrika gekauft hatte u. s. w. Ein trauriges Zeichen dafür, mit welcher Gewalt der Unsinn vordringt, ist es, daß selbst ältere Leute, von sechzig Jahren und darüber, denen es noch vor zehn Jahren nicht eingefallen wäre, so zu reden, bereits die Mode mitmachen und das worden überall weglassen! Es sind das freilich dieselben, die sich auf ihre alten Tage auch noch das schöne selbstredend und das schöne naturgemäß zugelegt haben, wofür sie früher selbstverständlich und natürlich gesagt haben. Sie würden auch eine froschgrüne Halsbinde tragen, wenn froschgrüne Halsbinden Mode würden.

Da plagt sich nun das deutsche Gymnasium herum, den Jungen im und am Lateinischen und Griechischen den Unterschied zwischen Perfectum und Perfectum praesens klar zu machen, und kann nicht verhüten, daß in der eignen Muttersprache, wo dieser Unterschied klar und deutlich zu Tage liegt und jahrhundertelang beobachtet worden ist, er auf einmal von plumpen Gesellen ausgewischt wird! Wie weit soll der Verfall und Zerfall unsrer Muttersprache noch fortschreiten, bis sich die deutsche Schule endlich auf ihre wirklichen Aufgaben besinnen wird?

Noch ein paar besondre Fälle möchte ich kurz besprechen. Wenn Rezensenten den Inhalt eines Romans, eines erzählenden Gedichts, eines Dramas angeben, verraten sie nicht selten eine ganz-komische Hilflosigkeit in der Anwendung der Tempora. Ich habe Inhaltsangaben gelesen, deren Darstellung zwischen Präsens, Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt nur immer so hin- und hertaumelte. Und doch ist die Sache so überaus einfach! Wer erzählt, kann sich nur des Imperfekts bedienen; Ereignisse, die vor der Handlung liegen, die erzählt wird, also zur sogenannten Vorfabel gehören, können nur im Plusquamperfekt mitgeteilt werden. Ganz anders in einer Inhaltsangabe.

Da hat kein andres Tempus etwas zu suchen als das Präsens und das Perfektum, das Präsens für die Geschichte selbst, das Perfekt für die Vorgeschichte. Es wirkt dies unleugbar auf die Dauer etwas ermüdend, aber das ist nicht die Schuld der Tempora, sondern die Schuld der Rezensenten, die nicht imstande sind, eine Inhaltsangabe knapp zu halten und auf das Wesentlichste zu beschränken. Erzählen hören kann man jemand stundenlang, über eine Inhaltsangabe fängt man schon nach fünf Minuten an zu gähnen. Mir wenigstens gehts immer so.

Der zweite Fall betrifft die biographische Darstellung. Auch diese ist natürlich eine Erzählung, kann sich also in keinem andern Tempus bewegen, als im Imperfektum. Aber der erste Satz: die Geburtsangabe, wie stehts damit? Soll man schreiben: Lessing war geboren, Lessing wurde geboren oder Lessing ist geboren? In der That kann man alle drei Ausdrucksweisen finden. Aber am häufigsten die falsche! Er ist geboren — das kann man doch vernünftigerweise nur von dem sagen, der noch lebt. Den Lebenden kann man fragen: Wann bist du geboren? Und dann antwortet er: Ich bin am 23. Mai 1844 geboren. Von einem, der nicht mehr lebt, kann man wohl am Schlusse seiner Biographie sagen: Gestorben ist er am 31. Oktober 1880 (wiewohl man damit plötzlich aus dem Tone der Erzählung herausfällt in den der bloßen thatsächlichen Mitteilung); aber am Anfange der Biographie kann es doch nur heißen: er war oder wurde geboren; mit wurde versetze ich mich an den Anfang des Lebenslaufes meines Helden, mit war versetze ich mich mitten hinein in diesen Lebenslauf. Nun sehe man einmal, in wieviel hundert und tausend Fällen in Zeitungsartikeln, im Konversationslexikon, in Kunst- und Litteraturgeschichten, in der „Allgemeinen deutschen Biographie" die Gedankenlosigkeit begangen wird, daß man von Verstorbenen zu erzählen anfängt, als ob sie lebten!

Nur im Vorübergehen will ich endlich noch der Liederlichkeit unsers Akten- und Zeitungsstils gedenken, die in den zahllosen stattgehabten und stattgefundenen-Versammlungen, Beratungen, Abstimmungen, Wahlen, Audienzen u. s. w. zum Ausdruck kommt. Es lohnt der Mühe nicht, viel Worte drüber zu machen. Der Fehler, ein aktives Partizipium der Vergangenheit (denn eine Versammlung hat doch stattgefunden, aber sie ist es nicht!) wie ein passives Partizipium der Vergangenheit mit einem Substantivum zu verbinden, ist so über alle Maßen widerwärtig, daß man ihn der Tagespresse allerunterster Sorte überlassen sollte. Ich weiß sehr wohl, daß der Germanist solche Verbindungen in Schutz nimmt mit Hinweis auf den gedienten Soldaten, den gelernten Kellner und den studierten Mann. Aber was nimmt der Germanist nicht alles in Schutz! Was findet er nicht alles richtig, unanfechtbar und schön vor lauter historischer Objektivität! Ihm selber fällt es natürlich gar nicht ein, von stattgehabten Versammlungen zu reden, so wenig

wie von einer den Fürstensohn *befallenen* Krankheit, einem den Lokomotivenführer *betroffenen* Unglück, einer zwischen den Parteien *gewalteten* Uneinigkeit, einem seit langer Zeit *bestandenen* Saatmarkt, einer im vorigen Jahrhundert *obgeschwebten* Rechtssache und ähnlichem grammatischen Schandzeug, das man alle Tage lesen kann. Und er thut auch klug daran, denn solche Verbindungen sind und bleiben gegen das deutsche Sprachgefühl, so häufig sie auch von Ungebildeten gebraucht werden. Vor kurzem hatte ich an mehrere Hundert Personen eine Zuschrift abzufassen, auf die ebenso viel hundert teils ablehnende, teils zustimmende Antworten eingingen. Ich beauftragte einen dienstbaren Geist, einen Schreiber, mit der Durchsicht und Ordnung der eingelaufenen Antworten. Als er fertig war, legte er mir zwei Mappen vor, und auf der einen stand: *abgelehnte Schreiben*, auf der andern: *angenommene Schreiben*. Was soll das heißen? fragte ich. Nun, das hier sind die Schreiben, die *angenommen haben*, und das hier sind die, die *abgelehnt haben*. Großartig interessanter Fall für den Germanisten — nicht wahr? Aber so würde doch selbst der liederlichste Zeitungsschreiber nicht schreiben. Wie soll man denn aber das falsche *stattgehabt* und *stattgefunden* vermeiden? Es ist doch so kurz und bequem, soll man immer Relativsätze bilden? Nein, man soll schreiben: die *veranstaltete* Feier, die *abgehaltene* Versammlung. die *vorgenommene* Abstimmung, die *bewilligte* Audienz u. s. w. Mit ein klein wenig Nachdenken ist der langweilige Fehler sehr leicht zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt)

Wie auf dem Lande gewählt wird

Kennst du den Vogelsberg? Wahrscheinlich nicht, denn dieses von der gewöhnlichen Heerstraße abliegende Gebirge zwischen Wetterau einerseits und Fulda- und Kinzigthal anderseits hat es noch zu keiner großen Berühmtheit gebracht. Zwar hat sich ein Vogelsberger Höhenklub gebildet, zwar hat dieser ein Vogelsberger Höhenklub-Liederbuch und einen Führer durch den Vogelsberg herausgegeben, aber weder Bädeker noch Meyer, nach denen der größte Teil der Reisenden sein Reisepensum abläuft oder abfährt, erwähnen seiner. Nur von ferne sieht der auf den vielbefahrenen Schienensträngen dem holdern Süden entgegenfahrende Reisende seine hinter einander sich auftürmenden Höhenzüge erblauen und meint, da drüben sei nichts, was das Sehen lohne.

Und doch siehst du dort so schöne, große Buchenwälder, unterbrochen durch liebliche, mit Dammwild belebte Waldwiesen an seinen Rändern, wo der Basalt in den Sand übergeht, so schön eingeschnittene Thäler, und hie und da geradezu wundervolle Aussichtspunkte, und dann wieder altertümliche Städtchen, und Berge mit stolzen Schlössern, wie du sie in manchem viel gepriesenen mitteldeutschen Gebirge nicht siehst, wenn auch das Basaltgebirge mit seinen flachen, muldenförmigen Thälern etwas Einförmiges hat. Der Berliner fehlt zwar noch, aber dafür kannst du dort den Zauber der Waldeinsamkeit, der die Nerven so köstlich ausspannt, in vollen Zügen genießen.

So ist auch das Volk des Vogelsberges kerndeutsch, nicht, wie andre, durch die fortwährenden Mischungen mit den über sie hinziehenden Völkerwogen um alle eigentümlichen Eigenschaften gebracht. Es ist ein Kernvolk, echtes altes Chattenblut. Man erstaunt oft, wie ganze Dörfer noch den Eindruck des unverfälschten Rassentypus machen. Die Germania des Tacitus sieht man lebendig vor sich: truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora. Auch die altgermanische Sitte, daß der Bauer in der Mitte seiner Felder wohnt, und nur kleine oder gar keine Dörfer vorhanden sind, findet sich in manchen Strichen.

Aber leider seufzt das Volk unter schlimmen Tyrannen, die ihm sein Mark aussaugen und es in jammervolle Armut stoßen; die schlimmsten sind: die Sittenlosigkeit und die Trunksucht. Ich will hier den Schleier nicht weiter heben; es muß aber jeden wahren Freund des Volkes mit tiefem Jammer erfüllen, daß ein so tüchtiger, kernhafter Menschenschlag so ins Elend kommt! Die Ehe wird grundsätzlich erst dann geschlossen, wenn die Hoffnung auf Nachkommenschaft gesichert ist; die Mädchen werden nicht im mindesten behütet, sie werden vollständig sich selbst überlassen; die Spinnstube, um deretwillen so manche mit gutem Lohn in der Stadt dienende Magd Dienst und Lohn im Stiche läßt, ist das gerade Gegenteil von der bei W. O. von Horn geschilderten Spinnstube, oft ist sie ein organisirtes Bordell. Daß die Magd zu andern Diensten auch den hat, die Konkubine des Herrn zu sein, wird oft geradezu vorausgesetzt. Die Braut erscheint wohl am Altar im weißen Unschuldsgewand und mit dem Myrthenkranz im Haar; wie wenig ihr aber dieser Schmuck zukommt, kann auch der Kurzsichtigste sehen.

Und ebenso steht es auch mit dem andern Dämon, der des Volkes Kraft verzehrt, der Trunksucht. Das Hauptgetränk ist der Schnaps, und die verbrauchten Mengen sind ungeheuer. Jeder mittlere und kleine Bauer hat sein Schnapsfaß auf dem Zapfen liegen; jeden Tag zweimal, meist noch öfter, wird von der ganzen Bauernfamilie, Frauen, Kinder und Mägde einbegriffen, das kärgliche Mahl reichlich mit Schnaps gewürzt. Der Tagelöhner, der Leineweber, das Kind in der Wiege schon, sie haben als höchstes ersehntes Reizungsmittel nichts andres als den Schnaps. Bekommt der Bauer, bekommt die verwitwete Bäuerin junge Leute ins Haus, so übergeben sie das Gut und ziehen sich auf ihr Altenteil zurück. Früher lebten sie mit den jungen Leuten an einem Tische, und der „Auszug," die den Alten gerichtlich zugesprochenen, von den Jungen zu liefernden Nahrungs- und Gebrauchsgegenstände, wurde selten gefordert und gegeben. Die jungen Leute kamen rasch zu Wohlstand. Jetzt ist das anders. Die Alten leben als Pensionäre, und als müßte es so sein, machen sie es wie jener Kunz, von dem die Ballade singt:

Und weil jedermann ihn kannte,
Hub er stracks zu saufen an.

Dem Trunk ergebene Frauen, dieses Scheußlichste von allem Traurigen, kann man genug sehen.

Seit zwei Jahrzehnten ist allerdings das Biertrinken mehr in Aufnahme gekommen, und wer das Bier als den Herold der Zivilisation begrüßt, könnte sich freuen über die Mengen des vertilgten Stoffes. Aber es ist damit nichts gebessert worden. Der Gewohnheitstrinker hat das Bedürfnis, auch wenn er Bier trinkt, sich einen Rausch anzutrinken, der dem Schnapsrausch an Kräftigkeit nahe kommt, und so muß es die Masse thun. Dem Trinker kommt sein Rausch nur teurer. Man hat ja studirt und hat auch sein Maß vertragen können, man hat andre gesehen, die auf diesem Gebiete wahre Helden waren; aber vor den Leistungen dieser Kehlen müssen sich doch unsre Musensöhne verneigen.

Infolge dessen kommt so leicht kein Kleinbauer, kein Knecht zu eignem, unverschuldetem Besitz. Heiratet er, so wird er einem Großbauern zinspflichtig, der ihn in eins der ihm gehörigen Häuschen setzt, und dem er, wenn er nicht auf die Straße gesetzt werden will, wie ein Höriger unterthan ist. Der Mittelbauer, der fast nichts verkaufen kann und auf dem die Staats- und besonders die Kommunalsteuern sehr hart lasten und dessen Frauenzimmer es den Städtern und Großbauern gleich thun wollen, kommt mit jedem Jahre schlechter aus; seiner bald heiratsfähigen Kinder wegen geht er in seiner Verlegenheit nicht zu den Darlehnskassen, sondern zum Wucherer; der schweigt, der weiß zu allen Sachen Rat, er vermittelt auch schon zum großen Teile die Heiraten; an solchen Leuten verdient er Hunderte von Prozenten. Daß der Vogelsberg, wo der Antisemitismus sonst kaum gekannt war, jetzt auf einmal alle frühern Parteien von sich wies und einen Antisemiten in den Reichstag schickte, läßt ahnen, wie schwer der Druck ist, der auf den Leuten lastet, und welche Gesinnung das Volk gegen seine „Treiber" hegt. Nicht als ob ich den Antisemitismus, der vom Haß lebt und den Haß predigt, empfehlen möchte; man lerne unser Volk wieder fleißig, mäßig, sparsam und gottesfürchtig sein, dann wird ihm am besten geholfen sein. Daß der Handelsjude auf dem Lande, der Tag für Tag von morgens bis abends an seinem Geschäft ist und an nichts andres denkt als an sein Geschäft, der die Woche draußen lebt, ohne etwas zu verzehren, auch wenn er keine halsabschneiderischen Geschäfte treibt, es weiter bringen muß als der leichtsinnige und faule Vogelsberger, ist doch ganz begreiflich.

Aber, wird der Leser fragen, wozu ist denn der Pfarrer da? Warum läßt er denn die Gemeinheit, Roheit und Verkommenheit ins Riesengroße wachsen? Warum stellt er sich nicht mit ganzer Kraft entgegen? Ja, der Pfarrer! Vor dreißig und vierzig Jahren konnte er noch etwas machen, da stand er da, wie ein Hirte unter seiner Herde, wie ein Vater unter seinen Kindern, da war es geradezu wunderbar, mit welcher Ehrfurcht selbst unwürdigen Subjekten, die ja in jedem Stande vorkommen, begegnet wurde. Aber jetzt ist das alles ganz anders. Der Kulturkampf ist hier wie fast überall, obgleich er gar nicht gegen die evangelische Kirche geführt werden sollte, doch thatsächlich auch gegen sie geführt worden. Hier ist auch die köstliche Geschichte vorgekommen, daß ein Dorfbürgermeister bei der Verwaltungsbehörde anfragte, welchen Schnitt er an seinem Chorrocke anbringen solle, den er sich doch zur Vollziehung der bürgerlichen Trauung müsse machen lassen. Der bessere Teil des Volkes hielt damals mit Entsetzen die Zeit für gekommen, wo die Kirche mit ihren Einrichtungen abgeschafft werden solle, der schlechtere begrüßte es schon mit Freuden. Als vor dreizehn Jahren eine ganz mäßige Kirchensteuer eingeführt wurde, fanden sich Gemeinden, die die Entrichtung verweigerten und mit dem Austritt drohten. Bei jeder Reichstagswahl kommen die Juden, groß und klein, alt und jung, und ihre stehende Redensart ist: Wollt ihr wieder in die alte Dummheit zurück? Wollt ihr euch wieder unter die

Pfaffenherrschaft bringen lassen? Das alles hat Eindrücke hinterlassen, mit denen der Pfarrer rechnen muß, wenn er sich nicht unmöglich machen will.

Der Vogelsberger Bauer teilt seine Pfarrer in zwei Klassen. Die einen nennt er „garstige Kerle," das sind die, die schimpfen, d. h. von Zeit zu Zeit nicht anders können, als ihrem Schmerz über das zunehmende Verderben Ausdruck geben; die andern nennt er „gut," das sind die, die Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen. Als der Verfasser dieser Zeilen seinerzeit sein Amt im Vogelsberg antrat, wurde er von einem sehr braven und sonst sehr einsichtsvollen Kirchenvorsteher dringend gebeten, sanft aufzutreten und die Leute nicht zu reizen: die Leute wollen das nicht hören; sie wissen, daß Sie keine Macht über sie haben: sie glauben, sie thäten alles, wenn sie noch zur Kirche kämen; Sie würden alsbald, und zwar für lange Zeit, eine leere Kirche haben. Ich entgegnete, ich würde vorsichtig sein, aber thun, was mich mein Gewissen thun heiße.

Bei Gelegenheit einer sogenannten „Metzelsuppe" kam es nun vor, daß Mann, Frau und Bruder den Schnaps aus einer Gießkanne tranken, und zwar in ungeheuern Mengen. Der Mann starb alsbald, die beiden andern kamen mit dem Leben davon. Der Fall erregte selbst in dem sonst gegen derartige Vorgänge so nachsichtigen Vogelsberg großes Aufsehen. Ich hielt es für meine Pflicht, den folgenden Sonntag darauf hinzuweisen, vor Ausschreitungen zu warnen, zur Mäßigkeit zu mahnen; alles ganz mild. Aber welche Flut des Hasses hatte ich da gegen mich entfesselt! So viel und so schlimm bin ich in meinem Leben nicht wieder gescholten worden! Ich war alsbald ein „garstiger Kerle"; jedes Wort wurde nun anders gedeutet, als es gemeint war. Mein Vater, der einige Stunden entfernt in der Kreisstadt wohnte, kam eigens zu mir gefahren, er bat mich flehentlich, vorsichtig zu sein. Die Menschen schlagen dich tot, sagte er. Dieses Vorkommnis ist typisch. Das gegenwärtige Geschlecht wird schwerlich durch die Zucht ihrer Pfarrer allein gebessert werden können.

Und diesem Volke hat man das allgemeine direkte Wahlrecht gegeben! Es wählt in direkter Wahl zum Reichstage — das schon ist schlimm —, es wählt aber auch in direkter Wahl seine Bürgermeister, und das ist geradezu entsetzlich. Ich will nun hier eine Bürgermeisterwahl auf dem Lande beschreiben und bemerke, daß ich wohl hie und da einige Züge weglasse und andre, die anders woher genommen sind, einfüge, daß aber das zu entrollende Bild Wahrheit und keine Dichtung ist.

Nahe bei einander liegen zwei Dörfer, die wir Sonnefeld und Westerode nennen wollen. Jedes von ihnen hat seinen Pfarrer; zu jedem gehört eine Anzahl von Filialen; die Pfarrer begegnen sich auf ihren häufigen und weiten Dienstgängen oft; sie sind darauf angewiesen, gute Nachbarschaft zu halten und haben auch immer, so sehr die Personen wechselten, gute Nachbarschaft gehalten. Es ist ja gar angenehm, ein befreundetes Haus in der Nähe zu wissen, wo man ein vertrauliches Wort reden kann. Nun war in Sonnefeld Bürgermeisterwahl. Das geht in kleinen und großen Städten gewöhnlich glatt ab. Man ist froh, wenn man einen tüchtigen Mann hat und wählt ihn gern wieder. Ganz anders auf dem platten Lande.

Viele Städter, die nur auf kurze Zeit aufs Land kommen und die Leute gleichmäßig in derselben Kleidung, bei derselben Arbeit, mit demselben Gesichtskreis und denselben Lebenserfahrungen sehen, meinen wohl, daß sich im Dorfe einer dem andern gleich fühle und gleich stelle. Weit gefehlt! Hier geht es nicht zu, wie in Geßners Idyllen. Der Unterschied, der zwischen dem reichen Pferdebauern und

dem armen Kuhbäuerlein und wieder der, der zwischen dem Kuhbauer und einem Tagelöhner oder Knecht gemacht wird, ist viel größer als der, der in einer Stadt zwischen dem Millionär und seinem Kutscher gemacht wird. Der Bauer ist der größte Aristokrat, den es giebt. Er, der sonst so schweigsame, wird beredt, seine Sprache geradezu reich, wenn es gilt, seine Geringschätzung gegen einen Armen, gegen „einen von der Sort“ auszudrücken. Da die reichen Bauern, ohne den Malthus gelesen zu haben, doch nach Malthus leben, also meist nur ein oder zwei Kinder haben, so häuft sich nach und nach der Reichtum in einzelnen Händen. Die stattlichen Häuser mit großen gepflasterten Höfen, um die sich zwei bis drei Scheunen und andre Wirtschaftsgebäude lagern, im Glanz der frischen Ölfarbe strahlend, sehen neben den Häuschen der Kleinbauern und Tagelöhner fast wie Schlösser aus. Und ein ähnliches Selbstbewußtsein, wie das eines Schloßherrn, schwellt auch des reichen Bauern Brust. Geht er auch in selbstgewebtem Wams von blaugefärbter „Beiderwand,“ starrt er auch von Schmutz, pfeift auch der Wind durch die Löcher seiner Kleidung, er fühlt sich doch mit Stolz als den reichen Bauern, der etwas ist und etwas gelten will.

Auch die Frau, die im seidenen Kleide zur Kirche und zu den Jahrmärkten im eignen grünen Federwagen oder in der „Chaise“ fährt, ist von ähnlichem Geiste erfüllt. Sie möchte gern „Frau Bürgermeister“ heißen. Da kommen die Beamten alle von der Stadt in ihr Haus, da muß auch der Pfarrer und der Lehrer, wenn sie es erträglich haben wollen, sich vor ihr beugen und verneigen. Daß ihr „Hannes“ ein großer Schafskopf ist, dem in der Schule nichts beigebracht werden konnte, und der das Wenige, was er konnte, längst wieder vergessen hat, der kaum noch seinen Namen schreiben und nur stockend lesen kann, ist freilich fatal; aber das thut nichts. Da wird schon der Lehrer helfen; da kommt Sonntags der oder jener Schreiber aus der Stadt, der es für ein Billiges thut, sodaß der gewählte Konsul bloß noch seinen Namen zu schreiben hat. Giebt es Strafen zu bezahlen, was leidet man nicht für die Ehre? Wir können es ja, sagt sich die gute Frau. Nun wird der Hannes bearbeitet; mit blödem Grinsen ergiebt er sich darein, des Dorfes Vater zu werden. Dann werden die „Freunde,“ d. i. die Verwandten zugezogen, und es wird über die Möglichkeit beraten, mit der Kandidatur durchzudringen.

In den kleinen Dörfern kennt man eines jeden Verhältnisse ganz genau. Die Angaben bei der Selbsteinschätzung zur Kapitalrentensteuer bleiben nicht geheim. Man weiß von jedem Hause, wer da die erste, die zweite oder die dritte Hypothek hat. Man weiß, wie viel „Anhang“ jeder große Bauer hat. Gewöhnlich ist durch die vorhergehenden Bürgermeister- oder Reichstagswahlen das Dorf in zwei Parteien gespalten. Spielen religiöse Interessen hinein, daß auf der einen Seite mehr die Unkirchlichen, auf der andern Seite mehr die Kirchlichen sind, so heißen die Parteinamen: die „Schwarzen“ und die „Roten.“ Selbst dreijährige Kinder versichern einander diesen Standpunkt ihrer Eltern. Man hört sie wohl einander fragen: Was bist du denn, ein „Schwarzer“ oder ein „Roter?“ Meistens aber sind die ihre Kräfte messenden Parteien nicht durch irgend welche Grundsätze getrennt. Es sind Parteien einflußreicher Familien, die um den Einfluß, um die Herrschaft, um die Beute ringen, mit demselben Eifer, mit demselben Haß, wie einst die Montecchi und die Capuletti in Verona, die Oddi und die Baglioni in Perugia, die Ghibellinen und die Welfen in allen Städten und Staaten Italiens. Nach und nach kommt auch so viel zwischen sie, daß der Haß immer größer werden muß. Hier ist nach der Wahl der gesamte Wahlvorstand wegen Wahlfälschung zu

Gefängnis verurteilt worden; nach der Entlassung behaupten sie ihre Unschuld; es seien Meineide, die zu ihrem Nachteil geschworen worden seien, und die habe die Gegenpartei mit Geld erkauft. Dort sind, als die Wahlaufregung am höchsten ging, einige Häuser in Flammen aufgegangen. Die eine Partei sagt: das hat die Gegenpartei aus Haß gethan. Nein, sagen die andern, das haben sie selber gethan, um neue Hofraithen zu bekommen: sie sind beim Verschönerungsverein. Jeder hat vor dem andern Furcht. Keiner wagt es, allein zu gehen, und doch kommen Überfälle und Mißhandlungen vor. Es ist ein bellum omnium contra omnes.

Tritt von einer Partei ein einflußreiches Glied zur andern über, sodaß diese damit die Mehrheit bekommt, so ist sie wohl bereit, als Gegenleistung den dummen Hannes auf den Schild zu heben. Wenn dann die einflußreichen Familien zu dem vorliegenden Fall Stellung genommen haben, dann handelt es sich um die „unsichern Kantonisten," um die Armen, die verschuldeten Kleinbauern und Knechte. Für sie ist das halbe Jahr vor der Wahl eine wahre Freudenzeit. An der Sache, um die sich die Wahl dreht, liegt ihnen nie etwas, nur daran, daß jetzt eine Zeit kommt, wo sie auch etwas gelten, wo die hochmütigen Bauern sie auch etwas achten und um ihre Stimme werben müssen. Sie haben gewöhnlich jedem der Kandidaten ihre Stimme versprochen und haben doch nur eine abzugeben. Sie müssen sich also in Acht nehmen, denn Verpflichtungen haben sie nach beiden Seiten hin. Nach der Wahl versichern sie jedem der Kandidaten, daß sie ihn gewählt und den andern hinters Licht geführt hätten. Um dieser unsichern Urwähler sicher zu sein, werden allerlei Mittel angewandt, die geradezu raffinirt sind und zeigen, was Bauernschlauheit aushecken kann.

In Sonnefeld also war Bürgermeisterwahl, und es hatte alles den gewöhnlichen Verlauf genommen. Zwar war keiner der Kandidaten auf den Einfall gekommen, wie der in einem Dörfchen des höchsten Vogelbergs. Der beschenkte ein halbes Jahr vor der Wahl jeden seiner Wähler mit einer grünen Joppe. Jeden Abend zog er an der Spitze seiner in die Farbe der Hoffnung gekleideten Schar durch alle Dorfstraßen nach der Kneipe. Er hatte denn auch die Freude, daß er immer mehr grüne Joppen hinter sich sah und als der Erwählte des Volkes aus der Wahlurne hervorging. Aber der Scherz hatte ihm 3000 Mark gekostet, während sein Gegner, der seine Zeit und seine Leute nicht verstand, nur 2000 Mark aufgewendet hatte. Sonst aber war in Sonnefeld alles seinen guten Weg gegangen. Jede Partei hatte ein bestimmtes Wirtshaus als Hauptquartier; in jedem flossen Schnaps und Bier in Strömen. Es wurde gesungen, und wenn der Vogelsberger Bauer singt, ist er betrunken, sonst singt er nicht. Sein Gesang erinnert auch an des Tacitus Germania; seitdem ich dort habe singen hören, habe ich eine Vorstellung von dem barditus bekommen. An den Thüren und Fenstern stehen die Dorfmagnaten und winken die andern herbei. Es wird „zum Besten gegeben," gestern Schnaps, heute Bier, auch Zigarren und Würste.

Die Gegenpartei hat freilich zwei Schweine geschlachtet, und die sind zum Teil bei dem Festessen draufgegangen, wobei geradezu Wunder der einem deutschen Magen verliehenen Fassungskraft vorkamen. Das erregt bei den andern Kopfschütteln. Das muß ausgeglichen, das muß überboten werden. Der Reichste der „Herren" geht weg. Schmunzelnd sehen ihm die andern nach. Man weiß, welche That der Aufopferung für die gemeinsame Sache erfolgen, welcher Edelmut an den Tag treten wird. Richtig, er kommt wieder und giebt kund, daß er den Leuten seiner Partei eine Kuh schlachten und das Fleisch ebenfalls austeilen werde. Fast

andächtiges Staunen! — Ach, die Reichen! Ja, die können es! Begeisterter Jubel. Die Nachricht dringt hinaus auf die Straße, und bald kommen die und jene, die sich im Hauptquartier der andern schon stark angetrunken haben, um hier Fortsetzung zu halten. Es wird sehr spät, vielmehr sehr früh, bis man sich trennt. Ein Schleier über das weitere. — Das war am zweiten Abend vor der Wahl.

Des andern Morgens kam der Pfarrer von Westerode zu seinem Kollegen in Sonnefeld und fand ihn in größter Aufregung. Was ist denn hier los? das ganze Volk steht an den Hausthüren und an den Fenstern und läuft auf den Straßen zusammen. Und was ist bei dir los gewesen? Es roch nämlich in der Studirstube stark nach Pferden, Menschenschweiß und schlechtem Tabak. Der Bauer leidet meist noch an der Wasserscheu. An den Teilen des Körpers, die die Kleidung deckt, wäscht er sich überhaupt nicht, höchstens in der Soldatenzeit ist er ins Schwimmbassin gestoßen worden, seit der Zeit wäscht er sich erst recht nicht mehr. Das Ölen und Auswaschen eines Zimmers hält er für die größte Thorheit. Er läßt alles zusammen, was zusammengekommen ist; die dicke schwarze Kruste auf der Diele beeinträchtigt sein Wohlbefinden durchaus nicht, Sonnabends streut die wirtliche Hausfrau reichlich Sand in die Stube, und damit ist die Stube sonntäglich geputzt. Ebenso hat der Bauer eine gründliche Scheu vor frischer Luft. Es ist ganz unsagbar, welche Atmosphäre meist in den Krankenzimmern herrscht, und wie Arzt und Pfarrer betteln und schelten müssen, bis einmal ein Fensterflügel geöffnet wird. Viele lassen der vielen Fliegen wegen, die in dem Schmutze fröhlich gedeihen, einen Finken, das „Rotbrüstchen," frei in der Stube herum fliegen. Da dürfen Fenster und Thüre nicht geöffnet werden, sonst fliegt ja das „Rotbrüstchen" fort. Wenn man in Italien aus guten Gründen Vorsorge trifft, den Kustode oder den Mauleseltreiber nicht zwischen sich und den Wind zu stellen — hier ist auch Italien.

Also, was ist bei dir los gewesen? fragte der Pfarrer von Westerode.

Ach, sagte der andre, weißt du denn das nicht? Morgen ist hier Bürgermeisterwahl. Die Sache geht gut. Eben sind die Leute fort. Wir kommen durch. Der Schwarzwald wird gewählt.

Ja, um Gottes willen, was hast du denn damit zu thun? Du wirst dich doch nicht in die Parteien gemischt haben? Das wäre doch die größte Dummheit, es wäre auch nicht recht.

Doch, sagte der andre, ich gehe mit. Ich halte zu den Leuten, die zu mir halten. Die andern stehen mir im Wege und ärgern mich, wo sie können. Diese thun mir alles zuliebe, sitzen auch im Kirchenvorstande. Ich gehe mit ihnen. Wir haben Großes ersonnen. Wir fechten es durch. Der Schwarzwald wird Bürgermeister.

Aber warum sind dir die andern abhold geworden? Jedenfalls weil du es mehr mit diesen gehalten hast. Ich hätte es nicht gethan. Du machst dir die halbe Gemeinde zu Todfeinden und bist doch für die ganze Gemeinde da. Du ruinirst deine Stellung. Du machst dich unmöglich. Du handelst nicht klug und handelst nicht recht. Laß doch davon!

Die gut gemeinten und ernst gesagten Worte machten einigen Eindruck. Der Pfarrer versprach, er wolle es sich überlegen, und der treue Warner ging weg.

Des Nachmittags gingen die Wogen der Wahlbewegung abermals höher. Ein kräftiges Schreien oder Singen mehrerer Männer schallte durch die Hauptstraße. Siegesfrohe Gesichter auf der einen, zornrote auf der andern Seite begrüßten die viere, die von ihren Wahlfreunden auf der nahen Eisenbahnstation abgeholt und

triumphirend in das Dorf gebracht wurden. Warum der Schrecken auf der einen, der Jubel auf der andern Seite? Daß den verschuldeten Urwählern vor der Wahl von ihren Führern rasch die rückständigen Steuern bezahlt werden, um sie wahlfähig zu machen, daß Bestechungen, und zum Teil ganz sonderbarer Art, Annahme von Patenschaften, Verlobungen und andres mehr angewendet werden, um die unsichern Stimmen zu gewinnen, war fast immer vorgekommen. Jetzt aber hatte die eine Partei ein ganz neues Mittel ergriffen, um ihre Stimmenzahl zu vermehren.

Bei der großen Armut der kleinen Leute gehen viele auf Monate oder gar auf Jahre ins „Preußische," d. h. nach Westfalen. Dort verdienen sie als Tagelöhner bei Bauern oder als Arbeiter in den Kohlenbergwerken oder als Bauhandwerker mehr als zu Hause. Ihre Familie bleibt in Sonnefeld, und sie behalten dort ihr Bürger- und Stimmrecht. Nun hatten die Schlaumeier von diesen westfälischen Arbeitern vier kommen lassen. Sie bezahlten ihnen die Hin- und Rückfahrt, den ausfallenden Arbeitslohn und gaben ihnen dazu noch eine besondre Vergütung dafür, daß sie kämen und ihre Stimmen für ihre Partei abgäben. Da der Stand der Parteien sich die Wage hielt und eine Stimme vielleicht schon den Ausschlag gab, so schien jetzt der Sieg unwiderruflich entschieden. Die einen weinten vor Zorn, die andern vor Freude, alle aber saßen wieder in ihren Hauptquartieren im Wirtshause, um zu dieser neuen Lage Stellung zu nehmen. Die jetzt des Sieges gewisse Partei ließ alles in Spirituosen auffahren, was ein Sonnefelder Herz nur wünschen konnte.

Die andern saßen düster zusammen. Es wollte ihnen nicht schmecken. Das war ein schlauer Streich gewesen. Die schon gewonnene Schlacht schien unwiederbringlich verloren. Was machen wir nun? sagte Schwarzwald zu seinen bekümmerten Freunden. Wollen wir den andern auch wählen? Wenn wir auch aller unsrer Stimmen sicher sind, wenn auch der Herr Pfarrer mit uns stimmt; durch diese vier sind wir geschlagen. Weiß keiner etwas, was hier zu machen wäre? — Der eine wußte dies, der andre das. Zuletzt wurde ein Plan ersonnen und auch ausgeführt; der Plan glückte und entschied den Sieg. Das Beispiel des Einen mag uns sagen, wie es bei den vieren gemacht wurde.

Kaum ist der arme Andres von seinen Gönnern entlassen worden und nach seinem Häuschen gegangen, um nach seiner Frau und den zehn Kindern zu sehen, so geht die Thür auf, und der reiche Bauer Henrich kommt mit freundlichem Schmunzeln und strahlenden Augen zu ihm herein. Ei guten Abend, lieber Andres, bist du denn auch wieder einmal da? Das ist schön von dir. Ein kräftiger Handschlag folgt, ein freundliches Wort zu der armen, aber fröhlichen Kinderschar. Die Familie fühlt sich außerordentlich geehrt, daß der reiche Herr Henrich einmal zu ihr kommt und so freundlich mit ihr spricht. Ach ja, sagt der Andres verlegen lächelnd und sich hinter den Ohren kratzend, du weißt ja, wegen der Wahl. Nun, sagt der andre, was liegt an der Wahl! Du weißt doch, wir waren immer gute Kollegen zusammen. Weißt du nicht mehr, wie wir in der Schule dem Schulmeister die Knöpfe abschnitten und dann unsre Hiebe kriegten? Weißt du nicht, wie wir mit einander in die Meuscher [auf die Brautwerbung] gingen, ich zu der Lisbeth und du zu der Käth? War das nicht schön? Und jetzt wirst du deinen alten Kollegen nicht kennen wollen? Komm her, wir wollen mal eins zusammen trinken! — Der Andres sträubt sich noch etwas, aber die Freundlichkeit des sonst so hochmütigen Großbauern, die Aussicht, einen besonders geliebten grünen Schnaps zu bekommen, verscheucht alle Bedenken. Er denkt: das nehme ich mit, und nachher gehe ich heimlich fort und zu den andern.

Auf einem Seitenwege kommen sie zum Wirtshause. Sie gehen an der Wirtsstube vorbei, wo es schon hoch hergeht, hinauf nach der Oberstube. Dort stehn Sopha und Polsterstühle, an der Wand hängen Goldtapeten und Öldrucke. Weiße Gardinen reichen bis zur Erde. Es wird dem armen Andres ganz feierlich bänglich zu Mute, wie er hierher geführt wird und sich an der Seite des reichen Herrn Heinrich aufs Sopha niederlassen soll. So ist er noch nicht geehrt worden. Es wird zu trinken bestellt; es entwickelt sich bald die herkömmliche Unterhaltung, die meist in Schnurren und Zoten besteht.

Ist er droben? fragt unten Schwarzwald leise. Ja, wird ihm geantwortet. Nun, dann gehn einmal drei Männer hinauf, und ihr wißt, was ihr zu thun habt. Bald sitzt Andres im Kreise fröhlicher Zecher; es wird gegessen, getrunken, geraucht, was das Herz begehrt. Wie er fort will, hält man ihn an seinem Platze fest, und er läßt sich halten. Er merkt nicht, daß das Getränk immer stärker wird. Endlich ist es genug; seine Sinne schwinden; er ist total betrunken; er fällt um. Grinsend erheben sich die andern, tragen ihn in eine Nebenstube, schließen ab und lassen ihn bis tief in den Wahltag hinein schlafen.

Da wacht er auf; er will fort. Er kann nicht. Die Freunde von gestern Abend sind wieder da. Sie nehmen nun die Maske ab. Mit Drohungen und Versprechungen machen sie den beschämten armen Teufel mürbe. Wenn er sich auf sein Gewissen beruft, das ihm nicht erlaube, so schmählich sein Wort zu brechen, so wird ihm höhnisch entgegen gerufen: Ach, hast du denn auch ein Gewissen? Als ob der Arme auch das nicht haben dürfe! Wenn er jammernd darauf hinweist, daß ihm nun die Hypothek gekündigt werde und er mit den Seinen auf die Straße müsse, so wird er darüber bald beruhigt. Einer der Magnaten verspricht ihm das Geld zu geringerm Zinsfuß zu leihen. Was die andern können, können wir auch, sagen sie. Und solche in der Wahlzeit abgegebene Versprechungen sind Ehrenschulden; sie werden sicher eingelöst.

So erlebte es die Gegenpartei, die den ganzen Abend, die ganze Nacht und den ganzen Morgen nach den rätselhaft verschwundnen westfälischen Kohlenarbeitern gesucht hatte, daß sie zur Wahlurne schritten, von ihren Todfeinden geleitet, und gegen sie, die sie gerufen hatten, ihre Stimme abgebend.

Als der Pfarrer, der bisher allem Drängen widerstanden hatte, noch in der letzten halben Stunde zur Wahlurne ging, war der Sieg entschieden. Schwarzwald war gewählt. Die vier charakterfesten Urwähler, denen es bei ihrem Verrat nicht wohl war, fuhren mit dem nächsten Zuge wieder nach Westfalen. In der ganzen Gegend, besonders auf den Jahrmärkten, sprach man mit der höchsten Anerkennung von dieser Schlauheit, die den Sieg errungen hatte. Das war einmal ein Stückelchen. Nein, der Schwarzwald, der pfiffige Kujon! Das hat er einmal gut gemacht!

Und nun erfüllte sich das Dorf mit wahrhaft höllischem Lärm. Die Schüler drängten sich zu den Kneipen, wo Bretzeln und freier Trunk zu haben waren; bald wälzten sich Weiber betrunken auf der Straße. Die Wahlkuh mußte sterben. Aber wo diese ungeheure Masse Fleisch auf einmal kochen? Auch dafür wurde Rat geschafft. Auf dem Anger wurden Kochlöcher gegraben, hoch lodernde Feuer angesteckt, im Freien gegessen, getrunken, gejubelt und getanzt. Die Gemeinheit blühte und brachte Frucht. Wenden wir uns ab von dem ekelhaften Bilde.

Was hat denn der liebe Amtsbruder in seinem Gesicht? fragte einige Wochen später der Pfarrer von Westerode die Pfarrfrau von Sonnefeld. Man sollte denken, er wäre in einer Rauferei gewesen, so zugerichtet sieht er aus.

Ach, sagte sie weinend, hätte er doch Ihrem Rate gefolgt! Was haben wir in dieser Zeit für Anfeindungen erfahren müssen! Wie viele Schmäh- und Drohbriefe haben wir erhalten! Die ganze Gegenpartei grüßt weder meinen Mann noch mich. Die Hälfte der Gemeinde bleibt aus der Kirche weg. Selbst die Kinder verweigern uns Gruß und Gehorsam. Nun hat er gestern Abend in der Schule einen siebzehnjährigen Jungen zurecht gewiesen und geohrfeigt. Der Junge aber, riesenstark, wie er ist, hat meinen Mann an der Kehle gepackt und ihm das Gesicht zerkratzt. Er hätte ihn noch ärger zugerichtet, wenn ihn nicht die andern Jungen weggerissen hätten. Und zu dem allen wird mein Mann sich noch vor dem Landgericht wegen Überschreitung seiner Strafbefugnis und Mißhandlung zu verantworten haben. Die Gegenpartei hat bereits einem gewiegten Advokaten die Betreibung der Sache übergeben.

Und so geschah es. Mein lieber Kollege wurde verurteilt; er hatte Monate zu warten, bis die Kratzwunden aus dem Gesicht verschwanden; er hatte von nun an die Hölle an dem Orte, wo er bisher in leidlichem Verhältnis mit allen gestanden hatte, und bloß darum, weil er gewählt hatte. Er mußte von der ihm wohlwollenden Behörde auf eine andre Stelle versetzt werden.

Warum ich diese Geschichte erzähle? Weil sie sich mit mehr oder weniger Änderungen überall auf dem Lande zuträgt, wo das direkte Wahlrecht ausgeübt wird. Die indirekten Wahlen verlaufen immer sehr anständig und ruhig. Da kommen die guten und besonnenen Elemente, an denen es nicht fehlt, zur Geltung. Unsre Landbevölkerung wird durch diese Art von Wahlbewegung schlecht und arm gemacht, und darum nehme man ihr dieses Danaergeschenk, dessen sie selbst müde ist, wieder ab.

Die Gemeinde, die ich bei meiner Erzählung vorzugsweise im Auge habe, war vor dreißig Jahren noch sehr wohlhabend, heute ist sie arm. Auch die Reichen sind durch die vielen Wahl-, Gerichts-, Advokaten- und Gefängniskosten heruntergekommen. Die Hälfte der Besitzer ist dem Wucherer zinsbar geworden und wird ihrem Schicksal in solchen Händen nicht entgehen.

Also fort mit dieser undeutschen Einrichtung, dem suffrage universel, das nicht auf deutschem Boden gewachsen ist und keinen deutschen Namen verdient, das wir in thörichter Ausländerei den Franzosen nachgeahmt haben — fort damit wenigstens für die Bürgermeister- oder Dorfvorsteherwahlen auf dem Lande!

Fürst Bismarcks Rücktritt

Obwohl von den Betrachtungen der Tageszeitungen überholt, können sich diese Blätter doch der Aufgabe nicht entziehen, auch ihrerseits über den Rücktritt des ersten deutschen Reichskanzlers ihre Meinung zu äußern, zu dessen äußerer und innerer Politik sich die Grenzboten allezeit bekannt, die sie opferfreudig unterstützt haben. Für sie und ihren Leserkreis stand Fürst Bismarck so hoch, daß sie es nur aus tiefster Seele beklagen können, wenn die Umstände es erforder-

lich machten, daß der junge Kaiser sich von seinem alten und bewährten Ratgeber trennte. Was Fürst Bismarck für Preußen und Deutschland gethan hat, das zu entwickeln ist hier nicht der Ort und Gott sei Dank auch kein Anlaß. Noch lebt der Fürst in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft, und noch steht er seinem Kaiser und seinem Lande so nahe, daß er erforderlichen Falls mit seinem Rate gehört werden kann. Es handelt sich nicht sowohl darum, den Fürsten Bismarck in seiner Wirksamkeit zu schildern, als vielmehr die richtige Bedeutung seines Rücktritts von den Geschäften zu würdigen. Dabei ziemt es sich im Interesse der beiden in Frage stehenden Personen die Zurückhaltung zu üben, die angesichts eines solchen Ereignisses geboten ist. Es ist widerlich, den Klatsch zu verfolgen, mit dem einzelne Blätter sich bemühen, den letzten Anlaß des Trennungsgrundes herauszufinden. Auch wer nur notdürftige Kenntnisse der Geschichte besitzt, wird wissen, daß oft kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen; aber er wird auch wissen, daß dies nur dann der Fall ist, wenn der Boden für diese großen Wirkungen vorbereitet war; erst dann bringt ein Tropfen das Gefäß zum Überlaufen. Kleinlich oder böswillig ist es daher, den geheimen Vorgängen nachzuspüren, noch kleinlicher oder noch böswilliger, aus ihnen den Beweis führen zu wollen, daß sie der Grund zu dem Rücktritt des Fürsten Bismarck gewesen seien. Mit der Ehrfurcht, die dem Kaiser geschuldet wird, mit der Dankbarkeit, auf die der große Staatsmann Anspruch hat, ist ein solches Verfahren schlechterdings unvereinbar.

Aber die Thatsache läßt sich nicht leugnen und soll auch nicht geleugnet werden, daß ernste Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler vorhanden gewesen sein müssen. Bei der Oeffentlichkeit, von der das heutige Staatsleben beherrscht wird, läßt sich eine solche Thatsache nicht vertuschen. Es ist deshalb für Deutschland und für den Frieden Europas von außerordentlicher Wichtigkeit, feststellen zu können, daß die Verschiedenheit der Auffassung nicht auf dem Gebiete der äußern Politik liegt. Fürst Bismarck hat in dem Augenblick seinen Abschied genommen, wo eine der friedlichsten internationalen Konferenzen, die je die Welt gesehen hat, in Berlin auf Betreiben Kaiser Wilhelms II. zusammengetreten ist. Ein solcher Zeitpunkt ist kein kriegerisches Anzeichen. Diese Konferenz beweist das Gegenteil, sie bringt das Friedensbedürfnis der Völker zum Ausdruck, ihr Zustandekommen ist eine Huldigung und Anerkennung für den jungen Kaiser, daß ihn Europa in seinen Bemühungen um das Wohl der arbeitenden Klassen unterstützen will. Noch niemals seit der Einigung des Deutschen Reichs war weniger Stoff zu einer kriegerischen Verwicklung in der Welt vorhanden, als jetzt. Deshalb hat es der feierlichen Versicherung des Kaisers in seinem Schreiben an den scheidenden Reichskanzler kaum noch bedurft, daß die bewährte Politik des Friedens weiter fortgesetzt werden solle. In der That hat sich auch weder in Deutschland noch im

Auslande bei der Nachricht von dem Rücktritt des großen Kanzlers eine derartige Befürchtung gezeigt; nicht einmal an den Börsen der Welthandelsstädte hat sich ein Schwanken der Kurse bemerkbar gemacht. Es hat aber auch das Satyrspiel zu dem großen Drama nicht gefehlt, indem einige Pariser Blätter den Reichskanzler als den Friedensengel beweinten, ihn, den sie sein Leben lang als den Friedensstörer Europas zu brandmarken pflegten!

Die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck kann notwendigerweise nur auf dem Gebiete der innern Politik liegen. Es ist das leicht erklärlich, weil hier die Schwierigkeiten, die der Staatskunst begegnen, viel größer sind. In der äußern Politik sind die Wege gegeben, die Deutschland zu gehen hat: Aufrechterhaltung des Dreibundes, Freundschaft mit England, vorsichtige Pflege des Verhältnisses zu Rußland. Auf diesem Gebiete sind Mißstimmungen gar nicht denkbar, hier kann es innerhalb einer deutschen Regierung eine abweichende Ansicht gar nicht geben. Anders auf dem Gebiete der innern Politik. Hier nagt an dem deutschen Volk der Drache der Sozialdemokratie, und das Sozialistengesetz bildet das schwierigste Erbteil, das Kaiser Wilhelm II. von seinen Vorfahren erhalten hat. Wenn auch innerlich gänzlich verschieden davon, so doch im Zusammenhange mit diesen Fragen steht die Fürsorge um das Wohl der arbeitenden Klassen, die ganze sozialpolitische Gesetzgebung. Auf dem so umgrenzten Felde fehlt es bekanntlich nicht an verschiedenartigen Meinungen, und hier kann man es verstehen, wenn ein einunddreißigjähriger Monarch und ein fünfundsiebzigjähriger Minister auseinandergehen. An diesen Fragen hat es sich zum erstenmale deutlich gezeigt, daß der Altersunterschied und die Vergangenheit des Kanzlers, sowie seine Art ein längeres Verweilen am Steuerruder des Reiches nicht mehr zuließen. Man kann nicht verlangen, daß die Zurückhaltung und die zuwartende Bedächtigkeit des Alters sich mit dem Thatendrang und der mutigen Zuversicht der Jugend verständige. Dort galt es einen erworbenen Schatz von Ruhm und Ehre zu wahren und zu hüten, hier einen neuen Schatz von gleichem Wert erst zu erwerben. Auf der einen Seite Ruhe, auf der andern Bewegung. Der Kanzler hatte siebenundzwanzig Jahre regiert; nach seinen beispiellosen Erfolgen konnte es nicht anders sein, als daß seine Meinung stets die maßgebende blieb. Man würde dem Andenken Kaiser Wilhelms I. zu nahe treten, wenn man annehmen wollte, daß dieser stets nur gethan habe, was sein Minister ihm vorschrieb. Aber Monarch und Kanzler hatten sich seit Jahren in einander eingelebt; war es keine Liebesheirat, so war es jedenfalls eine Vernunftehe. Jeder von beiden kannte den andern, und Fürst Bismarck kam namentlich in den letzten Jahren nicht mehr auf Dinge zurück, bei denen er einen Widerspruch seines kaiserlichen Herrn voraussetzen konnte. So geschah es, daß thatsächlich in den letzten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms I der Wille des Fürsten Bismarck widerspruchslos blieb. Dazu kam, daß Fürst

Bismarck sich immer mehr von den Einzelheiten der Geschäfte zurückzog, indem er in der auswärtigen Politik in seinem talentvollen und fleißigen Sohne, in der innern Politik in dem mit Hingebung ihn vertretenden Minister von Bötticher die richtigen Gehilfen gefunden hatte. Fürst Bismarck blieb dem Parlamente fern und leitete monatelang von Friedrichsruh oder Varzin aus ohne Berührung mit seinem König und ohne Zusammenhang mit den bewegenden Mächten der Zeit das innere Staatswesen. Alles ging, soweit ein Urteil gestattet ist, vortrefflich, solange kein zweiter Wille daneben stand. Dieser machte sich natürlich geltend, als Kaiser Wilhelm II. die Regierung ergriff und nach echter Hohenzollernart nicht bloß König heißen, sondern auch sein wollte. Von der Natur mit einem reichen Geist ausgestattet und von dem höchsten Pflichtgefühl für sein hohes Amt beseelt, konnte und wollte er nicht sein eigenstes Wesen verleugnen. Bemüht, nach allen Seiten und von wem es auch sei, Erkundigungen einzuziehen und sich so zu unterrichten, versteht er es mit derselben Klarheit und demselben Ernst sich sein Ziel zu setzen und die Mittel zurecht zu legen. Es ist zweifellos und anerkannt, daß der Kaiser in rührender Pietät für den großen Diener seines Großvaters alle Meinungsverschiedenheiten nach Möglichkeit zu umgehen gesucht hat. Allein es ist klar, daß diese sich doch so geltend machten, daß der Kanzler ein ersprießliches Zusammenwirken mit seinem Herrn ausgeschlossen sah. In dieser durch die Natur der beiden hohen Persönlichkeiten bedingten Verschiedenheit liegt der Grund für den Rücktritt des Fürsten Bismarck, und es ist überflüssig und thöricht, nach der nächsten oder den näheren Ursachen zu suchen.

Der Staatsmann und der Geschichtsschreiber müssen frei von Empfindsamkeit bleiben. Wenn es sich um die Geschicke der Völker handelt, kann man nicht die Empfindungen des täglichen und bürgerlichen Lebens zum Maßstabe der Beurteilung machen. Daß das deutsche Reich einmal des Rats seines Kanzlers würde entbehren müssen, das war bei der sterblichen Hülle seines Geistes nicht anders zu erwarten. Er hat ein Alter erreicht, das bereits die gewöhnliche Grenze des Lebens überschritten hat, und wir können uns glücklich preisen, daß uns ein gütiges Geschick den Fürsten so lange im Dienst für Kaiser und Reich erhalten hat. An Dank haben es weder die Monarchen, denen er gedient, noch das Volk, das er geeinigt hat, fehlen lassen. Was an Ehren und Gütern auf das Haupt eines Unterthanen gehäuft werden konnte, ist dem Fürsten Bismarck zu Teil geworden. Er hat der Zeit, in der er gewirkt hat, einen unverlöschbaren Stempel aufgeprägt. Er hat eine geradezu legendare Gestalt angenommen, und noch bei Lebzeiten hat ein Sagenkreis ihn zu umweben begonnen.

Und doch hat sich der Rücktritt dieses mächtigen Staatsmannes in aller Stille vollzogen. Man ist es in Deutschland, dem Himmel sei Dank dafür, nicht gewohnt, daß die Politik auf der Straße ausgeschrieen oder gar dort

verhandelt werde. Berlin ging in diesen schweren Tagen der Entscheidung nach wie vor seinen Geschäften nach, und auch das Volk in den Provinzen ließ sich, wenn es auch mit Spannung den Nachrichten aus der Hauptstadt entgegensah, in seinem täglichen Beruf nicht stören. Aber das ist keine Gleichgiltigkeit für das politische Leben; denn Fürst Bismarck hat so sehr in das Schicksal der Welt wie der Staaten, der großen wie der kleinen, eingegriffen, daß die Zeit seit dem Tode Friedrichs des Großen kein zweites ähnliches Ereignis während der letzten hundert Jahre aufweist, wie seinen Rücktritt. Vielmehr bezeugt die Ruhe, womit das deutsche Volk den größten Staatsmann, den es gehabt hat, aus den Geschäften scheiden sieht, daß es vor der Zukunft keine Besorgnis hat. Diese Haltung beweist den tiefen monarchischen Sinn des deutschen Volkes, dem der Kaiser stets als das Höchste gilt, und diese Gesinnung ist endlich ein Zeugnis dafür, daß die Deutschen Vertrauen zu ihrem jungen Herrscher haben, und daß dieser es in der kurzen Zeit seiner Regierung schon verstanden hat, sich Liebe, Achtung und Hingebung zu erwerben. Nicht zum wenigsten haben die letzten Wochen dazu beigetragen, daß das Vertrauen zu Kaiser Wilhelm II. in immer weitere Kreise gedrungen ist. Sein hochherziges Eintreten für die Arbeiterwohlfahrt hat ihm schnell die Herzen der Menschen erobert; es wurde bekannt, daß er bei seinen Plänen einen mächtigen Widerstand zu überwinden hatte, aber je weiter sich dies zeigte, in umso hellerem Lichte strahlte der Kaiser. Das deutsche Volk hat deshalb ein Recht, auf seinen Kaiser zu vertrauen; es hat eine wohlbegründete Hoffnung, die nach Gottes Willen nicht zu Schanden werden wird.

So mag denn Fürst Bismarck nach einem beispiellos arbeitsreichen Leben noch viele Jahre der Ruhe genießen, unvergessen von der dankbaren Mitwelt und ein leuchtendes Bild für die kommenden Geschlechter. Das Glück aber, das ihm günstig gewesen ist, möge bei dem Kaiser und dem deutschen Volke zurückbleiben, die sich einig wissen in Vertrauen, Liebe und Hoffnung.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck vor der Reichstagsopposition geflüchtet. Seit acht Tagen zerbricht sich die Welt den Kopf mit der Frage, was wohl der Grund oder die Gründe seien, die den Fürsten Bismarck bewogen haben, seine Entlassung aus seinen Stellungen als Reichskanzler, Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen beim Kaiser zu erbitten, und die Presse des In- und des Auslandes hat mit ihrer geübten Divinationskunst, die schon oft Wunderdinge geleistet hat, auch bei dieser Gelegenheit mit ihrem Lichte ganz erstaunliche Entdeckungen gemacht. Wir finden es nicht nötig, alle die irrigen und zum Teil sinnlosen Vermutungen zu widerlegen,

die man in der Sache aufgestellt und dem verehrlichen Publikum zum Morgenkaffee oder Abendschoppen vorgesetzt hat, sondern wollen uns vorläufig mit einem kurzen Blick auf die abgeschmackteste begnügen, der wir namentlich in englischen Zeitungen begegnen, und die, wie aus Zuschriften mit Anfragen und Vorwürfen hervorgeht, auch in hohen Privatkreisen spukt, die sonst genauere Kenntnis der Personen und Dinge und ein verständigeres Urteil zu besitzen pflegen. Die betreffende Vermutung, die zuweilen mit der Bestimmtheit einer Überzeugung auftritt, geht kurz dahin, Fürst Bismarck habe sich von seinem Posten zurückgezogen, den Kaiser im Stiche gelassen u. s. w., weil er gefährliche Krisen herankommen sehe, insbesondre, weil er keine Hoffnung habe, mit der starken Opposition fertig zu werden, die durch die letzten Wahlen in den neuen Reichstag gekommen ist. Der Fürst hatte also Furcht vor den Herren Parlamentariern, vor Windthorst, Richter, Liebknecht und andern Püstrichen vom geraden und krummen Horn, und er wurde deshalb gewissermaßen fahnenflüchtig. Wer die Ansicht des Fürsten vom Parlamentarismus und seinen wundervollen Gesinnungsgevatterschaften, die er nie verhehlt hat, seinen Charakter und seine Treue gegen seine königlichen Herren auch nur ganz oberflächlich kennt, wer sich die Geschichte des großen Konflikts vor 1866 und der oppositionellen Mehrheit von damals, die weit stärker als die jetzigen Regierungsgegner war, vergegenwärtigt und die spätern harten Kämpfe Bismarcks mit widerhaarigen Reichstagen ins Auge faßt, wird das ungewöhnlich sinnlos nennen müssen. Es ist aber auch thatsächlich unwahr. Der Kanzler gedachte ursprünglich bis zum Sommer in seinen Stellungen zu verbleiben, er erklärte sich bereit, den Kampf mit dem Reichstage aufzunehmen und auszufechten. Es wurde ihm aber nicht vergönnt. Näheres über die Gründe des Rücktrittes — wir meinen die letzten und eigentlichen Gründe — zu sagen, wäre verfrüht.

Damit wollen wir keineswegs einem Artikel der „Post" vom 24. d. Mts. beipflichten, worin gesagt wird, man leiste mit Erörterung des Rücktritts Bismarcks und Richtigstellung von irrigen Vermutungen in der Angelegenheit dem scheidenden Kanzler den schlechtesten Dienst, weil das nur Wasser auf die Mühle seiner Gegner, insbesondre der Freisinnigen sei. Äußerste Zurückhaltung sei gegenwärtig geradezu patriotische Pflicht. Wir bemerken dazu: den Freisinnigen gegenüber kann die Stellung des Fürsten nicht verschlechtert werden, sie sind seine gehässigen Gegner und werden es bleiben. Nicht der schlechteste, sondern der beste Dienst wird ihm geleistet, wenn die Frage: war der Rücktritt ein freiwilliger oder ein unfreiwilliger? mit den Worten: ein unfreiwilliger beantwortet wird. Patriotische Pflicht endlich ist jetzt so wenig wie sonst äußerste Zurückhaltung, zu deutsch Verschweigen, Verhüllen, Vertuschen, sondern Klarstellung der Wahrheit, soweit es die Sache bis auf weiteres zuläßt.

Die Parteien in Hannover. Wenn man an den Jubel der Kaisertage vom vorigen Herbst und die vielen kaiserlichen Auszeichnungen, die infolge jener Tage Stadt und Land Hannover zu teil geworden sind, zurückdenkt, so hätte man glauben sollen, daß die letzten Reichstagswahlen eine überwiegende Zahl regierungsfreundlicher, also nach der bisher zu Tage getretenen Anschauung nationalliberaler Abgeordneten ergeben hätten. Statt dessen ist das gerade Gegenteil geschehen: unter den neunzehn Abgeordneten der Provinz sind zwölf Ultramontane und Welfen, ein Sozialdemokrat, ein Fortschrittsmann und nur fünf Nationalliberale, fast genau wieder wie bei der Wahl von 1884, wo nur der Unterschied war, daß statt fünf Nationalliberalen und einem Fortschrittsmanne sechs Nationalliberale gewählt waren, während die Septennatswahlen von 1887 neben einem Sozialdemokraten und nur

sieben Ultramontanen und Welfen einen Freikonservativen und zehn Nationalliberale in den Reichstag entsandt hatten. Woher kommt dieser Umschwung? Liegt nur Verhetzung zu Grunde, haben die Hannoveraner so wenig Nationalgefühl, oder haben wir eine dritte Ursache anzunehmen?

Es kann nicht geleugnet werden, daß an Verhetzungen geleistet worden ist, was möglich war. Nicht nur die sozialdemokratische, auch die ultramontane Presse und Parteileitung hat sich vielfach in geradezu demagogischer Weise an das Volk gewandt, und das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen erklärt sich mit als eine Folge dieser welfisch-ultramontan-demagogischen Hetzereien, aber es geschah auch, wie die amtlich festgestellten Zahlen erweisen, zum Teil auf Kosten der welfisch-ultramontanen Stimmen; konnte doch selbst Windthorst in seinem angestammten Wahlkreise nur 17306 Stimmen erhalten, während er vor drei Jahren 18023 erhielt. Aber diese Hetzereien würden es allein nicht vermocht haben, da der Hannoveraner, wie er nicht nur in den Kaisertagen gezeigt hat, ein reges Nationalgefühl und treue Anhänglichkeit an das Haus der Hohenzollern besitzt. Es ist eine Thorheit, zu behaupten, daß alles, was die Nationalliberalen unter dem Namen Welfen zusammenfassen, wirklich, wie man ihnen stellenweise recht geschmacklos und ungeschickt vorwarf, auf die Zertrümmerung des deutschen Reiches und der preußischen Monarchie insbesondre hinarbeite. Derartige unbegründete Vorwürfe haben der nationalliberalen Agitation ganz entschieden geschadet, indem sie ihr die Stimmen vieler Wähler abwendig machten, die dergleichen nicht durch ihre Stimmabgabe unterstützen wollten. Gewiß denkt mancher alte Hannoveraner nicht bloß in den Kreisen des frühern Hofadels oder der Geschäftsleute der Residenz mit Liebe an die frühern Zeiten zurück und kann sich nicht auf den Boden des Nationalliberalismus, der Fortsetzung der frühern hannoverschen Opposition versetzen. Da ihm ein andrer Boden fehlt, auf dem er seine Teilnahme am öffentlichen Leben bethätigen kann, so bleibt ihm nichts weiter übrig, als für einen „Deutschhannoveraner" zu stimmen, von dem er weiß, daß dieser nichts direkt gegen Kaiser und Reich, gegen König und Vaterland unternehmen, daß er aber möglichst die in Hannover althergebrachten Anschauungen vertreten wird. Dies trifft z. B. bei vielen Landleuten zu, die es bis zur Stunde nicht begreifen, weshalb man ihnen jetzt zumutet, die im Interesse der Erhaltung des Bauernstandes so notwendige Geschlossenheit ihres Grundbesitzes erst durch Eintragung in die Höferolle zu bewirken, während sich diese Geschlossenheit früher von selbst verstand, also höchstens, wo sie noch nicht bestand, eine Bestimmung am Platze gewesen wäre, wonach der Hofbesitzer die Möglichkeit erhielt, im Notfall die Geschlossenheit des Gutes aufzuheben. Ähnliche Beispiele von Mißstimmung durch zweck- und grundlosen Bruch mit guten Bestimmungen der alten Zeit ließen sich noch mehr anführen. Daß es auch unter der welfisch-ultramontanen Partei Leute fortgeschrittener Richtung giebt, die weitergehende Absichten haben, und daß es daher eine gewisse Gefahr in sich birgt, wenn eine starke Partei mit solchen Elementen unter sich besteht, von denen sie wohl auch einmal zu unüberlegten Schritten fortgerissen werden kann, wird niemand leugnen, und das führt zur Beantwortung der weitern oben aufgestellten Frage, ob wir für den Ausfall der Wahlen in Hannover nicht eine dritte Ursache anzunehmen haben.

Wir haben bereits früher in diesen Blättern (1885, Band IV, Seite 301) darauf hingewiesen, daß die nationalliberale Partei dem Hannoveraner im großen und ganzen nicht zum Ausdruck seiner politischen Meinung genüge, und haben damals vielen Widerspruch gefunden, die Richtigkeit unsrer damaligen Darstellung ist aber durch die letzten Wahlen aufs neue bestätigt worden. Man rühmt sich

zwar bei den Nationalliberalen, daß am 20. Februar in der Provinz 121677 nationalliberale Stimmen abgegeben worden seien; setzt man aber dagegen die gleichfalls an jenem Tage abgegebenen 129685 welfisch-ultramontanen, 72271 sozialdemokratischen, 29474 freisinnigen, 7516 freikonservativen und 1417 zersplitterten Stimmen, so erhält man 240363, also fast doppelt so viel Gegnerstimmen, eine Zahl, die noch bedeutend höher erscheint, wenn man die Stimmen der Konservativen, die sich aus Abneigung gegen den Nationalliberalismus, allerdings unpolitischer Weise, der Abstimmung enthalten haben, in Anschlag bringt. Dazu sind aber die als nationalliberal bezeichneten Stimmen nur als die für die nationalliberalen Kandidaten abgegebenen Stimmen anzusehen und da müssen wir eine große Zahl Stimmen konservativer und freikonservativer Wähler, die aus Patriotismus, wenn auch nicht immer leichten Herzens dem Kartell getreu für den von den Nationalliberalen als den Besitzern des Wahlkreises aufgestellten Kandidaten gestimmt haben, wieder in Abzug bringen. Dann sehen wir aber, daß die Nationalliberalen in Wahrheit nichts weniger mehr als die herrschende Partei in Hannover sind. Konnte doch selbst ein Mann wie der Oberpräsident von Bennigsen nur auf dem Wege der Stichwahl in den Reichstag gelangen! Es ist eine Neubildung der Parteiverhältnisse erforderlich, und die kann in befriedigender Weise nur von konservativen Gesichtspunkten ausgehen und muß sich frei von doktrinärer Voreingenommenheit auf den Boden der Thatsachen stellen. Daß die von Hannover aus versuchte konservative Agitation im Sinne der Kreuzzeitungspartei keinen Erfolg hatte, ist durch die Thatsachen bewiesen; aber es giebt ja auch noch Konservative andrer Schattirungen, die sich auch hin und wieder zu Vereinen zusammengeschlossen haben; diese haben vielfach nahe Fühlung mit althannoverischen Konservativen, ja sie zählen solche als Vereinsgenossen zu sich. Nur von dieser Richtung aus kann unter Anlehnung an den des Doktrinarismus abholden Flügel der Nationalliberalen eine neue Belebung unsers Parteiwesens in fruchtbringender Weise erreicht werden. Paßt keiner der bestehenden Parteinamen mehr, so muß man eben einen neuen annehmen, z. B. den der reichstreuen Hannoveraner oder was sonst; im Land- und Reichstag wird die Partei ihre Anlehnung schon finden. Möchten endlich in dieser Richtung Schritte geschehen, ehe noch mehr Personen, die gern die Hand zur Mitarbeit fürs Vaterland bieten, in falsche Bahnen, die ihnen selbst nicht gefallen, gedrängt werden!

Die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen. Wenn auch die öffentliche Meinung in Deutschland zur Stunde noch beherrscht ist durch das Gesamtergebnis der Reichstagswahlen, das düstere Schatten auf die nächste parlamentarische Zukunft wirft, so dürften doch auch die Wahlvorgänge im Reichslande einen bescheidnen Raum für die Aufmerksamkeit Deutschlands beanspruchen, weil aus dem Reichslande der nationalen Sache eine ganz unerwartete Hilfe erwachsen ist, und weil dieses örtliche Ergebnis sich vollzogen hat, ohne daß die Parteibewegung in Altdeutschland in das Reichsland mit besonderm Erfolge eingegriffen hätte, vielmehr die alten nationalen Gegensätze dort ihre Kräfte maßen. Selbst da, wo ein Zusammenhang mit der Bewegung in Altdeutschland vermutet werden könnte, im ultramontanen und im sozialdemokratischen Lager, haben sich die Erscheinungen in ganz eigenartiger Weise gebildet. Von der durch die Katholikentage in Freiburg und Trier eingeleiteten Bewegung für den Anschluß der ecclesia militans des Reichslandes an das Zentrum hatte man sichern Erfolg schon damals erwartet, als in der Zwischenwahl zu Metz der Erzpriester Delles gewählt worden war; ebenso

wenig wie dieser Abgeordnete dem Zentrum beigetreten ist, ebenso wenig haben die drei neugewählten lothringischen Amtsbrüder eine solche Absicht ausgesprochen. Die deutschen Sozialisten sind in zwei Wahlkreisen aufgetreten, in Straßburg und in Mülhausen, abgesehen von einigen kleinen Minderheiten; in Straßburg haben die Protestler, denen der Mut fehlte, einen eigenen Kandidaten aufzustellen, wie sie es doch seit 1874 bei jeder Wahl gethan hatten, ihre Stimmen dem deutschen Sozialisten Bebel gegeben, und sie sind mit den Sozialisten dem nationalliberalen einheimischen Bewerber, Dr. Petri, der schon bei der Zwischenwahl gesiegt hatte, unterlegen; in Mülhausen dagegen, wo die Sozialisten von der Schweiz und von Mannheim aus sich der Wahlbewegung angenommen hatten, ist ihr Kandidat, Schreiner Hickel, im Wahlkampfe mit einem durch die katholische Geistlichkeit unterstützten Protestler siegreich geblieben.

In den übrigen unsrer fünfzehn Wahlkreise hat sich lediglich der nationale Gegensatz zwischen den Protestlern und den Deutschgesinnten oder Gemäßigten abgespielt. Das Programm der Autonomie des Reichslandes kam gar nicht recht zum Vorschein. Überhaupt fehlte bei der letzten Wahl jedes die Menge fortreißende Schlagwort; die Programme waren in den meisten Wahlkreisen von abschreckender Nüchternheit. In einem oberelsässischen Wahlkreise beschränkte sich ein katholischer Priester darauf, den Wählern zu sagen, daß er, wenn sie ihn wieder wählen sollten, fünf und nicht drei Jahre lang ihr Vertreter sein würde!

Die französische Presse hatte, als die Wahl ausgeschrieben war, die felsenfeste Zuversicht ausgesprochen, daß die frühern Vertreter wieder gewählt werden würden, daß aber Straßburg die Scharte auswetzen werde, die der Patriotismus der Stadt durch die Zwischenwahl erlitten habe, als der abtrünnige Dr. Petri an Stelle des verstorbenen Kablé gewählt wurde. Im übrigen wurde die Agitation in der Presse mit größter Nachlässigkeit betrieben. Nur der Alsacien-Lorrain brachte einen siedendheißen Wahlaufruf, der auch in Sonderabdrücken ins Land ging.

Sehr beachtenswert war die Haltung der Behörden im Lande. Die Kreisdirektoren, von allen Seiten um die Meinung der Regierung angegangen, bewahrten völlige Zurückhaltung, wie auch schon geraume Zeit vor der Wahl die offiziösen Auslassungen stets betont hatten, daß die Regierung keinen Wert auf den Ausfall der Wahlen lege. Die 1887 gemachten Erfahrungen hatten die Regierung wohl bestimmt, diese kluge und vorsichtige Haltung einzunehmen.

Der geringen Einwirkung der deutschen Parteibewegung, anderseits der Lässigkeit der französischen Presse, aus der wohl auf eine geringe Teilnahme der französischen Zuschauer geschlossen werden kann, endlich der Enthaltsamkeit der deutschen Regierung entsprach auch die geringe Wahlbewegung.

Die Zahl der abgegebenen Stimmen ist 1890 gegen 1887 von 262 000 auf 191 000 zurückgegangen, oder in Prozenten der eingeschriebenen Wähler von 83.3 auf 60.4, in Lothringen von 81.1 auf 53.2; in mehreren Wahlkreisen ist die Wahlbeteiligung unter 50 Prozent gesunken. Die Stimmen für die Gewählten, die Majoritätsziffern, waren von 208 000 auf 154 000 zurückgegangen, in Prozent der eingeschriebenen Wähler von 66.2 auf 48.7.

Gegenüber der von der französischen Presse ausgesprochenen Erwartung, daß die frühern Vertreter wieder aus der Wahl hervorgehen würden, und daß Straßburg insbesondre den Abfall vom Protest bei der Zwischenwahl wieder gut machen würde, hat sich das Wahlergebnis recht eigentümlich gestaltet. Von den 1887 gewählten Vertretern waren der von Straßburg durch Tod, der von Metz durch Auswanderung abgegangen, und die bei den Zwischenwahlen gewählten Abgeordneten

dieser beiden Hauptstädte sind wiedergewählt worden; entsagt haben ausdrücklich die drei lothringischen Abgeordneten Germain, von Wendel und Jaunez, sowie die bisherigen Vertreter von Mülhausen, Straßburg (Land) und Zabern. Wiedergewählt wurden die drei Pfarrer aus dem Oberelsaß, Gerber, Simonis und Winterer, und die mehr ultramontan als protestlerisch gesinnten Vertreter von Colmar (K. Grad) und von Schlettstadt (J. Lang), dazu noch der Vertreter für den Wahlkreis Hagenau-Weißenburg, Freiherr von Dietrich; in Mülhausen aber wurde zur allgemeinen Überraschung der Protestler wie der mit ihnen verbündeten Ultramontanen — ein Sozialist gewählt. Die frühern Vertreter des Protestes sind also nur in sechs von fünfzehn Wahlkreisen wiedergewählt worden, und zwar Lang und von Dietrich nach einer vollständigen Verwässerung des Protestprogrammes, der politische Proteus Grad aber, obwohl er bei verschiednen Gelegenheiten im Reichstage den Standpunkt des Protestes verlassen und die Reichsregierung in anerkennenswerter Weise unterstützt hatte. Wenn wir es also genau nehmen, so sind von den frühern fünfzehn Protestabgeordneten ohne Änderung, sei es des Programmes selbst, sei es der Stellungnahme, nur die drei Pfarrer im Oberelsaß, Gerber, Simonis und Winterer, wiedergewählt worden, wobei zu bemerken ist, daß die vier Pfarrer aus Lothringen — sieben sind es im ganzen, man nennt die Gesellschaft bereits das große Seminar — der Welt zwar nicht das Schauspiel eines Zwiespaltes unter den Vertretern der römischen Kirche bieten, bei jeder passenden Gelegenheit aber mit dem Zentrum gegen die Regierung stimmen werden.

Das Endergebnis der Reichstagswahlen war eine unmöglich abzuleugnende Niederlage des Protestes und der französischen Bestrebungen. Wo der Protest offen auftrat, ist er unterlegen; wo die frühern Protestler sich zurückzogen, sind sie teils durch katholische Geistliche, teils durch Freunde Deutschlands ersetzt worden; die wiedergewählten Abgeordneten verdanken die Wiederwahl der Soutane oder einer klugen Abschwächung des Programmes. Wenn nun auch zugestanden werden muß, daß im Reichslande — französischer Gewöhnung und einem seit 1874 unbestrittenen Besitzstande entsprechend — vielfach nicht das Wahlprogramm, sondern die Persönlichkeit für das Wahlergebnis entscheidend ist, so muß doch daran festgehalten werden, daß, während 1887 unter dem Schlachtrufe des Protestes fünfzehn Sitze erobert worden waren, 1890 der offene Protest nicht einen Sitz erhalten hat, die sechs wiedergewählten Abgeordneten dagegen vielleicht ihren Persönlichkeiten, sicher aber nicht ihren Programmen die Wiederwahl verdanken. Soweit sich der Protest nicht überhaupt verkrochen hat, ist er nur verkappt aufgetreten. Diese Erscheinung ist aus zwei Gründen zu erklären. Einerseits hatten die Wähler den Ernst der Lage begriffen und insbesondre sich gegen die Folgerungen, die Deutschland aus offenen Protestwahlen etwa ziehen würde, zu wehren gesucht, und die lothringischen Abgeordneten z. B. haben ausdrücklich ihren Rücktritt damit erklärt, daß sie die Verantwortung für den Paßzwang u. s. w. nicht länger tragen wollen, anderseits hatte sich unter den Wählern unverkennbar eine gewisse Müdigkeit geltend gemacht und die Aussichtslosigkeit fortgesetzter Protestwahlen hatte die Wähler teils zur Wahl andrer Persönlichkeiten, teils zur völligen Wahlenthaltung bestimmt. Diese Aussichtslosigkeit entsprach aber nicht nur der seit drei Jahren erprobten Erfahrung, daß die deutsche Regierung fest entschlossen schien, den Standpunkt rücksichtsloser Abwehr fremder Einmischungen zu behaupten, sondern ganz besonders auch den Enttäuschungen, die Frankreich bereitet hatte, das bei jeder Reichstagswahl ein Plebiszit für Frankreich und das Selbstbestimmungsrecht des Landes, eine Huldigung für das republikanische Mutterland verlangte, selbst

aber nicht einmal sich mächtig genug erwies, die unter befreundeten Nachbarvölkern ungewöhnliche Maßregel des Paßzwanges auf diplomatischem Wege zu beseitigen. Man hatte genug an der Rolle der Tiere aus der Fabel, die immer wieder die Kastanien aus der heißen Asche holen sollten. Wir können die deutsche Regierung nur beglückwünschen, daß sie bei den letzten Wahlen durch ihr Verhalten den Wählern deutlich gemacht hat, daß ihr der Ausfall der Wahlen ganz und gar gleichgiltig sei; nicht so gleichgiltig aber hätten die deutschgesinnten Wähler sich verhalten sollen, in mehreren Wahlkreisen würde die Aufstellung deutschgesinnter Gegner vielleicht zu einem Erfolge geführt haben. Doch können wir uns mit dem Ergebnis begnügen, daß das Reichsland, während die nationalgesinnten Parteien im Reiche so starke Einbuße erlitten haben, vier deutschgesinnte Abgeordnete in den Reichstag entsendet!

Das besondre Merkmal der letzten Wahl war die Wahlenthaltung auf beiden Seiten. Die Ultramontanen und Protestler, die wir zu einer Partei zusammenzuzählen durch die Wahlvorgänge wohl befugt sind, hatten in zwölf Wahlkreisen Kandidaten aufgestellt, in Straßburg (Stadt) mit den Sozialisten gestimmt und nur die beiden Wahlkreise Straßburg (Land) und Zabern, in denen das evangelische Bekenntnis am stärksten vertreten ist, sich selbst überlassen; in den drei letztgenannten Wahlkreisen, außerdem in Erstein-Molsheim, wo der Protest nur ein Zehntel der 1887 gewonnenen Stimmen wieder erhielt, hatten die Deutschgesinnten und Autonomisten Kandidaten aufgestellt, dagegen haben sie in acht Wahlkreisen sich der Abstimmung ganz enthalten, während in drei weitern Wahlkreisen deutschgesinnte Minderheiten ohne Führung und Leitung ansehnliche Stimmzahlen für einen oder für mehrere Gesinnungsgenossen abgaben. Die vereinigten Ultramontanen und verkappten Protestler gewannen zehn von den zwölf beanspruchten Sitzen, einen verloren sie an die Sozialisten, einen an die deutsche Partei, die außerdem drei weitere Sitze gewonnen hat.

Wie weit die Teilnahmslosigkeit bei den Wahlen vorherrschte und welchen Umfang die Wahlenthaltung gewonnen hatte, sehen wir aus folgenden Ziffern. Die Zahl der abgegebenen giltigen Stimmzettel für die Gewählten sowohl wie für die in der Minderheit gebliebenen betrug nach der Parteirichtung:

	1887	1890
1. Für Protestler und Ultramontane . . .	208399	100720
2. Für Autonomisten und Deutschgesinnte . .	43993	60827
3. Für Sozialisten	673	15355
Im ganzen:	253065	176902

Wenn wir aber nur die Stimmen der Gewählten zählen, erhalten wir folgendes Bild:

	1887	1890
1. Protestler und Ultramontane	208333	92190
2. Autonomisten und Deutschgesinnte . . .	—	52373
3. Sozialisten	—	9749
	208333	154312

Bemerken wir noch dazu, daß die Autonomisten und die Deutschgesinnten in elf Wahlkreisen sich überhaupt der Wahl enthalten oder wild gewählt haben, die Protestler und Ultramontanen sich aber 1890 nur im Wahlkreise Straßburg (Land) der Abstimmung ganz enthalten haben, so wird die Niederlage des Protestes und der Rückgang der ganzen französischen Bewegung recht deutlich sichtbar.

Einige besonders lehrreiche Wahlvorgänge mögen hier noch erwähnt werden. In Mülhausen, dessen früherer Vertreter im Reichstage, H. Dollfus, der Begründer

der cité ouvrière, einst stolz erklärt hatte, daß es im Elsaß keine Sozialisten gebe, ist der erste Sozialist gewählt worden, der bisher überhaupt aus dem Reichslande in den Reichstag entsendet worden ist. Die Verblüffung über dieses ungeahnte Ergebnis war bei den Protestlern nicht geringer als bei den Ultramontanen. Mit hochmütiger Nachlässigkeit und Zuversicht hatte der Kandidat des Protestes, für den die katholische Geistlichkeit eintrat, sich darauf beschränkt, zu erklären, daß das Komitee von 1887 seine Kandidatur empfehle, in dem festen Vertrauen, daß dieses Schlagwort genügen müsse, die Wahl zu sichern. Es kam aber ganz anders, und die Enttäuschung über das Ergebnis war so groß, daß zu dem gewählten Abgeordneten, dem Schreinermeister Hickel, eiligst ein Interviewer geschickt wurde, der in dem neuen Vertreter einen biedern, von jeder sozialistischen Arglist freien Arbeiterfreund entdeckte, der nur das Wohl seiner Mitbrüder durch Besserung der Arbeits- und Lohnverhältnisse anstrebe. Und doch war dieser farblose Sozialist nicht nur durch einen Parteigenossen, Advokat Gutstein aus Karlsruhe, eingeführt und aus Mannheim unterstützt worden, sondern er ist auch seitdem von den Sozialdemokraten den Anhängern beigezählt worden, und ist — kurz und gut — Sozialdemokrat ohne besondre nationale Färbung. Dieses Wahlergebnis ist nicht durchaus als ein überraschender Zufall, sondern viel ernster zu betrachten. Schon im Frühjahr 1870 bestand in Mülhausen eine Sektion der Internationale, die zur fédération von Marseille gehörte. Der Krieg mit seinen Folgen, die Optionsbewegung, der Wegzug vieler Arbeiter, die in die französischen Filialen der Fabriken zogen, das alles brachte Störung in die Sache; der schweizerische „Grütliverein" und später die Mannheimer haben wieder Richtung in die Bewegung gebracht. Die Abneigung gegen die Fabrikherren und die Unlust an der Heerfolge für die katholische Geistlichkeit haben den Wählern in der Stadt Anhang aus den Dörfern zugeführt, und heute ist der Wahlkreis Mülhausen, von dem man immer gepriesen hatte, daß die menschenfreundlichen Gründungen der Fabrikherren eine gewisse örtliche Immunität gesichert hätten, durch einen Sozialdemokraten vertreten! Der Teufel ist, wenn er nicht schon drinnen sein sollte, wenigstens an die Wand gemalt; was hilft es da, darüber zu klügeln, daß die Wähler gar nicht der Meinung waren, einen Sozialdemokraten in den Reichstag zu schicken? Bedeutsamer scheint uns der Umstand zu sein, daß im Wahlkreise Mülhausen, der doch bisher die Hochburg des Protestes gewesen ist, die Protestler nicht einmal mit Hilfe der katholischen Geistlichkeit den Sieg erringen konnten.

Besonders beachtenswert waren die Wahlvorgänge in Lothringen. Der Protestabgeordnete für Metz war des Landes verwiesen worden und dann ausgewandert; sein Nachfolger war bei der Zwischenwahl ein katholischer Priester geworden. Die drei übrigen Protestabgeordneten des Bezirkes verzichteten in einer gemeinschaftlichen Erklärung auf Wiederwahl, indem sie erklärten, die Verantwortlichkeit für die strengern Maßregeln der Regierung nicht weiter tragen zu können, und empfahlen den Wählern drei bisher kaum dem Namen nach bekannte katholische Priester als Nachfolger; die katholischen Blätter in Metz erklärten hierauf, daß diese Priester die ihnen angebotenen Mandate, wenn auch nicht mit sorgenfreiem Herzen, annehmen müßten, weil aus dem Laienstande geeignete Vertreter gar nicht aufgetrieben werden könnten. Trotz dieser Beschimpfung haben die Wähler ohne erheblichen Widerspruch, allerdings unter sehr geringer Beteiligung, die Schützlinge der abgehenden Protestler gewählt; nur im Wahlkreise Forbach-Saargemünd erhielt ein Gegenkandidat die ansehnliche Stimmenzahl von 3800; es war dies ein einfacher Bergmann, der sich auf den Standpunkt des kaiserlichen Arbeitsprogramms gestellt

hatte. Es wird uns von glaubwürdiger Seite versichert, daß die Stimmung der Wähler für den Erzpriester in Saargemünd so flau gewesen sei, daß es den deutschgesinnten Wählern, wenn einige Bewegung in die Sache gebracht worden wäre, mit einiger Anstrengung hätte gelingen können, den deutschgesinnten kaisertreuen Bergmann in den Reichstag zu befördern. In den beiden Wahlkreisen Schlettstadt und Hagenau-Weißenburg haben, wie schon erwähnt, die beiden ausscheidenden Protestabgeordneten ihre früher aufgestellten Programme so weit gemildert, daß sich jeder Autonomist damit hätte zufrieden geben können, und zwar geschah dies auf Drängen einheimischer Wähler hin, die vorstellten, daß Protestprogramme in den Dörfern nicht mehr zögen, und daß damit nichts mehr auszurichten sei. Der mit geringer Stimmenzahl gewählte Vertreter von Hagenau-Weißenburg, Freiherr von Dietrich, Besitzer großer Eisenwerke, hielt es sogar, um sich bei seinen Wählern besser einzuführen, für nötig, im Wahlaufrufe zu erklären, er habe dem kaiserlichen Statthalter ausdrücklich die Versicherung gegeben, daß er nicht grundsätzlich der Regierung Opposition machen wolle. Dabei verschwieg er aber den Wählern, daß er die Antwort erhalten hatte, eine solche Versicherung genüge nicht, den politischen Standpunkt zu kennzeichnen. Die Wähler sollten eben glauben, daß ihr Vertreter seinen kleinen Sonderfrieden mit dem deutschen Reiche geschlossen habe; sonst würden sie die Heerfolge verweigert haben. Wie sehr der Protest bei den Wählern an Kredit verloren hatte, das hat sich im Wahlkreise Erstein-Molsheim besonders gezeigt, wo die Bauern mit dem Eifer von Neubekehrten gegen den frühern Vertreter sich erhoben.

Aus verschiednen Wahlkreisen hören wir von wohlunterrichteten Leuten, daß die Niederlage des Protestes der natürliche Rückschlag der übertriebenen Wahlbewegung von 1887 gewesen sei. Damals glaubten die Leute an einen unmittelbar bevorstehenden Krieg und zweifelten auch nicht an dem Siege der französischen Waffen, der mit solcher Zuversicht verkündet worden war. Seitdem sind drei Jahre ins Land gegangen, und die Franzosen kamen nicht: Boulanger aber, der Mann der Rache, ist gestürzt. Jetzt glaubt man nicht mehr an die Kriegsgefahr, und die Ankündigung der französischen Siege wird als leere Ruhmrednerei nach Gebühr geschätzt. Man fürchtet nicht mehr die Wiederkehr der Franzosen, man fürchtet nicht mehr die angedrohte Vergeltung, die an den Abtrünnigen geübt werden soll, man ist dieser ewigen Aufregungen müde geworden, man will Ruhe haben im Lande. Die aber, die die Rückkehr der Franzosen wünschen und hoffen, haben Wasser in ihren Wein gegossen.

Es ist ein bedauerliches Verhängnis, daß die Abfindung mit der Vergangenheit und der Anschluß an die neue Ordnung der Dinge zeitlich zusammentrifft mit der Niederlage der Nationalliberalen in Altdeutschland und mit dem Beginn einer schweren nationalen Krisis, in die wir durch die Wahlen vom 20. Februar gebracht worden sind.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 49. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im März 1890 Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig